

LielQuecke

Ratinger und Angerländer Heimatblätter

Nr. 73

Herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“

Dezember 2003



Das Ulenbroich-Haus im
Schatten der St. Anna-Kirche

Beherrzigung

Ach, was soll der Mensch verlangen?

Ist es besser, ruhig bleiben?

Klammernd fest sich anzuhängen?

Ist es besser, sich zu treiben?

Soll er sich ein Häuschen bauen?

Soll er unter Zelten leben?

Soll er auf die Felsen trauen?

Selbst die festen Felsen beben.

Eines schickt sich nicht für alle!

Sehe jeder, wie ers treibe,

Sehe jeder, wo er bleibe,

Und wer steht, daß er nicht falle!



„Die Quecke“

Begründet 1950 von Theo Volmert.

Herausgeber: Verein Lintorfer Heimatfreunde e. V.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Manfred Buer, Am Speckamp 5, Ratingen-Lintorf

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Monika Buer

Gesamtherstellung: Druckerei Preuß GmbH, Ratingen-Lintorf

Die Quecke erscheint einmal jährlich.

Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Der Druck dieses Jahrbuches wurde gefördert durch die Volksbank Rhein-Ruhr, die Firma Vodafone Information Systems, die Kulturstiftung der Sparkasse Ratingen und die Stadt Ratingen.

Einzelpreis: € 4,00

ISSN 0930-6560

Inhaltsverzeichnis

<i>Johann Wolfgang von Goethe</i> Beherzigung		<i>Kurt Roßberg</i> Johann Gottfried Brügelmann: Größter Dieb oder anerkannter Unternehmer? Zum 10-jährigen Vereinsjubiläum der Freunde und Förderer des Industriemuseums Cromford e.V. in Ratingen am 29.6.2003	64
<i>Manfred Buer</i> Der Ulenbroich	3	<i>Ewald Dietz</i> Baumwollspinnereien-Parallelen	73
<i>Edi Tinschus</i> Neues Leben im Ulenbroich	6	<i>Martin Schmidt</i> Leute machen Kleider Lebensgeschichten, Arbeitsplätze, „gute Stücke“ Zur diesjährigen Sonderausstellung im Rheinischen Industriemuseum, Textilfabrik Cromford	77
<i>Heinz Fink</i> Ein altes Haus im Lintorfer Norden wird 100 Jahre alt	10	<i>Katja Stromberg</i> Leute machen Kleider Lebensgeschichten, Arbeitsplätze, „gute Stücke“ z.B. Hiltrud Hoffmann / z.B. Martha Bruckersteinkuhl	82
<i>Andreas Preuß</i> Klosterweg 2 – „Saalanbau mit Restauration“ Haus Anna: Erstes großes Pfarrzentrum nach dem Zweiten Weltkrieg im Erzbistum Köln	13	<i>Manfred Buer</i> Ein strahlender Sommer und viel Kultur Über das Stadtteilkulturprojekt Lintorf 2003	87
<i>Richard Baumann</i> (Rheinische Post vom 5. 12. 1960) Ein Hort des Geistes und der Freude	16	<i>Franciska Oehler / Theresa Schaus</i> <i>Konstantin Dohms / Nora Sill</i> Eine Lintorfer Schulgeschichte aus dem Jahr 1911	92
<i>Andreas Preuß</i> Haus Anna – das lange Sterben eines Mythos'	18	<i>Brigitte Splettstößer</i> Farbe als ästhetisch-sinnliches Phänomen Begegnungen mit Erika Maria Riemer-Sartory	95
<i>Andreas Gryphius</i> Vanitas! Vanitatum Vanitas!	20	<i>Rita-Maria Habermann</i> Schalom Jüdischer Kulturverein Ratingen	100
<i>Michael Buhlmann</i> Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: XII. Besitz des Kölner Georgstifts im Homberg (1067?, kurz vor 1148)	21	<i>Hans Müskens</i> Marktplatz 12	103
XIII. Die sogenannte Duisburger Mauerbauinschrift (1111/25)	24	<i>Uta Asher</i> Wie ein Paradies (Fortsetzung)	104
XIV. Schenkung von Ackerland in Lintorf (um 1145)	25	<i>Kurt Ehrkamp sen. / Kurt Ehrkamp jun.</i> Erinnerungen Kurt Ehrkamp wurde 95!	108
<i>Andreas Lammers</i> Der Reichsdeputationshauptschluss von 1803 Vor 200 Jahren änderten sich auch in unserer Heimat die territorialen Grenzen	27	<i>Werner Frohnhoff</i> Meine Erinnerungen an die Kriegsjahre 1940–1945 in Lintorf	110
<i>Joachim Schulz-Hönerlage</i> Vor 200 Jahren: Aufhebung des Ratinger Minoritenklosters	32	<i>Marianne Preuß</i> Marlenes schwierige Geburt im Krieg	114
<i>Monika Degenhard</i> Das „Medizinalpersonal“ der Mairie Ratingen um 1810	35	<i>Wolfgang Kannengießer</i> Nach 60 Jahren am Grab meines Bruders in Rußland	115
<i>Otto Samans</i> Ratingen nach dem Ersten Weltkrieg	40	<i>Herbert Krug</i> Meine Erinnerungen an das Kriegsgefangenenlager „Lintorf Camp“	119
<i>Jean Oberbanscheidt</i> Ratinger Oriijinale	46	<i>Erich Kästner</i> Das letzte Kapitel	123
<i>Joachim Ringelnatz</i> Morgenwonne	48	<i>Wolfgang Diedrich</i> 40 Jahre Elysée-Vertrag Ratingen war bei der Feier in Paris vertreten	124
<i>Josef Schwaab / Bernhard Schwaab</i> Lebenserinnerungen	49	<i>Michael Baaske</i> Ratinger Spielmobil „Felix“ – Dresdner Kinderstraßenbahn „Lottchen“ Eine in Deutschland einmalige Freundschaft wurde 1995 in Zürich begründet	127
<i>Rudolf Rickes</i> Soziale Not zwischen den beiden Weltkriegen in Ratingen	56		
<i>Maria Molitor</i> Kanada	62		
<i>Joachim Ringelnatz</i> Die Ameisen	62		

<i>Erika Münster</i> Bürgerhaus – Kloster – Betonklotz: Das Ratinger Rathaus – eine Geschichte ohne Ende?	129	<i>Bernd Bastisch</i> 100 Jahre Angertalbahn	192
<i>Hans Kraft</i> Sein Herz schlug links Peter Kraft (9. 5. 1929 – 11. 1. 2003)	133	<i>Ewald Dietz</i> Ein halbes Jahrhundert für und mit uns unterwegs 50 Jahre Rheinbahn-Betriebshof Tiefenbroich	198
<i>Hans Kraft</i> Orden und Ehrenzeichen	136	<i>Olaf Tünkers</i> Tünkers – Ein Ratinger Maschinenbauunternehmen	201
<i>Peter Huchel</i> Nichts zu berichten	140	<i>Thomas Klein</i> In Lintorf hat Hightech Tradition 30 Jahre Rechenzentrum der Mannesmann Datenverarbeitung/Vodafone Information Systems an der Rehhecke	205
<i>Wolfgang Diedrich</i> Seniorenzentrum Haus Salem im Ratinger Osten 150 Jahre	141	<i>Erich Kästner</i> Die Entwicklung der Menschheit	208
<i>Uta Asher</i> Holunder	145	<i>Thomas van Lohuizen</i> Bemerkenswerte archäologische Funde der Jahre 2002/2003	209
<i>Richard Baumann</i> Wie die alten Homberger mit Heilkräutern sowohl Krankheit wie Gesundheit pflegten	146	<i>Michael Lumer</i> „Lintorf hat viel Wasser, aber auch viel Erz“ Die letzten Jahre des Lintorfer Bergbaues unter der Gewerkschaft der Lintorfer Erzbergwerke (Schluss)	213
<i>Helmut Kuwertz</i> Aus den Aufzeichnungen des Höselers Lehrers Peter Vogel (Fortsetzung)	150	<i>Manfred Buer</i> Fritz Wachendorf	231
<i>Elke Klapdohr</i> Gottes Stimme lasst uns sein 120 Jahre Evangelischer Kirchenchor Hösel	157	<i>Manfred Buer</i> In eigener Sache	231
<i>Renate Kurz-Rahe</i> 40 Jahre Kantorei Lintorf-Angermund	159	<i>Ursula Schiefer</i> Laudatio zur Verleihung des Rheinlandtalers an Manfred Buer	234
<i>Friedrich Wagner</i> Der Schulgarten der evangelischen Schule an der Duisburger Straße	161	<i>Walburga Dörrenberg</i> Standardwerk der Erziehungsliteratur Zwei Lintorfer schreiben Sachbuch-Bestseller	237
<i>Friedrich Wagner</i> Martha Gelbhardt, langjährige Küsterin der evangelischen Kirchengemeinde Lintorf-Angermund	162	Buchbesprechungen:	
<i>Hartmut Krämer</i> Das letzte Blatt	163	<i>Hans Müskens</i> Textilfabrik Cromford in Ratingen DKV-Kunstführer Nr. 607/2	238
<i>Joachim Zeletzki</i> Ein Volksschüler aus dem Angerland Schulentlassung vor 50 Jahren	164	<i>Hans Müskens</i> Ratingen – Fotografien von gestern und heute Wartberg Verlag 2002	239
<i>Joachim Zeletzki</i> Verwaltungslehrling beim Amt Angerland Eine Lehrzeit vor 50 Jahren	168	<i>Hans Müskens</i> Ratinger Wappen Entstehung – Bedeutung – Rezeption Schriftenreihe des Stadtarchivs Ratingen, Reihe A, Band 6	239
<i>Karl-Heinz Jörgens</i> 40 Jahre St. Georg Corps 1963 e.V. der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf 1464	172	<i>Hans Müskens</i> Kirchenchor Cäcilia St. Anna Lintorf 1903–2003	240
<i>Theo Volmert</i> Aus der Geschichte des Lintorfer Fußballsportes	175	* * *	
<i>Peter Mentzen</i> Der Sportclub Rot-Weiß Lintorf feiert Geburtstag: 75 Jahre!	183	<i>Hans Müskens</i> Christus ist geboren Gedanken zu Weihnachten anhand eines alten Bildes	241
<i>Lorenz Herdt</i> Lengtörper Kall	185	<i>Friedrich von Spee</i> Zu Bethlehem geboren	241
<i>Maria Molitor</i> Mer mott mähr dran jlöve	188	Bildnachweis	242
<i>Rheinische Post vom 5. März 1947</i> Auch Ratingen hat eine Reeperbahn Das alte Seilerhandwerk lebt noch – Besuch bei Meister Lindenbeck	190		

Der Ulenbroich

Wenn man in Lintorf vom „Ulenbroich“ spricht, meint man meistens die kurze Straße, die vor der St. Anna-Kirche vom Lintorfer Markt nach rechts abbiegt und nach ein paar hundert Metern in die Krummenweger Straße einmündet. Den Namen „Ulenbroich“ trägt diese Straße aber erst seit 1973. Bis dahin war sie ein Teil der Krummenweger Straße, während das Straßenstück von der Kreuzung an der Sparkasse und dem alten Rathaus des Amtes Angerland bis zum früheren evangelischen Gemeindehaus und der Einmündung des „Kohlendey“ noch „Klosterweg“ hieß. Das „Caritas-Heim St. Marien“, von den Lintorfern liebevoll „Klösterchen“ genannt, befand sich bis 1962 an dieser Straße, die noch in den 1950-er Jahren nicht breiter als ein Feldweg war. Nachdem die Schwestern vom Orden der „Armen Dienstmägde Jesu Christi“ Lintorf verlassen hatten, wurde das „Klösterchen“ abgerissen. Der Name „Klosterweg“ schien für eine breite, gut ausgebaute Durchgangsstraße nicht mehr zeitgemäß.

Obwohl der „Ulenbroich“ sicher zu den kürzesten Straßen Lintorfs gehört, gibt es von seinen Häusern und deren Bewohnern viel Interessantes zu berichten. An der rechten Seite lag einst auf dem Gelände der heutigen Parkanlage Drupnas die „Gaststätte Holtschneider“. In ihrem Saal war bis zum Neubau des Lintorfer Rathauses im Jahre 1956 die Verwaltung des Amtes Angerland untergebracht. Etwas weiter gab es zwei Häuser, die noch an das mittelalterliche Lintorf erinnerten: das Kornsgut und der Hof Termühlen. Vom Mittelalter bis zum Jahre 1806 war Termühlen der Abtei Werden zinspflichtig. Der ehemalige Bauernhof mit Wohnhaus, Scheune und Backes (Backhaus) wurde restauriert und wird heute privat genutzt. Ein trauriges Schicksal erfuhr das kurmedige (d.h. dem bergischen Herzog zinspflichtige) Kornsgut mit seinem markanten Treppengiebel: es wurde 1968 niedergerissen. Möglicherweise war es im Mittelalter ein Zehnthaus, sein Name könnte darauf hinweisen.



Das Kornsgut
Zeichnung: Theo Sternberg, 1926

In dem Haus auf der linken Seite, in dem sich heute die Filiale der Bäckerei Steingen befindet, war vor dem Ersten Weltkrieg eine Metzgerei und später die Schumacherwerkstatt des Peter Hamacher, der vom Gut Marzelli stammte. Das Nachbarhaus beherbergte zunächst ein Eisenwarengeschäft. In den 1950-er und 60-er Jahren betrieb hier der Schreinermeister Wilhelm Schwarz ein Möbelgeschäft. Später hatte Alfred Preuß dort seine Druckerei, dann war es Depot einer Lintorfer Apotheke. Im Haus Ulenbroich Nr. 11 befand sich einst der erste Lintorfer „Konsum“, dann ab 1913 das Weiß- und Wollwaren-Geschäft der Frau Karoline Volmert, die, wie die „Rheinische Post“ einmal in den 1950-er Jahren schrieb, die Mode nach Lintorf gebracht haben soll, und deren Sohn Theo wir die „Quecke“ und einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Geschichte unseres Ortsteils Lintorf verdanken. Im rechten Teil des Hauses war der Frisörsalon mit Tabakwarenverkauf von Gustav Klotz, dem Sohn des letzten Lintorfer Holzschuhmachers. („Der größte Mann, der kleinste Dotz, jeder kauft Zigarren nur bei Gustav Klotz“) Bis 1970 stand neben diesem Haus, etwas weiter in die Straße hineinragend, ein kleiner verputzter Fachwerkkotten, den man das „Judenhäuschen“ nannte.

te. Leider wissen wir über die Bewohner und die Geschichte dieses Hauses nicht sehr viel. Um die Jahrhundertwende wurde es von einem Küfermeister Küppers bewohnt.



Der „Ulenbroich“ in den 1960-er Jahren.

Von rechts zunächst das Haus, das durch sein Café bekannt wurde, dann das „Judenhäuschen“, daneben das hohe Haus, in dem Theo Volmerts Mutter ein Weißwarengeschäft unterhielt. Das kleine weiße Haus davor besaß vor dem Ersten Weltkrieg der Schneidermeister Perpéet. Vor der Anna-Kirche erkennt man das Ulenbroich-Häuschen, davor das Haus, in dem sich Peter Hamachers Schusterwerkstatt befand

Im nächsten Haus, das mit seiner Giebelseite zur Straße steht, wurde 1927 das erste Lintorfer Café eingerichtet. Mit guten Augen kann man oben unter dem runden Fenster noch schwach die weißen Farbreste des Schriftzuges „Café“ erkennen. Das gastliche Haus fand wohl großen Anklang unter der Lintorfer Bevölkerung, vor allem Männer sollen sich gern dort aufgehalten haben. Augenzeugen wissen zu berichten, dass unter einem Fenster zum Hinterhof ein Stuhl bereitstand, der eiligen Café-Besuchern notfalls eine rasche Flucht ermöglichen sollte.

Ihren Namen verdankt die Straße „Ulenbroich“ natürlich dem male-rischen, kleinen Fachwerkhaus direkt neben der St. Anna-Kirche. Es wurde im vorigen Jahr aufwändig restauriert, und die stolzen Besitzer Elisabeth und Josef Melchert durften vor einiger Zeit das begehrte Schild „Denkmal“ an ihrem Häuschen anbringen.



Im ausgehenden Mittelalter gehörte das Ulenbroich-Haus noch zu den drei freiadligen Häusern Lintorfs und wurde um 1460 von einem Junker Heinrich von Ulenbroich und seiner Frau Margarete bewohnt. Im Bruderschaftsbuch der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf ist vermerkt, dass die beiden im Jahre 1464 in die Bruderschaft aufgenommen wurden. Im Jahre 1470 hat dann die Witwe Margarete von Ulenbroich für sich und ihren verstorbenen Ehemann Heinrich „dieser Bruderschaft erblich gegeben einen Sümmer Roggen¹⁾, den man jährlich auf St. Lambertus (17. September) aus dem Kotten neben dem Kirchhof beziehen soll.“

Die von Ulenbroich, deren Wapen auf silbernem Grund eine schwarze Eule zeigte, sind ein altes niederrheinisch-westfälisches Geschlecht, das schon 1280 unweit von Recklinghausen beheimatet war. Um 1500 schenkte Grete von Ulenbroich der Lintorfer Pfarre ein kleines Bauerngut, das den Namen „An der Honschaft“ trug und in der Nähe der Obersten Mühle auf der anderen Seite des Dickelsbaches lag. Die Freifrau stellte bei ihrer Schenkung zwei Bedingungen: 1. man müsse in der Kirche bei Nennung ihres Namens für sie beten und 2. der Pfarrer müsse das Gut selbst bewirtschaften, nur dann solle es steuerfrei bleiben.

Pfarrer Christian Asbach wies 1723 an anderer Stelle noch einmal ausdrücklich auf diese Bedingung hin: „Der Kotten, die Honschaft genannt, ist von der hochwohlgeborenen Frau Margarethe von Ulenbroich an diese Pastorat geschenkt worden mit Begehr, für sie zu beten, wie dann geschieht auf dem Predigtstuhl. Wann dieser Kotten vom Pastor selbst in Bau und Saat gehalten wird, so ist er steuerfrei, wenn er aber von einem Pächter gebauet wird, so gibt er Gewinnsteuer.“ Zur Amtszeit von

Lingmans und Sophia Wanders mit Kalk- und Leinfahren und zu schleifen viel und fleißig geholfen. Vom Herrn von Spee und dem Holzgeding, um das Pastorats-haus zu reparieren, hab ich nach ordentlicher Besichtigung erhalten einmal 7 Bäume, ein andermal ex gratia geschenkt bekommen 2 Bäume. Übrigens, was ich repariert und was das meiste mich gekostet, hab ich in guter Absicht hier wollen anzeigen, damit beim Jahrgedächtnis mein Nachfolger sich an mich armen Sünder im Gebet erinnern möge.“

Bis zum Jahre 1967 gehörte das Honschaftsgut der katholischen Kirchengemeinde St. Anna, dann wurde es vom Kirchenvorstand an die Gemeinde Lintorf verkauft und musste später dem Bau der Autobahn A 52 weichen.

Im Ulenbroich-Haus neben der Kirche haben viele Generationen von Menschen ganz unterschiedlicher Herkunft gelebt. Nach dem Weggang der adligen Familie von Ulenbroich aus Lintorf, über deren Verbleib nichts Näheres bekannt ist, werden es vorwiegend bäuerliche Familien gewesen sein. Irgendwann im vorigen Jahrhundert gelangte dann das Ulenbroich-



Das Gütchen „An der Honschaft“. Zeichnung: Theo Sternberg, 1926

Pfarrer Asbach scheint das Gütchen schon sehr verfallen gewesen zu sein, denn er schreibt weiter: „Dieser Kotten, weil er ohne unsere Schuld ganz baufällig war, hab ich, endsbenannter Pastor, mit Gottes Hilfe aus eigenen Mitteln, sonderlich das Haus, aufs neu von Grund auf gebauet... wozu aber der Pächter Johannes

Haus durch Schenkung ebenfalls in den Besitz der Kirche. Natürlich handelt es sich bei dem heutigen Haus nicht um das Gut, das Heinrich und Grete von Ulenbroich

1) Sümmer = altes deutsches Hohlmaß, je nach Gegend Deutschlands 12,5 bis zu 100 Liter



Das Haus Ulenbroich vor der Restaurierung. An der Giebelseite erkennt man die Tür, die zur früheren Leihbücherei führte. Heute würde man durch sie ins Wohnzimmer der Familie Melchert gelangen

einst bewohnt haben. Das jetzige Haus wird wie viele Lintorfer Fachwerkhäuser aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammen.

Erwähnung des Ulenbroich-Hauses im Bruderschaftsbuch, im Armenbuch und in den Tauf-, Heirats- und Sterberegistern der Pfarre St. Anna:

- 1464 jonfer Grete van Ulenbroiche
- 1470 jonfer Grete van Ulenbroich
- 1586 Ulenbroch
- 1672 Ulenbroichs Koitt
- 1703 Frederich am Ulenbruch

Die Abgaben und Renten, welche die jeweiligen Besitzer des Ulenbroich-Hauses seit dem Mittelalter an die Kirche zu zahlen hatten, waren noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wirksam als Folge der Stiftung, die Grete von Ulenbroich 1470 gemacht hatte. Im Archiv des Lintorfer Heimatvereins befindet sich das Original eines Vertrages vom 30. Dezember 1874 zwischen dem Kirchenvorstand der Pfarre St. Anna und Wilhelm Perpéet, dem damaligen Besitzer des Ulenbroich-Hauses, über die Ablösung der mittelalterlichen Renten durch die einmalige Zahlung einer Geldsumme in Höhe von 85 Talern, sechs Silbergroschen und drei Pfennigen.

Wilhelm Perpéet war der Großvater von Hubert Perpéet, dem Be-

gründer der Druckerei auf der Krummenweger Straße und Mitbegründer der „Quecke“. Er wurde am 28. Mai 1812 in Angermund als Sohn des Gutsbesitzers Johann Theodor Perpéet geboren und stammte aus dessen zweiter Ehe. Seit dem 28. April 1841 war er mit Katharina Arnolds verheiratet. Bei der Sohn Hermann Perpéet war von 1873 bis 1877 als Schneidergeselle in ganz Deutschland und in der Schweiz auf Wanderschaft. Später errichtete er in Lintorf eine

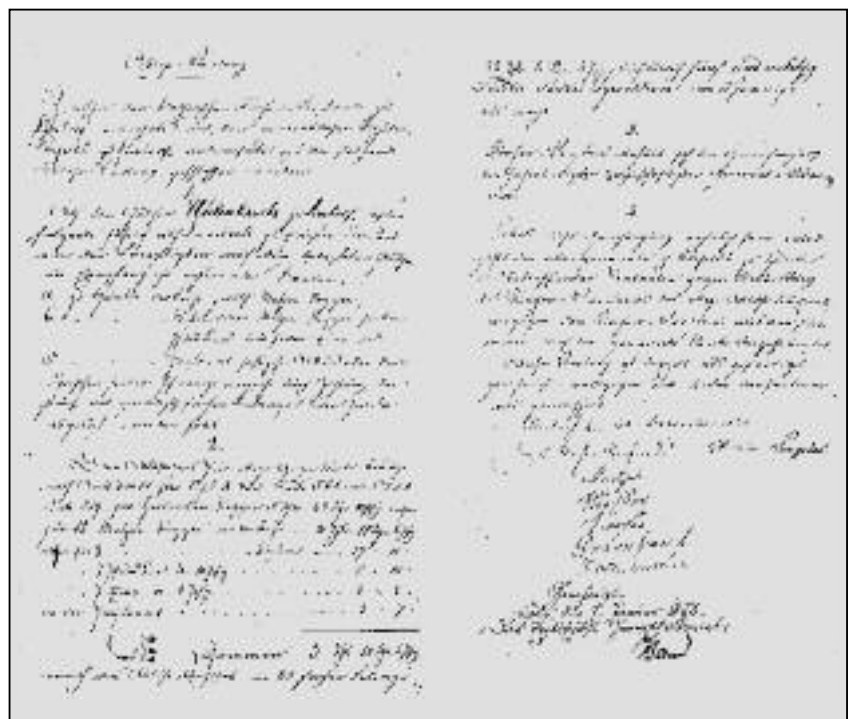
Schneiderwerkstatt und besaß ebenfalls ein Haus an der heutigen Straße „Ulenbroich“. Wilhelm Perpéet war der Anführer der „Lintorfer Revolutionäre“ von 1848. Zunächst Bäckermeister, arbeitete er später als Buchhalter auf Gut Hülchrath. Er galt als intelligent und war für die damaligen Lintorfer Verhältnisse sehr gebildet und belesen. Auch politisch waren er und sein Sohn Hermann sehr aktiv. Hermann Perpéet war sogar Vorsitzender der Lintorfer Zentrumspartei und gehörte dem Dorfparlament an. Wilhelm Perpéet starb am 7. März 1877 in Lintorf.

Wie hoch waren die „jährlich auf Lamberti von den Berechtigten auf dem belasteten Gütchen in Empfang zu nehmenden Renten“?

Es waren abzuliefern:

- a) zu Gunsten der Kirche 12 Metzen²⁾ Roggen
- b) zu Gunsten der Küsterei drei Metzen Roggen, sieben Pfund Brot und sieben Eier und
- c) zu Gunsten des Pastorats 16 Albus oder drei Groschen und sieben Pfennige

2) Eine Metze = 3,43 Liter



Der Ablösevertrag vom 30. Dezember 1874 zwischen Wilhelm Perpéet und dem Kirchenvorstand von St. Anna

Der Wert der Abgaben wurde nun in Geld umgerechnet nach den Preisen von 1874. Als Ablösesumme wurde dann das Fünfundzwanzigfache dieses Wertes festgesetzt. Unter den Mitgliedern des Kirchenvorstandes, die diesen Vertrag damals unterschrieben haben oder der Ablösekommission angehörten, finden sich bekannte Lintorfer Namen wie Mentzen, Nüsser, Holtschneider, Kleinrahm, Becker und Ropertz. Am 7. Januar 1875 genehmigte das Erzbischöfliche Generalvikariat in Köln den Vertrag. Die Witwe Wilhelm Perpéets zahlte allerdings erst im Ja-

nuar 1882 die festgesetzte Ablösesumme, wie aus der beigefügten Quittung zu ersehen ist. Interessant ist, dass die Ablösesumme noch 1874 in Talern festgesetzt wird, galt doch eigentlich seit Dezember 1871 die Mark zu 100 Pfennigen als Währung des neu geschaffenen Deutschen Reiches.

Der Lintorfer Heimatverein wird den neuen Besitzern des Ulenbroich-Hauses, dem Ehepaar Melchert, eine Kopie des Vertrages überreichen, damit sie wissen, welche jährlichen Belastungen ne-

ben den üblichen Bauzinsen beinahe auf sie zugekommen wären.

Manfred Buer

Quellen:

Theo Volmert „Auch der Ulenbroich hat seine Geschichte“

Rheinische Post vom 5.12.1981

Theo Volmert „Der Ulenbroich und das Honschaftsgut“

Rheinische Post vom 25.10.1973

Theo Volmert „Monsieur Perpéte – Begründer einer weitverzweigten Familie“

„Quecke“ Nr. 20/21 vom September 1954

Irmgard Wisniewski „Kindheitserinnerungen an die Krummenweger Straße – Pardon, Ulenbroich“, „Quecke“ Nr. 71 vom Dezember 2001

Neues Leben im Ulenbroich



Das Haus Ulenbroich nach der denkmalgerechten Restaurierung

Jahrzehnte stand die eine Hälfte des Hauses Ulenbroich leer.

Nach dem Auszug des letzten Mieters benutzte die Eigentümerin, die katholische Kirchengemeinde St. Anna Lintorf, diese Räume als Lager für Kirchenakten, Prozessionsfähnchen und andere Dinge. Den zum Teil sehr alten Kirchenakten bekam die Lagerung in den dazu ungeeigneten Räumen nicht gut.

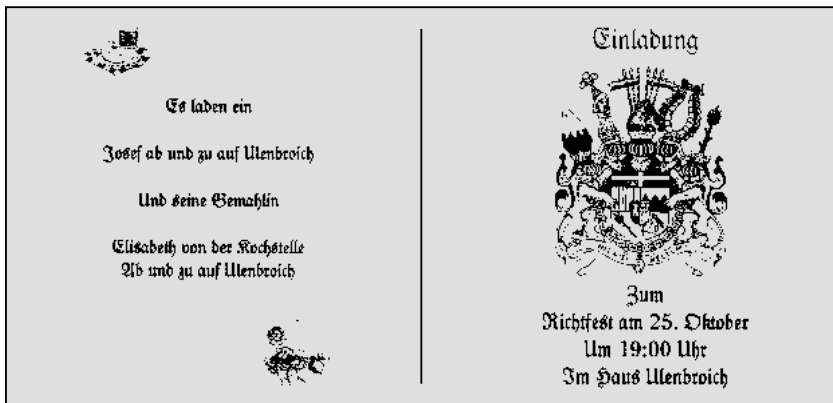
In der anderen Hälfte des Hauses wohnte das Ehepaar Willi und Maria Melchert. Nach dem Tode seiner Frau Maria im Jahr 1995 wohnt Willi Melchert dort alleine. Er ist inzwischen über 91 Jahre alt. Sein

Sohn, Josef Melchert, verbrachte in diesem Hause mit seinen Geschwistern seine Kindheit.

Er und seine Frau Elisabeth bekamen Interesse daran, das Haus zu pachten oder zu kaufen. Das war im Jahre 1995. Der damalige Kirchenvorstand unter Pfarrer Franz Mezen sagte ihnen den Kauf des Hauses und die Erbpacht des Grundstückes zu. Da derartige Entscheidungen nur von den Behörden des Erzbistums Köln getroffen werden können, wurden die notwendigen Schritte vom Kirchenvorstand eingeleitet. Dann war großes Schweigen angesagt. Josef Melchert erhielt auf seine Rückfragen nur nichtssagende

Antworten. Durch die schwere Erkrankung von Pfarrer Mezen und dessen Versetzung in den Ruhestand 1995 kam die Angelegenheit ganz zum Ruhen. In der katholischen Kirchengemeinde in Lintorf hat sich vieles verändert, Pater Chris Aarts, Pfarrer von St. Johannes in Lintorf, wurde auch Pfarrer in St. Anna, die beiden Pfarren schlossen sich zu einer Pfarrei mit einem gemeinsamen Kirchenvorstand und Pfarrgemeinderat zusammen. Nun wurde auch die dringende Renovierung der inzwischen leergeräumten Wohnung im Ulenbroich akut. Die historischen Akten wurden von einer Spezialfirma restauriert und im Pfarrhaus St. Anna fachgerecht gelagert. Eine neue Verwendung für die Wohnung hatte man nicht. Da meldete sich Josef Melchert wieder. Nun ging es auf einmal zügig voran. Nach einigen Verhandlungen wurden sich die Kirche und Familie Melchert einig. In Köln sagte man ebenfalls ja.

Aber da meldete sich das Amt für Denkmalschutz. Es bedurfte langer und schwieriger Verhandlungen, bis man sich einig wurde. Josef Melchert begann mit seinem Sohn Matthias und vielen Freunden das Haus zu renovieren. Es wurden Unmengen von Schutt aus dem Haus entfernt, der Einbau eines Badezimmers und einer Küche geplant und viele andere Dinge mehr. Für den Innenputz musste besonderes Material verwendet werden, dadurch entstan-



Einladung zum Richtfest

den höhere Kosten. Außer der neuinstallierten Gasheizung wurde eine separate Feuerstelle gefordert. Hierzu musste ein Kamin, der vor langer Zeit oberhalb des Daches entfernt worden war, wieder so aufgebaut werden, dass man ihn benutzen konnte. Josef Melchert besprach jeden notwendigen Schritt vorher mit dem Amt für Denkmalschutz und kam so langsam aber sicher weiter.

Man begann Ende April 2002 und plante, noch vor Weihnachten einziehen zu können.

Das gelang tatsächlich am 20. Dezember 2002.

Jetzt tummeln sich statt Ratten und Mäusen die Enkelkinder von Josef und Elisabeth Melchert in den Räumen.

Der Stadt Ratingen und dem ehemaligen Dorf Lintorf ist so ein wirklich schützenswertes Haus durch viel Eigeninitiative und Bürgersinn erhalten geblieben, und es wird mit neuem Leben erfüllt.

Am 25. Oktober lud die Familie Melchert zu einem Richtfest ein. Man feierte mit Helfern, Freunden und Verwandten.

Da Josef und Elisabeth Melchert beide auf Schloss Heltorf in Angermund beschäftigt sind, kamen an diesem Abend auch die Dienstherrn der Beiden, Graf und Gräfin von Spee, in das historische Gemäuer des Ulenbroich.

Maurermeister Horst Ziesler, einer der vielen eifrigen Helfer bei der Restaurierung, erzählte in launigen Versen noch einmal die ganze Geschichte von der Rettung des Hauses neben der Kirche:

*Seit langem ist im Angerland
der Name MELCHERT
wohlbekannt!
Als TOP-Adresse für 'ne schnelle,
gekonnte Hilf' für alle Fälle!
Ob Waldmess' oder Karneval,
ob Hilfe – nur im Einzelfall –
ob Weihnachten beim
Baumverkauf,
ob „Tankstation“ beim Dauerlauf,
ob Fundbüro für Schnapsideen
(die aber trotzdem immer gehen!)
ob Feste mit der K.A.B.
ob Köchin bei der „Hautevolee“,
ob Partnerschaft mit
Kolpingssöhnen*

*(die kommen meist nicht nur zum
Klönen!)
ob Schützenfest und
Wallfahrtsgang
nach Neviges – echt meilenlang!
Ob Ordner beim Katholentag,
weltweit und ohne „Lohnbetrag“
ob nun auch Wegkreuzreparierer,
ob Maler oder Tapezierer,
stets ist man in den besten
Händen,
man muss sich nur an Melcherts
wenden!!*

*Nur etwas hat uns oft bedrückt:
... wie gibt man Hilfe 'mal
zurück?!*

*Auch da hab'n Melcherts
unumwunden
für uns ein „Dankeschön“
gefunden!
Der Ulenbroich, das alte Haus,
wird bald für immer ihr „Zuhause“!
Betagt, und in die Jahr'
gekommen,
romantisch, aber recht
verkommen,
doch auch mit echtem alten
Charme,
mit Garten und mit „Hühnerfarm“,
und das, ganz mitten in der Stadt,
wo man kurze Wege hat!!
Dazu in Santa Annas Schatten...*



Während der Auskernung des Hauses



Restaurierte Balken im Wohnzimmer

...hier konnten wir den Dank
abstatten!
Da gab es Berge nur aus Schutt,
man fand 'nen Schuh, total
kaputt,
auch manche „Leiche“ lag im
Haus
und manche Maus nahm schnell
„Reißaus“!
Doch mit der Zeit, dank vieler
Hände,
ging auch die „Schuttzeit“ mal
zu Ende.
So langsam sah man, wenn man
wollte,
was aus dem Haus einst werden
sollte!
Der Boden wurde ganz erneuert,
dazu ein Fachmann angeheuert!
Die alten Balken restauriert,
das „Schlafgemach“ ganz
zwecksaniert
und – wohl zur Abwehr der
Gespenster –
erhielt das Dach noch neue
Fenster!
Auch gab's ein Bad mit viel
Komfort,
sowie ein neues Ofenrohr,
und Heizung und elektrisch' Licht
auch Spül – W. C. vergaß man
nicht!
Man hat nun sogar einen Keller,
zwar fast zu klein für'n
Vorratsteller,
doch groß genug für'n Kasten
Bier,
für unser „Lebenselixier“!!
Das lässt für alle Zeiten hoffen
und keine weiteren Wünsche
offen!

Das Gegenteil von Eigennutz
ist für den Bauherrn –
Denkmalschutz!

Nun ist an sich wohl so ein Amt,
als Existenz noch keine Schand,
und wenn man unbeteiligt ist,
ist es „von Nöten“ ganz gewiss!
Doch bist Du „Bauherr ohne
Kohle“,
dann geht Dir manche Kapriole
von der Behörde Denkmalschutz
ganz mächtig auf den Pinselputz!!
Denn scheinbar hat der gute
Mann,
der dieses „Umweltamt“ ersann,
in seinem Leben nie erfahren
des Bauherrn Tugend: Kosten
sparen!
Denn wenn man and're
unbedingt
zu nicht gewollten Kosten zwingt
und fühlt sich dabei noch im
Recht...
das ist nicht fair, nein, das ist
schlecht.

Nach diesem nötigen Erguss
möcht' ich nun noch zum guten
Schluss
dem Bauherrnpaar von Herzen
sagen:
...Was hier sich alles zugetragen
und nicht in jedem Fall o.k.
ist Schnee von gestern und
passeel!

Ich wünsche Euch – in Eurem
Heim
Zufriedenheit zum Glücklichein,
Gesundheit und noch reichlich
Zeit
zum Vollgenuss der Zweisamkeit !!
Dazu – natürlich – Gottes Segen
Auf allen Euren weit'ren Wegen,
und dass Ihr niemals nicht
vergisst:
Nur Freunde machen sattelfest!
...für alles, was ganz ungeniert
im Leben einfach so passiert!!

In froher Runde zu später Stunde
wurde dann von früher erzählt. Ein
in Lintorf nicht ganz unbekannter
Märchenerzähler gab dabei fol-
gende Geschichte zum Besten:

Die Geschichte vom Ulenbroich und von Jupp und Elisabeth.

*Vor vielen hundert Jahren lebte in
einem kleinen Häuschen hinter der
kleinen, alten Kirche in Lintorf das
adelige Fräulein Grete von Ulen-
broich. Die Leute nannten sie nur:
„Dat Frollein Griet vom Ulebrok“*

Grete war unverheiratet. Sie hatte
einen kleinen Buckel und hinkte
etwas. Sie war auch nicht so reich,
dass die adeligen Freier über den
Buckel und das Hinkelbein hinweg
gesehen hätten. Aber Grete konn-
te sich gut helfen. Ihr Onkel, der
Abt des Klosters Werden, hatte ihr
das Häuschen vermacht und un-
terstützte sie. Sie konnte sich ei-
nen Knecht, Jupp de Melchert,
und dessen Frau Elisabeth als
Magd leisten. Die beiden versorg-
ten Grete gut.

Der Jupp hielt das Häuschen in
Ordnung, besorgte den Garten
und machte im Sommer Heu an
der Drupnas, der Wiese am
Mühlenteich. Im Herbst ging Jupp
mit den Schweinen in den Wald,
damit sie Eicheln fraßen und
schön fett wurden. Für den Winter
machte er viel Brennholz. Elisa-
beth versorgte den Haushalt, nähte
für Grete neue Kleider und flickte
die alten Kleider. Sie machte die
Betten und im Winter saß sie oft
am Spinnrad, um die Wolle der
Schafe zu spinnen. Das Schönste
waren aber Elisabeths Kochkünste.
Da übertraf sie keiner.

Als Grete merkte, dass es mit ihr
zu Ende ging, rief sie die beiden zu
sich und sagte ihnen: „Ich habe
nicht viel, aber ich habe mit mei-
nem Onkel in Werden gesprochen,
nach meinem Tod sollt ihr beiden
das Häuschen erben. Die Urkunde
habe ich in einem alten Topf im
Haus versteckt, ihr werdet ihn
schon finden.“

Bald danach starb Grete. Die bei-
den sorgten für die Beerdigung,
Grete wurde in der alten Kirche
begraben. Danach suchten sie
den Topf mit der Urkunde. Aber
sie konnten den Topf nicht finden.



Die alte Treppe, die zu den Schlafgemächern im oberen Stock führt

Traurig suchten sie tagelang, immer vergeblich.

Dann kam der Pastor von Lintorf zu ihnen. Er sagte, das Häuschen gehöre jetzt der Kirche, der Abt in Werden habe es so verfügt.

Viele hundert Jahre später wohnte in dem Häuschen Willi Melchert.

Dessen Sohn, der Jupp, heiratete Elisabeth, eine gute Köchin. Jupp hatte schon als Kind davon geträumt, das Häuschen zu besitzen. Das sagte er immer wieder seiner Frau Elisabeth. Er fasste sich ein Herz und sprach mit dem Pastor, ob er das Häuschen kaufen könne. Der Pastor sagte ja, hielt ihn aber

hin und unternahm nichts. Erst der neue Pastor sprach mit Köln. Nun konnten die beiden das Häuschen kaufen.

Das Haus musste umgebaut und renoviert werden. Jupp machte sich mit seinem jüngsten Sohn und Freunden an die Arbeit. Und dabei fanden sie einen alten Topf. Darin war eine uralte Urkunde. Darauf stand in alter Schrift:

Ich, Freiin Grete von Ulenbroich, vermache nach meinem Tode das Haus Ulenbroich zu Lintorf an meinen Knecht Jupp de Melchert und seine Frau Elisabeth. Sie und ihre Nachkommen können das Haus solange frei nutzen, wie das Geschlecht der Melchert Nachkommen hat.

Lintorf Anno Domini den 25. Octobris 1202

Freiin Grete von Ulenbroich

Das ist wahr bestätigt: Gero, Abt von Werden

An der Urkunde hingen noch ein paar Krümel von einem Siegel.



Ach, hätte Grete doch den Topf damals nicht so gut versteckt.

Wir wünschen den beiden und allen Ihren Nachkommen Gottes Segen und viele schöne Tage im Häuschen hinter der Kirche!!

Edi Tinschus



feine Möbel für draußen

Kettler · Herlag · Fischer · Barlow-Tyrie · Weißhäupl · Garpa

fleermann

40885 Ratingen-Lintorf, Hülsenbergweg 11-15
Telefon 9 32 10 · Fax 93 21 14
www.fleermann.de

Ein altes Haus im Lintorfer Norden wird 100 Jahre alt

Ich bin heute Eigentümer des Hauses Lintorf, Am Diepebrock 2. Auf einer Postkarte von 1913 wurde als Straßenbezeichnung Lintorf, „Am Deutschen Eck“, angegeben. In diesem Haus wurde ich 1934 geboren. Bauherr des Hauses war im Jahre 1902/1903 der Onkel meiner Mutter, August Breuer. August Breuer war zu dieser Zeit Platzmeister bei den Hahnschen Werken in Duisburg-Großenbaum. Seine Frau Maria, geborene Mauracher, war eine Schwester meines Großvaters Matthias Mauracher, der schon am 12. Oktober 1922 verstorben ist.

Der Bauplan des Hauses, der im Juli 1902 in Speldorf vom Bauherrn August Breuer und vom Unternehmer Ferdinand Frohnhoff unterzeichnet wurde, liegt mir noch im Original vor. Geprüft wurde der Bauplan am 30.7.1902 in Düsseldorf und vom Regierungsbaumeister Koehagen unterzeichnet. Nach den Überlieferungen von Onkel August (genannt „Gust“), der am 19.5.1953 im Alter von 83 Jahren verstorben ist, hat das Haus bei seiner Erbauung 8.700 Goldmark gekostet. Es ist mir auch noch aus der Überlieferung bekannt, daß der Lintorfer Maurermeister Peter Zündorf (den ich noch als alten Mann kannte) die Maurerarbeiten ausgeführt hat. Peter Zündorf, genannt Pitter, war ein feiner lieber Kerl, der mit einem Auge freundlich blinzeln konnte, als könne er um die Ecke schauen. Das Haus ist schon damals mit Einliegerwohnung in Klinkerbauweise mit Feldbrandsteinen, die unheimlich hart sind, errichtet worden. Die größere Hausseite wurde vom Hauseigentümer und die kleinere Seite vom Einlieger bewohnt. Jede Hausseite hatte einen eigenen Eingang und ein eigenes Treppenhaus.

An der Vorderwand und an der Rückwand des Hauses sind dort, wo die Dachbalken aufliegen, gemauerte Simse. Gesimse sind vorgemauerte Bauteile, die das Mauerwerk vor Regen schützen. Sie sind auch schmückende Bauteile. Am Haus gibt es heute noch zwei



Das Haus Am Diepebrock 2. An der Giebelwand rechts erkennt man den Eingang zur früheren Einliegerwohnung und die beiden Anbauten

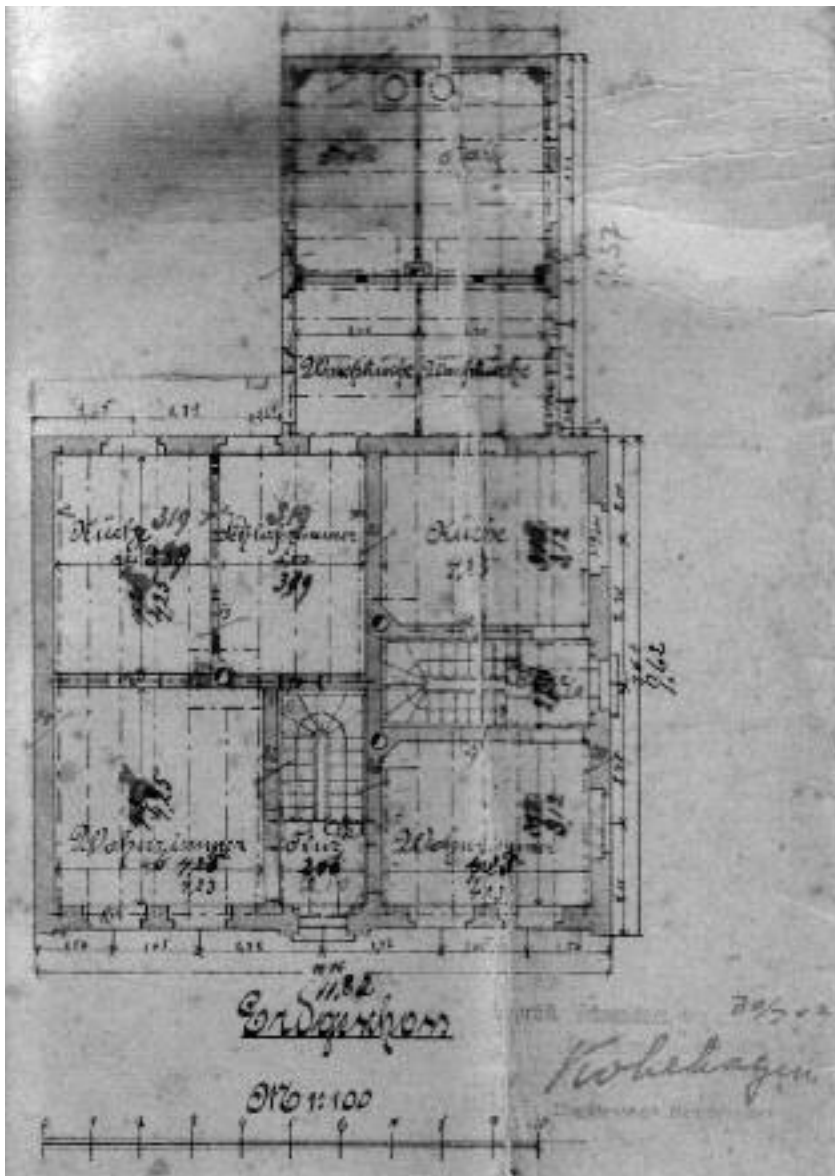
sogenannte „blinde Fenster“. Das sind Stellen an den Giebeln des Hauses, wo man noch Fenster durch Entfernung des inneren Mauerwerks einbauen könnte, ohne die Ziegelfront zu verändern. Das Dach des Hauses wurde mit Ludowitz-Ziegeln, die bleiglasiert sind, eingedeckt. Etwa 50 Prozent der heutigen Dacheindeckung besteht noch aus den Ziegeln von 1903. Da es 1903 in Lintorf noch keine Wasserleitung gab (sie ist erst in den 20er Jahren gelegt worden), wurde zur Versorgung des Hauses im Hof ein Brunnen gebaut. Der Brunnen existiert heute noch, und ich entnehme ihm Wasser für den Garten.

Früher waren in Lintorf die Straßen nicht befestigt. Deshalb legte man vor dem Haus einen rund einen Meter breiten Streifen in Platten. Diesen Streifen nannte man Steinweg oder Trottoir. Das Haus hat in den 100 Jahren zwei Weltkriege erlebt. Im Zweiten Weltkrieg (1939/1945) fielen bereits am 16.6.1941 im Garten um das Haus fünf englische Splitterbomben. In der Nachbarschaft waren zwei Tote zu beklagen: Hermann Harms (im Hause Majoli – früher Plogmann), Sterbetag : 16.6.1941 und Caroline Windgassen, geb. Wolfs-

dorf (genannt Lili), (im Hause Duisburger Straße 161 – heute Liermann).

Das Dach unseres Hauses war total abgedeckt, und an den Außenwänden waren durch Splitter erhebliche Schäden entstanden. Wenn man heute näher hinsieht, ist noch festzustellen, wo die Klinker ausgewechselt wurden. Keiner der Splitter war aber in der Lage, die dicken Außenwände zu durchschlagen. Durch einen Splitter, der durch ein Fenster ins Haus eingedrungen war, wäre um ein Haar meine Mutter getroffen worden. Bei der Wiederherstellung des Daches wurden die Dachziegel sortiert. Rund die Hälfte der Ludowitz-Ziegel hatten ganz überlebt. Mit ihnen wurde die Hälfte des Daches wieder eingedeckt. Die andere Hälfte des Daches wurde mit neuen Rheinlandziegeln eingedeckt.

Kommentar zu den Ludowitz-Dachziegeln von Karl Dudella, bekannter unter dem Namen Charlie Munk, der bei der Dachdecker-Firma Munk Geselle war, leider aber schon vor einigen Jahren verstorben ist: „Mein lieber Heinz, bleiglasierte Ludowitz-Ziegel, die im Verband gelegt werden, gehen nicht kaputt.“



Der Original-Bauplan von 1902 für das Erdgeschoß.
Deutlich sieht man die beiden Treppenaufgänge

In den Wochen, in denen das Haus nicht bewohnt werden konnte, waren wir alle bei Verwandten untergebracht. Nur Onkel „Gust“ hatte sich neben dem Haus aus alten Türen und Dachpappe ein Zelt gebaut, um dazusein und zu verhindern, daß im Haus geplündert wurde. Als spät an einem Abend der Zimmermeister Wilhelm Frohnhoff, der mit Onkel „Gust“ befreundet war, sich den Schaden ansehen wollte, hat Onkel „Gust“ ihn erst in letzter Sekunde erkannt. Dadurch ist Wilhelm Frohnhoff einem wahrscheinlichen Schlag auf den Kopf mit einem harten Gegenstand entgangen.

Durch die Druckwelle der Bomben wurden die Nebengebäude auf dem Grundstück, wie Hühnerställe und Schuppen, total zerstört. Aber 1941 wurde der Schaden

noch von der Naziregierung reguliert. Für das Geld wurde am Haus ein zweiter Anbau mit zwei Ställen errichtet. Der Architekt, der den Anbau geplant hat, war Herr Rose, der in Angermund wohnte.



Kunstvoll gemauerter Sims an der Rückwand des Hauses.
Auf dem Dach des Anbaues rechts die besagten Ludowitz-Ziegel



Das Grab des durch einen Luftangriff ums Leben gekommenen Hermann Harms befindet sich auf dem Alten Friedhof am Konrad-Adenauer-Platz (Duisburger Straße)

Wer der Architekt war, der 1902 den Bauplan und die Statik erstellt hat, konnte ich leider nicht erfahren. Hochinteressant ist aber, daß etwa um die gleiche Zeit in Lintorf nach dem gleichen Bauplan mehrere Gebäude errichtet wurden:

1. Haus, heute : Am Löken 44
Bauherr: Matthias Mauracher
2. Haus, heute :
Duisburger Straße 36
Bauherr: Peter Laufs
3. Haus, heute : Am Diepebrock 2
Bauherr: August Breuer

Peter Laufs und August Breuer waren beide Schwäger von Matthias Mauracher, meinem Großvater.

Wer wohnte in den 100 Jahren im Haus?

Der Bauherr August Breuer mit seiner Ehefrau Maria bis zu ihrem Ableben im Jahre 1953. In der Einliegerwohnung wohnte, soweit mir bekannt, von Anfang an Wilhelm Großhanten mit Familie. Anfang der dreißiger Jahre zog mein Vater, Ewald Fink, mit seiner Ehefrau Margarete und Sohn Günter ein. Meine Brüder Paul und Ewald und ich wurden im Haus geboren. Im

Obergeschoß der Einliegerwohnung haben später Peter Cremerius, seine Frau Maria, geb. Großhanten (Tochter von Wilhelm Großhanten), und ihre zwei Kinder gewohnt. Obwohl am Haus in der ganzen Zeit äußerlich kaum etwas verändert wurde, ist das Innere des Hauses durch diverse Umbauten jeweils auf einen modernen Stand gebracht worden. Im

Obergeschoß des Hauses (es gibt heute nur noch ein Treppenhaus) wohnt heute mein ältester Sohn mit seiner Familie. Das Erdgeschoß und der Anbau werden von meiner Frau und mir bewohnt. Zwischendurch hat in den sechziger Jahren Fritz Wachendorf (Vorstandsmitglied des VLH, kürzlich verstorben) mit seiner Familie einige Zeit im Haus gewohnt. Soweit mir noch bekannt ist, hatte Onkel „Gust“ zu seiner Zeit fast immer Zimmer an Lehrerinnen vermietet. Fräulein Blenkers, die vielen alten Lintorfern noch bekannt sein dürfte, war eine von ihnen.

Erwähnenswert scheint mir auch noch, daß an der Vorderseite des Hauses rechts unten in der Ecke ein rundes, etwa 6 cm dickes Eisen mit der Nr. 56 im Mauerwerk eingelassen ist. Es handelt sich dabei um einen geometrischen Meßpunkt, von dem Landvermesser bei der Vermessung von Grundstücken ausgehen, weil dieser Punkt unveränderbar ist.

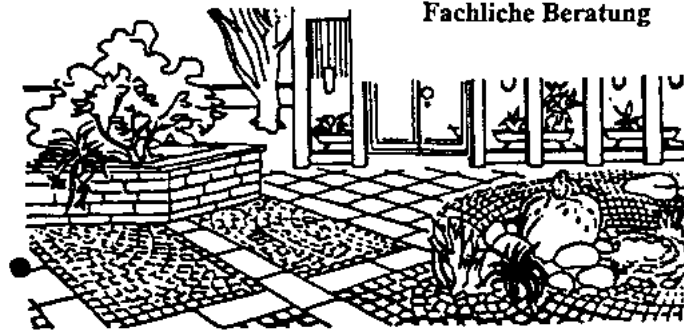


Das Haus Duisburger Straße 36 wurde nach dem gleichen Plan gebaut wie das Haus Am Diebstock 2

Heinz Fink

Alles für Haus und Garten

Fachliche Beratung



Wir liefern Baustoffe für den Hausbau • Außenanlagen • Gartenbau

Isolierung und Innenausbau

Naturstein + Beton • Pflaster und Platten

KÜPPERS BAUSTOFFE

Siemensstraße 33 • 40885 Ratingen-Lintorf • Tel. 9 36 90 • Fax 93 69 25

Internet: www.kueppers.com

Geöffnet Mo. bis Fr. 7.00 bis 17.00 Uhr, Sa. 8.00 bis 12.00 Uhr

Klosterweg 2 – „Saalanbau mit Restauration“

Haus Anna: Erstes großes Pfarrzentrum nach dem Zweiten Weltkrieg im Erzbistum Köln

„Segne Herr, dieses Haus! Gesundheit möge darin wohnen und Heiligkeit, Tugend und Selbstvertrauen, Demut und Güte, Gehorsam und Dankbarkeit gegen Gott, den Vater und den Sohn und den Heiligen Geist. Und dieser Segen bleibe über dieser Stätte und über allen, die hier aus- und eingehen.“

Kölns Erzbischof Joseph Kardinal Frings sprach dieses Gebet am Sonntag, dem 4. Dezember 1960 (siehe Artikel aus der Rheinischen Post vom folgenden Montag), als er feierlich Haus Anna einweihte. Damit wurde das erste große, nach dem Zweiten Weltkrieg erbaute Pfarrzentrum im Erzbistum Köln mit den entsprechenden Wünschen und Hoffnungen seiner Bestimmung übergeben. In seiner Ansprache bemerkte der Kardinal, dass nach dem Kriege erst die zerstörten Gotteshäuser wieder aufgebaut werden mussten. Dann, so Frings weiter, hätten Dienstwohnungen errichtet werden müssen. In einer dritten Stufe hätte die Kirchen dann Kindergärten und Jugendheime planen und bauen können. Mit Haus Anna habe aber nun die vierte Stufe betreten werden können: Der Bau von Pfarrzentren, um das Leben in den Pfarrgemeinden zu fördern.

Mit der Einweihung des Hauses Anna wurde das zweite große Bauprojekt von Dechant Wilhelm Veiders in Lintorf vollendet. Nämlich der „Saalanbau mit Restauration“ an das vorhandene Kettelerheim, wie es der Statiker in seinen Plänen nennt. Das Kettelerheim, ein Wohnheim für junge Männer¹⁾, war auch auf Initiative von Dechant Veiders errichtet worden.

Das dritte Großprojekt, das Dechant Veiders längst plante, war der Bau einer neuen Kirche (St. Johannes) im Lintorfer Norden. Nach dem Abriss der beiden anderen Bauten bleibt zu hoffen, dass wenigstens diesem dritten Werk von



Feierstunde zur Einweihung von Haus Anna am 4. Dezember 1960. Von links unten nach rechts oben: Architekt Max Christens, Amtsdirektor Overmans, Bürgermeister Fritz Windisch, Amtsbürgermeister Holtschneider, Erzbischöflicher Kaplan Dr. Hubert Luthé (später Weihbischof von Köln und als Ruhrbischof in Essen Nachfolger von Franz Hengsbach), unbekannt, Josef Kardinal Frings, Erzbischof von Köln, auf einem von der Polsterei Joest ausgeliehenen Sessel



Diese Postkarte von 1962 zeigt Haus Anna und das Kettelerheim. Am unteren Bildrand erkennt man links den Saal der Gastwirtschaft „Kothén“ („Mentzens Saal“), rechts den Turm der St. Anna-Kirche. Darüber das „Klösterchen“ an der heutigen Krummenweiger Straße

Dechant Veiders eine längere Lebensdauer gewährt wird.²⁾

Architekt des Pfarrzentrums war der Lintorfer Max Christens, der sein Büro in Vallendar bei Koblenz hatte. Die Verwirklichung des doch recht großen Projektes ging überraschend schnell über die Bühne. Erst im Dezember 1958

- 1 Zunächst beherbergte das Kettelerheim viele Gastarbeiter. In den 80-er und 90-er Jahren brachte die Stadt Ratingen, die das Kettelerheim von der Pfarrgemeinde gemietet hatte, hier Asylbewerber unter. Jetzt wurde es zusammen mit Haus Anna abgerissen.
- 2 Die Gründung einer eigenständigen Pfarrgemeinde in Lintorfs Norden ist schließlich bereits wieder rückgängig gemacht worden. Nach kaum dreißig Jahren Eigenleben wurden die beiden Pfarren St. Anna und St. Johannes zum 1. Januar 2001 zusammengelegt.

hatte Architekt Christens den Kostenplan dem Kirchenvorstand von St. Anna übergeben. Schon im März 1959 war Baubeginn. Nur 18 Monate später wurde Haus Anna mit einem feierlichen Hochamt in St. Anna und anschließender Feierstunde im neuen Pfarrzentrum eingeweiht.

Am Bau des Pfarrzentrums waren auch zahlreiche Lintorfer Handwerksbetriebe beteiligt. Der Kostenvoranschlag für den gesamten Bau mit Inneneinrichtung hatte bei rund 750.000 DM gelegen.

Für die Finanzierung wurde auch ein Landeszuschuss benötigt (zum Finanzplan siehe weiter unten). Dafür musste der Kirchenvorstand eine Veranstaltungsplanung erstellen und bei der zuständigen Landesbehörde einreichen. Am 2. Februar 1960 schickte der Kirchenvorstand seinen Veranstaltungsplan nach Düsseldorf.

Insgesamt wurden 84 verschiedene Veranstaltungstermine gemeldet. So wurden zehn kirchliche Termine im Jahr geplant. Die Vereine der Pfarrei, darunter auch die Bruderschaft, sollten 20 Veranstaltungen durchführen. Die weiteren Veranstaltungen wurden konkreter genannt. Kirchenchor und Männergesangsverein sollten jährlich insgesamt zehn Konzerte im Haus Anna geben. Die Pfarrgemeinde würde an zwölf Tagen im Jahr Filme vorführen, wurde nach Düsseldorf gemeldet und damit in Konkurrenz zu dem bestehenden privaten Filmtheater an der Duisburger Straße treten. Der Heimatverein sollte nach den Vorstellungen sechs Schulungs- und Bildungskurse anbieten. Außerdem waren sechs Theateraufführungen und zehn Kammermusikabende des Heimatvereins im Programmplan des Kirchenvorstandes eingearbeitet.

Alles in allem ein ziemlich ehrgeiziges Programm, das in diesem Umfang wohl in all den Jahren nie verwirklicht worden ist.

Ist hier womöglich bereits eine Ursache für den späteren Niedergang des Pfarrzentrums zu erkennen? Es drängt sich der Gedanke auf, dass Dechant Veiders und mit ihm der Kirchenvorstand das Pfarrzentrum von Anfang an für das kleine Lintorf zu großzügig geplant hatten. Für die vielen vorgesehenen Veranstaltungen gab es,

wenigstens aus heutiger Sicht auf die 60-er Jahre zurückblickend, langfristig weder genügend Besucher, noch konnten die ausführenden Vereine die sehr hochgesteckten Ziele jemals erreichen. Die Vereine und Organisationen mussten mit dem ehrgeizigen Veranstaltungsplan personell und finanziell einfach überfordert sein.

Die Finanzierung des Großprojektes Haus Anna war ursprünglich solide geplant gewesen (siehe Kasten). Zu den Zuschüssen von Erzbistum, Land, Landkreis, Landschaftsverband und Gemeinde

Finanzplanung

Bistum	238.000 DM
Gemeinde Lintorf	50.000 DM
Landkreis	23.000 DM
Landschaftsverband	70.000 DM
Land*)	55.000 DM
Königs-Brauerei	2.000 DM
Sonstiges	5.000 DM
	443.000 DM

Der Rest sollte durch den Verkauf von Kirchenland aufgebracht werden.

*) Der Landeszuschuss wurde später um 20.000 DM erhöht.

ten, zum offiziellen Kaufpreis zusätzlich 25 Prozent des Kaufpreises für den Bau des Pfarrzentrums zu spenden.

Dies machten auch alle Käufer, zum Teil sogar mit deutlich höheren Beträgen. So kamen durch den Verkauf des Kirchenlandes insgesamt 446.263 DM, davon 149.109 DM Spenden, zusammen. Damit waren die geplanten Baukosten des Pfarrzentrums gedeckt. Es war sogar ein Sicherheitspolster für unvorhergesehene Mehrausgaben vorhanden. Eine wirklich solide Finanzierung.

Am 15. Februar 1962, also gut ein Jahr nach der feierlichen Einweihung durch Kardinal Frings, befasste sich der Verwaltungsrat des Erzbistums Köln mit der vom Kirchenvorstand vorgelegten Abschlussrechnung. Es ging um die mögliche Erhöhung des Zuschusses des Erzbistums aus Kirchensteuermitteln, da die Gesamtbaukosten höher ausfielen, als ursprünglich geplant war. Was war zwischenzeitlich geschehen?

Statt der vom Kirchenvorstand geplanten und dem Generalvikariat vorgelegten 749.976 DM hatte der Bau des Pfarrzentrums laut Abschlussrechnung tatsächlich



Dechant Veiders macht Joseph Kardinal Frings und Kreisdirektor Vaßen miteinander bekannt

sollte der Erlös aus dem Verkauf von Kirchenland kommen.

Insgesamt wurden 31 Grundstücke der Pfarrgemeinde zwischen Kalkstraße, Mörikestraße und Bauer Derichs, die spätere Gottfried-Keller-Straße mit ihren Nebenstraßen, an Privatleute verkauft. Die Käufer wurden angehal-

1.032.512,48 DM gekostet. Eine Kostensteigerung von immerhin gut 37 Prozent. Dechant Veiders hatte bereits aus dem Treuhandfonds für den vorgesehenen Bau einer neuen Kirche im Lintorfer Norden über 125.000 DM hinzufügen müssen, um die Handwerkerrechnungen bezahlen zu können. Diesen Betrag, so hoffte der Kir-

chenvorstand, würde das Erzbistum zusätzlich zu den bereits gewährten 238.000 DM übernehmen.

Auf Veranlassung des Generalvikars hatte Revisor Völler die Abschlussrechnung gründlich geprüft. Er legte dem Verwaltungsrat einen umfangreichen Abschlussbericht seiner Prüfung vor.

Die Abschlussrechnung sei seiner Meinung nach ordentlich gemacht worden, so der Revisor in seinen einleitenden Worten. Er kritisierte zunächst lediglich Kleinigkeiten. Beispielhaft erwähnte er, dass manchmal der Bankbeleg fehle, der beweise, dass die Bank die angewiesenen Beträge tatsächlich überwiesen hätte.

Dann führte er jedoch zwei wesentlichere Kritikpunkte in seinem Revisionsbericht an: Skontoabzüge und Pachtvertrag für das Restaurant.

Die Rechnungen seien immer ohne Skontoabzüge bezahlt worden, sagte Völler. Dadurch sei eine beträchtliche Summe verschwendet worden.³⁾

Restaurant mit Kegelbahn, Kellerräumen und Wohnung wiederum auf fünf Jahre abgeschlossen wurde. Doch auch das war wohl für Gaststätte und Wohnung zusammen zu wenig.

Also auch ein eher ungünstiger Beginn für die neue Gastwirtschaft in Lintorf. Der schnelle Wechsel des Pächters war dem Ansehen des Restaurants im Ort, wo es ja genügend alteingesessene Betriebe gab, wenig förderlich.

Doch zurück zum Revisionsbericht. Revisor Völler schreibt über die Einrichtung des Hauses, dass „bereits bei Besichtigung des Saales und der Gaststätte auffiel, daß wohl überall fast nur das Beste angeschafft worden ist. Insbesondere fiel die technische Raffinesse im Saale auf.“ Er zieht den Schluss, dass die erhebliche Verteuerung des Baues von Haus Anna nicht nur auf die Baukosten zurückzuführen sei, sondern im Wesentlichen auf die Baunebenkosten und vor allem auf die nach seiner Meinung übertriebene Innenausstattung.

Rückzahlung der Kredite zu erfolgen hatte.

Hatte Kardinal Frings auf die Schwierigkeiten beim Bau von Haus Anna angespielt, als er in seinem Gebet darum bat, dass in dem neuen Haus „Demut und Güte, Gehorsam und Dankbarkeit gegen Gott“ wohnen möge? Gehorsam vielleicht und vor allem nicht nur gegenüber Gott, sondern auch gegenüber dem Erzbistum, um derartige Schwierigkeiten bei zukünftigen Bauvorhaben vermeiden zu können? Mehr Demut, um bei künftigen Projekten, wie etwa dem geplanten Kirchenneubau in Lintorf, mit mehr Realitätssinn an die Planungen und insbesondere an die Durchführung zu gehen?

Vermutlich wird hier zu viel in die wenigen Worte hinein interpretiert. Worte, die lange vor dem Revisionsbericht gesprochen wurden. Doch die verschiedenen Dokumente im Pfarrarchiv lassen den Schluss zu, dass Kardinal Frings und seine Kirchenverwaltung mit dem Ablauf des Bauvorhabens Haus Anna nicht glücklich waren.

Doch gleichgültig, wie ungünstig die Bedingungen am Anfang für Haus Anna waren, sie waren nicht die Ursache für die Fehlentwicklung in den folgenden vier Jahrzehnten (siehe dazu: Haus Anna – das lange Sterben eines Mythos⁴⁾). Und was viel entscheidender ist: Trotzdem ist Haus Anna den Lintorfern ans Herz gewachsen. Sie hatten es lieb gewonnen und sein Abriss schmerzte. Ein Stück Heimat, ein Stück Jugenderinnerung sind im Juli 2003 der Abrissbirne zum Opfer gefallen.

Dr. Andreas Preuß



Haus Anna mit sich anschließender Gaststätte in den 60-er Jahren

„Auf Grund meiner Erfahrungen ist die Pacht viel zu niedrig angesetzt,“ bemerkte Völler zum Pachtvertrag des Kirchenvorstandes mit Gerhard Stöver aus Düsseldorf. Der Kirchenvorstand hatte ihm das Restaurant für fünf Jahre bis zum 30. November 1965 verpachtet. Die Pacht betrug fünf Prozent vom Umsatz oder mindestens 600 Mark im Monat. Schon im Juni 1961 war die Pacht zwar auf 1.000 Mark erhöht worden, als mit Joseph und Elisabeth Steinbach ein neuer Pachtvertrag für

Er beendet seinen Bericht für den Verwaltungsrat mit der für die in Lintorf Verantwortlichen wenig schmeichelhaften Empfehlung: „M. E. kann unter Berücksichtigung aller Umstände ein weiterer Zuschuß aus Kirchensteuer nicht verantwortet werden.“

Die mehr als 125.000 Mark, die aus dem Treuhandfonds für den geplanten Kirchenneubau entnommen worden waren, musste die Kirchengemeinde selbst finanzieren. Der Verwaltungsrat des Erzbistums gab genau vor, wie die

3) Skontoabzüge aber waren kaum möglich gewesen, wie aus einem Brief des Generalvikars an Dechant Veiders hervorgeht. Anfang August 1961 hatte sich der Kirchensteuerbeiratsausschuss des Erzbistums mit dem Bau von Haus Anna befasst. Generalvikar Jensch teilte Dechant Veiders in einem sehr persönlichen Schreiben das Ergebnis der Sitzung mit. Eine weitere Auszahlung der Mittel aus der Kirchensteuer sei nicht möglich. Der Beirat bemängelte, dass Handwerkerrechnungen seit über sechs Monaten unbezahlt waren und dass immer noch keine Abschlussrechnung des Bauprojektes vorliege.

Ein Hort des Geistes und der Freude

Pfarrzentrale feierlich eingeweiht – Kardinal Frings: „Ein historischer Tag“

LINTORF. Als einen historischen Tag im Wiederaufbau der Kirche im Erzbistum Köln bezeichnete Joseph Kardinal Frings den gestrigen Sonntag, an dem mit der Einweihung der Pfarrzentrale „Haus Anna“ in Lintorf das erste Pfarrzentrum dieser Größe in der Erzdiözese seiner Bestimmung übergeben wurde. Die Einweihungsfeier wurde mit einem Festgottesdienst in der Pfarrkirche St. Anna eröffnet, dann versammelten sich die Festgäste und zahlreiche Angehörige der Pfarrfamilie in dem großen Saal des „Hauses Anna“, der bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal unter Beweis stellen konnte, daß er auf Grund seiner Größe und zweckmäßigen Einteilung nicht nur eine große Besucherzahl aufnehmen kann, sondern darüber hinaus für kulturelle Veranstaltungen ausgezeichnet geeignet ist. Man darf wohl annehmen, daß das Pfarrzentrum, wie es in den Ansprachen immer wieder zum Ausdruck kam, wesentlich dazu beitragen wird, die Gemeinschaft und die Verbundenheit der Pfarrfamilie zu fördern und zu vertiefen.

Einen besonders herzlichen Willkommensgruß entbot Erzbischöflicher Rat Dechant Veiders bei der Begrüßung der zahlreichen Festgäste und der Pfarrfamilie dem Oberhirten der Erzdiözese Köln, Joseph Kardinal Frings. Ihm gelte ein besonderer Gruß in der Ehrfurcht und Liebe, so betonte Dechant Veiders, die das katholische Volk den Nachfolgern der Apostel entgegenbringt. Namentlich führte dann Dechant Veiders unter den Ehrengästen den Vertreter des Kultusministeriums, Ministerialdirigent Maurer, den Vertreter des Sozialministeriums, Ministerialdirektor Weber, Oberkreisdirektor Nothnick, Kreisdirektor Vaßen mit Gattin und den Vertreter der evangelischen Gemeinde, Pfarrer Bever, an. Weiter begrüßte er Amtsbürgermeister Holtschneider, Amtsdirektor Overmans und Bürgermeister Windisch.

Ein Hort der Gemeinschaft

Ein Hort der Gemeinschaft des Geistes und der Freude sollte das



Der Mosaikengel an der Wand des Eingangsfoyers beim Aufgang zum großen Saal

neue Pfarrzentrum werden, so wünschte Dechant Veiders, dazu sei jedoch der Segen Gottes notwendig. Denn wo der Geist des Herrn und die Kraft zum Opfer fehle, könne sich kein Leben entfalten. Deshalb solle das Kreuz einen bevorzugten Platz in dem Hause einnehmen. Unweit des Kreuzes aber solle das Bild eines Mannes hängen, der vor einigen Tagen von Gott abgerufen wurde. Dechant Veiders meinte hier den kürzlich verstorbenen Rektor a. D. Peter Bongartz, über dessen Leben, wie der Dechant sagte, etwas vom Heiligen lag. Er habe Großes geleistet in seiner Familie, in seinem Beruf und im öffentlichen Leben, sei den Priestern Freund und Helfer gewesen und habe sein Opfer zu tragen gewußt. Hier wandte sich Dechant Veiders an die Jugend und sagte: „Eine Jugend, die das Opfer nicht kennt, ist verloren. Gebe Gott, daß es immer Männer gibt, die der Jugend in diesem Punkte Vorbild sein können.“ Dann verwies Dechant Veiders auf den Engel im Treppenhaus, eine Mosaikarbeit des Künstlers Belau, der mit seiner Hand nach oben weist. „Möge er hinaufführen“, so schloß der Dechant, „zu den Höhen des Geistes und zu einer echten tiefen Freude.“

„Freut euch immerdar dem Herrn“

Dann nahm Joseph Kardinal Frings die Weihe des Hauses vor. Zu Beginn seiner Ansprache erinnerte er daran, daß beim Wiederaufbau nach dem Kriege eine hierarchische Ordnung eingehalten werden mußte. Zunächst wurden die zerstörten und fehlenden Kirchen gebaut, dann Dienstwohnungen für Pfarrer und Küster, dann Kindergärten und Jugendheime, von denen die meisten sehr



Joseph Kardinal Frings bei seiner Ansprache zur Einweihung von Haus Anna am 4. Dezember 1960

gut besucht seien und reiche Frucht trügen, einige aber weniger gut genutzt würden, und jetzt könne mit dem Bau von Pfarrzentralen begonnen werden. Herzliche Worte des Dankes fand der Oberhirte für Dechant Veiders, der mit viel Opfern und Mühe dieses Werk vollbrachte.

Das Haus soll ernststen Dingen dienen, so sagte dann der Kardinal, aber er wolle es nicht tadeln, daß daneben auch Veranstaltungen durchgeführt würden, die der Pflege der Gemeinschaft und der Erholung der Menschen dienen, denn der Mensch sei zur Freude geschaffen. Aber alle Freude müsse ausgerichtet sein auf die Ehre des Allerhöchsten. Der Christ wisse um die Notwendigkeit der Buße, wisse aber auch um den Wert der Freude, vor allem für die Jugend, denn eine freudlose Jugend hinterlasse immer ein bitteres Gefühl. Jedoch müsse sich die Freude des Christen von der Freude des Weltmenschen unterscheiden. Die Freude dürfe nicht in Ausgelassenheit ausarten und habe dort ihre Grenze, wo es zur Sünde komme. Eine weitere Grenze sei die gute alte Sitte, die gewahrt werden müsse. Zum Abschluß wünschte der Kardinal, der Segen des dreieinigen Gottes möge über dem Hause bleiben und über allen, die ein- und ausgehen.

Auf die Verbundenheit aller Christen verwies Pfarrer Bever, der die Grüße und Glückwünsche der evangelischen Kirchengemeinde überbrachte. „Unsere Kirchen sind benachbart, die Glocken grüßen einander und unsere Gemein-

dehäuser wurden in unmittelbarer Nähe gebaut, wir haben deshalb allen Grund zu gemeinsamer Freude“, so führte er aus. Die Grüße und Glückwünsche des Sozialministers Grundmann überbrachte Regierungsdirektor Weber, der Referent für den Landesjugendplan. Er sprach über die gemeinsame Arbeit und Sorge beim Bau des Kettelerheims, des Jugendheimes und der Pfarrzentrale. Allein im letzten Jahr, so führte er aus, seien in NRW 6000 Pflegestätten für die Jugend entstanden, davon 90 Prozent als konfessionelle Jugendheime, die ihre Türen auch für die abseitsstehende Jugend offenhalten. Der bisher erzielte Erfolg verpflichte zu weiterer gemeinsamer Arbeit. Die Grüße des Kreises übermittelte Oberkreisdirektor Nothnick. Er nannte den Bau der stattlichen Pfarrzentrale einen bedeutsamen Schritt für die ganze Gemeinde. Bürgermeister Windisch wünschte, daß das Haus eine Pflegestätte der Gemeinsamkeit und Verbundenheit werde und Amtsbürgermeister Holtschneider dankte der Pfarrgemeinde, daß sie ein Haus für die Pflege des kulturellen Lebens in der Gemeinde schuf.

Zum Abschluß dankte Architekt Max Christens, Lintorf, nach dessen Plänen das Pfarrzentrum erstellt wurde, allen, die an dem Werk mitgearbeitet haben. Sein besonderer Dank galt aber der Bauherrschaft, an der Spitze Dechant Veiders, für das Vertrauen und Entgegenkommen in allen Fragen. Der Architekt vergaß aber auch nicht die Handwerker; denn,

so betonte er, ein Werk kann nur gelingen, wenn Geist und Hand zusammenarbeiten. Nicht zuletzt gebühre Gott der Dank für seinen Segen zu dem Werk, das mit viel Schweiß und Freude in der rechten Verantwortung vor Gott geschaffen wurde als Stätte für den Frohsinn und den Ernst des Lebens.

Vorbildliche musikalische Darbietungen

Die musikalischen Darbietungen während der Feierstunde hatte der Kardinal in seiner Ansprache als „vorbildlich und richtungsweisend für die Aufgabe dieses Hauses“ bezeichnet. Zur Einleitung und zum Ausklang spielte ein Quintett des Städtischen Orchesters Düsseldorf J.S. Bachs Air aus der D-Dur-Suite bzw. das Streichquartett A-Dur von G.Ph. Telemann. Während der Weihe des Hauses sang der Kirchenchor unter der Leitung von W. Kannengießer. Für den Vortrag von Handels „Er weidet seine Herde“ hatte sich Hugo Kratz, Tenor an der Rheinoper, der sich in Lintorf niederlassen will, freiwillig zur Verfügung gestellt. Eindringlich war der Hausspruch, der von den Vereinigten Lintorfer Männerchören vorgetragen wurde „Leib soll dies Gebäude sein: wer drin wohnt, der wird zur Seel, wird zur Seel in diesem Stein, daß er Gott sich ganz befehl.“ Ein Spruch, der die Bedeutung und Bestimmung des neuen Pfarrzentrums in seiner ganzen Tiefe erfaßt.

Dr. Richard Baumann
(*Rheinische Post* vom 5. Dezember 1960)



Füsgen



Kosmetik · Parfümerie
Paßbilder und Fotoarbeiten
Duft und Pflege internationaler Kosmetikfirmen

Konrad-Adenauer-Platz 5, 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/93394, Telefax 021 02/933 95
Internet: www.wir-fuer-sie-parfuermerie.de/fuesgen

Haus Anna – das lange Sterben eines Mythos'

Der Bagger stand schon im Juni auf der Wiese vor Haus Anna. Symbol für das lange Sterben eines Lintorfer Mythos'. Denn erst im Juli begann der Bagger seine für viele Lintorfer schreckliche Arbeit. Innerhalb weniger Tage war das ehemalige Pfarrzentrum der St. Anna-Pfarre nur noch ein großer Schutthaufen, unter dem so viele Erinnerungen an rauschende Feste, Kinovorführungen, Kegelabende oder Pfadfindergruppentreffen begraben wurden. Wieder war ein Stück Alt-Lintorf der Abrissbirne zum Opfer gefallen. So wie Ende der 60-er und Anfang der 70-er Jahre schon so zahlreiche andere Gebäude. Haus Anna – das war und ist für viele Lintorfer ein Stück Heimat, ein Stück „Gute alte Zeit“.

morgen die Hochhäuser am Konrad-Adenauer-Platz abgerissen würden, weinte ihnen – außer den Bewohnern – wahrscheinlich niemand eine Träne nach. Warum Haus Anna?

Als Haus Anna in den 50-er Jahren geplant und schließlich gebaut wurde, war die Welt in Lintorf noch in Ordnung. Nach den bitteren Kriegs- und Nachkriegsjahren hatte sich das Leben normalisiert. Die zahlreichen Flüchtlinge - Lintorfs Einwohnerzahl hatte sich gegenüber dem Vorkriegsstand beinahe verdoppelt - waren mühelos in die kleine Dorfgemeinschaft integriert worden. Feste konnten wieder unbeschwert gefeiert werden. Ereignisse wie die Fußballweltmeisterschaft oder die Olympischen Spiele

Der Mythos entsteht

Genau in dieser Zeit des Aufbruchs in eine neue, eine moderne Welt sieht Dechant Wilhelm Veiders die Notwendigkeit, für die Gemeinde – die katholische wie die politische – ein Zentrum zu schaffen. Und sein Rezept ist erfolgreich. Viele Lintorfer, die heute den Abriss bedauern, haben einen großen Teil ihrer Freizeit in und um Haus Anna verbracht. Sei es in der katholischen Jugend, sei es in der Bruderschaft, sei es auf der Kegelbahn, sei es als Messdiener und bei den Veranstaltungen der Sportvereine.



„Der Bagger stand schon vor der Tür“

Alt-Lintorf?

Das Hamacher-Häuschen, die Gaststätte Mentzen, Gut Hinüber, das war Alt-Lintorf. Das waren Gebäude mit Jahrhunderte langer Tradition. Mit ihnen und vielen anderen ging das alte, dörfliche Lintorf der Vorkriegszeit unter. Aber Haus Anna? Haus Anna ist doch erst 1960 eingeweiht worden. Stammt also aus der Nachkriegszeit, aus der Wirtschaftswunderzeit, aus der Zeit, als Lintorf in die Moderne durchstartete.

Warum also treibt der Abriss des Hauses Anna so vielen Lintorfern die Tränen in die Augen? Wenn

le wurden mangels eines eigenen Fernsehers in den Gaststätten gemeinsam mit wachsender Spannung verfolgt.

Immer wieder trafen sich die Menschen, um gemeinsam ihre Freizeit zu verbringen. Obwohl die Lintorfer Gaststätten Säle hatten, fehlte aber ein ausreichend großer Saal. Aber nicht nur der fehlte. Für die Jugendarbeit, die im Wesentlichen die beiden Sportvereine und die beiden Kirchen durchführten, fehlten ebenso geeignete Räumlichkeiten. Auch die katholische Bücherei, die einzige öffentliche Bücherei in Lintorf, brauchte ein neues Zuhause.



Der Abriss beginnt

Hier wurden Freundschaften fürs Leben geschlossen. Gemeinsame Erfahrungen in der Jugendgruppe oder im Verein schufen ein soziales Verhalten bei den Menschen, das wesentlich von Gemeinsinn geprägt war und ist. Viele der damals jungen Lintorfer, die mit Haus Anna groß geworden sind, haben diese Erfahrung mit ins Erwachsensein hinüber genommen; sind heute an führenden Positionen in den Sportvereinen, in der Schützenbruderschaft, in der Kirche oder auch in den politischen Parteien tätig.

Haus Anna, das ist für sie und viele andere Lintorfer Heimat, das ist beinahe eine Weltanschauung. Eine Weltanschauung, die sie über die folgenden Jahre und Jahrzehnte der Veränderungen hinwegretten konnten.

Der Mythos stirbt

Im Grunde kam Haus Anna zu spät. Als es fertig gestellt war, hatte die Zeit der Individualisierung unserer Gesellschaft längst begonnen. Unaufhaltsam veränderte sich das Freizeitverhalten der Menschen spätestens seit den 50-er Jahren. Die großen Kinosäle mussten dem Fernseher, dem sogenannten Heim- oder Pantoffelkino, weichen. Das große Kinosterben begann – auch die beiden Lintorfer Kinos mussten Ende der 60-er Jahre schließen; in den 70-er Jahren glaubte man, das Kino sei vom Aussterben bedroht. Statt in der Wirtschaft nebenan sein Bier zu trinken, holte man sich die Flaschen, später dann einen ganzen Kasten, ins Haus. Die wachsende Mobilität auch der Jugendlichen rückte die Düsseldorfer Altstadt zumindest am Wochenende in erreichbare Nähe. Statt sich im Verein zu organisieren und zu engagieren betonten die Menschen nun ihr Recht auf Individualität. Alles, was auch nur im Entferntesten mit Gemeinschaft zu tun hatte, bekam die Etiketten Vereinsmeierei, spießbürgerlich und hinterwäldlerisch. Eine Entwicklung, die in den 90-er Jahren mit den Schlagwörtern von der Freizeit- oder Spaßgesellschaft ihren vorläufigen Höhepunkt fand.

Für Haus Anna aber bedeutete diese Entwicklung den langsamen Tod. Die Veranstaltungen hatten nicht mehr den Zulauf wie in den ersten Jahren. Dann schloss die Gaststätte. Sie wurde zwar einige Jahre von der Pfarrgemeinde selbst weiterbetrieben. Doch auch hier wurden die Gäste weniger. Ein Teufelskreis. Ohne genügend Veranstaltungen konnte die Gaststätte nicht überleben, ohne Gaststät-

tenbetrieb waren die Veranstaltungen schwieriger durchzuführen.

Das Ende

Hatte Haus Anna in den 60-er Jahren die Funktion einer Stadthalle für Lintorf gehabt, so war diese später nicht mehr gefragt. Das Haus war nicht ausgelastet. Die Kosten konnten letztlich nicht durch Einnahmen gedeckt werden. Allein die ehrenamtlich tätigen Pfarrgemeindemitglieder konnten den Betrieb noch eine Zeit lang aufrecht erhalten.

Während der Renovierung der St. Anna-Kirche Ende der 70-er Jahre wurde Haus Anna als Ersatzkirche genutzt. Doch seit den 80-er Jahren fanden nur noch sporadisch Veranstaltungen statt. Die Königsfeste der Schützenbruderschaft waren ein fester Bestandteil, und auch die Tanzabteilung des TuS 08 Lintorf nutzte den Großen Saal. Das Parkett soll ausgezeichnet zum Tanzen geeignet gewesen sein.

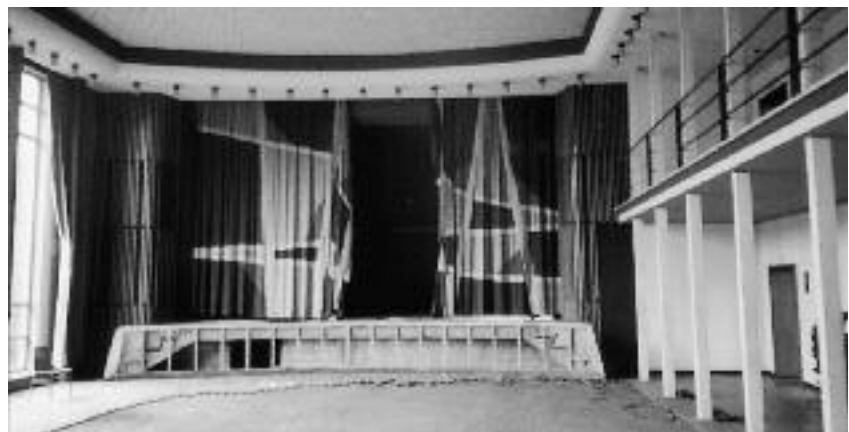
Mitte der 90-er Jahre schließlich wurde Haus Anna fast gar nicht mehr genutzt. Nach über 30 Jahren traten nun aber auch deutlich Schäden am Gebäude und der

Einrichtung auf. Das Dach war undicht; überall tropfte es in die Räume. Das Parkett im Großen Saal war schwer beschädigt. Das Mobiliar hätte ersetzt werden müssen, die Vorhänge hingen beinahe nur noch in Fetzen vor den Fenstern. Die Heizung, die Sanitäranlagen und die Elektroinstallation waren völlig veraltet und hätten mit einem enormen Finanzaufwand ersetzt werden müssen.

Nachdem die Untere Denkmalbehörde der Stadt Ratingen entschieden hatte, dass das im Stil der 50-er Jahre erbaute Haus Anna nicht würdig sei, als Denkmal geschützt zu werden, beschloss die Pfarrgemeinde das Haus zu verkaufen. Auf dem gegenüberliegenden Gelände des ehemaligen Klösterchens soll ein neues, kleineres Pfarrzentrum entstehen.

Vom Beschluss, Haus Anna zu verkaufen, bis zum Abriss vergingen fast fünf Jahre. Im Juli 2003 fiel Haus Anna in Trümmer. Und unter den Trümmern wurden die Erinnerungen zahlreicher Lintorfer an die „gute alte Zeit“ der 60-er Jahre begraben. Ein Mythos war nach langem Siechtum gestorben.

Dr. Andreas Preuß



Noch steht der Saal



Das Ende der Gaststätte



Haus Anna ist gestorben

Vanitas! Vanitatum Vanitas!

Die Herrlichkeit der Erden
Muß Rauch und Aschen werden,
Kein Fels, kein Erz kann stehn,
Dies, was uns kann ergetzen,
Was wir für ewig schätzen,
Wird als ein leichter Traum vergehn.

Was sind doch alle Sachen,
Die uns ein Herze machen,
Als schlechte Nichtigkeit?
Was ist des Menschen Leben,
Der immer um muß schweben,
Als eine Phantasie der Zeit?

Der Ruhm, nach dem wir trachten,
Den wir unsterblich achten,
Ist nur ein falscher Wahn.
Sobald der Geist gewichen
Und dieser Mund erblichen,
Fragt keiner, was man hier getan.

Es hilft kein weises Wissen,
Wir werden hingerissen
Ohn einen Unterscheid.
Was nützt der Schlösser Menge?
Dem hie die Welt zu enge,
Dem wird ein enges Grab zu weit.

Dies alles wird zerrinnen,
Was Müh und Fleiß gewinnen
Und saurer Schweiß erwirbt.
Was Menschen hier besitzen,
Kann für dem Tod nicht nützen,
Dies alles stirbt uns, wenn man stirbt.

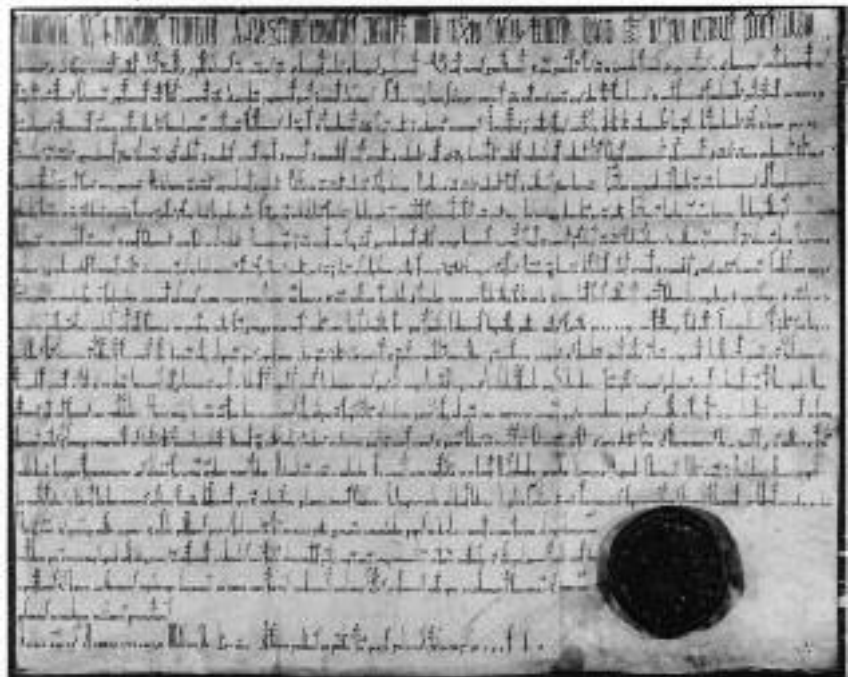
Andreas Gryphius

Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile

XII. Besitz des Kölner Georgstifts in Homberg (1067?; kurz vor 1148)

An die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert stellen wir eine Urkunde des Kölner Georgstifts, die zwar aus der Zeit vor der Mitte des 12. Jahrhunderts stammt und eine (Ver-) Fälschung darstellt, hinsichtlich der aber kein Zweifel besteht, dass ein Großteil der dort getroffenen Verfügungen – gerade hinsichtlich des Besitzes – wahreheitsgemäß überliefert wird und in die 60er-Jahre des 11. Jahrhunderts weist. Man mag daher die in der Quelle auftretende Datierung auf das Jahr 1067 als richtig ansehen, wenn man eine Urkunde des Kölner Erzbischofs Anno II. (1056-1075) als Vorlage der Fälschung voraussetzt. Der Schwabe Anno – er ist uns ja schon in Zusammenhang mit der Entführung König Heinrichs IV. (1056-1106) in Kaiserswerth (1062) begegnet – hatte um 1056/58 das Georgstift in Köln vor dem alten römischen Südtor, der hohen Pforte, gegründet. Die Kanonikergemeinschaft war alsbald – am 1. Mai 1059 – von Papst Nikolaus II. (1058-1061) privilegiert und unter apostolischen Schutz gestellt worden, die Bauarbeiten an der im Wesentlichen noch heute bestehenden Stiftskirche gingen voran, eine verloren gegangene Inschrift an der Nordseite der Kirche gab 1067 als Gründungsjahr an. Die Wahl des Kirchenpatrons ging auf den Erzbischof zurück, der den heiligen Märtyrer Georg nicht nur aus seiner Bamberger Studienzeit, sondern auch von seiner schwäbischen Heimat her gut kannte. In Annos Herkunftsort (Alt-) Steußlingen (bei Ehingen an der Donau) hatte das Kloster St. Gallen, ein Zentrum der schwäbischen Georgverehrung, Besitz.

In der Anfangsphase des Kölner Georgstifts muss Anno seiner Gründung eine Reihe von Besitzungen und Rechten zugewiesen haben, die vermutlich kurz vor 1148 anlässlich einer Auseinandersetzung der Kanonikergemeinschaft mit dem Bonner Cassius-



Gründungsurkunde des Kölner Georgstifts

stift in der nachstehenden „erzbischöflichen Privaturkunde“ neu zusammengefasst wurden. Bei den Streitigkeiten ging es um die archidiakonalen Rechte im Ahrgau. Die Kölner Kanonikergemeinschaft besaß das ihm (wohl) von Anno zugewiesene Dekanat im Bonn- und Ahrgau, jenen zwei früh- und hochmittelalterlichen Landschaften um und südlich von Bonn. Archidiakonate und Dekanate entstanden als innere, räumlich ausgedehnte Strukturen des Kölner Bistumssprengels ab dem 11. Jahrhundert, der Propst von St. Georg verfügte als Diakon über die Aufsicht über die zum Dekanat gehörenden Pfarrkirchen, ihm standen die Rodungszehnten zu, der kirchliche Zehntertrag von gerodeten Flächen, er war der Vorsitzende im ordentlichen Send, während der Bonner Archidiakon den außerordentlichen Send innehatte, eine in der nachstehenden Urkunde genannte „höchste (kirchliche) Gerichtsbarkeit“, die Sendgefälle in jedem vierten Jahr und die so genannte Altargift.

Send oder Sendgericht meint dabei die Überwachung der kirchlichen Disziplin bei Laien und Geistlichen und die Bestrafung von Verstößen dagegen; den Send nahm der von Pfarrei zu Pfarrei ziehende Sendherr vor, die Sendgefälle (Servitien, „Dienste“) gingen im Verlauf von jeweils vier Jahren an den (Erz-) Bischof, den Archidiakon, den Dekan und die Pfarrkirche; Letztere war somit jeweils in einem von vier Jahren abgabefrei. Die Altargift, die „Altargaben“, waren Einnahmen, die aus der Übertragung der Seelsorge durch den Archidiakon resultierten.

Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreieinigkeit. Anno der Zweite, Erzbischof von Köln, allen Christgläubigen Heil. Es ist gerecht, dass wir, die wir als Leiter der Kirchen angesprochen werden und zur Zeit [mit der Leitung befasst] sind, nach unserem Vermögen für die uns anvertrauten Kirchen in unserer Zeit und danach nutzbringend und wohlwollend sorgen. Weil wir im Geiste überle-

gen und erwägen, dass gleichermaßen das, was ein Wagnis ist, mit dem streitet, der Herz und Tat beurteilt, damit wir durch das Eingreifen des Heiligen Gottes gerettet werden, nehmen wir uns vor, die heiligen Märtyrer Christi zu schützen, die die Fürbitter für Beistand bei der Bitte nach Frieden sind. Daher haben wir beschlossen, dass wir die Kirche des seligen Märtyrers Georg, die wir vor dem [Stadt-] Tor, das das hohe genannt wird, gegründet und aufgebaut haben, reichlich ausstatten mit kirchlichem Vermögen, soviel, dass die Versorgung der dort Gott Dienenden zur Zeit gewährleistet werden kann und dass unser Vermögen darüber hinaus nicht absinkt. Wir haben daher der besagten Kirche und allen dort Gott Dienenden zugestanden die Güter aus unserem Vermögen und dem des seligen Petrus: Sürth [bei Köln] mit allem Zubehör außer dem Zehnt, mit beackerten und unbeackerten Flächen, mit Weinbergen, Rodungen und zu rodenden Gebieten, mit Wegen, Todfallabgaben und Einkünften, Gewässern und Gewässerläufen, mit Mühlensteinen, Mühlen, Mühlwerken, Wäldern, Jagden, Fischereien und überhaupt allem Vorteil, den wir und unsere Vorgänger genutzt haben und nutzen konnten; [Neuss-] Holzheim mit allem Zubehör und Einkünften, [Köln-] Pulheim mit allen Einkünften außer dem Zehnt; Vochem [bei Köln] mit allen seinen Einkünften und Rechten außer dem Zehnt. Wir haben übergeben die Kirche in Roesberg [bei Hersel] mit dem ganzen Zehntbezirk zur Unterstützung der Präbende der Brüder in der Weise, dass, wer auch immer Propst [des Stiftes] ist, er Pastor dieser Kirche wird. Ähnlich [haben wir] auch [übertragen] die Kirche in Holzheim; 2 Mansen in [Nieder-, Ober-] Lützingen, die 10 Schillinge und 2 Scheffel Weizen zinsen; in [Ratingen-] Homberg die Hälfte der Kirche; die Kirche in Frauenberg [bei Euskirchen] mit dem ganzen Zehnt; in [Bonn-] Lengsdorf einen Hof, der 7 Mansen besitzt, mit Weinbergen und Ländereien, die 9 Schillinge zinsen, 6 Pfennige und einen Halbpennig; auch den Dekanat, der unseres Rechtes war, über alle Pfarrkirchen, die im Bonn- und Ahrgau gelegen sind, sowohl über die Mutter- als auch

die Tochterkirchen mit ganzer Anordnung und mit der kirchlichen Gerichtsbarkeit außer den Altargaben, der höchsten Gerichtsbarkeit und dem Zins im vierten Jahr für die abzulösenden Dienste, die dem Amt des Archidiakons zustehen, und völlig in der Weise, nach der wir den anderen [Dekanat] im Zülpichgau der Kirche Mariengraben [in Köln] wohlwollend zugestanden haben. [Wir haben übertragen] auch den ganzen Zehnt von den Wäldern, Rodungen und zu rodenden Gebieten in diesem ganzen Dekanat; auch die Kirche der heiligen Maria in Nothausen [Köln-Lyskirchen], die in der Vorstadt der Stadt Köln am Ufer des Rheins gelegen ist, mit dem Bann und der ganzen synodalen und weltlichen Gerichtsbarkeit zusammen mit dem ihr [der Kirche] unterstehenden Ort und allen ihren Rechten, zinsenden Flächen, mit Seelsorge und Gottesdienst und überhaupt allen Nutzen, den wir hatten, damit sie der besagten Kirche des heiligen Märtyrers Georg zu dem Recht unterworfen ist, durch das die Kirche des heiligen Johannes des Täufers der Kirche des heiligen Bekenner Severin [in Köln] untersteht. Die Privilegien der Kirche des heiligen Bekenner Severin sagen nämlich aus, dass es einen Bannbezirk ihres Rechts gab bis zum Tor, das das hohe genannt wird, den wir von den Kanonikern und dem Propst dieses Stifts durch Tausch erhalten haben, und zwölf Grundstücke, innerhalb des Umfangs der äußeren Klausur 3, außerhalb neun, die jedes Jahr 5 Schillinge und 6 Pfennige zinsen. Und wir haben ihnen für diesen Gerichtsban und die Grundstücke geschenkt 5 Pfund für jedes Jahr von dem Zehntbezirk, der in Meinerzhagen und Lündenscheid und Solingen liegt und den der [rheinische] Pfalzgraf als Lehen innehatte; wir haben aber bei jenem dies bewirkt, dass er diesen [Zehnt] freiwillig zurückgab. Wir haben daher dieser Kirche des heiligen Märtyrers Georg und den dort Gott Dienenden geschenkt diesen Bannbezirk mit seiner Begrenzung bis zum oben genannten Tor und – auf der anderen Seite – bis zum Ufer des Rheins bis zur Grenze der Grundstücke, die auf der südlichen Seite des Stifts gelegen sind. Auch Weinberge in Alfter [bei Bonn], die zu unserem

Recht gehörten, haben wir dieser Kirche gegeben und einen Teil des Waldes mit 2 Mansen, die 11 Schillinge zinsen, und einem Grundstück, das dort liegt, und dem Dünger von 10 Mansen, für die wir dem Meier 5 Schillinge geben vom [grundherrschaftlichen] Wochendienst, damit der geschuldete Dienst gemäß Gewohnheit erfüllt wird. [Wir haben übergeben] eine Mühle in Jülich und Weinberge an der Mosel an den 5 Orten Rachtig, Ürzig, Lehmen, Senhals und Klotten sowie jenseits des Rheins in Bilme und Ferndorf; in Westfalen von einem Zehntbezirk 10 Pfund, die für die Kleidung der Brüder bestimmt sind und die auch ein Lehen des Pfalzgrafen gewesen waren; in Hurnezvelt zwei Pfund; in Geldern die Kirche mit dem ganzen Zehntbezirk; bei Menden [bei Siegburg] die Zehnten, die 3 Pfund zinsen außer 30 Pfennigen. Dies, was alles rechtmäßig zuerst hinzugefügt werden kann zu dem Schutz der heiligen römischen Kirche, [angeordnet] durch die Hand des ehrwürdigen Papstes Nikolaus [II.], dessen Urkunde zur Bekräftigung dieser Sache bei uns vorliegt, haben wir sorgfältig zusammengebracht und befohlen, dass dies somit nicht allein durch Zustimmung und in Übereinstimmung mit der Kölner Kirche, sondern auch mit den Kirchen in der Kirchenprovinz durch den Eindruck unseres Siegels und die Autorität des Banns bekräftigt wird, damit niemand es wagt, diese feste Übergabe zu verletzen, es sei denn, er fürchtet in keiner Weise das Urteil der Verfluchung und die ewige Hölle.

Dies ist öffentlich geschehen im Jahr der Fleischwerdung des Herrn eintausend 67 an der [Dom] Kirche des heiligen Petrus zu Köln; selig in Christus.

Die eben vorgestellte Quelle – wenn man so will: die gefälschte „Gründungsurkunde“ des Kölner Georgstifts – ergänzen wir noch durch einen Textausschnitt einer original überlieferten Urkunde des Kölner Erzbischofs Sigewin (1079–1089), die vielleicht um das Jahr 1085 zu datieren ist und die weitere Schenkungen an die Kölner Kanonikergemeinschaft in Rheinen, Bremen bei Werl, Menden, Lohmar, Pulheim, Engelsdorf, Bocklemünd, Antweiler, Rachtig



Pfarrkirche St. Jacobus d. Ä. in Homberg.
Siebenschmerzenaltar, Triptychon von Anton Wonsam, Köln, um 1530.
Auf dem Flügel rechts der Kölner Erzbischof Anno II. Als Gründer des Georgstifts
hält er die Kölner St. Georgskirche in seiner rechten Hand

und eben (Ratingen-) Homberg beinhaltet:

[...] Auf Bitten und wegen der emsigen Dienstbarkeit des Propstes Dietrich dieser Kirche [d.h. des Georgstifts] haben wir ihr übergeben und bestätigt das Gut des Kanonikers Witichind vom heiligen Petrus [der Kölner Domkirche], das ich von diesem in Landleihe erhalten habe, d.h.: einen Hof, in Rheinen [bei Rees] gelegen, mit fünf Mansen und allen Hörigen beiderlei Geschlechts, und nicht zuletzt bei Werl im Bremen genannten Ort die Kirche mit dem Zehntbezirk und mit ganzem Nutzen, der dazu kommt oder dazu kommen kann; eine Manse in Homberg, die drei Schillinge und 6 Pfennige zinst; eine Manse mit den Hörigen in Menden, die fünf Schillinge zinst und die ich von einer Gerresheimer Sanctimonialen erhalten habe; in [Köln-] Lohmar eine Manse, die sechs Schillinge zinst; in Pulheim zwei Mansen, die ein Pfund zinsen; in Engelsdorf [bei Jülich] eine Manse, die fünf Schillinge zinst; in Bocklemünd eine Manse, die vier Schillinge zinst und die als Lehen der Kanoniker Hezelin vom heiligen Petrus besaß; in Antweiler [bei Adenau] zwei Mansen, die zehn Schillinge zinsen, mit den Hörigen; in Rachtig ein Grundstück und die Hälfte eines Weinbergs, dessen andere Hälfte wir an den heiligen Kunibert [Kirche St. Kunibert in Köln] gegeben haben. [...]

Für die mittelalterliche Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile ist nun die Erwähnung eines „Homberg“ in jeder der zwei Urkunden relevant. Der darin einheitlich als Honberc formulierte Ortsname in der Anno zugeschriebenen Urkundenfälschung von kurz vor 1148 und in der originalen Urkunde Sigewins von vielleicht um 1085 ist in der Tat auf Ratingen-Homberg zu beziehen. Denn späterer und frühneuzeitlicher Überlieferung zufolge besaß das Kölner Georgstift dort den Kirchenzehnten und erwarb zudem im Jahr 1212 zwei weitere Viertel an der dortigen Kirche, zusätzlich zu der „Hälfte der Kirche“, die die Anno-Urkunde der Kanonikergemeinschaft zugewiesen hatte. Wir stellen hier den Homberg-Belegen zu angeblich 1067 und zu ca. 1085 zwei schon von uns behandelte Einträge im Werdener Stiftungsverzeichnis des 10. bis 12. Jahrhunderts zur Seite. Dort ist ja von einem Hermann von Homberg die Rede, der irgendwann in der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts der Werdener Reichsabtei Güter übergab. Wir können annehmen, dass dieser Hermann in Homberg selbst begütert gewesen war, und erfassen nun mit dem Kölner Georgstift einen weiteren Grundeigentümer am Ort, wobei das Stift – wie wir gesehen haben – die halbe Homberger Kirche und eine „Manse, die drei Schillinge und 6 Pfennige

zinst“, besaß. Abschließend betonen wir noch, dass die Zuweisung der „Hälfte der Kirche“ an das Georgstift in der Urkunde von vielleicht 1067 gut zu der archäologisch belegbaren Existenz eines Homberger Gotteshauses im 11. Jahrhundert passt. Letzteres weist im Umkehrschluss darauf hin, dass wir den Aussagen der verfälschten Anno-Urkunde in Bezug auf Homberg Glauben schenken dürfen.

Literatur:

Die beiden besprochenen Urkunden sind ediert in: Rheinisches Urkundenbuch. Ältere Urkunden bis 1100 (= Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde LVII), Bd.2: Elten - Köln, St. Ursula, bearb. v. E. Wisplinghoff, Düsseldorf 1994, RhUB II 253f. Hinzu kommt die heute unzureichende Edition der Urkunde von angeblich 1067 bei: Lacomblet, T. (Bearb.), Urkundenbuch für den Niederrhein, Bd.1, 1840-1848, Ndr Aalen 1960, NrHUB I 209. Zur Geschichte des Kölner Stifts St. Georg s.: Corsten, K., Geschichte des Kollegiatstifts St. Georg in Köln (1059-1802), in: AHVN 146/47 (1948), S.64-150; Wisplinghoff, E., Die ältesten Urkunden der Stifte S. Georg, Mariengraden und S. Severin in Köln, in: JbKölnGV 33 (1958), S.99-128, hier: S.99-111. Zu Erzbischof Anno von Köln s.: Jenal, G., Erzbischof Anno II. von Köln (1056-75) und sein politisches Wirken. Ein Beitrag zur Geschichte der Reichs- und Territorialpolitik im 11. Jahrhundert, 2 Tle. (= Monographien zur Geschichte des Mittelalters, Bd.8,I-II), Stuttgart 1974, 1975; Lück, D., Erzbischof Anno II. von Köln. Standesverhältnisse, verwandtschaftliche Beziehungen und Werdegang bis zur Bischofsweihe, in: AHVN 172 (1970), S.7-112; Monumenta Annonis: Köln und Siegburg. Weltbild und Kunst im hohen Mittelalter (= Ausstellungskatalog), Köln 1975, zum heiligen Georg und der Verbreitung seiner Verehrung besonders im mittelalterlichen Schwaben vgl. noch: Buhlmann, M., Wie der heilige Georg nach St. Georgen kam (= Vertex Alemanniae, H.1), St. Georgen 2001. Zu den rheinischen Pfalzgrafen s.: Buhlmann, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: II. Eine Königsurkunde Ludwigs des Kindes (3. August 904), in: Die Quecke 69 (1999), S.91-94; zu Homberg und der dortigen Kirche s.: Ferres, H., Das Dekanat Ratingen (= Geschichte der Pfarreien der Erzdiözese Köln, 2. Folge, Bd.I), [Ratingen] Hösel 1954, S.72; Oediger, F.W., Die bischöflichen Pfarrkirchen des Erzbistums Köln, in: DJb 48 (1956), S.1-37, hier: S.23 sowie: Buhlmann, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: X. Ein Werdener Stiftungsverzeichnis (10./11./12. Jahrhundert), in: Die Quecke 72 (2002), S.88f. - Eine Berichtigung sei noch angefügt hinsichtlich des eben genannten Beitrags in der Quecke 72 (2002), hier: S.89: Der Homberg-Beleg in der dort genannten und hier aufgeführten Urkunde von angeblich 1067 ist, wie wir oben gesehen haben, selbstverständlich auf (Ratingen-) Homberg zu beziehen.

XIII. Die so genannte Duisburger Mauerbauinschrift (1111/25)

Ob die nachfolgende so genannte Duisburger Mauerbauinschrift sich wirklich auf die Bewohner von Hösel bezieht, ist umstritten. Wenn ja, dann hatten die Letzteren bei der Befestigung des Duisburger Pfalzortes „mit Mauer und Wall“ mitzuhelfen, besaßen aber hinsichtlich des Duisburger Zolls Vorrechte. Wahrscheinlich stand die Erneuerung dieser Rechte und Pflichten durch Kaiser Heinrich V. (1106-1125) in Zusammenhang mit dem großen niederrheinischen Aufstand gegen den Herrscher (1114). Das Reichsgut am Niederrhein stand damals - es ist die Zeit des Investiturstreits und der Infragestellung der königlichen Herrschaft über Reichskirche und Reichskirchengut - ziemlich isoliert da; umso mehr musste Heinrich V. daran gelegen sein, den ihm verbliebenen Besitz zu stärken. Die in Latein verfasste Inschrift ist als eine ins 16. Jahrhundert zu datierende Nachzeichnung der verloren gegangenen Bauinschrift erhalten. Die Anfertigung des Originals können wir auf den Zeitraum zwischen 1111 und 1125 eingrenzen, der Text unserer Quelle lautet:

Die Bewohner der Höfe und Hofstätten, die zu Hösel [Husel] gehören, geben im Verlauf des Jahres keinen Zoll zu Duisburg außer an den großen Markttagen. Sie sind nämlich zur Befestigung der Stadt mit Mauer und Wall verpflichtet. Diese Gnade wurde ihnen schon früher zugestanden, zur Zeit Kaiser Heinrichs [V.] und des Meiers Christian aber erneuert. [Incole curtium et mansorum attinentium Husel non dant theloneum Dispergii per anni circulum preter nundinas celebres, obsequuntur enim ad munimem civitatis in muro et vallo. Est enim antiquitus eis hec gratia concessa temporibus vero henrici imperatoris et Christiani villici renovata.]

Der in der Inschrift gegebene Hinweis auf die Erneuerung der Vorrechte, die den Bewohnern von Hösel „schon früher zugestanden“ worden waren, deutet ins 11. Jahrhundert und ist womöglich in Zusammenhang mit der ersten Duisburger Befestigung um das Jahr 1000 zu sehen. Wie bekannt, be-

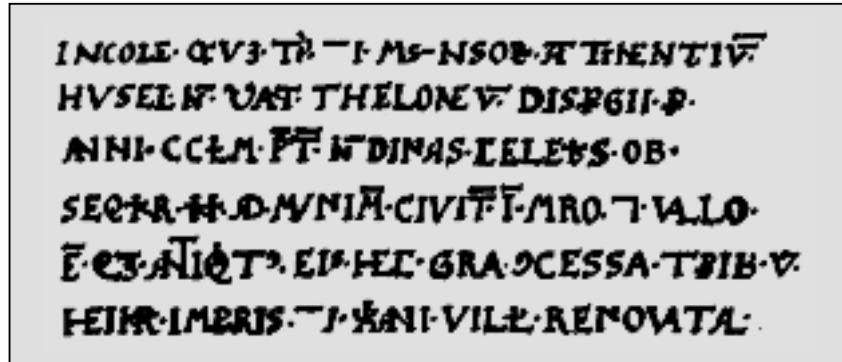


Abb. der Duisburger Mauerbauinschrift aus: Milz, J., Pietsch, H., Duisburg im Mittelalter (= Quellen und Materialien zur Geschichte und Entwicklung der Stadt Duisburg, Bd. 2), Duisburg 1986, S. 30

saß Duisburg im 10. bis 11./12. Jahrhundert eine königliche Pfalz und war Vorort der Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft sowie Zentrum eines umliegenden Reichsgutkomplexes und Forstes gewesen. Wir kommen darauf gleich zurück.

Es besteht noch eine Verbindung zu einer Urkunde König Lothars III. (1125-1137) vom 8. März 1129. Danach bestätigte der Herrscher den Bürgern von Duisburg, in dem zu Duisburg gehörenden Forst für den eigenen Bedarf Steine zu brechen. Die beschädigte Originalurkunde in Latein lautet übersetzt:

(C.) Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreieinigkeit. Lothar III., durch die Gnade Gottes römischer König. Wir wollen, dass sowohl den Zukünftigen als auch den Gegenwärtigen bekannt wird, dass die Bürger unseres Ortes, der Duisburg heißt, vor uns bewiesen haben und von Herzog Walram [von Limburg], dem Verwalter des zu diesem Ort gehörenden Forstes, das Urteil erlangten, dass er ihnen zugestehe und frei erlaube, ohne den Widerspruch von irgendjemandem im besagten Forst, dessen Grund und Boden zu diesem Ort gehört, soviel Steine zu brechen, wie sie benötigen oder wollen für die Häuser und ihre anderen Baumaßnahmen an diesem Ort und in jenem Forstbann, und dass sie unsere Hoheit gebeten haben, ihnen dies zu erlauben und für die Zukunft zu bestätigen. Und dies haben wir durch unsere Übertragung und Versicherung getan und durch die Autorität unseres königlichen Bannes ihnen

und ihren Nachkommen auf ewig versichert in der Weise, dass sie infolgedessen weder die Forstbeamten noch überhaupt irgendeine Person auf ewig darum zu bitten haben. Außerdem haben wir, damit diese unsere Zustimmung und Bestätigung fest und unveränderlich bleibe, befohlen, deswegen diese Urkunde ihnen auszustellen und sie durch den Eindruck unseres Siegels zu bekräftigen. Bei dieser Sache waren aber unsere im Folgenden aufgeführten Getreuen zugegen: die Bischöfe Sigward von Minden, Thiedhard von Osnabrück, Ekbert von Münster, Andreas von Utrecht, Otto von Halberstadt; der besagte Herzog; die Grafen Gerhard der Lange von Geldern, Arnold von Kleve, Hermann von Caluerlage, Hermann von Salm, Otto von Rheineck, Florens von Holland, Gerhard von Hochstaden, Bernhard von Hildesheim, Gottfried und Hermann von Kuijk, Adolf von Berg; von den Dienstleuten des Königreiches Roker und Dietrich von Aachen, Engelbert von Hammerstein, Gunzelin und Meinhard von Nimwegen; von diesem Ort [Duisburg] Schultheiß Ellenhard, Engezo, Wolbero, Liupold, Reginzo und viele andere.

Zeichen des Herrn (M.) Lothars III., des durch die Gnade Gottes unüberwindlichsten römischen Königs.

Ich, Thietmar, Notar des Königs, habe statt des Erzkaplans Adelbert rekognisiert.

Der Zorn Gottes und aller seiner Heiligen möge den treffen, der dies bricht. (Sl.)

Gegeben an den 8. Iden des März im Jahr der Fleischwerdung des Herrn eintausend 129, Indiktion 7, im vierten Jahr aber des Herrn [Lothar] [Lücke], nachdem dieser zum König gewählt und gesalbt wurde; geschehen zu Duisburg; selig [und] amen.

In den beiden vorgestellten Quellen begegnen uns die königliche Grundherrschaft und der Reichsforst in und um Duisburg. Schon anlässlich des Diploms König Heinrichs IV. (1056-1106) vom 16. Oktober 1065 waren wir auf die Rolle des Königtums im Gebiet zwischen Rhein, Ruhr, Düsseldorf und so genannte Kölner Straße aufmerksam geworden. Ein – wenn auch auf Grund der Quellenlage nur grober – Vergleich der Verhältnisse von 1065 und 1111/25/29 lässt vermuten, dass das Königtum im Duisburger Raum einschließlich (von Teilen) der Rätin-ger Umgebung keine wesentliche Minderung seiner Position erfahren hat – trotz Investiturstreit und Aufstand. Die Nutzung des Reichsforsts durch die Duisburger Bürger erfolgte mit Genehmigung des Königs, die Befestigung der königlichen villa Duisburg unter Einsatz von Arbeitskräften aus der umliegenden königlichen Grund-

herrschaft. So können wir jedenfalls die Mauerbauinschrift interpretieren und das Husel der Inschrift mit dem nahe bei Duisburg und im Gebiet des Reichsforsts gelegenen Hösel identifizieren. Dass zudem beim Duisburger Mauerbau die im Diplom König Lothars genannten Steinbrüche im Reichsforst Verwendung fanden, versteht sich von selbst. Und die „Hösel“ hatten mit Steinbruch, Transport und Befestigung zu tun gehabt, ohne dass wir natürlich einzelne Aufgaben erfassen können.

Der königliche Hof in Hösel mit den „dazugehörenden Höfen und Hofstätten“ (so die Inschrift) muss damals Fronhof und Mittelpunkt einer Villikation, eines Fronhofsverbandes innerhalb der königlichen Grundherrschaft, gewesen sein. Das Toponym „Hösel“ hat – sel für „Saal, Haus, Wohnung“ als primäres Grundwort; das Bestimmungswort ist „hoch“. Weitere mittelalterliche Ortsnamenbelege finden sich als Hoysele (1212/32) und Hoyselt (1337). Wir kommen auf Hösel zurück, wenn wir auf den Oberhof des Gerresheimer Frauenstifts am Ort in einem Urbar aus der Regierungszeit der Äbtissin Guda (1212-1232) eingehen.

Literatur:

Die Bauinschrift ist ediert in: Müller, W., Urkundeninschriften des deutschen Mittelalters, Kallmünz 1975, Nr.3 und beschrieben und übersetzt bei: Milz, J., Pietsch, H., Duisburg im Mittelalter (= Quellen und Materialien zur Geschichte und Entwicklung der Stadt Duisburg, Bd.2), Duisburg 1986, S.30. Editionen der Urkunde König Lothars III. (1125-1137) liegen vor in: Die Urkunden Lothars III. und der Kaiserin Richenza, hg. v. E. von Ottenthal u. H. Hirsch (= MGH, Diplomata. Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser, Bd.8), 1927, Ndr München 1980, DLoIII 17; Bergmann, W., Budde, H., Spitzbart, G. (Bearb.), Urkundenbuch Duisburg, Bd.1: 904-1350 (= Duisburger Geschichtsquellen, Bd.8), Duisburg 1989, Nr.9. Zur oben genannten Forsturkunde König Heinrichs IV. vgl.: Buhlmann, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: VI. Eine Königsurkunde Heinrichs IV. zu Duisburg und dem angrenzenden Reichsforst (16. Oktober 1065), in: Die Quecke 71 (2001), S.36ff. Zu Duisburg s. dort und weiter zur Duisburger Stadtmauer: Kubach, H.E., Verbeek, A., Romanische Baukunst an Rhein und Maas. Katalog der vorromanischen und romanischen Denkmäler, Bd.1: A-K, Berlin 1976, S.226; Müller, J., Zur Baugeschichte der Duisburger Stadtmauer am Innenhafen und am Springwall, in: Krause, G. (Hg.), Stadarchäologie in Duisburg 1980-1990 (= Duisburger Forschungen, Bd.38), Duisburg 1992, S.463-519. Der Name „Hösel“ wird erklärt in: Dittmaier, H., Siedlungsnamen und Siedlungsgeschichte des Bergischen Landes (= ZBGV 74), Neustadt a.d. Aisch 1956, S.44, Höseler Geschichte nicht nur des Mittelalters ist schließlich aufgearbeitet in: Volmert, T., Hösel. Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner tausendjährigen Geschichte, Ratingen 1980.

XIV. Schenkung von Ackerland in Lintorf (um 1145)

Nachfolgend betrachten wir eine lateinische Urkunde aus dem Bereich des (Düsseldorfer-) Kaiserswerther Kanonikerstifts. Die undatierte Urkunde können wir auf Grund des Urkundenausstellers, des Kaiserswerther Propstes Anselm, in die Zeit um 1145 stellen.

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes amen. Ich Anselm, durch die Gnade Gottes Propst der heiligen Kaiserswerther Kirche. Wir wollen, dass den Söhnen der heiligen katholischen Mutter, sowohl den gegenwärtigen als auch den zukünftigen, bekannt wird, wie der Meister Werembold, durch den Geist der Frömmigkeit berührt, zehn Joch [Land], die gelegen sind in Lintorf, gekauft hat von seinem Bruder Rutger und der Kirche des seligen Suitbert übergeben hat für das Seelenheil seiner Nachkommen Joel und Beatrix unter der Be-

dingung, dass derselbe Rutger oder einer seiner Erben jährlich 9 Pfennige zum Fest Allerheiligen den dort Gott dienenden Brüdern zahlt. Derselbe Werembold bestimmte auch, dass von den vorgedachten Pfennigen der neunte Pfennig für die Bereitstellung von zwei kleinen Matten für die Kirche am Abend vor Allerheiligen dienen soll. Von denen wird die eine den Stehenden beim Altar des seligen Suitbert untergelegt, die andere aber dient dem stehenden Vorsänger in der Mitte des Chores. Für die übrigen acht Pfennige aber sollen vier Matten zum Vorabend [auf Allerheiligen] hin angeschafft und zu je zweien auf beiden Seiten des Chors platziert werden. Mit dieser Bestimmung ist verbunden, dass der Erbe nach dem Erben, der Nachfolger nach dem Nachfolger das besagte Land mit dem besagten jährlichen Zins so empfängt, dass er es ruhig besitzt und

dass von den Brüdern des seligen Suitbert keine Besteuerung beim Empfang des Landes geschieht. Damit dies unveränderlich bestehen bleibt und durch dauerhafte Festigkeit bekräftigt wird, haben wir durch unseren Bann und mit dem Eindruck des Siegels der Kirche des seligen Suitbert dies unverletzbar gemacht, und wir haben dem zugestimmt mit der Zeugenschaft vieler frommer Männer, deren Namen unten aufgeführt sind: Dekan Gottschalk, Kellner Rupert, Marsilius, Arnold.

Der Zins der zehn Joch (Acker-) Land in Lintorf diente also der alljährlichen Ausstattung der Kaiserswerther Suitbertuskirche mit Teppichen. Dabei sollen diese Matten, zwei kleine und vier große, bis zum Vorabend von Allerheiligen (1. November) beschafft und am Abend vor dem Festtag ausgelegt werden, sicher um die Ka-

noniker und den Vorsänger vor der Kälte des Winters zu schützen.

Die Urkunde hat zum Inhalt eine Stiftung für das Seelenheil von wohl verstorbenen Nachkommen des Magisters mit Namen Werembold. Das Schriftstück gibt Einblick in die innere Struktur der Kaiserswerther Kanonikergemeinschaft mit ihren abgestuften Kompetenzen. An der Spitze stand der Propst – Anselm wird noch zu 1140 genannt –, der die Aufsicht über die Kanoniker und die Güter des Stifts innehatte. Der Dekan als Stellvertreter des Propstes besaß (ursprünglich) die geistliche Leitung des Stifts, der Kellner war zuständig für die Beschaffung und Verteilung der stiftischen Einkünfte und Erträge, der – in der Urkunde nicht genannte – Thesaurar für die Beschaffung und Aufbewahrung der liturgischen Gegenstände und Gewänder. Ob wir den „Meister Werembold“ (magister Weremboldus) der Urkunde schließlich als einen Kaiserswerther Kanoniker und Scholaster, als Lehrer am Stift ansehen können, wie vermutet wurde, mag dahin gestellt bleiben. Aufgabe der Kanoniker war jedenfalls der gemeinsame Gottesdienst mit dem Chor-

gebet – deswegen die Teppiche im Kirchenchor – im Rahmen eines zunächst dem „gemeinsamen Leben“ (vita communis) verpflichteten Tages- und Jahresablaufs – deshalb das Abheben der Urkunde auf das gemeinsame Feiern beim Allerheiligenfest. Dass diese vita communis im Verlauf des Mittelalters allmählich verfiel, bemerken wir auch am Kaiserswerther Stift. Im späten Mittelalter lebten die Kaiserswerther Stiftsherrn, wie wir sie jetzt nennen können, in eigenen Häusern, hatten eigenes Vermögen sowie Stifts- und andere Präbenden und ließen sich häufig bei ihren gottesdienstlichen Verpflichtungen durch Vikare vertreten. Das Stift war eine Versorgungseinrichtung für Angehörige des niederen und hohen Adels geworden.

Für die Lintorfer Verhältnisse um die Mitte des 12. Jahrhunderts besagt unsere Urkunde nur so viel, dass die Familie Werembolds und Rutgers in Lintorf begütert war. Das Joch (iugum, Tagwerk) als Flächeneinheit für Ackerland mochte dann um die 50 Ar umfassen, 10 Joch Land machten ungefähr 5 Hektar aus.

Literatur:

Die besprochene Quelle ist ediert bei: Kelleter, H. (Bearb.), Urkundenbuch des Stiftes Kaiserswerth, (= Urkundenbücher der geistlichen Stiftungen des Niederrheins, Bd.1), Bonn 1904, Nr.13. Zur stiftischen Lebensweise allgemein s.: Kanoniker, bearb. v. R. Schieffer, in: LexMA, Bd.5: Hiera-Mittel - Lukanien, 1991, Ndr Stuttgart-Weimar 1999, Sp.903f. Zum Leben in der Kaiserswerther Kanonikergemeinschaft s. z.B.: Wisplinghoff, E., Vom Mittelalter bis zum Ende des Jülich-Klevischen Erbstreits (ca. 700-1614), in: Weidenhaupt, H. (Hg.), Düsseldorf. Geschichte von den Ursprüngen bis ins 20. Jahrhundert, Bd.1: Von der ersten Besiedlung zur frühneuzeitlichen Stadt, Düsseldorf 1988, S.161-445, hier: S.335f, zu den Ämtern s. noch die Auflistung der Amtsträger bei: Stick, G., Das Kollegiatstift St. Suitberti zu Kaiserswerth (von der Gründung bis zum Ausgang des Mittelalters), Diss. Bonn 1955, S.32-62, besonders zu Anselm und Werembold: S.36f, 47. Innerhalb unserer Reihe befassen sich noch mit Kaiserswerth: Buhlmann, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: VII. Eine Königsurkunde Heinrichs IV. für die Kaiserswerther Kanonikergemeinschaft (29. Dezember 1071), in: Die Quecke 71 (2001), S.38ff und insbesondere: Buhlmann, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: XI. Vermehrung der Brotrationen für die Kaiserswerther Kanonikergemeinschaft (um 1100), in: Die Quecke 72 (2002), S.89-92.

Michael Buhlmann

Der Reichsdeputationshauptschluss von 1803 und die Säkularisation

Vor 200 Jahren änderten sich auch in unserer Heimat die territorialen Grenzen

In zahlreichen großen und kleinen, regionalen und überregionalen Ausstellungen wird in diesen Tagen an ein Ereignis erinnert, das in der deutschen Öffentlichkeit und im Geschichtsbewusstsein der Deutschen nicht unbedingt präsent ist, an den Reichsdeputationshauptschluss von 1803. Was steckt hinter diesem Wortumgetüm? Welche politischen Ereignisse bereiteten den Weg zum Hauptschluss vor? Welche Folgen hatte er für das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“ im Allgemeinen und für unsere Nachbarn im Osten, die altehrwürdigen Reichsabteien Essen und Werden im Besonderen? Hatte der Reisechriftsteller und spätere preußische Beamte Justus Gruner Recht, als er meinte, der Reichsdeputationshauptschluss allein könne „Licht und Leben aufs neue über dieses tief sinkende Ländchen wohlthätig verbreiten“?¹⁾

Der Weg zum Reichsdeputationshauptschluss 1803 – die Auflösung des Alten Reiches

Im Gefolge der Französischen Revolution geriet das Reich in politische Auseinandersetzungen, denen es aufgrund seiner besonderen Konstitution und der Eigeninteressen seiner Stände nicht gewachsen war.

So begann mit dem preußisch-österreichischen Verträge von Reichenbach im Jahr 1790 die „Kette von Verstößen gegen die Reichsverfassung, die zur Auflösung des Reiches führten.“²⁾ Preußen und Österreich waren als Großmächte in den folgenden Jahren die deutschen Staaten, auf deren Verhalten es ankam, wenn man das Reich verändern und erhalten wollte. Allerdings waren die Handlungsspielräume äußerst gering, denn das politische Geschehen bestimmte nach den militärischen Erfolgen der französischen Heere immer mehr Frankreich, das „zum eigentlichen Lenker der deutschen Dinge geworden“³⁾ war.

Das nächste wichtige Ereignis war der Baseler Frieden vom 4. April 1795, in dem Preußen während des Reichskrieges einen Sonderfrieden mit Frankreich schloss. Dieser Vertrag hatte insofern beispielgebende Bedeutung, als er bereits eine Entschädigung auf rechtsrheinischem Gebiet für an Frankreich abzutretende linksrheinische Territorien vorsah.⁴⁾ Die geistlichen Fürsten wussten, dass mit dieser „Entschädigungsklausel ihre Säkularisation begonnen hatte.“⁵⁾

Von dem traditionellen Zusammenspiel der Stände mit dem Kaiser und der Rücksichtnahme auf die kleinen Stände im Reich war von nun an nicht mehr die Rede. Was zählte, war Macht. Und so schien es, als sei ein Damm gebrochen. Die politischen Entscheidungen, die zum Reichsdeputationshauptschluss führten, folgten gleichsam Schlag auf Schlag.

Im Frieden von Campo Formio vom 18. Oktober 1797 verzichtete sogar der Kaiser auf linksrheinisches Gebiet, um rechtsrheinisches gewinnen zu können. Selbst das Reichsoberhaupt gab den „Grundsatz der Reichsintegrität auf“.⁶⁾ Die Säkularisation stand also auch von Reichs wegen auf der Tagesordnung.

Der Rastatter Friedenskongress (1797-1799) brachte unter enormem französischen Druck weitere Beschlüsse, die als Reichsverrat gelten müssen, denn weitere Reichsstände akzeptierten die Säkularisationsbestrebungen großer Reichsstände auf Kosten kleinerer. Dass die Zeitgenossen die Bedeutung der dort sich abzeichnenden Lösungen erkannten, verdeutlicht eine berühmte Rede, die Görres in Koblenz hielt:⁷⁾

„Am dreisigsten December 1797 am Tage des Übergangs von Maynz, Nachmittags um drey Uhr starb zu Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren 5



Joseph Görres (1776–1848), deutscher Publizist und Gelehrter. Zunächst Verfechter des Anschlusses der Rheinlande an Frankreich, als Gegner der Diktatur Napoleons später Vertreter des Nationalstaatsgedankens

Monathen, 28 Tagen, sanft und seelig an einer gänzlichen Entkräftung und hinzugekommenen Schlagflusse, bey völligem Bewußtseyn, und mit allen heiligen Sakramenten versehen, das heilige römische Reich, schwerfälligen Andenkens“.

Ein anderer Beobachter, der Ritter von Lang, schrieb dazu in seinen Memorien:⁸⁾

- 1) Justus Gruner, zitiert nach Wolf Schneider, Essen – Abenteuer einer Stadt, Düsseldorf 1963, S.130. (Schneider, Essen)
- 2) Georg Schmidt, Geschichte des Alten Reiches. Staat und Nation in der Frühen Neuzeit 1495-1806, München 1999, S.326. (Schmidt, Geschichte)
- 3) Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat, München 1983, S.12.
- 4) Siehe dazu Max Braubach, Von der Französischen Revolution bis zum Wiener Kongreß, Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 14, 6. Auflage München 1983, S.36 ff. (Braubach, Revolution)
- 5) Schmidt, Geschichte, S.330
- 6) Braubach, Revolution, S. 46
- 7) Joseph Görres, zitiert nach Schmidt, Geschichte, S.331
- 8) Text in Rudolphe Freiin von Oer, Die Säkularisation 1803. Vorbereitung – Diskussion – Durchführung, Göttingen 1970, S.17. (Von Oer, Säkularisation)

„Jetzt war der Knoten zerhauen und das Signal zur Plünderung gegeben. Jeder größere Stand machte sich seinen Plan, irgendein Bistum oder einen Fetzen davon, der kleinere irgendeine Abtei, der geringste Edelmann irgendeinen Schafhof davonzureißen.“

Mit dem Frieden von Lunéville vom 9. Februar 1801, den Österreich nach erneut gegen Frankreich verlorenem Krieg unterzeichnen musste, begann in Deutschland endgültig „die territoriale Revolution“⁹⁾, denn Österreich schloss diese Vereinbarungen auch für das Reich.¹⁰⁾

Die Reichsdeputation, die im November 1801 von Kaiser und Reichstag eingesetzt wurde, wickelte lediglich politische Vorgaben verfassungsrechtlich ab, die an ganz anderer Stelle, nämlich in Paris unter Beteiligung Russlands, entschieden wurden.¹¹⁾ Im Grunde genommen war das Verfahren „eine reine Farce“.¹²⁾ Hohe Bestechungsgelder flossen. Frankreich und Russland legten im Juni 1802 einen gemeinsamen Entschädigungsplan vor, der am 25. Februar 1803 von der Reichsdeputation angenommen wurde. Am 24. März 1803 vom Reichstag gebilligt, ratifizierte der Kaiser am 27. April 1803 den Reichsdeputationshauptschluss.¹³⁾ Reibungslos ging, so scheint es, diese Fürstenrevolution vonstatten.

Die Bestimmungen des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar 1803 und seine Folgen

Die Reichsdeputation, der Gesandte der Kurfürsten von Mainz, Sachsen, Brandenburg, Böhmen und Bayern sowie der Reichsfürs-



Auszug aus der Karte „Mitteleuropa im ausgehenden 18. Jh. (1789)“ aus Putzger: „Historischer Weltatlas“. Deutlich sind die beiden Fürstbistümer Essen und Werden sowie die geistlichen Kurfürstentümer Köln und Trier als selbständige Staaten zu erkennen



Auszug aus der Karte „Deutschland im Jahre 1803 (nach dem Reichsdeputationshauptschluss)“ aus Putzger: „Historischer Weltatlas“. Die linksrheinischen Gebiete Deutschlands gehören nun zu Frankreich, Essen und Werden wurden dem preußischen Staat einverleibt

9) Schmidt, Geschichte, S.332

10) Siehe dazu Horst Möller, Fürstenstaat oder Bürgernation. Deutschland 1763-1815, Berlin 1994, S.555 f. (Möller, Fürstenstaat)

11) Vgl. dazu Günter Krings, Das Alte Reich am Ende – der Reichsdeputationshauptschluß 1803, in: Juristenzeitung 4, 2003, S.173-179. (Krings, Reich)

12) Möller, Fürstenstaat, S. 578.

13) Die Texte des Reichsdeputationshauptschlusses, des Reichsgutachtens und der Kaiserlichen Ratifikation sind im Internet einzusehen unter www.documentarchiv.de

ten von Württemberg und Hessen-Kassel und des Hoch- und Deutschmeisters angehörten, beschloss zwei Arten von Säkularisationen, eine Herrschaftssäkularisation und eine Vermögenssäkularisation. Durch die Herrschaftssäkularisation wurden 112 Reichsstände aufgehoben, 3,2 Millionen Menschen, ein Siebtel der Bevölkerung, wechselten ihren Landesherrn. Ein weltliches Kurfürstentum, zwei geistliche Kurfürstentümer (Köln und Trier), 19 Reichsbistümer, 44 Reichsabteien und 45 Reichsstädte verschwanden von der Landkarte. Das Erzbistum Köln, Nachbar des Herzogtums Berg im Westen und oftmals Gegner im Kampf um territoriale Ansprüche am Niederrhein, wurde Teil des französischen Staates. Der Rhein wurde Staatsgrenze.¹⁴⁾ „Der Geist der Zeit – unreligiös, antikirchlich“¹⁵⁾ – war besonders mit der katholischen Kirche hart umgesprungen, denn die machtpolitisch verfasste Reichskirche gab es nun nicht mehr. Der katholische Reichsadel verlor mit den Abteien und Bistümern bedeutende Versorgungsmöglichkeiten für seine Söhne und Töchter.¹⁶⁾ Die katholische Kirche selbst aber wurde von der politischen Inanspruchnahme befreit und konzentrierte sich wieder verstärkt auf seelsorgerische Tätigkeiten.

Das Kurfürstenkollegium hatte nun 10 Mitglieder, da Württemberg, Baden, Hessen-Kassel und Salzburg hinzukamen. Es war mehrheitlich protestantisch geworden. Am stärksten profitierten die süddeutschen Mittelstaaten Bayern, Württemberg und Baden. Außerdem erreichten Preußen und Hessen-Kassel eine enorme Ausweitung ihrer Territorien. Die linksrheinischen Verluste dieser Staaten wurden durch die rechtsrheinischen Entschädigungen mehr als ausgeglichen. Preußen erhielt etwa das Fünffache zurück.

Die Vermögenssäkularisation bedeutete, dass Klöster und Kirchenland verkauft und in weltlichen Besitz überführt wurden. Dabei kam es häufig zu schweren Schäden, wenn wertvolle Kulturgüter, kirchliche Kunstwerke und Klosterbibliotheken verschleudert oder gar zerstört wurden.

In der näheren Umgebung Ratingens wurden das Kanonikerstift

und das Kapuzinerkloster in Kaiserswerth sowie das Zisterzienserinnenkloster in Mülheim-Saarn säkularisiert, in Ratingen selbst wurde das Minoritenkloster Eigentum des preußischen Staates. In der Düsseldorfer Altstadt wurden das 600 Jahre bestehende Lambertusstift, das Franziskanerkloster, in dem Heinrich Heine später zur Schule ging, und das Kreuzherrenkloster aufgelöst. Die Kreuzherrenkirche, eine zweischiffige frühgotische Hallenkirche, diente dem preußischen Staat nacheinander als Tabakdepot, Pferdestall und – Finanzamt!



Die Kreuzherrenkirche in der Düsseldorfer Altstadt nach der Wiederherstellung als Kirche im Jahre 1967

Welche Bedeutung kam diesen Ereignissen zu?

Hegel, als aufmerksamer Zeitgenosse, äußerte bereits im Jahr 1802: „Deutschland ist kein Staat mehr.“¹⁷⁾ Die Mehrheit der Historiker ist heute der Ansicht, dass diese Jahre eine Zäsur darstellten, die bis in unsere Zeit hinein wirkt. Krings betont, dass die politische Entmachtung der katholischen Kirche die „Voraussetzung für das im Wesentlichen bis heute gültige Verhältnis von Staat und Kirche“¹⁸⁾ war.

Die politische Wirkung fasste prononciert Hans-Ulrich Wehler zusammen. Es handelt sich „um einen revolutionären Eingriff“, der die politische Struktur des Reiches veränderte. Das Gesetz sei „geradezu eine Art verkappte gesamtdeutsche Verfassungsurkunde,

zum Teil bis 1871/1945, gewesen.“¹⁹⁾

Wie aber wirkten sich die Beschlüsse und ihre Ausführung in der Region an der Ruhr, in Essen und Werden, aus?

Die Auswirkungen auf Essen und Werden

Im Text des Reichsdeputationshauptschlusses wurden Essen und Werden im § 3, der die Entschädigung für Preußen-Brandenburg behandelte, im Zusammenhang mit den Abteien Herford, Quedlinburg, Elten und Kappenberg erwähnt.²⁰⁾ Essen und Werden sollten von nun an auch offiziell preußisches Staatsgebiet sein.

Faktisch war das bereits vorher der Fall, denn der preußische Machtstaat wartete nicht auf die rechtlichen Bestätigungen der Reichsdeputation. Bereits am 6. Juni 1802 wurden dem Werdener Abt Beda Savels und der Essener Fürstäbtissin Maria Kunigunde die preußischen Besitzergreifungspatente übermittelt.²¹⁾ Der Riegel zwi-

14) Siehe dazu Schmidt, Geschichte, S.341 sowie Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte Bd. 1. Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära 1700-1815, 2.Auflage München 1979, S.364. (Wehler, Gesellschaftsgeschichte)

15) Golo Mann, Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, 20. Auflage Frankfurt a.M. 1989.

16) Siehe dazu Krings, Reich, S. 177. Zum Folgenden Schmidt, Geschichte, S. 340 f.

17) Georg Wilhelm Friedrich Hegel, zitiert nach Heinrich August Winkler, Der lange Weg nach Westen. Deutsche Geschichte 1806-1933, Sonderausgabe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2002, S.50. Siehe dazu auch Karl Otmar von Aretin, Das Reich in seiner letzten Phase. Das Problem der Regierbarkeit im Heiligen Römischen Reich, in Karl Otmar von Aretin, Das Reich. Friedensordnung und europäisches Gleichgewicht 1648-1806, Stuttgart 1992, S.19-51.

18) Krings, Reich, 177.

19) Beide Zitate Wehler, Gesellschaftsgeschichte, S.364.

20) Text bei Von Oer, Säkularisation, S.54-78.

21) Siehe dazu und zum Folgenden Jan Gerchow, Geistliche Damen und Herren. Die Benediktinerabtei Werden und das Frauenstift Essen (799-1803), in: Essen. Geschichte einer Stadt, hrsg. von Ulrich Borsdorf, Essen 2002, S.58-167. (Gerchow, Damen und Herren).

schen den preußischen Besitzungen Kleve und Mark, den Essen und Werden gebildet hatten, war verschwunden. Land- und Schifffahrtsverbindungen waren frei. Die militärische Besitzergreifung ließ nicht lange auf sich warten, am 3. August 1802 wurde sie vollzogen. An den öffentlichen Gebäuden prangte der preußische Adler als Symbol der neuen Herrschaft.

Was geschah mit dem alten Personal der Abteien, mit den Mönchen, den Stiftsdamen sowie den Gebäuden?

Die preußische Verwaltung in Person der Zivilkommissare, Regierungsrat Engels und Kriegs- und Domänenrat von Rappard, begann bald nach der militärischen Inbesitznahme ihre Arbeit.²²⁾

Dem Werdener Abt wurde eine Abfindung von 5000 Gulden im Jahr zugestanden, seine Einkünfte hatten 1802 noch 12000 Gulden betragen. Den Konventualen gab man 600 Gulden im Jahr sowie Wohnrecht auf Lebenszeit.²³⁾

Das Kloster selbst wurde bald verlassen, Abt Beda hatte seinen Wohnsitz fortan in Düsseldorf, wo er im Alter von 73 Jahren 1828 starb. Die Mönche wurden Weltgeistliche, manche traten in den Pfarr- und Schuldienst. Den Eigenbesitz der ehemaligen Mönche tastete man nicht an, anderes wurde versteigert. Kostbare Gegenstände wurden nach Hildesheim geschickt. Die 11000 Bände umfassende Bibliothek wurde aufgelöst, aus ihr und dem Archiv gingen lediglich die wichtigsten Stücke nach Münster. Einige hundert Bücher, Lexika und Atlanten sowie einige Kultgegenstände, die ein eifriger Mönch mit dem Ruderboot nach Kettwig geschafft hatte, sind heute im Pfarrhaus der Pfarre St. Peter in Kettwig zu bewundern.

Die von den preußischen Beamten bewunderten Gebäude standen leer und ungenutzt. Von 1811 an dienten die Abteigebäude sogar als Zuchthaus für Frauen und Männer.²⁴⁾ 1811 wurde auch die Werdener Luciuskirche in ein Wohnhaus umgewandelt, erst 1965 konnte das Gebäude wieder als Kirche geweiht werden.



Reste der alten Werdener Abteibibliothek, die sich heute im Pfarrhaus der Pfarre St. Peter in Kettwig befinden

Die Entschädigungsregelung für die Fürstäbtissin war erst im Oktober 1803 abschließend geklärt.²⁵⁾ Sie erhielt pro Jahr 20000 klevische Taler, für die von ihr erbaute Chaussee von Steele nach Oberhausen zahlte ihr der Staat 45000 Berliner Taler.



Maria Kunigunde von Sachsen (1776–1802), letzte Fürstin-Äbtissin der Reichsstifte Essen u. Thorn bei Roermond

Per Kabinettsordre vom 18. April 1803 wurden die beiden Kapitel des Stiftes Essen aufgelöst. Auch die Stifte Rellinghausen und Stoppenberg wurden aufgehoben. Damit war die alte Ordnung erledigt. Um die neue zu organisieren, kam es in Essen am 8. Januar 1803 zu einer Konferenz, an der unter anderem Regierungsrat Engels und der Freiherr vom Stein teilnahmen. Das Ergebnis war ein Plan „zur

Einführung der preußischen Verwaltungs- und Justizverfassung in Essen, Werden und Elten.“²⁶⁾

Die ländlichen Gemeinden Essens und Werdens wurden am 1. Juni 1803 dem klevischen Landkreis Duisburg zugeschlagen.²⁷⁾ Damit waren sie Teile der Provinz Kleve-Mark. In den Städten wurde die preußische Gemeindeordnung mit ihrer Trennung von Justiz und Verwaltung eingeführt. Es galt nun auch die preußische Gerichts- und Kriminalordnung. Dagegen trat das Allgemeine Landrecht erst am 28. Februar 1804 in Kraft. Vom 1. Juli 1803 an galt das preußische Postregal, das Postamt von Thurn und Taxis wurde aufgelöst. Schritt für Schritt brachte dieser Prozess Essen „den Anschluss an ein modernes Staatswesen.“²⁸⁾

22) Vgl. Gerchow, Damen und Herren, S. 151 f.

23) Dazu Robert Jahn, Essener Geschichte. Die geschichtliche Entwicklung im Raum der Großstadt Essen, Essen 1952.

24) Siehe dazu Gerchow, Damen und Herren, S.81 und Schneider, Essen, S.83.

25) Hierzu und zum Folgenden Gerchow, Damen und Herren, S.152.

26) Jahn, Geschichte, S.377.

27) Vgl. Jahn, Geschichte S.378.

28) Thomas Dupke, Kohle, Krupp und Kommunalentwicklung. Die Karriere eines Landstädtchens – Essen 1803–1914, in Essen. Geschichte einer Stadt, hrsg. von Ulrich Borsdorf, Essen 2002, 266–367. Das Zitat findet sich auf S.269. (Dupke, Kohle).

Wichtige Gebäude wechselten den Besitzer. Das Schloss Borbeck, ab 1805 verpachtet, wurde später an den Grafen von der Recke-Volmarstein verkauft.²⁹⁾ Der preußische Staat übernahm einige der Kurienhäuser der adeligen Stiftsdamen in der Essener Burg, um seine Verwaltungsorgane unterzubringen.³⁰⁾

Scheinbar ein reibungsloser Übergang, und doch ging nicht alles glatt.³¹⁾ Denn bald regte sich Widerstand gegen die preußische Herrschaft wegen neuer Aufgaben und Abgaben. Die straffere und effizientere staatliche Kontrolle war ungewohnt und schmeckte nicht jedem. Preußisches Militär zog im November 1804 nach Essen und Werden. Mit Geld- und Gefängnisstrafen wurde versucht, die Ordnung wiederherzustellen, was aber nicht vollständig gelang.



Offizielle Huldigungsmedaille der Stift Essen, Elten und Werden für König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, datiert 1802

1806 aber ging die erste preußische Herrschaft bereits zu Ende, da nach der Niederlage von Jena und Auerstädt Joachim Murat, Großherzog von Berg, die Regierung von Essen und Werden übernahm.

Die positive Einschätzung des Wandels durch Justus Gruner scheint trotz der beschriebenen Härten zuzutreffen. Denn als 1815 nach der endgültigen Niederlage Napoleons wieder Preußen in Essen und Werden das Ruder in die Hand nahmen, begannen, wenn auch zunächst nur langsam und mit vielen Hindernissen, die Jahre der Industrialisierung und Modernisierung, die Essen am Ende des 19. Jahrhunderts als stahlerzeugende Großstadt sehen.

Andreas Lammers

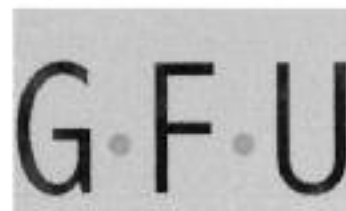
29) Dazu Jahn, Geschichte, S.375.

30) Siehe dazu detailliert Jahn, Geschichte, S.376.

31) Vgl. Dupke, Kohle, S.269-271.

Verkauf - Vermietung - Finanzierung - Baubetreuung

Gessler • Frisch • Ulrich



Immobilien OHG

Sie suchen eine komplette Abwicklung Ihrer ganz persönlichen Immobilienangelegenheiten.

Unser Anspruch ist eine **sachkundige**, offene Beratung und Abwicklung durch ein kompetentes Immobilienteam, das Ihnen bei der Problemlösung in allen Immobilienfragen zur Seite steht. Wir beraten Sie **neutral** und **unabhängig** und realisieren für Sie alle notwendigen Einzelaufgaben, von der Objektanalyse bis zum Vertragsabschluß.

Konrad-Adenauer-Platz 20 - 22 · 40885 Ratingen
Telefon 0 21 02 / 36 000 · Telefax 0 21 02 / 73 33 11
Internet: www.g-f-u.de

Vor 200 Jahren: Aufhebung des Ratinger Minoritenklosters

Am 12. September 1803 verfügte Kurfürst Maximilian Joseph von Bayern, der gleichzeitig Herzog von Berg war, zusammen mit seinem Minister, dem Freiherrn Maximilian Joseph Graf von Montgelas, die Aufhebung aller Klöster im Herzogtum Berg. Ausgenommen von dieser Verordnung waren vorläufig nur diejenigen weiblichen Orden, die sich dem Schulunterricht oder der Krankenpflege widmeten. Insgesamt wurden dadurch 21 bergische Klöster aufgelöst und säkularisiert. 265 Mönche mit Priesterweihe, 70 Laienbrüder, 13 Laienschwestern und 111 Nonnen war es nun freigestellt, entweder sich selbst eine Existenz aufzubauen, sich dem weltlichen Klerus anzuschließen und ganz in die Pfarrseelsorge zu wechseln oder in eines der für jeden Orden eingerichteten Zentralklöster zu gehen, um dort den Lebensabend gemäß der jeweiligen Ordensregel zu verbringen.¹⁾

Die Entwicklung zur Aufhebung von Klöstern und deren Nutzung zu nicht-kirchlichen Zwecken hatte sich in Europa und in Deutschland bereits in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts angedeutet bzw. war zum Teil bereits



Johann Peter Melchior, Staatsminister
Maximilian Joseph Graf von Montgelas,
Biskuitporzellan, Nymphenburg,
Bayerisches Nationalmuseum

geschehen, unter anderem ausgelöst und beeinflusst durch die Gedanken der Aufklärung und der scheinbaren gesellschaftlichen Nutzlosigkeit bestimmter Orden und Klöster. Hier standen vor allen anderen die Bettelorden, die so genannten Mendikantenorden, im Mittelpunkt der Kritik. So wurde bereits 1773 der Jesuitenorden von Papst Clemens XIV. aufgehoben und verboten, einige Jahre später, 1781, hob Kaiser Joseph II. in seinen habsburgischen Landen mehr als 700 Klöster auf, und auch der bayerische Kurfürst Karl Theodor verschloss sich dieser Entwicklung nicht. Er hatte bereits in Bayern die Privilegien und Vermögenswerte vieler Klöster eingeschränkt.²⁾

Der unmittelbare Anstoß für die Säkularisation im gesamten Deutschen Reich kam jedoch von außen: Durch die nach der Französischen Revolution von Frankreich geführten Revolutionskriege war das gesamte linke Rheinland französisch besetzt worden, und im Frieden von Lunéville vom 9. Februar 1801 wurde das Reich zur endgültigen Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich ver-

pflichtet. Die vom Gebietsverlust betroffenen Landesherren sollten jedoch vom Reich durch rechtsrheinische Gebietszuweisungen entschädigt werden. Als Ausgleichsmasse standen überwiegend kirchliche Besitzungen zur Verfügung, in kleinerem Maße auch die Territorien der vielen Reichsstädte. Eine Reichsdeputation sollte schließlich die Einzelheiten ausarbeiten. Das Ergebnis wurde am 25. Februar 1803 in dem bekannten Reichsdeputationshauptschluss verkündet: 112 rechtsrheinische Reichsstände wurden aufgehoben, darunter drei Kurfürstentümer, 19 Reichsbistümer, 44 Reichsabteien und fast alle Reichsstädte. Diese Regelungen wurden später durch den Wiener Kongress von 1815 noch einmal bestätigt. Gewinner dieser Maßnahmen waren vor allem die größeren und mittleren weltlichen Staaten, die meist mehr erhielten, als sie linksrheinisch verloren hatten.

Der Reichsdeputationshauptschluss war Voraussetzung für die eingangs erwähnte Verfügung des Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern. Sie übertrug die Säkularisation auf alle – auch die nicht fundierten – Orden und Klöster des Herzogtums Berg, also in der Hauptsache die Bettel- oder Mendikantenorden. Nähere Ausführungsbestimmungen folgten schließlich am 30. Juni 1804, die dann in den nächsten Monaten und Jahren realisiert wurden.

In Ratingen war von diesen Maßnahmen das seit 1651 bestehende Minoritenkloster betroffen, in dem



Johann Peter Melchior, Kurfürst
Maximilian IV. Joseph von Bayern
(ab 1806 König Maximilian I. Joseph),
Biskuitporzellan, Nymphenburg,
Bayerisches Nationalmuseum

1) Kurt Wesoly, Widerstand gegen die Säkularisation? Zur Aufhebung der Klöster im Herzogtum Berg im Jahre 1803, in: Georg Mölich/Joachim Oepen/Wolfgang Rosen (Hrsg.), Klosterkultur und Säkularisation im Rheinland, Essen 2002, S. 321-329.

2) Vgl. Wolfgang Schaffer, Die rheinische Klosterlandschaft im Vorfeld der Säkularisation von 1802/03, in: Georg Mölich/Joachim Oepen/Wolfgang Rosen (Hrsg.), Klosterkultur und Säkularisation im Rheinland, Essen 2002, S. 35-70, hier S. 40ff.

im Jahre 1802 insgesamt elf Ordensmitglieder (acht Patres, zwei Brüder und ein Tertiär) lebten. Sie arbeiteten hauptsächlich im Schulbereich und halfen in der Seelsorge an der Ratinger Kirche aus. Zusammen mit drei weiteren Minoritenklöstern des Landes wurde es aufgelöst und gleichzeitig zum Zentralkloster für diejenigen Mönche bestimmt, die sich nicht dem weltlichen Klerus anschließen oder sich laisieren lassen wollten. Das bedeutete, dass sich im Ratinger Zentralkloster überwiegend ältere und kranke Mönche zusammenfanden, die vom Staat bis zu ihrem Lebensende versorgt wurden. Der letzte in Ratingen verbliebene Minorit war Pater Paschasius Heim, der erst am 27. Juni 1843 – vierzig Jahre nach der Säkularisation – verstarb.

Die Zustände im Kloster waren nach der Errichtung als Zentralkloster nicht die besten. Die Mitglieder lebten nach einer von den Ordensoberen und der Separatkommission, die mit der Durchführung der Säkularisierung beauftragt war, ausgearbeiteten Regel. Sie durften ihr Ordenskleid tragen und in der Klosterkirche ihre Gottesdienste abhalten und auch Seelsorge ausüben. Außerhalb des Klosters und der Kirche aber durften sie weder predigen noch Beichte hören. Das Terminieren (Betteln zu bestimmten Terminen) wurde gänzlich verboten. Der Unterhalt der Ordensmitglieder wurde nunmehr vom Staat aufgebracht.

Bereits 1807 soll das Ratinger Klostergebäude in einem derart schlechten Zustand gewesen sein, dass die Düsseldorfer Regierung Überlegungen anstellte, das Kloster völlig aufzugeben und die noch verbliebenen Mönche bei Verwandten oder Freunden unterzubringen. Doch der Widerstand aus Ratingen und aus dem Kloster selbst war zu groß, so dass der Plan fallen gelassen wurde.

Immerhin lebten 1809 noch dreizehn Ordensmitglieder in Ratingen, davon fünf Patres und acht Laienbrüder. Allerdings wird bereits 1810 berichtet, dass allein der Ordensobere Cyrinus Krings noch rüstig sei, ein Pater war „gebrochen“, ein anderer wahnsinnig, wieder ein anderer „mit der fallenden Sucht behaftet“ und noch ein anderer „zu keinem Dienst fähig“. Aus dem Jahr 1814 ist schließlich überliefert: „Das Personal des hiesigen Klosters besteht aus einem Priester, fünf Laienbrüdern, zwei wahnsinnigen und einem dem Wahnsinn ganz nahen Priester.“

Auch die Gebäude des Klosters verfielen mit der Zeit immer mehr. 1814 drohte in der Klosterkirche die Decke herabzufallen, so dass dort keine Messe mehr gelesen werden konnte. Das Dach scheint zu der Zeit das große Problem gewesen zu sein, denn es soll an mehreren Stellen in Kirche und Kloster durchgeregnet haben. Der Brunnen im Klosterhof war verschlammte und die Wasserpumpen funktionierten nicht mehr. Im Jah-

re 1815 heißt es, „daß selbst die Geistlichen bei ungünstiger Witterung auf ihren Zimmern nicht mehr geschützt seien.“³⁾

1834 ging das Gebäude in das Eigentum der Stadt Ratingen über, die darin für die nächsten Jahrzehnte eine Schule unterbrachte und schließlich das Gebäude bis 1972 als Rathaus nutzte. Heute befinden sich in dem Gebäude die Volkshochschule und ein Kino.

Das Kloster- und Kircheninventar wurde in den Jahren nach der Säkularisation nach und nach verkauft, versteigert oder an andere Gemeinden auf Geheiß des Staates abgegeben. In der Pfarrgemeinde St. Peter und Paul verblieben vor allem die liturgischen Geräte. Dazu gehörten zwei Monstranzen aus dem 18. Jahrhundert, von denen die eine 1924 an die Tochterpfarre St. Marien in Tie-



Das ehemalige Minoritenkloster in den 1970-er Jahren. Es diente der Stadt Ratingen bis 1972 als Rathaus und beherbergte auch lange Zeit die Ratinger Polizeiwache



Goldenes Ziborium, 17. Jh., aus dem alten Minoritenkloster. Es gehört heute der Pfarre St. Suitbertus, die von Minoriten aus der polnischen Ordensprovinz Krakau betreut wird.
Foto: Dr. Kurt Holzapfel

3) Zur Geschichte des Klosters in Ratingen und dessen Auflösung vgl. auch: Otto R. Redlich/Arnold Dresen/Johannes Petry, Geschichte der Stadt Ratingen bis 1815, Ratingen 1926, S. 441–445; Arnold Dresen, Die Minoriten in Ratingen. Aus Anlaß der Franziskaner-Mission, Düsseldorf 1912.

fenbroich weitergegeben wurde und die andere der St. Jacobus-Pfarrei in Homberg verkauft wurde. Ein goldenes Ziborium aus dem 17. Jahrhundert gehört heute der Pfarrei St. Suitbertus. Außerdem verblieb in Ratingen ein im Jahre 1686 gebauter, großer eichener Paramentenschrank mit einem Aufsatzkreuz, der heute noch in der Sakristei von St. Peter und Paul steht und auch benutzt wird. Das Kirchenmobiliar (Haupt- und Seitenaltäre, die Kommunionbank und die Kanzel) gelangte geschlossen in die damals neu gebaute Kirche St. Peter und Paul in Irlich bei Neuwied, wo es auch heute noch, mit Ausnahme der Kommunionbank, zu finden ist. Die drei Glocken aus dem kleinen Turm der Klosterkirche hatten ein unterschiedliches Schicksal: Die kleinste blieb in der Stadt, diente zunächst als Schulglocke und läutete schließlich vom Turm der Kapelle des Marienkrankenhauses, bis sie 1945 bei einem Bombenangriff zerstört wurde. Die beiden anderen größeren Glocken gelangten in die katholische Kirchengemeinde in Otzenrath im damaligen Kreis Grevenbroich (heute Rhein-Kreis Neuss).⁴⁾

Die Tradition der Minoriten in Ratingen, die bereits im späten Mittelalter mit einem so genannten Terminierhaus, d. h. einer ständig besetzten Ordensniederlassung zum Einsammeln von Spenden, in Ratingen präsent waren und insofern eine lange Geschichte in Ratingen haben, war mit der Säkularisation und dem Tod des letzten Minoriten 1843 noch lange nicht zu Ende. 1954 wurde im Ratinger Süden die neue St. Suitbertus-Kirche gebaut und 1955 eingeweiht.



Der Hauptaltar aus der Kirche des ehemaligen Minoritenklosters befindet sich heute in der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Irlich bei Neuwied. Foto: Dr. Kurt Holzapfel

Die Seelsorge in der neuen Gemeinde übernahmen Franziskaner-Minoriten der Würzburger Provinz. Damit waren nach mehr als hundert Jahren wieder Minoritenpatres in Ratingen tätig und

sind es heute noch, auch wenn mittlerweile Minoriten aus der polnischen Provinz Krakau hier ihren Dienst verrichten.⁵⁾

Joachim Schulz-Hönerlage

- 4) Ausführlich zu diesem Thema: Kurt Holzapfel, Verwehte Spuren des alten Minoritenklosters, in: Die Quecke 61 (1991), S. 33–38.
- 5) Zur Geschichte der Pfarrei St. Suitbertus vgl. Richard Baumann, Das Dekanat Ratingen II 1945–1997. Kirche auf dem Weg in das 21. Jahrhundert, S. 113–143.

Weiterführende Literatur:

Jörg Engelbrecht, Das Herzogtum Berg im Zeitalter der Französischen Revolution.

Modernisierungsprozesse zwischen bayerischem und französischem Modell, Paderborn/München/Wien/Zürich 1996
 Eduard Hegel, Das Erzbistum Köln zwischen Barock und Aufklärung. Vom Pfälzischen Krieg bis zum Ende der französischen Zeit 1688–1814, Köln 1979 (Geschichte des Erzbistums Köln, Bd. 4)
 Ursula Klein, Die Säkularisation in Düsseldorf, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 129 (1926), S. 1–67
 Georg Mölich/Joachim Oepen/Wolfgang Rosen (Hrsg.), Klosterkultur und Säkularisation im Rheinland, Essen 2002

TAVERNAKI
 GRIECH. SPEZIALITÄTEN
 TANNENSTRASSE 19
 40476 D/DORF
 TEL. 0211-453777
 Öffnungszeiten MON-SAMSTAGS
 11.30 bis 2.400
 SONNTAG RUHETAG
 TISCH RESERV. ERFORDERLICH

Das „Medizinalpersonal“ der Mairie Ratingen um 1810

Im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Bestand Großherzogtum Berg, Nr. 11394, befindet sich eine Akte, die u.a. eine Aufstellung des „Medizinalpersonals“ in der Mairie Ratingen enthält. Diese Akte ist eine interessante personengeschichtliche Quelle über die Personen, die um 1800 in Ratingen im Gesundheitswesen tätig waren. Darüber hinaus brachten weitergehende Recherchen zu dem Apotheker Korte und dem Wundarzt Eisenhuth Erkenntnisse über die vermutlich erste Apotheke in Ratingen und über den Berufsstand der Wundärzte.

Ratingen gehörte seit 1806 unter Joachim Murat, einem Schwager Napoleons, zum Großherzogtum Berg. Durch einen Erlaß vom 28.10.1809 ordnete der Präfekt des Rheindepartements, Graf von Borcke, diese Aufstellung an. In der Akte befinden sich drei Listen, die zweite vom 11.10.1810 enthält die meisten Angaben, sie wird hier wiedergegeben¹⁾.

Wohnort	Vor- und Zuname	Alter	Dienstjahre	Geburtsort	Datum der Concession	amtliche Wirksamkeit
Ratingen	Joseph Sigismund Loeven	57	36	Mintard in der Mairie Mintard	im Jul. 1774	als Arzt
	idem < = derselbe >		33		2. Jun. 1777	Physicus < = Amtsarzt >
Ratingen	Vincent Paul Sonderland	25	1½	Kayserswerth	3. Mertz 1809	als Arzt
Ratingen	Henrich Wilhelm Korte	78	54	Ratingen	11. Jun. 1756	als Apotheker, lebenslänglich
Ratingen	Ludwig Eisenhuth	43	17	am weißen thurm bei Coblentz	18. 5. 1793	als Wundarzt
	idem		3¾		25. Januar 1806	als Geburtshelfer
Ratingen	Christoph Lucas	44	16	Ratingen	24. Jul. 1794	als Wundarzt
Ratingen	Catharina Friderichs, Ehefrau Hermens	36	6	Semlin im österreichischen	17. Octob. 1804	als Hebamme
Ratingen	Maria Barbara Schölgens, Ehefrau Boocks	42	12	Angermund	15. Decemb. 1798	als Hebamme
Ratingen	Anna Christina Murmans, Ehefrau Deckers	30	5	Rath-Mairie Ekamp	10. Apr. 1805	als Hebamme

Nach dieser Liste hatte Ratingen 1809 einen von der Stadt angestellten Arzt, einen weiteren Arzt, einen Apotheker, einen Wundarzt, einen Wundarzt und Geburtshelfer und drei Hebammen. Im Anschreiben zu der Liste bemerkte der Bürgermeister, daß in Ratingen kein Vieharzt angestellt wäre, „weil jeder Hufschmidt mit Curieren des

Viehes sich abgiebt“. Des weiteren fügte er hinzu, daß der Wasenmeister²⁾ Peter Held innerliche und äußerliche Kuren bei Menschen ausübe. Dieses wurde ihm öfters untersagt, trotzdem setzte er seine Kuren fort.

Weiterhin enthält die Akte die Approbationsurkunden zu den in der

Liste genannten Personen, die weitere Informationen über diese geben.

1) Die dritte Liste ist nur eine Abschrift der zweiten.

2) Schinder, Abdecker

The image shows a handwritten list of medical professionals in Ratingen, dated 1810. The list is organized into columns, likely representing different categories of medical staff. The handwriting is in cursive and somewhat faded, typical of historical documents. The list includes names and possibly dates or other relevant information for each entry.

Verzeichnis der Ärzte, Wundärzte und Hebammen
im Gebiet der Mairie Ratingen aus dem Jahre 1810 (Original)

Für die Herzogtümer Jülich und Berg gab es 1708 die erste Medizinalordnung, die bestimmte, daß sich keine Medizinperson im Land niederlassen durfte, die nicht durch das neugeschaffene Medizinalkollegium in Düsseldorf geprüft worden war und eine Approbationsurkunde erhalten hatte. 1773 wurde diese Medizinalordnung noch verschärft, sie galt bis zur Angliederung von Jülich-Berg an Frankreich 1806, als neue Bestimmungen verfaßt wurden.

Bis Anfang des 19. Jahrhunderts wurden die Ärzte in solche für innere Medizin (das waren die „Medici“ oder „Physici“) und in solche für die äußere Medizin geschieden. Die Ärzte der inneren Medizin hatten ihre Ausbildung an einer Universität erhalten. Letztere waren die Chirurgen oder Wundärzte, die sich aus dem Stand der Bader, Barbieri und Feldscherer entwickelt hatten oder die bei einem Wundarzt in die Lehre gegangen waren.

Zur Situation der Wundärzte in Ratingen um 1800 kann man in einer anderen Akte lesen: „Wundärzte haben kein Gehalt und leben von

ihrem Verdienst, den ihnen ihre Kunst und die Zufälle der Patienten gewähret, besonders aber ist das Balbiren, dessen sie sich alle drey bedienen, ein ansehnlicher Zweig ihres Einkommens.“⁴³⁾

Folgende Approbationsurkunden sind in der Akte enthalten:

Vincent Paul Sonderland:

Urkunde vom 3.3.1809 mit der Erlaubnis, die ärztliche Praxis auszuüben. Sonderland wurde am 19.9.1785 in Kaiserswerth als Sohn von Heinrich Sonderland und Helene Christine Bonrat aus Ratingen geboren.⁴⁾

Christoph Lucas:

Urkunde vom 24.7.1794. Darin wird über seine Person angegeben: Geburtsort: Ratingen, Alter: 24 Jahre (d.h. er ist 1770 geboren). Er ist reformierten Glaubens und hat bei seinem Vater die Chirurgenkunst erlernt. Danach hat er acht Monate „Privat-Collegium“ über die „Anatomie-Chirurgie“ gehört.

In der oben abgedruckten Liste wird sein richtiges Alter angegeben: 44 Jahre. Er ist der am 11.11.1766 in Ratingen geborene Sohn des Johann Theodor Lucas

und der Maria Agnes Ringel, die 1763 geheiratet haben. Die Familie Lucas war eine in Ratingen seit 1693 ansässige Chirurgen- und Wundarztfamilie⁵⁾. Christoph Lucas heiratete am 29.6.1807 Therese Mentzen aus Krummenweg.

Catharina Hermens:

Approbationsschein von der herzoglichen Regierung vom 17.10.1804. Darin wird ihr erlaubt, daß sie außer ihrer Tätigkeit als Hebamme im Amt Landsberg diese Tätigkeit auch in Ratingen ausüben darf.

Maria Barbara Books:

erhält nach gut abgelegter Prüfung von der herzoglichen Regierung am 15.12.1798 die Approbation als Hebamme für Ratingen. Zu ihrer Person wird noch bemerkt, daß sie 31 Jahre alt und katholisch ist.

Anna Christine Deckers:

erhält am 10.4.1805 die Erlaubnis, als Hebamme in Ratingen und im Amt Landsberg zu wirken.

Auf den Approbationsurkunden der drei Hebammen wurde jeweils vermerkt, daß die Pastoren und Prediger den Inhalt dieser Urkunden von den Kanzeln verkünden sollten.

Joseph Sigismund Loeven:

Ernennungsurkunde zum „Stadtmedicus“⁶⁾ vom 2.6.1777. In der Akte wird vermerkt, daß seine Approbationsurkunde nicht auffindbar war, dafür war die Promotionsurkunde der Universität Duisburg vorhanden⁷⁾.

Henrich Wilhelm Korte:

Seine Einstellungsurkunde ist vom 11.6.1756. Darin wird gesagt, daß er in Bremen und Essen einige Jahre als Provisor in den „Officinen“ gearbeitet hat. Die Approbation erhielt er nach gut abgelegter Prüfung.

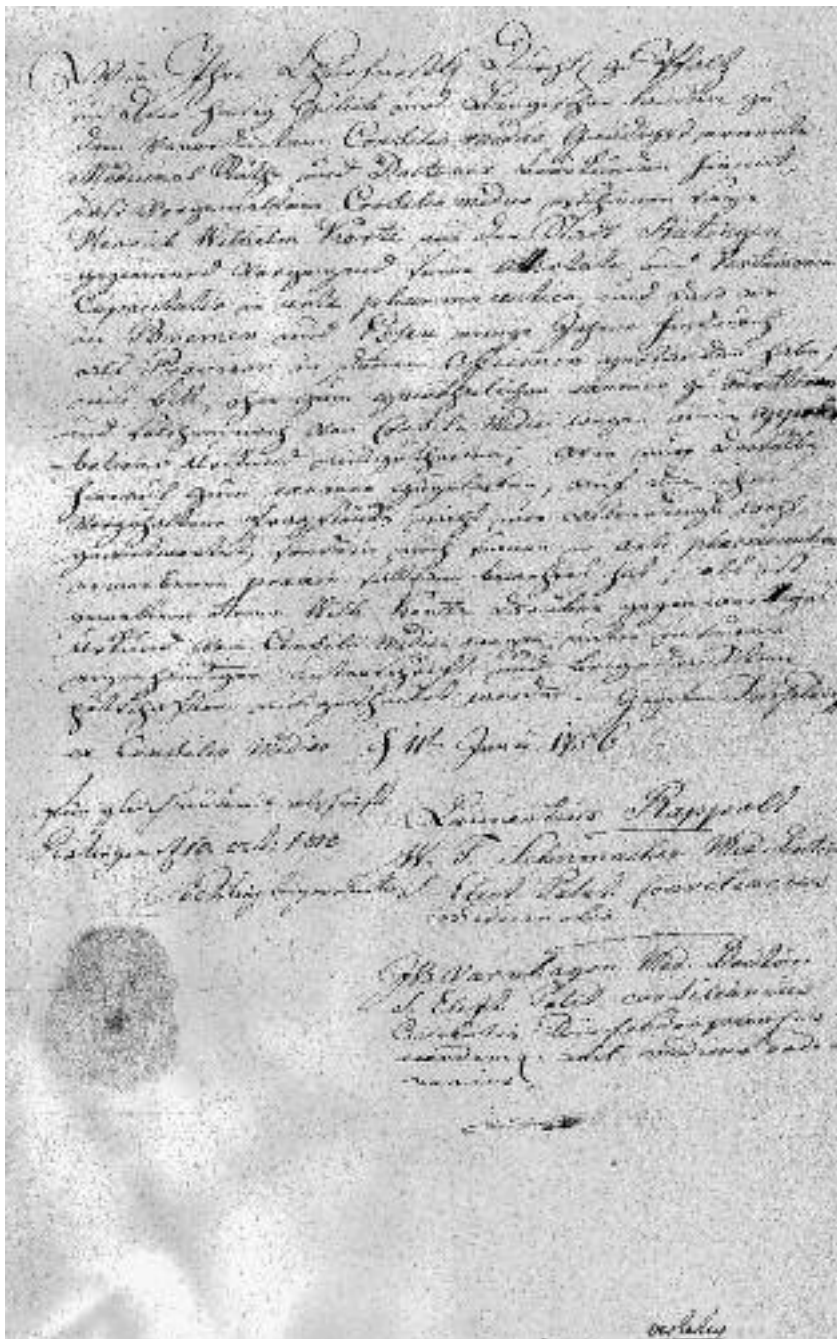
3) HSTAD, Großherzogtum Berg Nr. 12519.

4) Quelle: Alfred Strahl: Düsseldorf Trauregister. Bd. 1, Teil II. Kaiserswerth. (Manuskript).

5) W. Ringel/Th. Neukirchen: Die Ratinger Ringel und die angeheirateten Familien Lucas und Weidtmann, in „Düsseldorfer Familienkunde“ 1987, Heft 3, S. 81.

6) Amtsarzt

7) Letztere liegt allerdings nicht in den Akten.



Approbationsurkunde der kurfürstlichen Regierung für den ersten Ratinger Apotheker, Henrich Wilhelm Korte, aus dem Jahre 1756

Er war vermutlich ein Sohn von Johann Korte. Letzterer schwor am 27.5.1722 den Bürgereid der Stadt Ratingen. Im Bürgerbuch wird Essen als sein Geburtsort angegeben.⁸⁾ Im Lagerbuch der Stadt Ratingen⁹⁾ wird Johann Korte mit Haus, Brauhaus, Stallung, Scheuer und Garten, der außerhalb der Becherner Pforten liegt, erwähnt. Dieser Besitz ist dem Apotheker Henrich Wilhelm Korte 1758 „in kindlicher Teilung erblich zuerfallen“, so wird es im Lagerbuch vermerkt. Henrich Wilhelm selbst legte am 10.6.1756 den Bürgereid als Bürgerskind ab¹⁰⁾.

Friedrich Korte: Sohn von Henrich Wilhelm Korte. Der Vater muß 1812 gestorben sein, denn es gibt eine Akte vom 22.7.1812, in welcher der Sohn Friedrich die Konzession erhält, die Apotheke des Vaters fortzuführen.

Die Apotheke der Familie Korte befand sich in der Becherner Straße neben der Synagoge.¹¹⁾ Im Urkataster von 1823¹²⁾ ist das Haus von Friedrich Korte eingezeichnet. Es befand sich Ecke Marktplatz/Becherner Straße und reichte bis zur Synagogengasse. Nach den Ratinger Adreßbüchern be-

stand die Apotheke bis mindestens 1834. Im Adreßbuch von 1843 wird sie nicht mehr erwähnt.

Die Apotheke Korte ist wohl die erste Ratinger Apotheke. Otto Redlich schreibt in seiner Stadtgeschichte von der Errichtung einer Apotheke im Jahre 1784. Dabei muß es sich um die Apotheke des Friedrich Wilhelm Korte handeln, da dieser zu der Zeit Apotheker in Ratingen war. Redlich berichtet von einem Ratinger Apotheker Joachim Frederichs im Jahre 1614, doch „damals war die Apotheke zugleich Schenke“¹³⁾.

Ludwig Eisenhuth:

Außer der Approbationsurkunde liegt über ihn ein Schreiben vom Präsidenten des Centralwohltätigkeitsbüros zu Ratingen vom 3.6.1812 vor, das einige Informationen über den Wundarzt Ludwig Eisenhuth enthält: dieser wohnte in Ratingen, das Wohltätigkeitsbüro hatte ihn für folgende Bereiche eingesetzt: für die armen Kranken einschließlich Geburtshilfe in den Mairien Ratingen, Eckamp und Mintard und in dem „nahe bei Ratingen gelegenen Dorf Lintorf“.

Eisenhuths Approbationsurkunde als Wundarzt ist vom 18.5.1793. Hier wird vermerkt, daß er 23 Jahre alt (also * 1770) und katholisch ist. Die Chirurgenkunst hat er in Neuwied erlernt. Am 25.1.1806 ist die Urkunde für Eisenhuth als Geburtshelfer für die Ämter Angermund und Landsberg ausgestellt. In der Liste des Medizinalpersonals wird sein Alter mit 43 Jahren angegeben, danach mußte er 1767 geboren sein. Als sein Geburtsort wird hier Weißenthurm angegeben.

8) Joachim Schulz-Hönerlage: „... und ist mit burgeraid beladen...“ S. 101, Ratingen 1997.

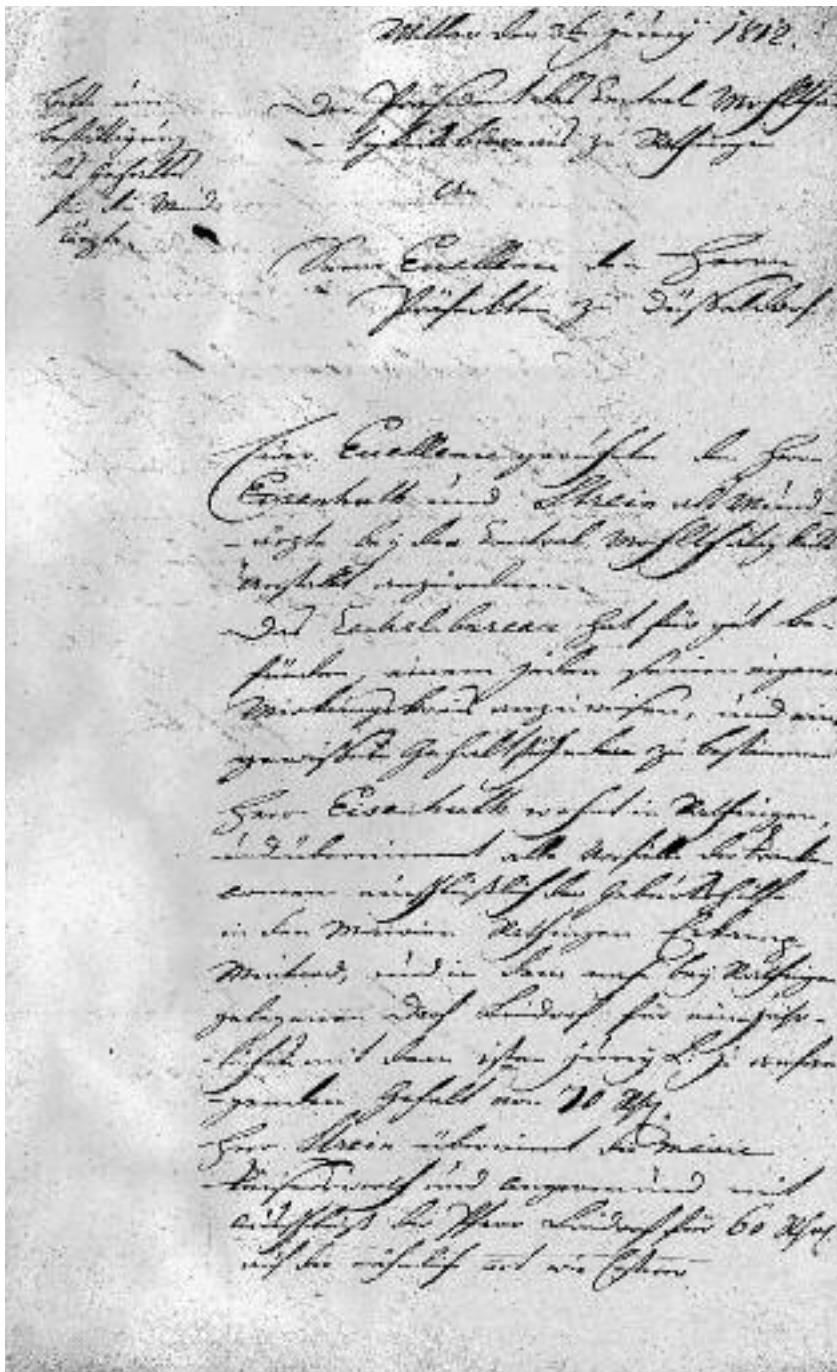
9) Stadtarchiv Ratingen, Lagerbuch 18./19. Jh, Nr. 894.

10) Schulz-Hönerlage a. a. O., S. 135. Die Söhne von Bürgern mußten, wenn sie volljährig waren, ebenfalls den Bürgereid ablegen.

11) Stadtarchiv Ratingen, Magistratsprotokolle vom 13.4.1811, zitiert in „Ratingen – Geschichte 1780–1975“. Essen 2000.

12) Kopie im Stadtarchiv Ratingen.

13) O. Redlich/A. Dresen/J. Petry: Geschichte der Stadt Ratingen von den Anfängen bis 1815. Ratingen 1926.



Schreiben an den Präfekten des Rheindepartements in Düsseldorf, in dem über den Einsatz des Wundarztes Ludwig Eisenhuth im „nahe bei Ratingen gelegenen Dorf Lintorf“ berichtet wird

Ludwig Eisenhuth leistete am 30.5.1792 den Bürgereid der Stadt Ratingen¹⁴⁾. Dort wird zusätzlich erwähnt, daß er eine Bürgerswitwe geheiratet hat. Im Ratinger Kirchenbuch von St. Peter und Paul ist auch seine Heirat am 2.8.1792 eingetragen, er ging mit Elisabeth Oligschläger, geb. Bischoff, die Ehe ein. Dabei wird als sein Geburtsort Kärlich bei Koblenz und als Eltern werden Wilhelm Eisenhuth und Elisabeth Weber genannt. Im Kärlicher Kirchenbuch ist seine Taufe am 5.7.1769

eingetragen. Als Beruf seines Vaters ist dort angegeben: „Chirurg und medicus“¹⁵⁾.

Die weiteren Nachforschungen nach Ludwig Eisenhuths Familie brachten eine Überraschung. Ludwigs Vater Wilhelm wurde am 1.12.1736 in Koblenz als Sohn des Johann Eisenhuth und der Anna Regina Franck geboren. Dieser Johann Eisenhuth war seit 1719 Scharfrichter in Koblenz. Vor ihm hatten sein Vater und davor sein Großvater dieses Amt in Koblenz

bekleidet. Nach ihm war sein ältester Sohn Johann Heinrich bis 1766 Scharfrichter in Koblenz.

Nach dem Tode seiner Frau heiratete Johann Eisenhuth am 23.12.1741 in Koblenz Gertrud Moseler aus Ratingen, die Tochter des Ratinger Scharfrichters Constantin Moseler. Durch diese Stiefgroßmutter stammte vermutlich die Verbindung von Ludwig Eisenhuth zu Ratingen.

Die Familie Eisenhuth ist also eine bekannte Koblenzer Scharfrichterfamilie, deren Mitglieder für ca. 100 Jahre – von 1679 bis 1788 – in Koblenz das Amt des Scharfrichters ausübten. Scharfrichter galten damals als „unehrlich“, sie wurden von der Gesellschaft gemieden und gefürchtet. Der Beruf ging meist vom Vater auf den Sohn oder Schwiegersohn über. Wegen der strengen Zunftgesetze konnten sie nur selten bürgerliche Berufe ergreifen. Diese Isolierung war mit ein Grund dafür, daß die Scharfrichterfamilien alle untereinander versippt waren, daher auch die Heirat von Johann Eisenhuth mit der Tochter des Ratinger Scharfrichters. Meist übten sie zusätzlich den Beruf des Wasenmeisters aus. Durch ihre Kenntnis des menschlichen Körpers waren sie auch als Wundärzte gefragt. Einige Mitglieder der Familie Eisenhuth übten später diesen Beruf aus, damit gelang ihnen der Aufstieg aus dem Kreis der „Unehrlichen“ (wie Wilhelm Eisenhuth und sein Sohn Ludwig). Auch der gleichnamige Sohn des letzteren ergriff diesen Beruf, er wurde am 6.5.1813 als Medizinstudent an der Duisburger Universität erwähnt¹⁶⁾.

Ludwig Eisenhuth, der vermutlich als erster offiziell als Arzt für Lintorf genannt wird, war also der Enkel eines Scharfrichters. In der Akte befinden sich außerdem noch wenig günstige Zeugnisse über ihn. Er hatte sich bei der Behandlung eines Patienten, Peter Kaiser mit

14) Schulz-Hönerlage a. a. O. S. 180

15) = Wundarzt und Arzt

16) Die Angaben zu der Scharfrichterfamilie stammen aus: Illgner, Hans: Die Eisenhuths, 100 Jahre Scharfrichter in Koblenz, in: Düsseldorf Familienkunde 1987/4, S. 117.

Namen, grobe Fehler und Nachlässigkeiten zuschulden kommen lassen, so daß „der Tod des Verwundeten dadurch wahrscheinlich befördert worden sei“ (20. 1. 1809). Er mußte sich danach einem Medizinalrat zur Prüfung stellen, diese Prüfung bestand er als mittelmäßiger Chirurg. Ihm wurde die Ausübung der Praxis gestattet, aber bei schwierigen Fällen sollte er einen geschulten Arzt oder Wundarzt zuziehen.

Im Monatsbericht der Sanitätskommission zu Ratingen vom 26. 5. 1815 wird von einem weiteren Fehler Eisenhuths und seines Sohnes berichtet¹⁷⁾: Der Tagelöhner Johann Heidkamp erlitt beim Holzaufladen einen Schlag auf die Nase. Eisenhuth verordnete eine Arznei, und als der Zustand Heidkamps sich verschlechterte, verordnete Eisenhuths Sohn, den der Vater als „Doktor“ bezeichnete, einen Aderlaß, daraufhin starb der Verwundete zwei Stunden später. Die Kommission empfahl eine „gerichtliche Ahndung“. Leider gibt es keine Akten darüber, wie der Fall ausgegangen ist.

Jedenfalls war Eisenhuth 1819 noch Wundarzt in Ratingen, denn aus diesem Jahr gibt es auch eine positive Nachricht über ihn. Bei der Schutzblatternimpfung im Jahre 1819 hatte er sich ausgezeichnet, ihm wurde dafür eine Prämie von 25 Reichstalern ausbezahlt¹⁸⁾

Monika Degenhard

17) HSTAD, Generalgouvernement Berg, 2260.

18) „Personal-Chronik“, Amtsblatt der Regierung zu Düsseldorf, Nr. 14 v. 11. 3. 1820, veröffentlicht in „Düsseldorfer Familienkunde, 1990, S. 94: H. J. Krost: Über Ärzte, Wundärzte und Geburtshelfer im Bezirk der königl.-preuß. Regierung zu Düsseldorf in den Jahren 1818 bis 1821.

Quellen:

Huf, Karlheinz: Das Medizinalwesen in den alten Herzogtümern Jülich, Kleve und Berg. Düsseldorf 1937

Illgner, Hans: Die Eisenhuths, 100 Jahre Scharfrichter in Koblenz, in: Düsseldorfer Familienkunde 1987/4, S. 117

Krost, H. J.: Über Ärzte, Wundärzte und Geburtshelfer im Bezirk der königl.-preuß. Regierung zu Düsseldorf in den Jahren

1818 bis 1821, in: Düsseldorfer Familienkunde, 1990, S. 94

Neukirchen, Th./ Ringel, W.: Die Ratinger Ringel und die angeheirateten Familien Lucas und Weidtmann, in: Düsseldorfer Familienkunde, 1987, S. 81

O. Redlich/A. Dresen /J. Petry: Geschichte der Stadt Ratingen von den Anfängen bis 1815. Ratingen 1926

Ratingen, Geschichte 1780-1975. Essen 2000.

Schulz-Hönerlage, Joachim: „...und ist mit burgeraid beladen...“ Ratingen 1997

Strahl, A.: Düsseldorfer Trauregister Bd. I, Teil 2. (Manuskript)

Wasmansdorf, E.: Alte deutsche Berufsnamen und ihre Bedeutung. Limburg 1988

HSTAD, Großherzogtum Berg Nr. 11394, 12519

HSTAD, Generalgouvernement Berg 2260

Die Kirchenbücher von St. Peter u. Paul, Ratingen, und von Kärlich, St. Mauritius

Stadtarchiv Ratingen: Lagerbuch 18. Jh. Nr. 894

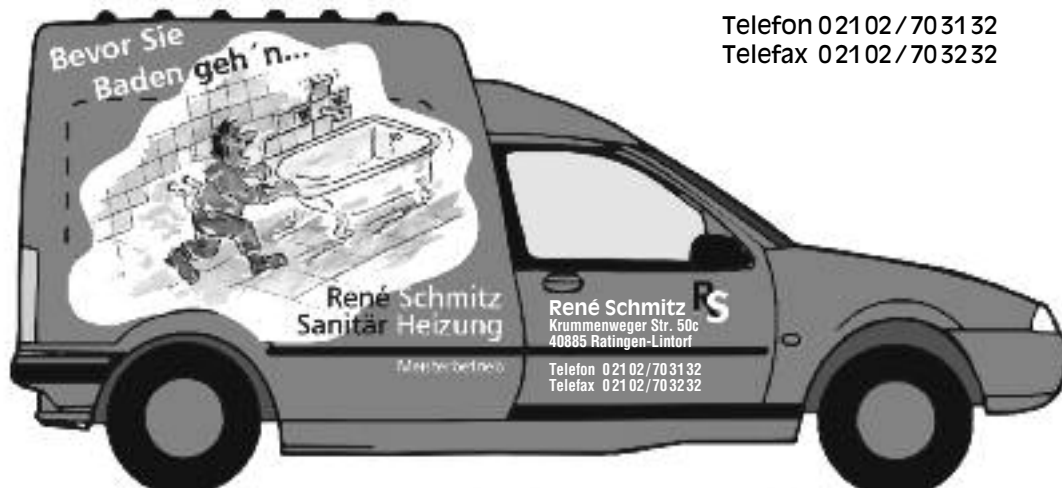
Adreßbücher der Stadt Ratingen

Wir sind da, wenn
Sie uns brauchen.



René Schmitz
Krummenweger Str. 50c
40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 021 02/70 31 32
Telefax 021 02/70 32 32



Seit 1977 ist **Otto Samans** regelmäßiger und unverzichtbarer Autor unserer „Quecke“. Aus alter Ratinger Familie stammend („D'r Jong vom Köster“), ist er wie kaum ein anderer mit der Ratinger Geschichte und durch seine Mutter und seinen Onkel **Otto Kellermann** auch mit der Ratinger Mundart vertraut. Am 19. Juli 2003 konnte Otto Samans seinen **85. Geburtstag** feiern.

Nach seiner Kindheit im Schatten der Pfarrkirche St. Peter und Paul und dem Abitur musste Otto Samans zunächst Soldat werden. Erst 1946 konnte er sein angestrebtes Berufsziel verwirklichen: er gehörte zum ersten Studenten-Jahrgang der Katholischen Pädagogischen Akademie in Essen-Kupferdreh. Nach einem kurzen Zwischenspiel in Mettmann war Otto Samans bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1980 Lehrer in Ratingen, zuletzt als Rektor der Suitbertus-Schule an der Dürerstraße.

Da ihm die Geschichte und das Wohlergehen unserer Stadt Ratingen sehr am Herzen liegen, betätigte er sich schon früh ehrenamtlich in Ratinger Heimat- und Brauchtumsvereinen. 1961 war er Mitbegründer der „Ratinger Martinsfreunde“, die sich jährlich um die Organisation der Martinszüge im Stadtgebiet kümmern. Von 1962 bis 1996 war er Vorsitzender dieser Vereinigung. Dem „Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen“ diente er von 1966 bis 1976 als stellvertretender und dann bis 1992 als Vorsitzender. Heute ist er Ehrenvorsitzender des Vereins. In seiner Vorstandszeit förderte er die Publikationen vieler junger Nachwuchshistoriker, veröffentlichte selbst aber auch eine Vielzahl von Aufsätzen. Er war es, der mit **Theo Volmert**, dem langjährigen Schriftleiter der „Quecke“, vereinbarte, dieses Jahrbuch nach der Zusammenlegung des Angerlandes mit der Stadt Ratingen im Untertitel „Ratinger und Angerland Heimatblätter“ zu nennen. Für seine großen Verdienste um die Aufarbeitung der Geschichte und seine Sorge um die Pflege von Kultur und Mundart seiner Heimatstadt wurde er vom Landschaftsverband Rheinland mit dem „Rheinlandtaler“ und vom Heimatverein „Ratinger Jonges“ mit der „Dumeklemmer-Plakette“ ausgezeichnet.



Damit seine Pläne und Vorstellungen von einer lebenswerten Heimatstadt aber auch politisch durchsetzbar wurden, stellte sich Otto Samans 1960 als Mitglied des Schulausschusses zur Verfügung und war von 1964 bis 1984 Mitglied des Rates der Stadt Ratingen. Sechs Jahre führte er die CDU-Fraktion im Rat, von 1974 bis 1984 war er stellvertretender Bürgermeister.

Bei Vortragsveranstaltungen und im Arbeitskreis „Ratinger Mundart“, der die Herausgabe eines Wörterbuches plant, ist Otto Samans auch weiterhin ein wertvoller Helfer und gern gefragter Experte.

Alle Heimatfreunde gratulieren ihm herzlich zum Geburtstag und erhoffen sich natürlich noch viele interessante Aufsätze!

M. B.

Ratingen nach dem Ersten Weltkrieg

Als ich am 19. Juli 1918 geboren wurde, war ich der etwa 15.000. Einwohner der Stadt Ratingen. Der unselige Krieg war noch im Gang. Erst ein knappes halbes Jahr später verließ Kaiser Wilhelm II. sein Reich – so ist es mir erspart geblieben, bewusst ein „kaiserlicher Untertan“ zu sein.

Die „Ratinger Zeitung“ aus diesem Jahr ist nur spärlich erhalten. Allerdings wurde in einer Ausgabe vom 20. Juli gemeldet, dass 18.191 Köpfe zu versorgen waren – es gab wohl einige Sammelunterkünfte im Stadtgebiet. „Dafür standen der Stadtverwaltung (vermutlich einmalig) 5334 Pfund Rindfleisch, 224 Pfund Kalbfleisch, 1810 Pfund Kochwurst und 1465 Pfund von der hier gefertigten Blut- bzw. Leberwurst zur Verfügung.“ Das war also etwa

ein halbes Pfund an Fleisch- oder Wurstwaren pro Kopf.

Am 4.1.1919 – von da ab ist die Zeitung vollständig überliefert – schrieb man von 15.952 Erwachsenen, 859 Anstaltsinsassen und 1546 Kindern unter 6 Jahren, die bei der Fleischausgabe zu berücksichtigen waren.

Der gleichen Ausgabe entnehmen wir, dass es in Ratingen 276 „gefallene Helden“ gegeben hatte.

Schon bald konnte nun über die Vorbereitung auf die Ausübung des vornehmsten Rechtes des freien Bürgers, des freien Wahlrechtes, hingewiesen werden. Am 6.1.1919 veranstaltete die Zentrumsparterie um 8 Uhr abends im Katholischen Vereinshaus (das war der „Rheinische Hof“) eine geschlossene Veranstaltung für Frauen, an der 700 – 800 interes-

sierte Frauen teilnahmen. Die „Deutsche Demokratische Partei“ hielt am 8.1.1919 im Restaurant Burg eine „zwanglose Besprechung“ ab. Dem Artikel „Unruhige Zeiten“ von Klaus Wisotzky im „Ratinger Forum“, Heft 2, 1991, und dem Aufsatz von Volker van der Locht in dem Buch „Ratingen, Geschichte 1780-1975“ aus dem Jahre 2000 können wir nachlesen, dass bereits am 10. November 1918 die USPD eine Versammlung in der Gaststätte Pelzer (später „Düsseldorfer Hof“ genannt) abgehalten hatte, an der 230 Männer und 140 Frauen teilnahmen.

Hauptthema in diesen Versammlungen war: Wie können wir Ruhe, Ordnung und Selbstdisziplin erhalten?

Dies geschah zunächst durch die im Amt gebliebene Behörde – den



Der „Rheinische Hof“ auf der Oberstraße vor dem Ersten Weltkrieg

Bürgermeister, aber auch durch einen „Arbeiterrat“, der anfangs auch in Ratingen nur sozialistisch besetzt war. Vom Wirken dieses Arbeiterrates zeugt ein Aufruf an die Ratinger Bevölkerung, den Jupp Schappe 1980 im „Stadt-panorama“ veröffentlicht hat. Die ersten Wahlen – 19.1.1919 für den Reichstag, 26.1.1919 im Land Preußen und am 2. März 1919 in den Gemeinden – erbrachten für die Sozialisten in Ratingen enttäuschende Ergebnisse. Stärkste Partei wurde mit 43 Prozent und 46 Prozent der abgegebenen Stimmen das Zentrum. Aber auch in dieser katholischen Partei spielten die Arbeiter eine große Rolle. Spitzenkandidat war der Fabrik-schmied Gottfried Semmler, von dessen Einsatz für die Anliegen der Arbeiter ich in einem früheren Quecke-Beitrag berichten konnte. Der Dreher Joseph Maaßen, die Kreisschwester Johanna Flinck, der Glasschleifer Gustav Schmidt, der Fabrikarbeiter Heinrich Matze-rath und der Postschaffner Fritz Peitz waren unter den 15 ersten in den Stadtrat Gewählten. In dem sprachen natürlich auch der dann zum – unbesoldeten – Beigeord-neten ernannte Rechtsanwalt Dr. Nakatenus und Fabrikdirektor Paul Besta entscheidend mit. Jo-seph Maaßen und die Söhne von Gottfried Semmler, Nikolaus und Josef, finden wir 1945/46 bei der Gründung der CDU wieder. Ähn-liches können wir bei den Sozia-listen feststellen, die sich damals in der „USPD“ engagierten. Karl Zöllig, der Anführer der Liste, Hubert Pütz, Elisabeth Neuhaus, Paul Todt und Jakob Hayn sind

Namen, die auch in der SPD nach dem Zweiten Weltkrieg wieder dabei sind.

Eine große Sorge galt 1919 dem Schicksal der noch in Gefangen-

schaft gehaltenen Krieger, man vermutete noch etwa 100 Rating-er. Ein Aufruf zur Hilfe gibt uns Aufschluss über die maßgeben-den Leute in der Stadt, die diesen unterschrieben:

Bierfest, Pfarrer – Otto Brehmen, Zeitungsverleger – Büter, Semi-narlehrer – Cüppers, Rektor – Es-ser, Studienrat – Finmann, Rent-ner – Hempelmann, Fabrikdirektor – Roth, Kunstmaler – Sjuts, Pfar-fer.

Am 15.3.1919 meldete die „Ratin-ger Zeitung“: „Der Polizeisergeant Johann Zöllner von hier ist in der letzten Nacht einem Meuchelmord zum Opfer gefallen. Zöllner war auf dem Polizeiamt mit der Abfassung eines Berichtes beschäftigt, als gegen 1/2 12 Uhr von der Minori-tenstraße aus zwei Schüsse auf ihn abgefeuert wurden, die ihm durch die Brust gingen und seinen Tod alsbald herbeiführten. Er war



nur noch in der Lage, einem mit ihm anwesenden Beamten zu sagen: „Schicke zu meiner Frau, ich muss sterben.“ Zöllner zählte zu den diensteifrigsten Beamten und war allgemein beliebt und geschätzt, was den Anschlag um so rätselhafter erscheinen lässt. Die ganze Bürgerschaft trauert mit der Witwe und zwei unversorgten Kindern um den so hinterlistig Ermordeten. Möge es gelingen, des Verbrechers habhaft zu werden!“

Es fehlte in diesem Bericht der Hinweis, dass es sich vermutlich um einen Racheakt handelte, wie Dr. Wisotzky in seinem oben schon genannten Aufsatz darlegt. Bei den Auseinandersetzungen im Ruhrgebiet hatte man bei der Suche nach Waffen auf dem Stinkesberg ein Lager entdeckt. Dort erschossen die Soldaten am Nachmittag des 14. März den Arbeiter Kornblum.

Außer dem Bruder des Kornblum wurden bei der Untersuchung der Erschießung von Johann Zöllner auch die Mitglieder des Arbeiterrates, Zöllig und Rosendahl, verdächtigt und zeitweise inhaftiert. Dabei war gerade Zöllig immer wieder für Gewaltlosigkeit eingetreten. Heinrich Kornblum stellte sich im August freiwillig der Staatsanwaltschaft zur Untersuchung. Ganz aufgeklärt wurde der Mordfall Zöllner wohl nie.

Ansonsten blieb Ratingen von blutigen Auseinandersetzungen, wie sie etwa im benachbarten Ruhrgebiet stattfanden, verschont. Doch gelegentlich wurde man auch handgreiflich. So wurde mein Vater, als er einmal zu einer Versammlung in den „Rheinischen Hof“ wollte, von einem „Türhüter“ der Linken, die diese Versammlung verhindern wollten, die Eingangstreppe hinunter gestoßen. Wenn wir etwa zehn Jahre später zum Familien-Spaziergang auf der

Friedhofstraße an der Wohnung dieses „Spartakisten“ (so bezeichnete ihn meine älteste Schwester, die mir dieses Geschichtchen erzählt hat) vorbeikamen, wurden wir mit ausgesprochener Höflichkeit von diesem und seiner Frau begrüßt. Offenbar hatten sich die Umgangsformen zwischen poli-

Schulzahnpflege abgeschlossen. Ein Antrag des Zentrums-Vorsitzenden Besta, die Rechte des Arbeiterrates ganz zu beseitigen, fand keine Mehrheit. Nach einer neuen Wahl gelang es den vereinigten „Bürgerlichen“ erstmals, neben drei Sozialisten auch zwei Mandate in diesem Gremium zu



Johanna Flinck (vordere Reihe, Mitte) wurde 1909 erste Fürsorgerin im nördlichen Bezirk des Landkreises Düsseldorf. Im Jahre 1919 wurde sie als Zentrumsabgeordnete in die Ratinger Stadtverordnetenversammlung gewählt

tisch unterschiedlich Denkenden – wenigstens vorübergehend – deutlich verbessert.

In der ersten Sitzung des neuen Stadtrates, dem erstmals auch zwei Frauen angehörten (Frau Flinck und Frau Neuhaus) beschloss man u. a. „das alte Amtsgerichtsgebäude“ (also das Bürgerhaus am Markt) für die Stadtverwaltung einzurichten. Zum Schluss der Sitzung bat Bürgermeister Jansen, der 20 Jahre das Amt ausgeübt hatte, zum 1.4. um Versetzung in den Ruhestand.

Zu – unbesoldeten – Beigeordneten wurden Dr. Nakatenus und Herr Rosendahl gewählt. Mit Zahnarzt Dr. Drexler wurde ein Vertrag über die Einrichtung einer



Dr. Hubert Kalvelage, Bürgermeister der Stadt Ratingen von 1919 bis 1922



erhalten. Die letzte Stadtverordneten-Sitzung, die Bürgermeister Jansen am 30.4.1919 leitete, wurde auch die längste, die er je mitgemacht hatte. Sie dauerte fünf Stunden, das schien dem Berichterstatter der „Ratinger Zeitung“ zu viel! Die längste Diskussion war über einen Antrag entbrannt, die konfessionellen Friedhöfe in Gemeinde-Friedhöfe umzuwandeln.

In den Kreistag wurden vier Mitglieder aus der Liste Dr. Nakatenus (Zentrum) und zwei von der Liste Zöllig (USPD) gewählt. Am 21.5.1919 wählte der Stadtrat einstimmig (30 Stimmen) den Juristen Dr. Kalvelage aus Horst-Emscher zum neuen Bürgermeister.

Franz Graf von Spee von Schloss Heltorf überwies am 14. Juni dem Kirchbauverein Tiefenbroich 10.000 Mark. Der Verein glaubte sich nunmehr in der Lage, mit dem Neubau „im nächsten Frühjahr“ beginnen zu können. Graf von Spee sah sich vielleicht zu dieser großzügigen Spende auch deshalb veranlasst, weil er in der Affäre um die Holzraub-Aktion im Junkersbusch (vergl. hierzu Dr. Wisotzky im „Ratinger Forum“, Heft 2, Seite 99ff.) günstig davon gekommen war. Doch darf ich dazu noch ein persönliches Erlebnis anfügen. Ich wurde in meiner frühesten Kindheit häufiger von einem größeren Mädchen aus der Nachbarschaft „verwahrt“. Meist nahm sie mich im Kinderwagen oder nachher an der Hand mit, oft an die Stadtbleiche an der Anger hinter dem Mühlenkämpchen. Einmal sind wir bis in den Junkersbusch hinter dem Bahnübergang an Haus zum Haus gegangen. Das muss aber frühestens 1922 gewesen sein, weil ich es sonst nicht mehr wissen könnte. Die Großfamilie meiner Nachbarin, die damals Grütstraße 5 gewohnt hat, war damit beschäftigt, eine große Buche zu fällen. Noch im Wald und

dann auf dem Hof zu Hause wurde der Baum vom Astwerk befreit und zu Brennholz verarbeitet. Ich bin lange Jahre fasziniert gewesen von der gewaltigen Arbeitskraft der Männer, eigentlich, bis ich selbst im Reichsarbeitsdienst 1937 beim Roden von Baumstümpfen und Wurzel-Stubben im moorigen Boden am Niederrhein entzaubert wurde. Ob die Nachbarn damals eine Genehmigung der Spee'schen Forstverwaltung hatten, weiß ich natürlich nicht, wohl aber, dass mein Vater nicht begeistert war, dass man uns – meine Schwester und mich – mitgenommen hatte zu diesem „Baum-Frevel“. Bei den großen Sorgen um die Friedensbedingungen, die Mitte 1919 das deutsche Volk bewegten und die den evangelischen Kirchenrat sogar veranlassten, für den 6. Juli die Gestaltung eines „Trauertages“ anzuregen, fällt es schwer, von den Alltagssorgen zu sprechen, die aber eigentlich viel bedrückender waren. Am Freitag, 4. Juli 1919, wurden in den Buttergeschäften ausgegeben: 125 g amerikanisches Mehl für 56 Pfg., 50 g holländische Obst-Marmelade für 30 Pfg., 360 g Nudeln für 48 Pfg. Die Lebensmittel waren ja nicht nur knapp, sie mussten auch bezahlbar bleiben.

Bei allem Elend fand man sogar Zeit, ein Jubiläum nachzufeiern. Der TV Ratingen 1865 gedachte des 50jährigen Bestehens vom 16.-18.8.1919. Im Verlauf der Jubelfeier wurde auch der Sportplatz an der Kaiserswerther Straße (im Garten von Wenders) eingeweiht. Hier spielte zunächst die Fußballabteilung des Turnvereins, die sich aber am 2.8.1920 selbstständig machte. Seitdem hatten wir die Ratinger Spielvereinigung 1904 (RSV 04). In jüngerer Zeit hat man sich dann mit Germania Eckamp 1919 vereinigt.



Adam Joseph Cüppers (1850–1936), Rektor der Katholischen Volksschule an der Minoritenstraße, Schriftsteller, einziger Ehrenbürger der Stadt Ratingen

Am 28. September 1919 erhält Tiefenbroich seinen ersten - katholischen - Geistlichen: Rektor Kaiser. Gottesdienst wird vorläufig in der Schule gehalten.

Ein Fest konnte erstmalig wieder gefeiert werden: der Martinszug! Darüber berichtete die „Ratinger Zeitung“ am 12. November 1919: „Trotz fünfjähriger Unterbrechung durch den Krieg vollzog sich am Montagabend der vom Verkehrs- und Verschönerungsverein durchgeführte Martinszug in althergebrachter, schönster Weise. Der Himmel hatte sich gegen Abend in etwa geklärt und somit der Veranstaltung die Möglichkeit zur vollen Entfaltung gegeben. Schöne Lampions, von denen die Leitfackel des Lyzeums sich besonders auszeichnete, und eine verhältnismäßig gute Ordnung verliehen dem Zuge einen herrlichen Anblick. Die Straßen waren von Zuschauern stark besetzt. Die Bescherung der Kinder vollzog sich unter Aufsicht der Lehrerschaft und mit Unterstützung der Freiwilligen Feuerwehr, denen an dieser





Französische Besatzungssoldaten in Ratingen im Jahr 1921

Stelle auch der Dank des Verkehrsvereins ausgesprochen wird, in bester Ordnung, so dass die Jugend mit dem diesjährigen Martinsfest nach allen Entbehrungen endlich wieder zu ihrem Recht gelangt ist.“ 1920 wurde die Ordnung des Martinzuges geändert. Der gemeinsame Zug begann nun am Kaiserplatz. Über Hohenzollern-, Bahn-, Graf-Adolf-, Kaiser-Wilhelm-, Hoch- und Oberstraße ging es bis zum Markt. Nach dem „Vorbeimarsch“ an St. Martin erhielten die Kinder schulweise in den Turnhallen und im Saal von Sand einen Weckmann und eine Tüte Äpfel. Ausgesuchte Fackeln wurden dann in der Kaiser-Wilhelm-Halle prämiert. Ein „Gripschen“ nach dem Zug gab es damals noch nicht.

In der Woche vom 2. bis 9. Februar 1920 konnte die Volks-Hochschule für Personen ab vollendetem 18. Lebensjahr ihre Tätigkeit aufnehmen, die von Rektor Adam Joseph Cüppers geleitet wurde. Dieser wurde am 14. Juni 1920 „in voller körperlicher und geistiger Frische“ 70 Jahre alt.

Zu Ostern 1921 wird dann auch mit dem Unterricht in einer Hilfsschule (für Lernbehinderte) begonnen.

Einen Monat nach dem üblichen Termin, am 4., 5. und 6. September 1920 wird wieder ein Schützenfest gefeiert. Der neue König, Josef Maaßen (Tell-Kompanie), feiert am 13.9.1920 im Saal von Strucksberg den Krönungsball.

Der zum (besoldeten) Beigeordneten gewählte Regierungs-Baudirektor a. D. Max Scheiff wird am 29.9.1920 eingeführt.

Lange hatte man über die „ungeteilte Unterrichtszeit“ in den Schulen diskutiert. Seit dem 1. November 1920 gibt es den reinen Vormittags-Unterricht.

Immer deutlicher wurde um diese Zeit die Not, in der sich die Menschen befanden. In einer Übersicht wurde die Teuerung dargestellt. Die Preise für die Lebensmittel waren von 1916 bis 1921 um das Fünf- bis Zehnfache gestiegen, bei den Fleisch- und Wurstwaren am meisten.

Die Möglichkeit zu freien Entschlüssen und selbstständigen Entscheidungen wurde dann total eingeschränkt: Am 12. März 1921 wird der ganze Landkreis Düsseldorf und damit auch die Stadt Ratingen besetzt, durch Franzosen und Belgier. Meine älteren Geschwister haben von einzelnen Begegnungen mit französischen Soldaten, die u. a. bei Sand im Kaisersaal und bei Roßlenbroich auf der Mülheimer Straße einquartiert waren, berichtet. Ich selbst habe mich einmal heftig erschrecken lassen. Als ich im Sommer vor dem Haus Grütstraße 8 (heute Nr. 12) spielte, kam eine Gruppe französischer Soldaten – etwa in Zugstärke – die Friedhofstraße herunter. An der Ecke Turmstraße übten sie auf ein lautes Kommando einen Gewehrangriff aus – vielleicht „Hoch legt an!“. Schnell bin ich ins Haus gelaufen – auf den Schoß meiner Mutter.

Der am 31. März 1921 aus dem Dienst scheidende Rektor Cüppers wird am Nachmittag in einer Stadtratssitzung zum Ehrenbürger der Stadt ernannt. Ihm zu Ehren werden am 9., 10. und 11. April 1921 Feierlichkeiten gestaltet.

Aus einer Sitzung des Stadtrates vom 6.5.1921: Pkt.4: Auf einer Parzelle der Gräfl. von Spee'schen Verwaltung an der Hauser Allee, die von Bauer Pohlhausen gepachtet ist, wird ein Licht-, Luft- und Sonnenbad errichtet. Kosten in Höhe von 40.000 Mark werden bereitgestellt. – Im Sommer 1925 bin ich dort auch betreut worden.

Pkt. 8: Es wird ein Beschluss gefasst über einen Zuschuss und eine Bürgschaft für den Spar- und Bauverein (später „Gemeinnützige Wohnungs-Genossenschaft“) für sechs Häuser an der Weststraße.

Pkt. 9: An der Kaiserstraße (heute Poststraße) und an der Schützenstraße (hier 16 Wohnungen) sollen städtische Häuser gebaut werden. Die Wohnungsnot war nämlich in jenen Jahren besonders groß. Für die Häuser an der Schützenstraße erhielt mein Vater (das Geld war in der Kirchenkasse in der Inflationszeit knapp) den Auftrag zum Anfertigen der Haustüren. Ich weiß noch, dass in dieser Zeit ein Zimmer unserer Wohnung als Werkstatt eingerichtet war, und dass er mich beim Bearbeiten (Zersägen) der langen Bretter gelegentlich als Beschwerer auf ein Brett setzte und mir dabei Märchen erzählte.

Von Fortschritten und Neuanschaffungen konnte die „Ratinger Zeitung“ berichten: „Am Sonntag, dem 3. Juli, feierte die evangelische Gemeinde den bedeutsamen Tag der Glockenweihe. Die Glocken waren vom Bochumer Verein geliefert. Zu diesem Anlass blies der neu gegründete Posanenchor des Männer- und Junglingsvereins zum ersten Mal vom Kirchturm 'Lobe den Herren' und 'Nun danket alle Gott'. Pfarrer Sjuts hielt nicht nur die Predigt in der Kirche, sondern auch eine Ansprache im Strucksberg'schen Saal, der Kirchenchor sang unter der Leitung von Lehrer Baxmeyer.“ Diese „evangelischen Glocken“ aus Stahl hatten einen sehr harten Klang und haben uns im „Katholischen Küsterhaus“ häufig erheblich gestört.

Zum üblichen Zeitpunkt, wieder am ersten Wochenende im August, wurde 1921 das Schützenfest gefeiert – im Saale von Strucksberg. Das Schießen fand im dahinter liegenden Stadtgraben statt. Auch der Martinzug wurde



Max Scheiff, Bürgermeister der Stadt Ratingen von 1922 bis 1933

am 10.11.1921 in der im Jahre vorher eingeführten Ordnung durchgeführt, die jetzt für längere Zeit Bestand hatte.

Am 17. November 1921 erschien in der Zeitung in einer Anzeige eine Bekanntmachung der Arbeitgeber-Vereinigung für Düsseldorf und Umgebung: „Unsere Arbeiter sind in den Streik getreten. Die Arbeiter sind entlassen!“ Aus Ratingen unterzeichneten:

1. Deutsche Last-Automobilfabrik A.G.
2. Düsseldorf-Ratinger Maschinen- und Apparatebau – A.G., vormals Ullrich und Hinrichs
3. Eschweiler-Ratinger Metallwerke
4. Lintorfer Walzwerk- und Vertriebs GmbH

Dem gegenüber gab es 1921 von den Dürr-Werken eine für die Arbeitnehmer freundlichere Maßnahme zu vermelden: Zum ersten Mal werden zwei Angestellte der Belegschaft in den Aufsichtsrat delegiert: Albert Nettler, der Leiter der Betriebskrankenkasse, und der Schlosser Ernst Baier. (Dieser wurde in späteren Jahren in der Lokalpolitik recht bekannt.)

Besonderen Knatsch gab es schon in jenen ersten Jahren der Demokratie bei Personalentscheidungen. Bürgermeister Dr. Kalvelage wurde am 22.11.1921 zum Bürgermeister der Stadt Eschweiler gewählt. Ohne Ausschreibung beschloss die Mehrheit des Rates die Wahl des Nachfolgers. Da die



Katholischer Friedhof in Ratingen: Die Frau des „Vizeküsters“ Dietz im Gespräch mit einem Friedhofsbesucher vor der früheren Friedhofskapelle.
Foto: Willy Hübers (1950-er Jahre)

USPD daraufhin unter Protest aus dem Saal auszog, wählte man am 20. Februar 1922 „einstimmig“ (mit 18 Stimmen) den bisherigen Beigeordneten Max Scheiff. Anschließend beschloss man, zum neuen Beigeordneten einen Juristen zu wählen. Der wurde auch gefunden, erhielt aber am 5.7.1922 nur 16 Stimmen. Er wurde am 14.9.1922 eingeführt: Wal-

In der Innenstadt war inzwischen der Verkehr lästiger geworden. Mehrfach berichtete die Zeitung von Unfällen durch Kraftfahrzeuge, durch die auch Fußgänger betroffen wurden. Deshalb entschloss man sich Mitte 1922, den Durchgangsverkehr für Oberstraße und obere Düsseldorfer Straße zu verbieten. Er wurde über Karl-Theodor- und Friedrichstraße (heute Hans-Böckler-Straße) umgeleitet. Die Kreuzungen Ober-, Anger-, Mülheimer-, Hoch-, Bahnstraße und Bechemer-, Karl-Theodor-, Kronprinzen-(Poststraße), Friedrichstraße wurden für die Fußgänger die gefährlichsten in der Stadt. Immer wieder wurden Maßnahmen gefordert, vor allem für die ärmere Bevölkerung die notwendigen Nahrungsmittel sicherzustellen. So stieg der Preis für ein 1.900 Gramm-Brot am 14.2.1922 von 6,50 Mark auf 11-12 Mark. Eingesetzte Richtpreise für Brot, Milch oder Zucker konnten nie länger eingehalten werden.

Wer mit Bauern bekannt war, versuchte, sich auf den Höfen direkt zusätzlich etwas zu holen – zu „hamstern“. So hat man mir erzählt, dass man mich noch lange im Kinderwagen gefahren hat, weil sich darin die Waren unauffälliger verstauen ließen. Später – mit 4-5



Notgeldschein der Stadt Ratingen aus dem Jahre 1923

ter Schmidt aus Gera. (Vergleiche dazu einen Kommentar in der „Düsseldorfer Volkszeitung“, zu lesen in der bereits zitierten Ratinger Stadtgeschichte auf Seite 183.) Die Wahl war offensichtlich ein Zugeständnis der Zentrumsabgeordneten an die „Rechten“ in Ratingen.

Jahren – ging ich dann auch zu Fuß mit zum Schimmershof (Paas), zu Baumeisters auf Gut Vohlhausen oder Bertrams, die damals noch auf Groß-Broichhof waren. Dort haben wir auch einmal an den Johannis- und Stachelbeersträuchern pflücken dürfen, wie auch bei Höltgens im Garten

hinter der Düsseldorfer Straße. Mit unserer Nachbarin, der Frau des „Vizeküsters“ Dietz, bin ich auch einige Male mit nach Gräfenstein zum Bauer Esser gegangen. Ich weiß noch, wie unendlich steil mir der Bergabhang vorkam, den wir vom Angertal aus erklettern mussten. Ein ähnliches Gefühl hatte ich als Kleinkind nur, wenn wir auf dem Spaziergang auf den Stinkesberg wollten.

Unaufhaltsam stiegen in dieser Zeit die Preise, weil die Mark immer mehr entwertet wurde. Der Dollar hatte in Friedenszeiten 4,23 Mk gekostet, am 1.6.1922 zahlte man 277 Mk, am 31.8.1922 1780 Mk und am 30.12.1922 schließlich

7331,62 Mark. Das 20-Mark-Goldstück war 10.000 Mark wert, aber wer hatte noch Goldstücke? Es ist noch in allgemeiner Erinnerung, dass die Gemeinden dazu übergingen, Notgeld drucken zu lassen. Denn 1923 ging die Entwertung immer weiter, bis es am Ende des Jahres hieß: 1 Billion Mark = 1 Reichsmark. Eine Billion, das ist eine 1 mit 12 Nullen! 1 000 000 000 000. Für mich war das Interessanteste an der Inflation, wenn mein Vater am Sonntagnachmittag mit dem Wäschekorb kam, in dem die Kollekte aus den sechs Messen gesammelt war. Bei dem Kaplan, der „die Woche hatte“ (Bereitschaftsdienst für Verseh-

gänge), das waren damals die Kapläne Veiders, Vaaßen und Winners, oder auch bei uns zu Hause wurde die „Papiersammlung“ auf den Tisch gekippt und sortiert. Die Scheine, die zu wenig Nullen hatten, etwa weniger als 1/10 Pfennig wert waren, wurden unter den Tisch geworfen. Die noch gültigen Scheine wurden dann gezählt und gebündelt. Montags fuhr mein Vater mit dem Korb auf dem Handwagen zur Sparkasse und zahlte das Geld möglichst früh auf das Kirchenkonto ein. So habe ich also sehr früh gelernt, mit sehr viel Geld richtig umzugehen.

Otto Samans

Ratinger Orijinale

Franz Stoffel wor e-ine der bekanntesten Ratinger Orijinale. He wor ne alde, nitt ganz saubere Kähl met en dicke, blaue Erpels-nas on ne ongepflegte Vollbaat. Sin Schu-en hadde kenne Avsatz mie. Vüre gingen se en de Hü-e, an de Spetz kom der nackte Tief erut. Anstatt Schnürrieme hatt he Kood dren. He trock dat an, wat he grad geschenkt kräg. Meistens ne alde Schleperock. Sinne Hu-et hatt Löker, do renndenet dorch. He hatt emmer e Stöck Kautabak en de Mull, dat schmiet he von e-in Sitt no de angere. Wenn mir Blage dat soche, dann riepe mir: „Franz, schmiet die Prum eröm!“ Dann wu-ed he geftig on liep henger ons her.

He verdenden sech si Geld met Gelegenheitsarbed, der Jade ömgrave, Holt kle-in make, Adel fahre oder de Stroot kehre. E-imol hätte he bei ons der Jade ömgrave. Meddags seit mi Motter: „Franz, wellst du jet ete?“ Dor Franz seit nitt nä, he satt sech an der Dösch, on wie he fönf Teller Ezezupp ophatt, frogt mi Motter: „Mäutz du noch jet ete?“ Do seit der Franz: „Och jo, jet Dönnnes könnt ech noch verdrage.“ Mi Motter frogt öm: „Franz, mäutz du lieber en Tässke Kaffee oder e Gläske Schnaps?“ „Jo,“ seit do de Franz, wenn öch datt nix utmäckt, hätt ech lieber en Tässke Schnaps.“

Met von de Gesellschaft wor och der **Meldebach**. De wohnden em



Karl Kluth „Leierkastenmann“, Linolschnitt, 1965

Trinsenturm. We-il mir fröher noch kei Rothus hadde, tagten der Stadtrat Ecke Düsseldorper on Bekemerstroot. Do stunge jiede Morge tösche nüng on twelf Uhr der Meldebach, die Gebrüder Turcos, der Huppes Honn, die Gebrü-

der Tuck on der Franz Stoffel. De hatt dat Woot, he wor jo och su e Stöck Börgerme-ister. Die wore sech am striede on am lamentiere, datt der ganze Maat datt hu-et.

Der **Scheel Abs** wor ne fule Kähl med ene Selverbleck. De stung an

de Apotheke an de Eck on hatt öm sech eröm alles voll Kautabaks-brüh gespöüt.

Dann wor do der **Erpelsnieres**. Datt wor ne Orgelsspieler, de en Ratingen on Ömgegend sinne Orgel spellden. Me-istens ging he über Ratingen erut be-i die bergische Bure, do kom wenigstens orgentlech watt op der Dösch. Do spellden he am lievste. Sinne Orgel wor schon arg verschliete. Völl Stemme spellden falsch oder gar nitt mie, dann hu-et mer blu-es: „Futtfuttfutt.“ Ne angere Orgelsmann wor der **Malacke Anton**. De bliev en de Stadt. Am lievste spellden he vör de Wietschafte. Do gov et dann emmer e Schnäpske on a Glas Bier. On wenn et dann Owend wu-ed, wor der Anton voll-gesope. Dann riepe mir Blage: „Anton, kannst du och senge?“ Dann song he die Lieder, die op sinne Orgel wore: „Mariechen saß weinend im Garten“ oder „Du, du liegst mir am Herzen“ on mir Blage songe kräftig mett.

Om Maat stung der **Tutemanns Döres**, ne Zigarrenmaker ut de Pfalz. De verkloppden sinn selver gemäckte Zigarren. Zwei zu fuffzehn oder drei zu zwanzig en e Blöske. Avbiete wor mett dren!

Dann hadde mir noch der **Stömmelswellem**. De wor fließig! He ging dorch de Stadt on söckten Zigarresstömmel. Die loge früher op de stroot eröm wie hütt de Hongesköttel. An sinne Spazierstock hatt he unge ne Nagel dran. Domet spießten he die Stömmele op on diet se en sonne Schnorrbüdel, de he ömhange hatt. Weil de Stömmelswellem schleit kieke konnt, kom et allens für, datt he to Hus, wenn he die Stömmele am utsüke wor, soh, datt he su manche Köttel met opgespießt hatt.

Dann wor do et **Henneske vom Krankehus**. De fuhr met en Treckkahr langes de Düre on diet Köcheavfäll tesame hole vör die Krankehusferkes. Wenn öm dann die Schwestere em Krankehus getackt hadde, liep he butte op de Stroot on gov sech an de Krankehusmur an et Döüe, als wollt he dat Krankehus ömschmiete.

Och de **dolle Jakob** verdennden sech em Krankehus met allerlei Arbed Kost on Logis. Et Sonndeis hatt he Dienst en Peter on Paul. Do moßt he der Blosebalg tradde.

Datt Woot „Balg“ wor öm to gewöhnlech, dröm seit he emmer: „Ech geh en de Kirch de Leiber treten.“ Et Samsdeis fong he emmer e-ine, de öm ne Grosche gov. Dann ging he nohm Meddagesse nohm Frisör Hellebrand on liet sech de Hoor schniede on rasiere. Wenn he eren kom, satt he sech ganz en de Eck op ene Stohl on diet de Belder kieke en de Illustrierte. Wenn öm e-ine ansprok, dann gov he sech ant Schwade on hu-et gar nitt mie op. He hatt et nitt ielig dran zu ku-eme. He srok die Konde an: Wenn se et ielig hadde, sollten se ruhig vürgonn, he hätt Ziet. Die Fröndlechkeit breit öm manche Zigar en. He ging manchmol met en ganze Täsch Zigarre noh Hus, wenn et och spät gewode wor. Wenn Schötzefest-Samtag die Mörchinger Militärkapell noh Ratinge kom, ging se der Jakob schon am Bahnhof avhole on ging dann an de Spetz en de Stadt eren. Em Festzog ging he henger de Musikkapell her on schlug de Triangel.

Ganz doll wo der Jakob op Uniforme. Als mie Vatter 1917 als verwundeter Soldat em Marien-Krankehus log, do hätt sech de Jakob am Sonndagmorge mie Vatter sie Uniform beschafft, hätt die ange-trocke on es domet de ganze Sonntag dorch de Stadt marschieret. He hätt alles gegrüßt, watt Uniform anhatt: Iserbahner, Postbeamte, Heilsarmee, Briefdräger on Schutzlütt.

Dann wor do noch der **Schlabberanton**. De wor Bierkutscher bem Strucksberg. Sinne Bierwage wor en Schöreskaar, do stong e gru-et Faat drop. Do kom dat Bier eren, dann fuhr de Anton los. Sinn Frau fuhr emmer met, die moßt trecke helpe, wenn et der Berg erop ging. Op dem Faat log e Duuk, domet nitt su völl Bier ü-everswappten. Et schlabberten aber doch emmer noch jet ü-ever, dovon kom dann de Name Schlabberanton. He fuhr langes de Wietschafte on breit dann met ne Messemmet dat Bier en de Wietstuv. Wenn ovens datt Faat leer wor, dann wor minne Anton voll, dann moßt öm sinn Frau met de Schöreskaar no Hus fahre.

Der **Pöppkes-Muckel** hatt en klein Kermesbude. Domet stung he op em Maat oder op de Kermes. He verkoppten Pöppkes, Emmerkes, Flöttches, Wenkmühle, Dötz,

Gummibäll, Schietgewehre on Pölverkes. Sinne Handlungsgehilfe wor der Franz Stoffel. De holp em die Kermesbude op-on avboue on der Kröm be-ienein hole.

Ons Ratinger Maatwiever woren bekannt för Deftigke-it on Witz. Et **Marlotts Drüttche** verkloppden om Maat Kies, Eier on Küke. Em vörige Su-emer hatt sonne dicke Kähl bem Drüttche watt gekouft. Et Drüttche gov öm et Wesselgeld torück, do fiel ene Grosche op de Eed. On wie he sech böckten, öm de Grosche opterappe, do es öm henge de Box opgeplatzt. Et Drüttche mennt: „Es öch die Box nitt jet eng?“ Do seit de Dicke: „Och, jetzt ge-idet.“

En anger Maatwiev wor et **Titze Mamm**. No der kom ens em Wenkter en feine Daam on beklagten sech, se wößt nitt watt se em Wenkter koke sollt, dat wör emmer su eintönig Esse. Et Titze Mamm seit: „Soll ech öch mol ne gu-edede Root gewew? Ihr kopt öch e Pong dorchwaaße Speck, e Pong Buhne, e halv Pong Zwiebele on zwei Stange Zuppegrön. Loßt datt gu-et en Stond koche, dann sollt ihr emol senn on hüre, watt datt vor Musik göv.“

Et bekannteste Maatwiev wor et **Hopps Lien**. Datt Lien hatt sinne Stand am „Rhenische Hof“ bem Bäcker Stratmann. Datt Lien soot em Wenkter emmer op nem Hutschpöttche. Datt wor sonne kle-ine Ove, do wor onge Fü-er drenn on ove konnt mer sech dropsette. On em Wenkter ginge mir Jonges met e Schelfruhr on bliesen dann en datt Fü-er, datt dem Lien de Fonke langes de Bein stove. Dann wu-ed et geftig on schmiet ons met fuhle Appelsiene.

No dem Lien kom e-ines Dags en jonge Frau on seit: „Können Sie mir einen guten Rat geben? Ich habe einen Säugling von acht Wochen, der geht und geht nicht voran. Was soll ich da machen?“ Datt Lien seit: „Watt hatt ihr dem Kenk bös jetzt zu drenke gegeve?“ Die Frau seit: „Kuhmilch.“ Da seit datt Lien: „Datt es ganz verki-et, datt Kenk brukt Mottermelk. I-eschts es se doch völl belliger, ihr brukt se nitt zu koupe. Dann brukt ihr ke Döppe schmerig te make, se wü-ed nitt suhr, hält sech över Sonndag on es emmer lecker warm. On de Katz ge-it nitt dran!“

Jean Oberbanscheidt

Joachim Ringelnatz

* 7. August 1883
Leipzig

† 17. November 1934
Berlin



Joachim Ringelnatz, porträtiert von Tim Gidal, 1932:
„Ein Jahr später verließ ich Deutschland“

Morgenwonne

Ich bin so knallvergnügt erwacht.
Ich klatsche meine Hüften.
Das Wasser lockt. Die Seife lacht.
Es dürrstet mich nach Lüften.

Ein schmuckes Laken macht einen Knicks
Und gratuliert mir zum Baden.
Zwei schwarze Schuhe in blankem Wicks
Betiteln mich „Euer Gnaden“.

Aus meiner tiefsten Seele zieht
Mit Nasenflügelbeben
Ein ungeheurer Appetit
Nach Frühstück und nach Leben.

Lebenserinnerungen des Ratinger Fuhrunternehmers Josef Schwaab, ergänzt durch die Erinnerungen seines jüngeren Bruders Bernhard

Einleitung

Als Bruder von Josef Schwaab habe ich seine Erinnerungen mit dem Computer in eine für alle lesbare Form gebracht. Dabei wurde der Sinn seiner Ausführungen in keiner Weise verändert. Wenn die folgenden Ausführungen keine literarische Qualität besitzen, so bitte ich, das zu entschuldigen. Es kam mir auf Detailgenauigkeit an, und die dichterische Freiheit hatte hier keinen Platz.

Je länger ich mich jedoch damit beschäftigte, desto reizvoller erschien es mir, seine Schilderungen durch meine eigenen Erlebnisse und Erfahrungen zu ergänzen und hoffentlich zu bereichern. Ich habe das immer dort getan, wo ich in der zeitlichen Abfolge etwas Ergänzendes oder Erklärendes beitragen konnte. Da ich erst 1927 geboren wurde, sind erste Anmerkungen meinerseits frühestens ab diesem Zeitpunkt möglich. Alles, was mein Erinnerungsvermögen hergibt, habe ich in den Bericht meines Bruders und unter ungefährender Berücksichtigung des Zeitpunktes in Kursivschrift eingearbeitet. Bedauernswert ist, dass meine Schwester und insbesondere meine Brüder Hans und Fritz ihre Erfahrungen und Erlebnisse aus dieser Zeit nicht einbringen konnten. Das wurde leider versäumt, was ein großer Fehler war, der aber nicht mehr korrigiert werden kann. Hans starb 1987, Fritz 1990, und meine Schwester Käthe schon viel früher, nämlich 1971.

Josef hat seine Erinnerungen 1999 niedergeschrieben. Dabei habe ich sein beachtliches Erinnerungsvermögen bewundert. Jetzt, nach mehr als 50 Jahren das Erlebte in dieser Detailgenauigkeit schildern zu können, das verdient höchste Anerkennung. Ich bin dazu leider in vielen Fällen nicht in der Lage, weil bestimmte Zeiträume aus der Gefangenschaft im Dunkel verschwunden sind und ich mich bei bestem Willen beispielsweise nicht mehr an alle durchlaufenen Kriegsgefangenenlager in Russland erinnern kann.

Meine Abschrift und meine ergänzenden Ausführungen wurden Anfang 2002 zu Papier gebracht. Zu erwähnen ist noch, dass die Ausführungen von Josef in normaler Schrift und dass alles, was von mir stammt, kursiv geschrieben wurde. Ich hoffe, dass die Ausführungen dazu beitragen, unseren Nachkommen ein einigermaßen objektives Bild dieser turbulenten Jahre und die Rolle, die ein Teil unserer Familie darin gespielt hat, zu vermitteln.

*Ratingen im Januar 2002
Bernhard Schwaab*

1911 bis 1920

An der „Schönebeck“, einem Fachwerkhaus, am Waldrand und an der Straße von Ratingen nach Lintorf im Ortsteil Tiefenbroich gelegen, erblickte ich am 22. Mai 1911 das Licht der Welt. Es war ein schöner Frühlingstag, und das Wetteramt Essen berichtete aus dem Archiv von angenehmen früh-sommerlichen Temperaturen. Die Schönebeck war das Elternhaus meiner Mutter, das meines Vaters stand in Ratingen auf der Düsseldorfer Straße 32. Mein Vater betrieb ein Botenfuhrgeschäft. Er hatte einen Planwagen mit zwei Pferden und transportierte täglich Güter aller Art zwischen Ratingen und Düsseldorf sowie umgekehrt. Ähnliche Fuhrgeschäfte gab es damals in Gerresheim, Hilden, Neuss und Kaiserswerth. Heute, im Zeitalter der Vollmotorisierung, gibt es Vergleichbares nicht mehr. Zur „Schönebeck“ gehörte ein landwirtschaftlich genutztes Grundstück, bestehend aus einem

großen Nutzgarten, einem Teich und einer Wiese mit zahlreichen Obstbäumen. Die nach schwerer körperlicher Arbeit geernteten Produkte transportierte meine Mutter mit der Karre von Tiefenbroich nach Ratingen zum Markt und verkaufte sie dort.

Im März 1913 wurde meine Schwester Käthe geboren. Nach den Aussagen meiner Mutter hatte ich von Anfang an großes Interesse am Wohlergehen meiner Schwester. Dies war auch daran zu erkennen, dass ich im Herbst meine Schwester mit Pflaumen-



Das Haus „Schönebeck“ (später Gärtnerei Tillmann) lag an der heutigen Straße von Ratingen nach Lintorf, etwa in Höhe der Straßenbrücke über die Bahnstrecke beim Stellwerk Abzweig Tiefenbroich

steinen fütterte, während ich selbst mit Genuss die reifen Pflaumen verzehrte. Die ganze Sache fiel auf, weil meine Mutter die Produkte meiner Fütterung in den Windeln entdeckte. Als Folge meiner barbarischen Handlung hat meine Schwester zeitlebens die Kirschen inklusive der Steine gegessen.

Im Juni 1914 kam mein Bruder Hans auf die Welt. Kurz danach wurde mein Vater eingezogen, der Erste Weltkrieg begann und stoppte zunächst den weiteren Kindersegen.

Im Jahre 1917 erfolgte meine Einschulung, und zwar in die Volksschule in Tiefenbroich. Die Schule hatte lediglich vier Klassen. Auf der einen Klassenseite saßen die Jungen, auf der anderen die Mädchen. Die Fußböden waren aus Holz und wurden mit einer stinkenden Flüssigkeit gepflegt. In jeder Klasse stand ein großer Kohleofen, der, wenn er denn in Betrieb war, den Gestank des Fußbodens noch übertraf. Wir erlebten das dritte Kriegsjahr als eine äußerst armselige Zeit. Die Lehrer waren unter den gegebenen Verhältnissen um ihre Aufgaben nicht zu beneiden. Ob dies die Tatsache entschuldigt, dass die Kinder bei geringsten Anlässen verprügelt wurden, sei dahingestellt. Die lernschwachen Kinder mussten am meisten aushalten, eine tägliche Tracht Prügel war da schon an der Tagesordnung, und die armen Teufel konnten ja im Grunde nichts dafür. In dieser, im wahrsten Sinne des Wortes „lausigen“ Zeit bekamen viele Kinder dieselben. Natürlich wollte niemand neben diesen „Lausebengels“ und „Lausemädchen“ sitzen, aber bei rd. 50 Kindern je Klasse war eine Trennung nicht möglich. Wer verlaust war, dessen Kopf wurde mit Petroleum eingerieben, wodurch das Klassenzimmer noch mit einem weiteren „Duft“ bereichert wurde. Im Jahre 1917 bekam mein Vater einen so genannten „Landwirtschaftsurlaub“. Offenbar hat er sich nicht nur um die Landwirtschaft gekümmert, denn als Folge dieses Urlaubs wurde im Februar 1918 mein Bruder Fritz geboren. Der Erste Weltkrieg ging im Sommer 1918 zu Ende, und im Oktober 1918 kam dann auch mein Vater – Gott sei Dank unverehrt und gesund – aus dem Krieg zurück.



Das Bild zeigt Maria Schwaab mit ihren vier „Schwaaben“ etwa Ende 1918.
Von links: Hans, Käthe, Fritz und Josef

Mir ist heute noch gut in Erinnerung, dass kurz nach Vaters Heimkehr ein Iltis in unserem Hühnerstall 10 Hühner tötete. Überhaupt hatten wir in dieser Zeit viel Ärger mit Wild, das beträchtlichen Schaden in unserer Landwirtschaft verursachte. Der Fuchs kam beispielsweise bis auf den Hof und holte die Hühner weg. Er scheute sich auch nicht, tagsüber auf den Hof zu kommen. Meine Mutter verscheuchte „Meister Reineke“ mit der Mistgabel. Bevor er sich zur Flucht in den nahen Wald entschloss, knurrte und fauchte er und zeigte sein scharfes Gebiss. Der Wald zog mich magisch an, und oft ging ich alleine dort hin, um Tiere und auch Pflanzen zu beobachten. Eines Tages sah ich im Unterholz einen Fasan, der sofort aufflog, als er mich erblickte. Näher kommend entdeckte ich sein Nest, das voller Eier war. Heimkehrend erzählte ich das meiner Mutter, die mir sofort den Auftrag gab, die Eier aus dem Nest zu holen. Ich wollte das nicht, denn noch nie hatte ich ein Nest ausgenommen; insbesondere Fasane liebte ich sehr, weil es so schöne bunte Vögel waren. Meine Mutter erklärte mir, dass die „lieben Fasane“ beträchtlichen Schaden in unserer bescheidenen Landwirtschaft anrichteten. So ging ich dann brav hin und holte die Fasaneneier mit dem Ergebnis, dass es mittags Eierpfannkuchen gab. Abends und insbesondere bei Vollmond kamen sehr oft

zahlreiche Rehe aus dem Wald bis in unmittelbare Nähe unseres Hauses.

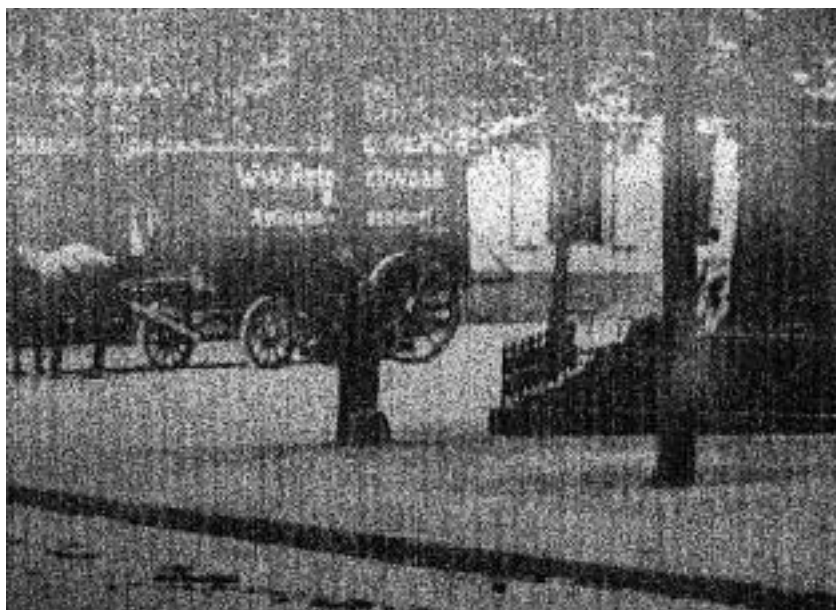
Nun zum Haus „Schönebeck“. Es hatte keinen elektrischen Strom und auch kein fließendes Wasser. Zur Beleuchtung wurden Petroleumlampen benutzt, und das Wasser wurde aus dem Brunnen gepumpt. Die Pumpe stand am Westgiebel des Hauses. Wenn wir bei Westwind Wasser holten, bekamen wir nasse Beine. Der Brunnenschacht war durch dicke Bohlen gesichert. Eines Tages hatte jemand meiner Schwester ein Fläschchen Parfüm geschenkt. Mein Bruder Hans und ich wollten daran riechen, ein Wunsch, den zu erfüllen sich unsere Schwester weigerte. Hans und ich haben dann versucht, das Problem auf unsere Art, d. h. gewaltsam zu lösen. Das Gerangel fand am Brunnen statt und das Parfüm fiel durch einen Spalt in den Brunnen. Als dann am Abend Wasser abgekocht wurde, verbreitete sich in der Küche ein intensiver Veilchenduft. Das Brunnenwasser war nicht mehr zu gebrauchen. Am nächsten Tag musste die Freiwillige Feuerwehr anrücken, um den Brunnen leer zu pumpen.

Wenn es stark regnete, konnte unser Teich die Wassermassen nicht fassen, und wir Kinder freuten uns über das Hochwasser. Mein Bruder Hans setzte sich in eine Badewanne, und ich als der größere Bruder schob ihn über das Was-

ser. Nachdem das eine Weile gut ging, stieg ich in die Wanne und mein Bruder übernahm die Schubarbeit. Als wir an eine tiefere Stelle kamen, klammerte sich Hans an die Wanne, sodass diese umkippte und wir beide ins Wasser flogen. Als unsere Mutter dieses Treiben sah, wurden wir zur Strafe sofort ins Bett geschickt. Mein Bruder musste aufs „Töpfchen“, das dann nach Gebrauch vor dem Bett platziert wurde. Natürlich dachten wir nicht ans Schlafen und balgten wie wild im Bett herum. Dabei stürzte mein Bruder Hans aus dem Bett und mit dem Kopf genau in das „Töpfchen“, welches, da aus Porzellan, in viele Stücke zerbrach. Abgesehen von der „Schweinerei“ erlitt mein Bruder so schwere Schnittwunden am Kopf, dass er von einem Arzt behandelt und die Wunden genäht werden mussten.

Natürlich wurde an der „Schönebeck“ auch Viehwirtschaft betrieben. Wir hatten eine Kuh, ein Schwein und eine große Anzahl Hühner sowie einen sehr aktiven Hahn. Ferner wurde ein Hund gehalten, und zwar ein weißer Spitz. Der Hahn war der Chef aller Tiere auf dem Hof. Wenn der Spitz es wagte zu bellen, kam der Hahn mit über dem Boden schleifenden Flügeln angesaut und jagte den Spitz in seine Hütte. Eines Tages, als der Spitz wieder einmal vom Hahn so tyrannisiert wurde, nahm der Spitz seinen ganzen Mut zusammen und biss dem Hahn den Kopf ab. Daraufhin gab es Hühnersuppe.

Als ich acht Jahre alt war – man schrieb also das Jahr 1919 – fuhr ich erstmalig mit meinem Vater nach Düsseldorf. Wir kamen mit unserem Fuhrwerk in eine Art Volksaufstand. Es wurde scharf geschossen, und ich musste mich auf Anordnung meines Vaters flach auf den Boden unseres Wagens legen. Wir kamen aber heil und ohne Schaden aus dem Tumult heraus. Es waren damals magerere und schlechte Zeiten. Ich musste fast jeden Tag meiner Großmutter in Ratingen das Essen bringen. Die schickte mich dann zum Einkaufen, was mit langen Wartezeiten und Schlange stehen verbunden war.



Das Pferdefuhrwerk der Schwaabs um 1900 am Ratinger Marktplatz.
Die „Witwe Anton Schwaab“ war die Großmutter von Josef und Bernhard Schwaab

Die Franzosenzeit bis 1925

Die Eisenbahnlinie war etwa 200 m von der „Schönebeck“ entfernt. Dort waren ein Bahnübergang und ein Bahnwärterhaus, verbunden mit einem Stellwerk. Als die Franzosen das Ruhrgebiet besetzten, wurden auch diese Einrichtungen mit französischen Soldaten belegt. Wir Kinder erhielten von unseren Eltern die strikte Anweisung, uns von den Franzosen fern zu halten. Der gesamte Bahnbetrieb lag still, und viele Eisenbahner weigerten sich, für die Franzosen zu arbeiten. So auch unser Nachbar August Oberwinster vom „Kecksberg“. Er wurde mit seiner ganzen Familie ausgewiesen und musste Haus und Hof verlassen. Sein „Kotten“ stand nun einsam und verlassen am Waldrand. Uns ließen die Franzosen in Ruhe. Wir Kinder konnten beobachten, wie im Stellwerk die Einrichtungen zerstört wurden. Aus den elektrischen Apparaten wurden die Spulen entfernt. Aus dem Draht der Spulen fertigten die französischen Soldaten Schlingen, mit deren Hilfe sie im nahe liegenden Wald Tiere fangen wollten. Mein Bruder Hans und ich haben die Fallen im Wald beobachtet. Eines Tages fanden wir unsere Hauskatze kläglich miauend in einer dieser Schlingen, doch wir konnten sie noch rechtzeitig befreien. Daraufhin haben wir alle Schlingen, die wir finden konnten, zerstört, und es entwickelte sich ein munteres Spiel, denn die Franzosen legten neue

Schlingen, wir zerstörten sie usw. usw. Trotzdem haben die Franzosen uns eines Tages erwischt, aber wir „kleinen Widerstandskämpfer“ konnten schneller laufen, und aus sicherer Entfernung haben wir sie sogar noch ausgelacht. Unser Schulweg führte über den Bahnübergang. Da die Franzosen nun wussten, dass wir etwas gegen ihre Schlingen hatten, ließen sie uns nicht mehr über den Bahnübergang. Wir mussten daher einen weiten Umweg in Kauf nehmen und wurden deshalb von unserer Mutter bedauert, die keine Kenntnis von unserem „Privatkrieg“ gegen die Franzosen hatte. Wenig später kamen andere Franzosen, und unser Schulweg war wieder frei. Der Widerstand der Bevölkerung gegen die französische Besetzung des Ruhrgebietes war zu dieser Zeit sehr groß. Das lag zu einem großen Teil auch daran, dass sich die Besatzungstruppen ziemlich ruppig benahmen. Als in Essen eine Aufführung des „Wilhelm Tell“ stattfand, standen die deutschen Theaterbesucher beim Rütli-Schwur von den Plätzen auf, erhoben die Hände und sprachen die klassischen Worte mit:

„Wir wollen treu sein, wie die Väter waren. Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.“

Da auch viele Franzosen anwesend waren, kam es zu Tumulten. Junge, Junge, das waren noch Zeiten!! Auch in der Schule war der

Patriotismus groß. Auch wir mussten den „Wilhelm Tell“ lernen.

Die neue Besatzung am Bahnposten war uns Kindern gegenüber sehr freundlich gesonnen. Es wurde immer schwieriger, uns von den Franzosen fern zu halten. Schlingen stellten sie keine mehr aus, sondern sie gingen mit dem Gewehr auf die Jagd und es dauerte nicht lange und sie hatten ein Reh erlegt. Sie kamen zu unserer Mutter mit der Bitte, es für sie zu braten. Unsere Mutter, die nicht wusste, wie sie sich verhalten sollte, ging in ihrer Not zum Förster König und bat um Rat. Förster König war ein alter, im Dienst ergrauter Mann, der im Forsthaus Gratenpoet, etwa 1 km von der „Schönebeck“ entfernt, wohnte. Er kannte meine Mutter schon als kleines Kind und sagte: „Mariechen, brat dem Volk das Reh und sieh zu, dass du ein gutes Stück abbekommst.“ Unsere Mutter hat daraufhin noch viele Rehe verarbeitet und dabei auch die eigenen Interessen nicht vernachlässigt. Schlussendlich haben es die Franzosen geschafft, den gesamten Wildbestand zu vernichten.

Die Soldaten hatten Langeweile und lagen oft auf unserer Wiese. Es war Sommer, und sie futterten unser Obst und wir Kinder ihre Schokolade. Wir lernten von ihnen Französisch, und wir versuchten sie mit der deutschen Sprache bekannt zu machen. Sie lachten uns aus und wir lachten über sie, weil die Aussprache dazu Anlass gab. Unter den gegebenen neuen Umständen waren bald alle Verständigungsschwierigkeiten behoben. Am schnellsten lernte mein kleiner Bruder Fritz Französisch. Wenn die Franzosen etwas wollten, dann riefen sie „Fried“, denn der konnte alles übersetzen. Der „Fried“ war ihr erklärter Liebling. Sie brachten Weißbrot für den armen „Fried“, weil sie meinten, dass der das hässliche deutsche graue Brot nicht vertragen könne. Unsere Mutter hatte gegen dieses mittlerweile harmonische Verhältnis nichts einzuwenden. Trotzdem wünschte sie die Franzosen dorthin, wo der bekannte Pfeffer wächst. Es gefiel ihr gar nicht, dass wir Kinder so viel mit den Soldaten zusammen waren. Unsere Großmutter - eine erfahrende Frau von 80 Jahren - nahm die Sache

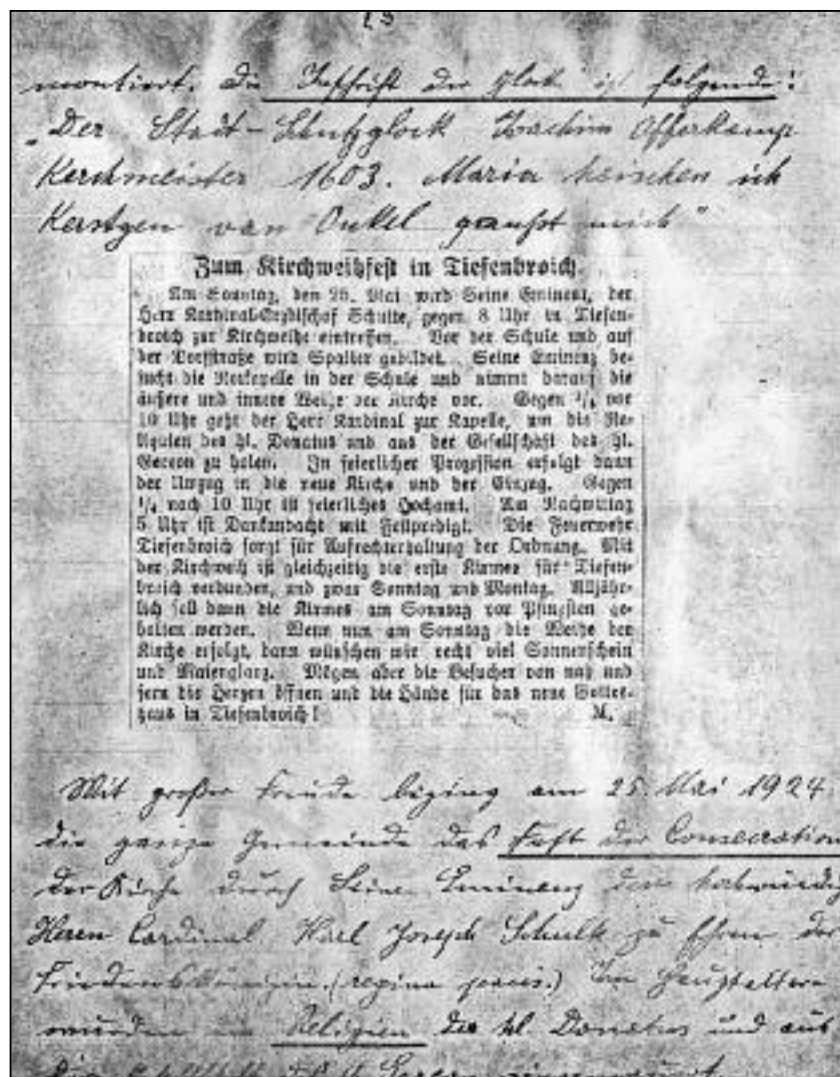
nicht so tragisch. Sie meinte, wenn die Menschen sich alle so gut kennen, wird es keinen Krieg mehr geben. Im Jahre 1925 zogen sich die Franzosen aus dem Ruhrgebiet zurück, und unsere Heimat war wieder frei.

Die „Schönebeck“ 1920 bis 1925

Unsere Großmutter konnte kaum noch gehen, war krumm gearbeitet und trotzdem den ganzen Tag noch tätig. Sie war eine herzengute Frau, und wir Kinder liebten sie sehr. Sie starb schließlich im Alter von 82 Jahren nach drei Tagen Krankheit. Einen Arzt hat sie im ganzen Leben nicht aufgesucht. Der Großvater war 15 Jahre älter und wurde 86 Jahre alt. Ihn habe ich nie gekannt. Er starb kurz

vor meiner Geburt. Er besaß mit 86 Jahren noch alle seine Zähne und war nie bei einem Zahnarzt. Seine Militärzeit verbrachte er in Luxemburg und musste dorthin zu Fuß marschieren, denn zu dieser Zeit gab es noch keine Eisenbahnverbindung dorthin. Wegen der Revolution von 1848 musste er länger dienen.

Wir Kinder bekamen unseren Vater nur sonntags zu sehen. Er ging um 05:30 Uhr aus dem Haus und kam abends zwischen 09:00 und 10:00 Uhr nach Hause. Der lange Arbeitstag war verbunden mit schwerer Arbeit. Urlaub hatte er zeitlebens nicht gehabt. Wenn ich Schulferien hatte, half ich meinem Vater. Ich holte Pakete zusammen, erledigte bei den Firmen den Papierkram, stellte die Ware fertig,



Ausschnitt aus der Pfarrchronik von St. Marien, Tiefenbroich, aus dem Jahre 1924. Im Mai 1924 wurde die von der Pfarrkirche St. Peter und Paul gestiftete, vier Zentner schwere Glocke im Glockenstuhl hochgezogen und montiert. Josef Schwaab kann sich gut daran erinnern, dass er als Messdiener die Inschrift auf der Glocke gelesen hat: „Der Stadt Schutzglock Joachim Offerkamp 1603. Maria heischen ich, Kerstgen von Onkel gaust mich.“

so dass Vater nur aufzuladen brauchte. Ich verbrachte die meiste Zeit meiner Ferien in Düsseldorf. Abends kam ich selten vor 20:00 Uhr nach Hause. Vater musste dann noch die Pferde versorgen. In der Inflationszeit war es besonders schlimm. Was man heute verdiente, hatte am nächsten Tag schon keinen Wert mehr. So kam es, dass trotz härtester Arbeit manchmal nur der Hafer für die Pferde verdient wurde.

In Tiefenbroich errichtete man in dieser schlimmen Zeit eine neue Kirche. Der Pastor hat dabei kräftig mitgewirkt und aus Asche und Zement selbst Steine hergestellt. Ich war zu dieser Zeit Messdiener und wurde daher – das war damals so üblich – auch zu diesen Arbeiten herangezogen. Die Kirche existiert heute nicht mehr. Ungefähr fünfzig Jahre nach ihrer Einweihung wurde sie wegen Baufälligkeit geschlossen und abgerissen. Ob das an meiner Mitwirkung oder an den selbst gebastelten Steinen des Pastors lag, wurde leider nie geklärt.

Am Herz-Jesu-Freitag erhielten die Kranken die hl. Kommunion. Ich als Messdiener musste den Pastor dabei im Talar begleiten. Da war immer ein weiter Weg zurückzulegen. Im Osten von Tiefenbroich ging es bis zur „Schönebeck“ zu meiner Großmutter und im Westen bis zum Bauern Bertram im Groß-Broichhof. Dort – das war allseits bekannt – gab es dann immer ein ganz tolles Frühstück.

Während meiner Schulzeit habe ich meinen Vater während der Ferien immer begleitet. Ich erinnere mich an einen Vorfall mit einem 100 kg-Sack Erbsen. Dieser musste auf den Speicher des Lebensmittelgeschäftes Düfring auf der Brückstraße getragen werden. Als mein Vater auf der Treppe bereits fast oben war, öffnete sich der Sack aus unerfindlichen Gründen und die gesamten Erbsen rollten die Treppe herunter. Ich habe leider keine Ahnung, wie man damals mit solchen Schadensfällen umgegangen ist.

Hauptlehrer Mocken war der Leiter der Schule in Tiefenbroich, mit dem ich gut klar kam. Gegen Ende der Schulzeit wollte er mir eine Lehrstelle bei einer Behörde ver-

mitteln, doch es war selbstverständlich, dass ich meinem Vater im Fuhrgeschäft helfen musste. Ich habe mich dem auch nicht widersetzt.

Im Jahre 1925 wurde meine Großmutter zum Pflegefall in der „Schönebeck“. Zu diesem Zeitpunkt übernahm mein Onkel Fritz Tillmann die „Schönebeck“, und wir zogen ins väterliche Haus nach Ratingen, Düsseldorfer Straße 32.

Ratingen 1925 bis 1933

In Ratingen ging es uns allen besser, vor allen Dingen aber meinem Vater. Denn dieser war von 1909 bis 1925 – abzüglich der Kriegsjahre – täglich zwischen der „Schönebeck“ und der Düsseldorfer Straße gependelt, meistens mit dem Fahrrad.

Da die Deutschen nun auch wieder Flugzeuge besitzen durften, fand im Herbst auf den Stoppelfeldern an der Kaiserswerther Straße ein Flugtag statt. Ich hatte das große Glück und gewann einen Freiflug. Ich sah erstmalig meine Heimatstadt Ratingen von oben und war natürlich hell begeistert.

nur einen sehr schmalen Bürgersteig. Unser Pferd Max hatte nun Gefallen an einem solchen Hut gefunden und riss ihn einer vorübergehenden Frau vom Kopf, um die Dekoration zu fressen. Ich sah das, eilte herbei und konnte das Schlimmste gerade noch so eben verhindern. Ich habe den Hut, so gut es ging, zurecht gebogen, mich entschuldigt für den Max und der schreckensbleichen Frau den Hut zurückgegeben. Von Schadensersatz war damals noch nichts bekannt. So etwas passierte eben.

Im Jahre 1927 starb meine Großmutter väterlicherseits mit 80 Jahren. Sie hat die letzten beiden Lebensjahre als Pflegefall im katholischen Krankenhaus verbracht. Der Pflegesatz betrug damals monatlich 100 Mark. Mein Großvater war bereits 1900 im Alter von 50 Jahren an einer Lungenentzündung verstorben.

Im Mai 1927 wurde mein Bruder Berni geboren. Mein Brüderchen wollte von fremden Leuten – die ja, wie geschildert, bei uns ein- und ausgingen – nichts wissen. Mit einer Ausnahme, und das war der



Das Haus Düsseldorfer Straße 32, in dem sich das Fuhrgeschäft Schwaab befand, im heutigen Zustand

Unsere Pferde waren treue und gutmütige Tiere. Trotzdem gab es immer wieder – Gott sei Dank harmlose – Zwischenfälle. Zu der damaligen Zeit trugen die Frauen große Hüte, die mit vielerlei „Grünzeug“ und auch Blumen geschmückt wurden. Wir standen mit unserem Pferdewagen auf der Bolkerstraße. Diese Straße hatte

Jude Kahn. Dieser war der Besitzer von Nowacks Zentral Basar auf der Bechemer Straße. Er war ein guter Kunde, und er hatte beinahe täglich Ware von Düsseldorf nach Ratingen zu transportieren. Auch er benutzte nicht das Telefon, sondern kam bereits morgens um 06:45 Uhr vorbei. Er ging nicht aus dem Haus, ohne meinen klei-

nen Bruder im Kinderwagen zu begrüßen. Der jüdische Händler Kahn war von kleiner Gestalt, und Gott hatte ihn nicht mit Schönheit gesegnet, aber er hatte ein gutes Gemüt und war ein warmherziger Mensch. Wenn er dann in den Kinderwagen sah und sagte: „Ja, wo is denn mei Jungsche“, dann krächte mein Bruder vor Vergnügen. Aus Nowacks Zentral Basar und Herrenmoden Thomas wurde später das Kaufhaus Aufterbeck. Was aus dem Herrn Kahn geworden ist, weiß ich nicht.¹⁾

Natürlich kann ich mich an Herrn Kahn nicht mehr erinnern, aber es sei mir gestattet, anlässlich meiner Geburt einmal die Rolle eines spät Geborenen, oder wie man volkstümlicher sagt, eines Nachkömmlings, zu beleuchten. Mein Vater war 1927 bereits 47 und meine Mutter 43 Jahre alt, als ich geboren wurde. Aus Erzählungen weiß ich, dass meine Mutter mich so unauffällig „getragen“ hat, dass meine Geburt in der Nachbarschaft mit ungläubigem Staunen zur Kenntnis genommen wurde. Als Nachkömmling wird man zwar von der Familienbande meistens sehr verwöhnt, doch die Sache hat einen nicht auszugleichenden Nachteil: Ich hatte keine Chance, den so wichtigen Kontakt mit den meist weisen Großeltern zu pflegen, denn die waren bereits alle verstorben. Noch schlimmer ist es, dass dieses Manko auch auf den eigenen Nachwuchs übertragen wird, denn meine Kinder, 1957 und 1959 geboren, mussten ohne Großeltern aufwachsen. Für meine Eltern war meine Geburt, wie ich meine, eher ein Glücksfall, wie die Zeit ab 1939 deutlich machte.

Anfang 1929 schaffte Vater die Pferde ab und kaufte einen Lastwagen. Das war eine revolutionäre Umstellung. Vater war zeitlebens Fuhrmann gewesen und nun musste er Auto fahren. Ich denke heute noch an die ersten Wochen mit Schrecken, aber wir hatten immer einen guten Schutzengel dabei. Der motorisierte Lastwagen war für uns eine gewaltige Erleichterung. Ich brauchte nun nicht mehr um 05:30 Uhr in den Stall, um die Pferde zu füttern, zu putzen und zu tränken. Und auch das Ausmisten fiel weg. Sobald ich 18 Jahre alt war, habe ich den Führerschein erworben



Hier der erste Lastwagen, angeschafft 1929. Auf der Tür steht: Bernh. Schwaab Eiltransporte Ratingen-Düsseldorf

und konnte meinem Vater auch dabei zur Hand gehen. Die Zeiten waren mal wieder schlecht, und sechs Millionen Menschen hatten keine Arbeit. Wir hatten im Geschäft immer gut zu tun, vom frühen Morgen bis zum späten Abend.

In Ratingen auf der Düsseldorfer Straße fand ein Privatleben eigentlich nur sonntags statt. Obwohl wir bereits ein Telefon hatten, was zu dieser Zeit noch eine Seltenheit war, brachten unsere Kunden abends die Aufträge persönlich vorbei. Sie blieben dann eine Weile und hielten ein Schwätzchen. Unser Wohnzimmer war immer gut besetzt. Die meisten gingen erst, wenn auch wir zu Bett mussten. Der alte Herr Nybelen von der gleichnamigen Drogerie blieb beispielsweise immer mindestens zwei Stunden, und unser häufigster Gast war der Nachbar, der Stellmacher Wilhelm Schorn. Der schätzte unsere gut beheizte Wohnstube sehr. („Watt es et bei öch schön wärm“). Er kam beinahe täglich und suchte sich das wärmste Plätzchen, möglichst nahe bei dem Ofen und blieb, bis wir schlafen gingen. So lernten wir viele Ratinger kennen, an Unterhaltung war kein Mangel, und für das Geschäft war es auch gut.

Was unseren Nachbarn, den Wilhelm Schorn anbelangt, so ist folgende Geschichte überliefert: Meine Mutter war von des-

sen „Sesshaftigkeit“ in unserem Wohnzimmer, wie man sehr wohl verstehen kann, keinesfalls begeistert. Eines Abends kam sie von draußen herein und sagte zu Wilhelm Schorn: „Ich glaube, ihre Frau hat nach Ihnen gerufen“, worauf der Wilhelm den warmen Ofenplatz verließ. Nach einigen Minuten war er aber wieder da und meinte: „Da müsst ihr öch äwer verhört han.“ (Da müssen Sie sich aber verhört haben). Er nahm wieder Platz hinter dem warmen Ofen, und meiner Mutter verschlug es die Sprache.

Trotz Vollbeschäftigung war der Verdienst gering. Wir konnten uns so eben über Wasser halten, obwohl wir mit dem Lastwagen unsere Liefermöglichkeiten vervierfachten. So bekamen wir u. a. von einer Düsseldorfer Mehlgroßhandlung den Auftrag, den Ratinger Bäckern das Mehl auszuliefern. Die Mehlsäcke wogen damals zwei Zentner (100 kg.) Ich musste diese bei den meisten Bäckern auf die 1. Etage oberhalb der Backstube schleppen. Besonders schwer war dies bei Bäcker Engels auf der Bechemer Straße. Die

1) Die jüdische Familie Kahn verkaufte ihr Geschäft an der Bechemer Straße im Frühjahr 1938 an den Kaufmann Franz Aufterbeck und verließ Ratingen am 19. März 1938. (Siehe „Juden in Ratingen seit 1592“, eine Dokumentation des Stadtarchivs Ratingen, bearbeitet von Dr. Erika Münster, Ratingen 1996, S.35 und S.41)

Säcke mussten von der Wallstraße aus durch zwei für Lastwagen unpassierbare Torwege über Schleichwege bis zur 1. Etage transportiert werden. Vater konnte diese schweren Lasten nicht mehr tragen, so dass diese Arbeiten von mir alleine geleistet werden mussten. Mein Vater hat immer schwer arbeiten müssen, aber so schwere Gegenstände kann man nur in jungen Jahren schleppen. Wir transportierten alles, was kam, Herde, Öfen, Schränke selbst bis auf die vierte Etage. Für uns war es wie eine Erholung, wenn wir für die „Keramag“ eine Ladung Spülsteine nach Köln, Dortmund, Bonn oder Kleve transportieren durften. Leider mussten wir daran anschließend die liegen gebliebenen Aufträge in großer Hektik und mit entsprechend hohem Zeitaufwand abwickeln. Gute Kunden waren in dieser Zeit auch die Ratinger Lebensmittelgeschäfte. Wenn es sich dabei auch vorwiegend um kleinere Geschäfte handelte – heute sagt man dazu „Tante Emma“-Läden – so waren die zu transportierenden Säcke alle 100 kg schwer, egal ob sie Zucker, Erbsen, Linsen, Bohnen oder Reis enthielten. Vielmals mussten diese schweren Lasten in die unzugänglichsten Lagerräume geschleppt werden. Es war eine knochenharte Arbeit.

Leider wurden die Zeiten immer schlechter. Das Arbeitsamt auf der Lintorfer Straße hatte Hochkonjunktur. Jeden Morgen mussten die Arbeitslosen dort zum so genannten „Stempeln“ erscheinen. Die Unterstützung war sehr gering und reichte nicht aus. Die Straßen waren voller arbeitssuchender Menschen. Es war daher kein Wunder, dass die Radikalen starken Zulauf erhielten. Zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten (Nazis) gab es fast täglich Schlägereien. Es wurde immer klarer, dass es so nicht weiter gehen konnte. Etwa 40 Parteien waren aktiv, und im wesentlichen verleumdete sie sich gegenseitig. Der Kommunismus erweckte bei uns keine Sympathien, denn die aus Russland bekannt gewordenen Gräueltaten der Kommunisten schreckten die meisten Menschen ab und ließen sie mehr und mehr mit den Nazis sympathisieren. Während die Arbeitslosigkeit stetig wuchs, wurde das Geld immer knapper. Viele Firmen, auch die, die gemeinhin als solide eingeschätzt wurden, machten Pleite. Auch wir hatten erhebliche Mühe, unser Geld für geleistete Arbeit zu bekommen. Viele Firmen lieferten die Ware nur noch gegen Barzahlung aus. Das führte dazu, dass wir auch noch das Inkasso übernehmen mussten. War kein Bar-

geld vorhanden, wurde die Ware wieder mitgenommen. Das alles erschwerte unser Geschäft beträchtlich. Hier nur ein Beispiel: Auch das Bier der Dortmunder Union Brauerei für die Ratinger Wirte wurde nur gegen Vorkasse ausgeliefert. Wir holten es bei dem Düsseldorfer Bierverleger ab und mussten die entsprechenden Beträge vorlegen. Die größte Fuhre bekam immer Karl Strucksberg, aber der hatte nie Geld flüssig. Die „Strucksbergs“ gehörten – so meinten wir jedenfalls – zu den reichsten Leuten der Stadt, denn sie hatten eine gut gehende Gaststätte mit einem großen Tanzsaal. Wenn wir samstags das Bier brachten, konnte Karl nicht bezahlen. Er bat Vater, das Geld am nächsten Tag zu holen, da er entsprechende Einnahmen aus der abendlichen Tanzveranstaltung erwartete. Am Sonntagmorgen musste ich dann nach „Strucksbergs“, um wie ein Bettler oft eine Stunde oder mehr zu warten, bis seine Schwester, die offenbar für die Geldverwaltung zuständig war, die jeweilige Summe beisammen hatte. Dies als Beispiel dafür, was wir zu dieser Zeit alles für unseren relativ bescheidenen Fuhrlohn leisten mussten.

(Wird in der nächsten „Quecke“ fortgesetzt.)

Natürlich ist der Verein Lintorfer Heimatfreunde wieder auf dem Lintorfer Weihnachtsmarkt am 29. November und am 30. November 2003 vertreten.

Wir bieten an:

Die neue Quecke Nr. 73 / Quecken Nr. 1–72 / Quecke-Sammelbände

Lintorfer Dokumente Nr. 1–5

Foto-Motive aus Alt-Lintorf / Postkartenheft „Spaziergang durch Alt-Lintorf“

Bücher von Theo Volmert: „Lintorf – Berichte, Dokumente,
Bilder aus seiner Geschichte“ Bände 1 und 2

„Eine bergische Pfarrgemeinde“ / „Mehr Heiteres als Ernstes“

... und andere heimatkundliche Literatur aus Ratingen und dem Angerland!

Im Mai dieses Jahres bekam der Lintorfer Heimatverein Post aus dem fernen Kanada. **Rudolf Rickes**, ein gebürtiger Ratinger, schickte uns ein Päckchen aus seiner jetzigen Heimatstadt Mississauga in der Provinz Ontario. Das Päckchen enthielt eine Diskette mit einem Manuskript für die nächste Ausgabe der „Quecke“, einige Fotos und einen Brief, der hier auszugsweise im Wortlaut wiedergegeben werden soll:

Sehr geehrter Herr Buer,

Sie werden sicher erstaunt sein, aus dem fernen Kanada zu erfahren, daß Ihre Zeitschrift „Die Quecke“ auch hier gerne gelesen wird.

Zunächst möchte ich mich vorstellen. Ich bin ein alter Ratinger, 1920 in Ratingen-Eggerscheidt geboren und lebte seit 1929 bis zu meiner Auswanderung nach Kanada im Jahre 1959 erst in Ratingen-Stadtmitte und dann im Stadtteil Tiefenbroich. Eine Bekannte von mir, eine alte Lintorferin, bekommt „Die Quecke“ von ihren Angehörigen geschickt und sie leiht sie mir dann jedes Jahr.

Was den Anlaß gab, mich zu bewegen, an Sie zu schreiben und zu versuchen, auch mein Scherflein Ihrer umfangreichen historischen Sammlung hinzuzufügen, war das Bild von der im Abriß befindlichen Baracke an der Kaiserswerther Straße („Quecke“ Nr. 72, S. 189). Überhaupt der ganze Artikel über: „Wie SOZIAL war die nationalsozialistische Sozialpolitik? Das Beispiel der Fürsorge für die Familien in Ratingen“ (Seite 185 ff) war sehr aufschlußreich für mich, habe ich mit meiner Familie doch von 1929 bis 1936 in derselbigen Baracke gewohnt, und wir waren, weil mein Vater schon seit 1924 – zu der Zeit 45 Jahre alt – ständig arbeitslos war, auf die Sozialhilfe der Stadt Ratingen angewiesen.

In den letzten zehn Jahren hier in Kanada, im Ruhestand, habe ich zur Feder gegriffen und insgesamt zwei Bücher geschrieben in Deutsch und gleichzeitig auch übersetzen lassen ins Englische.

Als zweites Buch habe ich geschrieben: „Der Glaskäfig“. Mit dem Titel „Der Glaskäfig“ wird ein Lebensproblem beschrieben, das uns alle mehr oder weniger anspricht. Wer hat nicht schon mal als Kind Käfer in einem Glas gesammelt und fasziniert zugeschaut, wie sie vergeblich versuchten, dem für sie durchsichtigen Gefängnis zu entkommen?

Weil der Anfang des Buches sich hauptsächlich mit meiner Jugendzeit in Eggerscheidt und Ratingen beschäftigt, werde ich nachfolgend kurz gefaßte Auszüge aus ihm bringen in der Reihenfolge der Jahre:



Der heute 83-jährige Rudolf Rickes
im Alter von 16 Jahren

Soziale Not zwischen den beiden Weltkriegen in Ratingen

Ein Erlebnisbericht

Ich wurde im Jahre 1920, also kurz nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg, in einem kleinen Bauerndorf (Eggerscheidt) in der Nähe einer rheinischen Stadt (Ratingen) geboren. Unser Haus lag völlig abseits an einem Hang (Sengels Pött) und einer Zufahrtsstraße zum Dorf, von Wäldern, Feldern, Wiesen und einem Obstgarten umgeben. Mit meinem Bruder, ein Jahr vor mir geboren, und meiner ersten Schwester, vier Jahre nach mir, waren wir drei Kinder.

Wir wohnten nicht alleine in dem Haus. Mit uns lebte eine Familie (Sefert), die eine Tochter in meinem Alter hatte. Eine weitere Familie (Ropertz), die bereits vier

Kinder hatte, etwas jünger als wir, und außerdem eine alte Witwe (Esser), sie war die Pächterin des Hauses, welches dem Grafen Spee gehörte.

Mein Vater war bei meiner Geburt 41 Jahre alt und arbeitete zu der Zeit als Facharbeiter (Schlosser) in der Autofabrik DAAG in Ratingen. Meine Mutter war 15 Jahre jünger als mein Vater.

Meine ersten Eindrücke und Lebensjahre waren durch die uns umgebende Natur geprägt. Außerhalb des Hauses kannten wir nur Spiele in den Wäldern und Wiesen der Umgebung. Haustiere waren unsere willkommenen Ge-

fährten, oder wir belauschten wie Jäger das damals noch zahlreiche Wild.

Ich lernte das berauschende Gefühl kennen, mich in den Wipfeln von Bäumen zu wiegen, lag verträumt im Gras und sah den ziehenden Wolken nach. Baute mit an Festungen und Burgen aus Getreideballen oder half beim Graben von Höhlen und deren Einrichtung als Unterschlupf finsterner Räuber.

Im Herbst ließen wir Drachen steigen, besuchten unaufgefordert und ganz sicher unerwünscht die Obstgärten der Nachbarn. Und die Winter, die damals viel Schnee und Eis brachten, boten uns Gele-



Meine Mutter mit uns drei Kindern und dem Fuhrmann Heinrich Esser vor dem Haus „Am Sengels Pött“ in Eggerscheidt im Jahre 1926

genheit zum Rodeln und Schlittschuhlaufen.

Der Anführer in solchen Spielen war ich nicht. Das übernahm mein Bruder, der eine härtere Konstitution hatte als ich. Er strotzte vor Gesundheit, während ich viel krank war. Als Baby in den Windeln hatte ich schon doppelte Lungenentzündung, quälte mich mindestens zweimal im Jahr mit meinen Mandeln, schlug mich mit allen möglichen Kinderkrankheiten herum wie Diphtherie, Mumps, Stickhusten und hatte mit sieben Jahren eine beiderseitige Mittelohrentzündung, die mich lange quälte.

Waren ansonsten damit alle Voraussetzungen gegeben für eine sonnige und sorglose Jugend, ein Heranwachsen in Sonne und frischer Luft anstatt des Dunstes einer Großstadt, war es doch keine glückliche Jugend für mich.

So im Alter von etwa vier Jahren wurde ich von freundlichen Bekannten belehrt, langsamer zu sprechen, weil meine Zunge zu lang sei, sagten sie. Daß ich beim Sprechen, also Ausdrücken meiner Gedanken, Schwierigkeiten hatte, war mir im Vergleich zu meinem Bruder und anderen Kindern schon aufgefallen. Besonders vor Respektpersonen, wie z. B. dem Lehrer in der Schule, konnte ich keinen zusammenhängenden Satz geläufig hervorbringen. Das erzeugte in mir das Gefühl des Ausgeschlossenenseins von den anderen, der Feindlichkeit und des Unverständnisses für alles, was mich und meine Welt betraf. Ich stand wie vor einer Wand,

durchsichtig, aber riesengroß und für mich nicht zu fassen. Zu der Zeit schon tauchte bei mir der Gedanke eines „Glaskäfigs“ auf, in dem ich vom Schicksal zu leben gezwungen war.

War es bis etwa zum 12. Lebensjahr nur ein Ausweichen, Absondern und Zurückziehen von den zwar rauen, aber nicht immer böswilligen Spielgefährten, Mädchen oder Burschen, so wurde daraus eine völlige Isolierung von dem anderen Geschlecht mit dem Einsetzen der Pubertät. Hier liegen die Anfänge für eine Entwicklung, die mich mit eiserner Gewalt auf einen Weg zwang, den ich nicht wollte und wogegen ich mich mit allen meinen schwachen Kräften wehrte. Aber ich schaffte es nicht. Von außen kam keine Hilfe, war auch keine zu erwarten, und so wurde die gewaltsame Beschränkung meines Mitteilungsbedürfnisses mein ständiger Begleiter.

Um mich richtig zu verstehen, muß man wissen, daß es nicht so war, daß ich überhaupt kein Wort richtig aussprechen konnte, sondern daß Erregungszustände, wie bereits oben geschildert, hervorgerufen durch Angst, in mir eine Spannung erzeugten, welche meine Sprechwerkzeuge blockierten, während sich meine Gedanken wie rasend überschlugen, in dem Willen, mich zu rechtfertigen oder anzugreifen, kurz um mich zu behaupten.

Waren diese Erregungszustände nicht vorhanden, konnte ich mich leidlich ausdrücken. Es lag also für mich die Erkenntnis nahe, alles zu

vermeiden und nichts zu tun, was mich zwangsläufig in die Lage versetzte, mich zu rechtfertigen oder zu verteidigen. Auf der anderen Seite mußte ich es unterlassen, mein Recht zu fordern, wenn es notwendig war.

Ich machte die Entdeckung, daß in der Hauptsache bestimmte Wortkombinationen, vor allem die mit Zischlauten mir in solchen Fällen die größten Schwierigkeiten bereiteten und ich lernte, sie durch einen blitzschnellen Überblick zu erkennen, um sie zu verändern oder zu umgehen.

In der Schule und später im Beruf so wie bei der Wehrmacht traten diese Probleme zahlreich an mich heran. Jedoch lernte ich besser und besser durch Ausweichen, Schweigen, Dulden und Anpassen, in der Gemeinschaft nicht aufzufallen und eine Offenbarung meines Sprachfehlers zu vermeiden. Für die Güte oder Wirksamkeit meiner Tarnung, wenn man sie so nennen will, zeugt ein Ausspruch meiner großen Schwester zig Jahre nach dem Krieg, als das Thema einmal gängig war, daß ein Stottern meinerseits ihr in meiner Jugend nicht aufgefallen sei. Sie mußte aber zugeben, daß sie mich als stillen, schweisamen und schüchternen Jungen in Erinnerung hatte.

Ob diese bloße Schilderung in der Lage ist, jemandem das Übermaß an Leid, Enttäuschung und Entsagung begreiflich zu machen, weiß ich nicht. Wollte ich Beispiele bringen, würden sie alleine ein ganzes Buch füllen.

Hinzu kommt noch eine Behinderung, die mir aber damals nicht bewußt wurde und daher als solche nicht mein Gemüt belastete. Durch die vielen Kinderkrankheiten, die ich durchstehen mußte, vor allem die Mittelohrentzündung, hatte ich mir eine permanente Hörbehinderung zugezogen. Das Kappen der Mandeln, wie bereits geschildert, brachte aber keine Verbesserung. Mir etwas ins Ohr zu flüstern, ist bis jetzt noch keinem gelungen.

Meinem Vater war während des Krieges Militärdienst erspart geblieben, weil er immer noch an den Folgen eines Unfalls litt, den er im Alter von 20 Jahren (1899) während einer Arbeit erlitten hatte.

Er war vier Wochen lang ohne Besinnung in einem Krankenhaus mit schweren Knochen- und Schädelbrüchen sowie inneren Verletzungen, nachdem er von einem 35 Meter hohen Kamin in einem Industriewerk in Großenbaum gestürzt war. Sein Überleben war für die damalige Zeit ein medizinisches Wunder. Dies mag mit ein Grund gewesen sein, daß er die später auf ihn zukommenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht zu meistern verstand. Außer daß er ein Bruchband trug und sehr empfindlich an den Füßen (Nervenzucken) war, haben wir Kinder von dem Unfall nichts bemerkt. Nebenbei, er starb mit 90 Jahren an Altersschwäche.

Politisch war mein Vater ein Träumer und Idealist. Schon in jungen Jahren war er Mitglied in der Sozialdemokratischen Partei (SPD), wurde ein eifriger Verfechter ihrer Ziele und fühlte sich als Vorkämpfer für die Rechte der Armen und Unterdrückten gegen die Reichen und Unterdrücker. Jedoch blieb alles bei einer schönggeistigen Schwärmerei ohne realistische dogmatische Substanz. Er war kein redenschwingender Agitator, der seine Genossen auf die Barrikaden zu treiben vermochte.

Als zu Kriegsbeginn auch die Vertreter der Sozialisten im Reichstag für die Kriegsanleihen des Kaisers stimmten, war er wie viele andere Radikale nicht damit einverstanden wie Karl Zöllig neben Sprecherin Lore Agnes, und sie gründeten die „Unabhängige sozialdemokratische Partei“ (USPD), aus der später die „Kommunistische Partei“ hervorging.

Er war ihr Mitbegründer in Ratingen. War mehrere Jahre kommunistischer Gewerkschaftsvertreter und Obmann bei der „DAAG“ und marschierte mit einer Gruppe Gleichgesinnter, ein Gewehr nach unten hängend als Zeichen der Revolution, von Ratingen nach Eggerscheidt, wo er der Vertreter der Kommunistischen Partei im Gemeinderat wurde.

Als aber die stürmischen und unruhigen Jahre der Revolution vorbei waren, stand er mit seinem Idealismus auf verlorenem Posten, denn seine Mitstreiter waren meist nur harmlose Mitläufer, während die Bauern, vor allem Förster

Wissmann, christlich und bürgerlich bis auf die Knochen, die Oberhand gewannen. Eine politische Entwicklung, die im kleinen, was meinen Vater betraf, wie im großen in Deutschland, kennzeichnend wurde, wobei noch nationale Tendenzen hinzukamen.

Er wurde bereits im Jahre 1924 permanent arbeitslos und blieb es trotz angestrenzter Versuche und nicht zuletzt wegen der einsetzenden Wirtschaftskrise bis 1934, abgesehen von Gelegenheitsarbeiten bei der Gemeinde. So lebten wir ständig am Rande des Existenzminimums, und es bedurfte der ganzen Kraft meiner Mutter, die Familie über Wasser zu halten. Fürsorge, Wohlfahrt und Arbeitslosenunterstützung als Einrichtungen für in Not geratene Familien waren noch in ihren Anfängen, nicht so durchorganisiert wie später und vor allem wie heute. So kam es, daß meine Mutter oft wochenlang, wegen der Karenzzeiten nach einer kurzzeitigen Arbeit, ohne einen Pfennig dastand, die Miete im Rückstand blieb und sie auf die Hilfe der etwas besser stehenden Schwester angewiesen war.

Ungezählt waren die Reibungspunkte zwischen Vater und Mutter, deren Zeuge ich wurde. Ohne Ende die Vorwürfe, hervorgerufen durch Geldmangel.

Meine Mutter war meines Vaters zweite Frau. Die erste Frau hatte er mit 28 Jahren als Witwe mit zwei Kindern geheiratet. Sie gebar ihm eine Tochter, die aber schon mit vier Jahren an einer Gehirnhautentzündung starb. Während des Krieges betrog sie meinen Vater mit einem Soldaten und starb an den Folgen eines heimlich durchgeführten Eingriffs. Das ist alles, was ich davon weiß, denn Näheres wurde nie darüber gesprochen.

Um meine Mutter besser zu verstehen, muß ich erwähnen, daß sie schon mit 12 Jahren Vollwaise war und von da an im Leben herumgestoßen wurde. Zuerst lebte sie bei einem bereits verheirateten älteren Bruder, der auch gleichzeitig ihr Vormund wurde. Mit seiner Frau verstand sie sich aber nicht, und als sich im 18. Lebensjahr, für damalige Begriffe, Schwierigkeiten einstellten, hatte man nichts Klügeres zu tun und fand keinen besseren Weg, sich die Verant-

wortung für sie vom Hals zu schaffen, als sie in ein Kloster zu stecken. Nach ihrer Entlassung mit 21 Jahren war sie dann in verschiedenen Stellungen als Hausmädchen tätig und während des Krieges in der Rüstung beschäftigt, wohnte aber bei ihrer verheirateten älteren Schwester.

Die Männerknappheit nach dem Kriege wurde für sie auch ein Problem, und als sich ihr die Gelegenheit bot, einen Witwer ohne Anhang mit Wohnung und Einrichtung zu heiraten (meinen Vater), rieten ihr alle zu. Allein die 15 Jahre Altersunterschied boten schon eine Garantie für einen soliden Ehemann und keinen Luftikus, wurde argumentiert.

Wohl erzogen und bewandert in Haushalt und Pflege, war sie uns Kindern stets eine gute und fürsorgliche Mutter. Genau wie mein Vater stellte sie nicht persönliche Interessen höher als die Pflicht für uns Kinder, ausgenommen Gefühlsausbrüche und Stimmungen.

Am 15.6.1924 wurde meine erste Schwester geboren.

Zu Ostern 1926 wurde ich in die katholische Dorfschule am Berg (Berger Schule) eingeschult. Sie lag in der Nähe von „In der Brück“ im Tal der Anger. Sie war zweiklassig, und Lehrer Hartmann und Fräulein Bohm waren die Lehrpersonen, wobei Fräulein Bohm die frisch eingeschulte erste Klasse und die zweite Klasse sowie die Mädchen der siebenten und achten Klasse übernahm. Lehrer Hartmann hatte den Rest.

In der Schule lernte ich einen „Hänschen Esser“ kennen. Sein Vater war Pächter des Gutes Gräfenstein am Angertal in Eggerscheidt. Dorthin gingen wir jedes Jahr im Herbst zum Kartoffellesen und verdienten uns einige Groschen mit freiem Essen.

Gerne erinnere ich mich an die jedes Jahr im November stattfindenden Fackelumzüge zu St. Martin, die wir von der Berger Schule mit allen Schulen von Ratingen zusammen am Abend in Ratingen abhielten. Jedes Kind mit einer brennenden Fackel, singend, von entsprechender Blasmusik begleitet, durch die nächtlichen Straßen ziehend. Auf dem Marktplatz trafen sich alle, und St.



Das 3. bis 8. Schuljahr der „Berger Schule“ bei einem Ausflug mit ihrem Lehrer Rudolf Hartmann im Jahre 1929

Martin auf einem Schimmel war auch dabei. Unser Jubel war groß und wurde gekrönt, wenn wir den langen Weg zur Schule zurückgetippelt waren und die Tüte mit Süßigkeiten und den Weckmann mit der Tonpfeife erhielten. Die Vorwitzigsten der Burschen prahlten dann am Tage darauf, daß sie von ihrem Vater oder ihren Brüdern Tabak stibitzt und geraucht hatten, bei manchen mit durchschlagendem Erfolg.

In der Schule und auch sonst war ich ein aufgeweckter und fleißiger Schüler, welcher stets gute Noten nach Hause brachte, bessere als mein Bruder. Fiel mir das Lernen leicht, so versagte ich völlig in der Heranbildung meiner Persönlichkeit, meines Selbstbehauptungstriebes, kurz meinem Durchsetzungsvermögen oder Aggressionstrieb, und das Sprichwort: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr“ vermag ich abzuwandeln in: „Was mir durch bereits geschilderte Umstände in meiner Jugend verwehrt war zu lernen, sollte mir nicht mehr beschieden sein, im fortgeschrittenen Alter zu erlangen.“

Das Verhängnis!

Im Sommer des Jahres 1929, ich war gerade neun Jahre alt, hatte sich die Lage in unserem Haus so zugespitzt, war so unerträglich geworden, daß die Pächterin alles unternahm, um uns gewaltsam aus der Wohnung zu weisen. Mit der Angabe eines Mietrückstan-

des erwirkte sie einen richterlichen Räumungsbefehl, und eines Tages erschien ein Pferdefuhrwerk mit städtischen Arbeitern, die begannen unser Mobiliar aufzuladen.

Was half es, daß meine Mutter zerterte und schrie, daß sie weinte und mit einem Wäschestock versuchte, dem Treiben Einhalt zu gebieten, denn die Arbeiter taten nur ihre Pflicht. Ohne nach Gründen und Ursachen zu fragen, trieb das Schicksal seine Forderungen ein. Man brachte uns nach Ratingen und überwies uns eine Wohnung in einem Barackenlager am Rande der Stadt (Kaiserswerther Straße). In ihnen wohnten nur Wohlfahrtsempfänger wie wir. Sie waren als Folge des verlorenen Krieges und des einsetzenden wirtschaftlichen

Elends bekannt und berüchtigt in allen Städten, beherbergten sie doch meist asozialen Pöbel. Jedenfalls, wer etwas auf sich hielt, wohnte nicht dort.

Es waren zwei Gebäude, aus Holz errichtet, mit etwa acht bis zehn Familien. Wasser mußte draußen an einem Kran für alle geholt werden. Elektrisches Licht gab es nicht, und die Toiletten waren in einem halboffenen Anhang der Gebäude.

Als meine Mutter weinend in den noch leeren Räumen stand, sah ich meinen Vater sie trösten und gut zureden.

Nun waren wir also ganz unten angelangt, gebrandmarkt durch die Frage: „Wo wohnst du?“ Abhängig von der Gnade der Gesellschaft uns zu unterstützen, ein Dach über dem Kopf zu gewähren, überhaupt uns in ihrer Gemeinschaft zu dulden.

Meine Eltern pflegten schon vorher keinen Umgang mit Freunden und Bekannten, außer einer älteren Schwester meiner Mutter, die mit ihrer Familie in Unterrath lebte. Nun waren wir vollkommen isoliert, denn mit den neuen Nachbarn hatten wir nichts gemein. Selbst bei uns Kindern dauerte es lange, ehe wir uns anderen anschlossen, die uns genehm waren, und das waren wenige.

Wie das alles auf meine Geschwister gewirkt hat, weiß ich nicht, ich glaube jedenfalls nicht so stark wie auf mich. Wir haben untereinander nie darüber gesprochen. Mein Bruder nahm mehr alles von



Eine der beiden Baracken, die der Stadt Ratingen bis 1938 als Behelfsheim für Obdachlose dienten



Mein Vater im Jahre 1929

der praktischen Seite, und meine Schwester mag mit ihren fünf Jahren noch nicht den richtigen Begriff gehabt haben für all das, was geschah, was sich aber mit zunehmendem Alter änderte. Jeder nach seiner Veranlagung, litten wir alle unter der Wand, die uns umgab, im Kontakt mit Kindern von außerhalb, vor allem in der Schule später, und es wurde die Ursache für ein fast krankhaftes Benehmen, nicht mit einem solchen Milieu identifiziert zu werden.

Mein Bruder und ich wurden eingeschult in die katholische Volksschule I in Ratingen an der Minoritenstraße, und zwar kam ich ins vierte Schuljahr zum Konrektor Hostenbach. Rektor war Robert Müller. Mir fiel die Umschulung von der Dorfschule zur Stadtschule leicht und ich faßte schnell Tritt. An meine Mitschüler kann ich mich noch gut erinnern. Da war einmal „Jupp Schorn“, mit dem ich an irgend einem Osterfeiertag, an das Jahr kann ich mich nicht mehr erinnern, eine Radtour nach Koblenz, über Trier und Hollerath in der Eifel, gemacht habe. Wir hatten alle Tage schönes Wetter, schliefen in der Jugendherberge in Koblenz und fuhren von dort nach Trier und weiter nach Hollerath, schliefen aber dort bei einem Bauern in der Scheune und fuhren von dort zurück nach Hause. Es war ganz schön anstrengend, und wir fühlten unseren Hintern und die Kniegelenke. Dann war da „Heinrich Runde“, der mich viele Jahre nach dem Krieg später einmal in Kanada besuchte. Woher er meine Adresse hatte, ist mir heute noch ein Rätsel. Er war von seiner Firma „Mannesmann Röhrenwerke“ in

Düsseldorf zu den gleichen Werken in Kanada versetzt worden. Wir nahmen uns viel Zeit, uns unsere Lebenswege zu erzählen.

Ich war 12 Jahre alt, als ich von meinem Religionslehrer – Kaplan Angenendt – in der Schule für die katholische Jugendbewegung geworben wurde, und er wurde mein Jugendführer.

Hier war ich zum ersten Mal in einer Gemeinschaft, die dem Sog nach unten entgegengesetzt war. Die das Primitive und Ordinäre ablehnte, genau wie ich, und ein besseres Leben lehrte und auch praktizierte. Niemand nahm Anstoß daran, woher ich kam und ich fühlte mich wohl bei Spielen und Wanderungen. Ich war bereits so geschickt in meiner Tarnung, daß ich wegen meines Sprachfehlers nicht besonders auffiel.

In den Stunden der Belehrung und Aufklärung erschloß sich mir eine Welt der Schönheit und Reinheit im christlichen Glauben. Wie ein trockener Schwamm saugte ich die Lehren der Kirche in mich auf, versuchte mein Leben nach ihren Geboten einzurichten und richtete meine Lebenserwartungen danach aus.

Bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1936 durch die Nationalsozialisten war ich ihr eifrigster Anhänger. Stritt mich, so gut ich konnte, mit meinem Bruder und seinen Freunden, die der Hitlerjugend angehörten, in kindlichem Eifer. War Meßdiener in der Kirche und trug Zeitungen unserer Bewegung aus, kurz, war mit Leib und Seele dabei. Nur Freunde fand ich keine,

was ich damals auf mein schmachvolles Zuhause schob.

In der praktischen Anwendung christlicher Glaubenssätze, christlicher Moral und Selbsterziehung sah ich den Schlüssel für die Lösung meiner Probleme, betete und flehte inbrünstig zu Gott um Erlösung und Erhöhung für mich und meine Eltern.

Meine Erkenntnisse gipfelten damals, wie konnte es anders sein, in dem kindlich gläubigen und religiösen Begriff, daß Angenehmes, also alles, was geeignet war, einen Menschen glücklich zu machen, von Gott als Geschenk und Belohnung für gute Taten, gutes Benehmen und gläubiges Vertrauen in ihn und seine Kirche gewährt wird. Dagegen Unangenehmes, oder alles, was einen Menschen unglücklich macht, als Strafe verhängt wird für begangene Sünden, für Säumnis im Glauben oder aber mit der für uns Menschen nicht begreifbaren Absicht, ihn zu prüfen, zu lenken und zu erziehen.

Sexualität, soweit ich sie kannte und verstand, war selbstverständlich das größte der Übel, das Sündhafteste von allem, und man tat gut daran, es bis zur Heirat als nicht existent zu betrachten. (Kein Kommentar)

Am 9.2.1933 wurde meine jüngste Schwester geboren, kurz nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten, und es zeigten sich für unser Leben in der Baracke erstmal keine Veränderungen.

Am 26. März 1934 wurde ich mit einem guten Zeugnis aus der Schule entlassen, und nun wurde



Katholische Pfarrjugend von St. Peter und Paul („Jungschar“) im Jahre 1936 mit Kaplan Angenendt (vorne rechts)

die Ergreifung eines Berufes ein Problem. Ich war noch keine 14 Jahre alt und konnte daher nirgendwo als Lehrling anfangen. Als Notlösung bot sich an, beim Bäcker Herbartz in Ratingen in der Backstube auszuhelfen, Eis zu machen und morgens mit einem besonderen Fahrrad Brötchen an die Kundschaft auszuliefern. Am 3. August 1934 fand ich dann eine Lehrstelle als Dreher bei der „Maschinenfabrik Besta“, Ratingen am Tonwerk, durch Vermittlung meines Jugendführers.

Mein Bruder war schon ein Jahr vor mir aus der Schule entlassen worden und hatte Arbeit gefunden als Sandformer-Lehrling bei der Firma „Metallgießerei Siebeck“ in Ratingen, und da mein Vater ebenfalls Arbeit gefunden hatte bei der Firma „Wellenstein“ in Ratingen, in deren Werkzeugausgabe, suchten und fanden wir eine solide Wohnung im Ortsteil „Tiefenbroich“ im Jahre 1937. Ich trennte mich von der Jugendbewegung, die wie erwähnt, durch das Verbot sowieso nur noch lose zusammenhing, trat aber nicht der „Hitlerjugend“ bei, obwohl ich bei meiner weiteren beruflichen Entwicklung auf Behinderungen stieß, und widmete mich ganz meiner beruflichen Ausbildung.

Es ging damit auch bei meiner Familie wieder aufwärts, wir bewerkstelligten den Umzug von der Baracke zu der neuen Wohnung und damit hatte bei uns eine tragische Episode ein Ende gefunden,

und ich werde meinen Bericht ebenfalls schließen.

Rudolf Rickes



Mit meinen Eltern und Geschwistern bei einem Heimaturlaub im Krieg im Jahre 1942

Wer mehr aus der Lebensgeschichte von Rudolf Rickes erfahren will, kann sich sein Buch „Der Glaskäfig“ bestellen. In Romanform (sein Name und die Namen der anderen handelnden Personen wurden geändert) erzählt Rudolf Rickes die „tragische Liebesgeschichte“ von Peter, Anfang 40, der zwischen zwei Frauen, seiner Ehefrau und der Frau seines Freundes, hin- und hergerissen wird. Seinen Kollegen gegenüber legt er Rechenschaft ab, schildert seine Gefühle, beschreibt sein Schwanken und Suchen in einer ausweglosen Situation. Peter lei-

det seit seiner Jugend an einem Sprach- und Hörfehler. Dadurch wird ihm im Gespräch eine unnatürliche Zurückhaltung aufgezwungen, die ihm das Gefühl gibt, sich in einem Glaskäfig zu befinden.

Der Autor selbst sagt: „Oft haben Menschen mich gefragt, warum ich dieses Buch geschrieben habe und weshalb ich es erst im Alter von 81 Jahren veröffentliche, nachdem die darin beschriebenen Ereignisse beinahe 36 Jahre zurückliegen.“

Von Jugend an war ich dazu gezwungen, auf vieles zu verzichten und habe im Laufe der Jahre zu sehr begreifen, verstehen, erdulden, verzeihen, nachgeben und entsagen müssen, als daß es nicht der Nachwelt mitgeteilt werden sollte.

Die Urschrift meines Buches habe ich in den Jahren 1966 bis 1979 mit Bleistift aufgezeichnet. Erst als ich mir vor einigen Jahren einen Computer anschaffte und ihn zu benutzen lernte, habe ich den Text neu erfaßt – mit dem Abstand, den die verflossenen Jahre mir schenken. Die betroffenen Personen wurden anonymisiert. Und nun wollte ich noch zu meinen Lebzeiten meinen Kindern und der Öffentlichkeit eine Geschichte vorstellen, die sicher nicht ganz gewöhnlich ist.“

Rudolf Rickes „Der Glaskäfig“
Frankfurt a. M., 2002
288 Seiten / Paperback 17,90
ISBN 3-935895-18-6



Die Belegschaft der Maschinenfabrik Karl Besta in Ratingen mit Meister Niemann. Die Aufnahme entstand im Jahr 1937



Man kann das Buch in jeder Buchhandlung bestellen oder direkt beim Verlag: Fischer & Fischer Medien AG, Orber Straße 30 in D - 60386 Frankfurt a. M.

Kanada

Ech wor e jong Fräuke, jrad 22 Johr on fresch verhierod. Wir wonden em Bosch, op de Düsbergerstroot, donever wor die Werkstatt. Über de Werkstatt wor et Mübellager, över en Trapp von butte jing mer erop. Die aule Bösch wieten dat noch. Wie sech dat för en fließige junge Frau jehüht, jing ech enes Dachs met Water on Putzlappe nach ove on wollt alles reen make. Do stongen Schloopezmer on Köche, Dösche on Stühl. Von nem Schäselong mot ech noch watt vertelle. Em selbe Hus, wo wir wohnden, wohnden och et Drütsche Kaufmann met sinnem Wellm. Ob de angere Sitt de Schmetzer met sin Frau Gretche. Et wor vör minner Tied, die Schmetzers hadden be-i minnem Mann e Schäselong gekoppt. Do seit et Drütsche tom Gretche: „Ech ben jespannt, wie de Wim Schäselong op de Rechnung schrifft.“ Als et Schäselong met de Rechnung jeliwert wor, stoken die twee Wiewer de Köpp tesame on bekiesen sech die Rechnung. Wat stong do? Ein Liegesofa geliefert, 48,00 RM. Do seit et Drütsche: „De Wim, dat es ne Schauter.“ (Ein Schlauer) Nu widder met de Putze-re-i. Als ech en alle Ecke jekroope ben, sohr ech ne jrute jriese Koffer. Watt sollt dat? Su, deiht ech, dinne Mann hätt dech doch noch nie vertelt, dat he en Rees jemackt hätt. Des Ovends frochten ech dann, wat et met dem Koffer op sech hat. Do hätt he mech vertellt, dat he nach Kanada utreese wollt. Jetz kömmt et, on he fing an te vertelle: Eines Dachs seit minne Freund Andree: „Hässe ken Lost, met nach Kanada te fahre? Ech kann en nem halve Johr ömsöß met em Schepp nach Kanada fahre. Min Kusine ut Eggisch (Eggerscheidt) well nach Kanada to öhrem Verlobte, aver die Motter well dat Weet nit alleen fahre lote, ech soll metfahre on mech dann öm alles kömmere, sie well dann die Überfahrt för mech betahle. Aver watt soll ech alleen en Kanada? Fahr met, dann blieven wir do on versüken us Jlöck.“ Et wor am Eng der Twentiger Johr. He en Dütschland wor kenn Müchlichkeit vörantekuhme: Armut, Arbeitslosigkeit. On Amerika wor et jelobte Lank, wo et Jeld op de Stroot looch. Su seih mer

fröher. En Kanada woren riesige Bösch, do konnt mer Jeschäfte met Holt make. Wir woren twee jonge Keels, jesongt, kräftich, on hadden och Verstank. Dat nüdije Jeld hadden wir von te Hus jekrett. De Jedanke liet mech nit los. Dach on Neit moßt ech dran denke, nach Kanada uttewandere. Wenn wir zwei tesame komen, hant wir mähr davon jesprooke on überleit. Die Papiere besorje, Englisch liere, ne jrute Überseekoffer, alles moßt besorcht wede. Ech han mech e kleen Schöppke (Schäpfchen) jekoppt on jru-et jefuhrt, dann han ech et verkoppt on beim Ault-röcher (Altwarenhändler) en Düssel-dörp, enne Altstadt, ne Überseekoffer jekoppt. Enne Englisch-Scholl hamer us och schon anjemeld, on met de Papiere, dat liep och. Eenes Dachs kom de Andree on seit ganz bedröppelt: „Ech kann nit metfahre, mech es de Hipp en der Pött jefalle, ech mot hierode.“ (Die Freundin erwartete ein Kind von ihm.) Do wor alles am Eng. De Koffer han ech ju-et verwahrt, we weet, wofür et ju-et es.

lich jing et opwärts, met Ehestandsdarlehen, Arbeitsdienst, Pflichtjahr, Wehrdienst on manches angere, jing et allen i-esch emol better. Minne Mann seit: „Dat es alles nit echt, de Hitler arbed mähr för ne Kriech, on de kömmt schnell.“ Also widder de Jedanke: „Kanada“.

Wir hadden ne döchtige, fließige Metarbeeder, dat wor de Erich Dietz. De Erich on sin Frau Lisbeth wohnden be us em Hus. No Fierovend soten wir dann tesame on politisierten. Fernseh-er jo-ef et nit, on em Radio wor immer Propaganda för Hitler. „Ech han ke ju-et Jefühl“, seit minne Mann, „de Kriech kömmt schneller, als wir denke, lott mer make, dat mer he fott kume, wir wandern ut nach Kanada. Erich, du motz metfahre, wir maken ne Holthangel op on wir sind en Secherheet. Dat Hus verkoop ech, dann hant wir Jeld enne Fenger.“ Ech wor bejeistert von dem Plan, dat hut sech ju-et an. On op minne Mann konnt mer sech verlote, wat de anpackten, jing en Ordnung.

Die Ameisen

In Hamburg lebten zwei Ameisen,
Die wollten nach Australien reisen.

Bei Altona auf der Chaussee
Da taten ihnen die Beine weh,
Und da verzichteten sie weise
Dann auf den letzten Teil der Reise.

Joachim Ringelnatz

On dat es de Koffer, de du jefonge häss. On domet wor de Fall am Eng. Met der Tied verjingen die Jedanke an Kanada, aver su kleen beske es doch jeblieve.

Ongertösche hätt he de Meisterprüfung jemackt, on 1934 hant wir jehierot. Em Johr 1937 hant wir em Dörp jebout, Jeschäft on Werkstatt op de Angermöngerstroot, jetz Konrad-Adenauer-Platz. Allmäh-

De Erich wor och bejeistert on wollt metmake, aver sin Frau, et Lisbeth, fing an te hülle. „Ich fahre nicht mit, dann sehe ich meine Mutter nicht mehr, die muß ich zweimal in der Woche sehen, sonst sterbe ich, ich bleibe hier.“ Do bliev dem Erich nix angisch über, als och he te blieve. Aver ohne sonne Packan wie de Erich wollt de Willi och nit, also moßt ne angere jefonge wede. Et fong sech

aver su flott nit de Passende, on et wor mittlerweile och nit mieh su eenfach, he fotttekume. Eh wir us versenn hant, wor de Kriech do. Alt widder nix met Kanada. De Kriech kom, he jing vorbee, die Kenger kohmen, et Jeschäft wud jröter, ke Denke mieh an Kanada.

Die Tied verjing, wir wuden äuler, dat Jeschäft überjoven wir anne Kenger, on de Jedanke an Kanada kom widder immer öfter. Reiseberichte, Prospekte, Freunde, die do jewese sind. Op emol hieß et: „Wir fliegen nach Kanada.“ Wir twei woren jlöcklich, endlich Kanada kenneteliere. Ech hatt ne Englisch-Kurs henger mech, de Bekannte

sprook ju-et Französisch, wir informierten us, on eenes Dachs wor et suwiet. Am 24. 7. 1977 sollt et los jonn. Dem Willi mieken Ping em Buck te schaffe, aver he wollt nit narm Doktor. „Dat es von selver jekome, dat jeht och widder von selver fott“, su seit he. Et wud überleit, wat wir all metnehme sollten. Ne Smoking oder e Dinner-Jackett, wie völl lange Kleeder? Wir Frauen hadden jenoach te überleje, den Männern wor dat ejal. Wir fuhren doch trück met de „Queen Elizabeth II“. Doch et kohm angisch. Anjekome en Montreal, Hotel Klasse, su e jrut Hotel han ech en minnem Leve noch nit

jesenn: Ladestroot, Apotheke, Doktor, all em Hus. Bedienung met schwatte Fraue, kott on ju-et, wir woren noch kenn 24 Stond do, do wud minne Mann du-etkrank. Am 25.7. moßt he ennet Royal Victoria Hospital, drei Döktisch hant em öngersöckt. Diagnose: Schwere Gallenblasen-Entzündung, Gallensteine, sofortige Operation, Lebensgefahr. En der Fremde wollt he nit operiert wede, he wollt nach Hus. Met de Lufthansa trück, am angere Dach Operation en de Diakonie. Dat wor et Eng vom Lied. Nu wollt he nit mieh nach Kanada, de Droom wor utjedrömt.

Maria Molitor

Winterzeit – Teezeit

Was gibt es Schöneres als eine Tasse duftenden Tees nach einem anstrengenden Tag?

Mit SALUS KRÄUTERTEE-SPEZIALITÄTEN aus aller Welt lernen Sie typische Kräuter, Früchte und Gewürze unterschiedlichster Kulturen kennen und lieben. Für diese neue Tee-Serie wurden volksheilkundlich überlieferte, besonders aromatische Zutaten ausgewählt und sorgfältig aufeinander abgestimmt. Entdecken und genießen Sie diese faszinierenden Mischungen, die, jede für sich, ein unverwechselbares Geschmackserlebnis bieten.

Aus der überlieferten europäischen Klosterheilkunde

Kurtee

basenreich, unterstützt die natürliche Entschlackung, ohne Aromazusatz

Ruhige Stunde

zart fruchtig im Geschmack, entspannend und ausgleichend, mit natürlichem Aroma

Energie Tee

harmonisch würzig, schenkt Kraft und Vitalität, ohne Aromazusatz

Orientalische Tee-Spezialitäten



Liebeszauber

Sinnlich entspannender Hochgenuss, mit süßen Rosenblüten, mit natürlichem Aroma

Traditionelle Kräuter aus Südamerika

Abwehr Fit

aktiviert die körpereigenen Abwehrkräfte, mit Lapachorinde, Vit. C und natürlichem Aroma, fruchtig, feinherb

Erlesene Teemischungen nach Ayurveda

Spirit

für einen wachen Geist und klare Sinne, mit Lemongras, Ginkgo-Blättern und Ginsengextrakt

Chai

zimtig-würzige Spezialität, schmeckt besonders köstlich mit etwas Milch und Honig



Speestr. 6 · 40885 Ratingen
Tel. 02101/32332 · Fax 02102/39262
lintorferreformhaus@freenet.de

J.G. Brügelmann: Größter Dieb oder anerkannter Unternehmer?

Zum 10-jährigen Vereinsjubiläum der Freunde und Förderer des Industriemuseums Cromford e.V. in Ratingen am 29. 6. 2003

Der Förderverein - Wie hat es begonnen?

Der Verein der Freunde und Förderer des Industriemuseums Cromford e.V. in Ratingen ist zehn Jahre alt.

Die Vorgeschichte zur Vereinsgründung beginnt 1991. Auf der Suche nach einem neuen „kulturellen Markenzeichen“ für die Stadt Ratingen werden 1991 im Zusammenhang mit „Cromford“ erste Ideen aus der Rateringer Parteienlandschaft heraus geboren. Gründe dafür waren:

- Die Persönlichkeit des Unternehmers Johann Gottfried Brügelmann und die Geschichte der Entstehung der „ersten Fabrik auf dem europäischen Kontinent“, der Baumwollspinnerei Cromford, in den Jahren 1783/84 faszinierten.
- Die Geschichte der Baumwollspinnerei Cromford von 1783 bis 1977 ist ein wichtiger Teil der Rateringer Geschichte.
- Nach der Schließung der Fa. Cromford im Jahre 1977 hat die Stadt Ratingen die noch aus den Gründungsjahren erhaltenen Gebäudeteile von Cromford bewahrt.
- In den Gebäuden richtete der Landschaftsverband Rheinland für das Rheinische Industriemuseum als Außenstelle das Rheinische Industriemuseum Textilfabrik Cromford ein, ein Museum der industriellen Frühgeschichte am Beispiel des historischen Cromford.

Geplant wurde zunächst ein jährlich stattfindendes Symposium, die „Rateringer Cromford-Tage“. Das Generalthema für dieses Symposium sollte nach einem Konzept vom Januar 1992 die „regionale industrielle Entwicklung und das wirtschaftliche, soziale, ökologische und kulturelle Umfeld“ sein. Begründet wurde die Idee zu diesem Symposium damit,

daß „die Ansiedlung des Hauses „Cromford“ in Ratingen ... einen für die industrielle Entwicklung Kontinentaleuropas bedeutenden Schritt“ darstellt und Vorbildcharakter hat. Ein Cromford-Preis sollte ausgelobt werden. Für die Finanzierung war ein Förderverein geplant.

Das Konzept fand schnell eine breite Unterstützung. Prominente Rateringer Bürger aus Politik, Wirtschaft und Kultur beteiligten sich in dem Initiativkreis. Der Landschaftsverband Rheinland, der in dieser Zeit ein Industriemuseum in den historischen Gebäuden von Cromford einrichtete, stand dem Vorhaben positiv gegenüber.

In den nachfolgenden Diskussionen wurde aus dem Förderverein für die „Cromford-Tage“ der Verein der „Freunde und Förderer des Industriemuseums Cromford e.V.“ in Ratingen und das geplante Symposium „Rateringer Cromford-Tage“ entwickelte sich zu den jährlichen Vortragsveranstaltungen des Fördervereins.

Am 29.6.1993 fand die Gründungsversammlung der „Freunde und Förderer für das Industriemuseum Cromford e.V.“ in Ratingen statt.

Als erster Vortragender konnte Prof. Dr. Friedhelm Farthmann, der damalige Fraktionsvorsitzende der SPD im nordrhein-westfälischen Landtag, gewonnen werden. Sein Vortragsthema am 27.4.1994 lautete: „Industriestandort Deutschland“.

In den ersten Jahren fanden die Veranstaltungen des Vereins noch in der „Baustelle“ Cromford statt. Erst im Jahre 1996 wurde das Rheinische Industriemuseum Textilfabrik Cromford, der Schauplatz Ratingen des RIM, eröffnet. Durch Vereinsaktivitäten wurde die Eröffnung des Museums wirksam vorbereitet.

Es kam dem Verein von Beginn darauf an, das Industriedenkmal Cromford in Ratingen mit dem Rheinischen Industriemuseum Textilfabrik Cromford ins Zentrum seiner Aktivitäten zu stellen. Damit



Erster Vorstand der Freunde und Förderer des Industriemuseums Cromford (März 1994): v.l.: Alfred Dahmann, Hubertus Wetzel, Karl-Ernst Roßberg, Friedrich H. Vossen sowie Dr. Eckhard Bolenz; es fehlen auf dem Bild: Heinrich Thissen, Werner L. Kanthak.
(Der Verein hatte zu diesem Zeitpunkt 20 Mitglieder)
(Bildnachweis: Rheinische Post vom 19.3.1994)

wurde auch einer breiteren Öffentlichkeit die geschichtliche Bedeutung und die Attraktivität des Industriedenkmals Cromford für Ratingen bewußt. Offenheit und - auch parteipolitische - Neutralität waren und sind dabei unabdingbare Grundvoraussetzungen für den Förderverein.

Durch finanzielle Zuwendungen für Ausstellungsobjekte sowie zur Unterstützung von Museumsveranstaltungen, durch die Begleitung der Museumsarbeit sowie - ganz wesentlich - durch werbewirksame Veranstaltungen, hat der Verein von Beginn an seine Aufgabe als Förderer wahrgenommen.

dem europäischen Kontinent, ein hervorragendes Ereignis am Beginn der Epoche der Industrialisierung. Der damit eingeleitete Prozeß veränderte das Leben der Menschen und die Arbeitswelt einschneidend.

Da auch wir uns heutzutage permanent wichtigen Veränderungen stellen müssen, das will der Förderverein mit seinen vielfältigen Veranstaltungen aufzeigen und zur Diskussion stellen. Mit diesen Themen verweist der Verein immer werbend auf das Museum sowie auf den historischen Ursprung, auf Johann Gottfried Brügelmann und seine erste Fabrik.



Der auf der Mitgliederversammlung 2003 neu gewählte Vorstand:
v.l.: Karl-Ernst Roßberg, Erika Cebulla, Friedrich H. Voßen, Wolfgang Küppers,
Helga Hülsmann, Hans L. Hüppe, Ulrich H. Holtkamp; 20. 3. 2003
(Der Verein hatte ca. 200 Mitglieder)

Die „Aufgabenteilung“ zwischen Industriemuseum und Förderverein bewährte sich: Das Rheinische Industriemuseum in Ratingen widmet sich dem musealen, historischen Part. Der Förderverein greift - wie es schon im ersten Vortrag von Prof. Farthmann deutlich wurde - aktuelle Themen auf, die Fragen des gesellschaftlichen, technischen, sozialen Wandels und des Standorts betreffen.

Dabei galt und gilt der Grundsatz, nur ein hohes Niveau garantiert die Nachhaltigkeit.

Nachfrage - Brügelmann, „Größter Dieb“?

Der Verein sieht in der Entstehung der Brügelmann'schen Baumwollspinnerei, der ersten Fabrik auf

Doch ist es richtig, daß wir dem Gründer von Cromford eine so wichtige Rolle, quasi eine Vorbildfunktion als mutiger Unternehmer und Wegbereiter der Industrialisierung, einräumen? Wäre es eher angemessen, die aktuellen Bezüge zu Cromford auf Schlagworte wie „rüde Industriespionage“ und „Kinderarbeit“ zu reduzieren? Ist Brügelmann, wie geschrieben wird, der „größte Dieb fremder Erfindungen“ gewesen? War er der egoistische, frühkapitalistische Fabrikherr, der zur Maximierung seines Gewinns vorwiegend Kinder in seiner Fabrik arbeiten ließ?

Hat der Förderverein zehn Jahre lang einem Mann die falsche Reverenz erwiesen?

Diese Fragen berühren das Selbstverständnis der Freunde und Förderer des Industriemuseums Cromford e.V.

Zeitfaktor - Was war 1783?

J. G. Brügelmann begann im Jahr **1783**, seine mechanische Baumwollspinnerei nach englischem Vorbild in Ratingen zu errichten. Das war vor genau 220 Jahren.

Ist es gerecht und seriös, das damalige Geschehen nach unseren heutigen Maßstäben zu beurteilen? Wie sah die Welt aus, und was war los im Jahr **1783**?

Im Vergleich zu heute gab es **1783** natürlich andere Gesetze, ein anderes Rechts- und Sozialsystem und ein anderes Wirtschaftssystem, es gab andere gesellschaftliche Strukturen und ein anderes politisches System. Noch herrschten Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen absolutistisch, quasi unumschränkt in der Pracht des Rokoko. Deutschland bestand aus 314 eigenständigen Territorien und mehr als 1400 Reichsritterschaften.

In diesem Jahr **1783** wird die englische Kolonie in Nordamerika, die späteren Vereinigten Staaten von Amerika, unabhängig; die amerikanische Verfassung tritt 1788 in Kraft, und auch im Gefolge dieses Ereignisses beginnt 1789 die Französische Revolution.

Der damit einher gehende politische und gesellschaftliche Umsturz kam nicht aus heiterem Himmel. Er wurde langfristig durch die „Aufklärung“, einen Prozeß hin zur Emanzipation der Bürger, vorbereitet.

Absolutismus und Aufklärung besaßen zunächst gemeinsame Ziele, so z.B. die Minderung der Macht der katholischen Kirche. Doch die Kritik, ein wesentliches Merkmal der Aufklärung, befaßte sich dann in immer stärkerem Maße auch mit dem Absolutismus.

Immanuel Kant definiert **1783** im fernen Königsberg: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen“. Aber ebenfalls **1783** konnte Moses Mendelssohn noch sagen: „Die Worte Aufklärung,

Kultur, Bildung sind in der Sprache noch neue Ankömmlinge. Sie gehören vor der Hand bloß zur Büchersprache. Der gemeine Haufe versteht sie kaum.“ Ausgehend von den Zirkeln der Intellektuellen verbreiteten sich die Anregungen der Aufklärung.

Auch die Veröffentlichungen aus Wissenschaften und der Technik trugen zur „Aufklärung“ bei. Jean Baptiste d'Alembert hatte unter der Federführung von Denis Diderot an der umfassenden Enzyklopädie, in der das Wissen der damaligen Zeit zusammengetragen worden war, wesentlich mitgearbeitet. Er starb **1783**.

1783 fand der erste Ballonaufstieg mit Hilfe von Heißluft durch die Brüder Montgolfier in Versailles statt. Der Mensch hatte das Fliegen gelernt. Man begann, sich in immer stärkerem Maße dem „Fremden“ und „Unbekannten“ zu öffnen.



Kurfürst Karl Theodor (1725–1799)

Das Patent für die „Waterframe“ in England war offiziell bis **1783** befristet. Im Jahre **1783**, als Johann Gottfried Brügelmann von Elberfeld nach Ratingen zog, reichte er sein Gesuch zum Schutz seiner Investition an seinen noch absolutistisch in München regierenden Landesherren, den Kurfürsten Karl Theodor, ein.

Im 1773 eingeweihten Schloß Wörlitz wurden die Ausstattungs-

arbeiten im Inneren **1783** vollendet. Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt hatte davor u.a. zusammen mit Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff, seinem Baumeister, ausgedehnte Reisen ins antik geprägte Italien, ins vorrevolutionäre Frankreich, nach Holland und ins frühindustrialisierte England unternommen, um neben Ideen für die Schloß- und Gartengestaltung ein alles umfassendes Reformprogramm für sein Land Anhalt-Dessau zu initiieren. Insbesondere aus England holte er technische Ideen und Neuerungen, indem er Handwerker aus Anhalt-Dessau mit auf die Reise nahm oder englische Fachleute in sein Land brachte.

Diese Beispiele zeigen die Dichte der Ereignisse in diesen Jahren, mit denen sich revolutionäre Veränderungen unübersehbar ankündigten.

Und noch eine Zahl: Im Jahre **1783** war Johann Gottfried Brügelmann 33 Jahre alt. Sein Antrag auf ein Privileg ist ein eindrucksvolles Zeugnis für die damaligen Rechts- und Sozialvorstellungen, die Kurfürst Karl Theodor durch die Gewährung des Privilegs bestätigte.

Hätte das damalige Geschehen unseren heutigen Maßstäben unterlegen, dann hätte Brügelmann keine Chance gehabt. Er wäre nachhaltig mit allen möglichen Verordnungen und Gesetzen sowie der öffentlichen Meinung in Konflikt geraten.

Voraussetzungen - Brügelmann, ein Visionär?

J.G. Brügelmann hat durch das wohlhabende Elternhaus eine gute Erziehung und Ausbildung erhalten. Als Kind hatte er im Siebenjährigen Krieg (1756) den Einzug der Franzosen als Verbündete Kurfürst Karl Theodors in Elberfeld erlebt. Sein Vater wurde von einrückenden Preußen drangsaliert. Sicherlich waren dies prägende Erlebnisse.

Er war als 20-jähriger 1770 für einige Zeit als eine Art Praktikant nach Basel gegangen, um Einblicke in die moderne Baumwollbearbeitung zu bekommen. Zurückgekehrt in seine Heimatstadt, übernahm er frühzeitig auch öffentliche Verantwortung.

Er wurde in den Rat der Stadt berufen. Als 1781 der schnell eskalierende Weberstreit in Elberfeld begann, war J.G. Brügelmann mit 31 Jahren Sprecher der Kaufmannschaft und begegnete diesem Aufstand gemeinsam mit dem Rat energisch.

Brügelmann muß gesellig und vielseitig interessiert gewesen sein. Er war Mitglied einer Loge, und er war Mitbegründer der ersten Lesegesellschaft in Elberfeld. Beides waren Institutionen des gehobenen Bürgertums, in denen man sich bildete, sich über Neuigkeiten informierte und Handlungsmöglichkeiten erörterte.

Man kann J.G. Brügelmann wohl als einen energischen, informierten und durchsetzungsfähigen jungen Mann bezeichnen, der sicherlich von den Ideen der Aufklärung berührt war. Trotzdem lebte und handelte er noch als Zeitgenosse des absolutistischen Staates. Darauf weisen auch die Architektur seines späteren Herrenhauses Cromford in Ratingen, die ursprünglich chinoise Wandbemalung im dortigen Gartensaal sowie die Parkgestaltung hin. Die Vorstellungen der ständisch geprägten Gesellschaft dürften ihm nähergestanden haben als die Ideale der Bürgergesellschaft.

Im Dezember 1774 heiratete J.G. Brügelmann mit 24 Jahren Anna Christina Bredt. Anna Christina war ebenfalls wohlhabend. Die finanzielle Unabhängigkeit der jungen Familie Brügelmann dürfte daher weitgehend gesichert gewesen sein.

Johann Gottfried konnte sich daher zunehmend auch seinem großen Vorhaben widmen, das Verfahren des Baumwollspinnens zu verbessern. Der Markt war da, die Nachfrage war groß. Er soll frühzeitig den Stand der technologischen Entwicklung in England gekannt und von den Entwicklungen Richard Arkwrights erfahren haben.

Er hatte Geld und Unternehmungsgeist.

Was konnte er aber unternehmen, um ebenfalls an den neuen technischen Entwicklungen teilzunehmen? Wo lagen die Hindernisse? Welcher Art waren sie?



Johann Gottfried Brügelmann
(1750–1802)



Anna Christina Brügelmann,
geb. Bredt (1745–1805)

Patente - Patentverletzungen?

In Deutschland waren Erfindungen bis zum Beginn der Neuzeit Gemeingut der Zünfte. Durch die Wanderungen der Gesellen wurden Neuheiten verbreitet. Der Schutz einer Erfindung war daher in Deutschland lange Zeit kein Thema.

Die Vergabe von Privilegien war das Instrument absolutistischer Regierungen, um ihre Wirtschaft positiv zu beeinflussen. Bis in die Mitte des 19. Jh. waren die Privilegien in Deutschland Monopolrechte - nicht unbedingt nur für Neuheiten -, die dem Eigentümer des Privilegs für z. B. eine bestimmte Zeit ein ausschließliches Nutzungsrecht einräumten. Brügelmann erhielt 1784 ein Privileg für 12 Jahre für das Baumwollspinnen nach englischem Verfahren.

1441 wurden erstmals in Venedig Patente anerkannt. Ab 1624 erhielten Erfinder in England besondere Rechte (Statute of Monopolies). In Frankreich bekam der Erfinder ab 1791 das natürliche Recht auf Eigentum zugesprochen. Bayern übernimmt 1825 das französische Patentgesetz. Erst 1877 wird das Kaiserliche Patentamt in Berlin gegründet.

Arkwright meldete 1768 ein Patent für „spinning by rollers“ an; das Patent wird 1769 für 14 Jahre - also bis 1783 - erteilt. 1771 baute Arkwright, nach einem ersten Einsatz seiner zunächst mit Pferdekraft angetriebenen Maschine in Nottingham, die erste Fabrik in Cromford, die mit Wasserkraft be-

trieben wurde. Er entwickelte eine Reihe von Maschinen zur Vorbearbeitung (Kardierer). Auch für diese Maschinentypen meldet er Patente an, die 1775 erteilt wurden. Hierüber kam es allerdings zu juristischen Auseinandersetzungen: Sei es, daß Arkwright fremde Ideen mit verwertet hatte, oder Nutzer - er vergab relativ frühzeitig Lizenzen und Nutzungsrechte für seine Maschinen - mit den Nutzungsentgelten in Verzug gerieten. Oder Konkurrenten in England bauten seine Maschinen einfach nach.



Sir Richard Arkwright (1732–1792)

Arkwright strengte 1781 einen Musterprozeß gegen einen seiner Kontrahenten an. Er verlor diesen Prozeß, weil die Rechtmäßigkeit des Patentbesitzes angezweifelt wurde. Zudem versuchte Arkwright im Jahre 1782 eine Verlängerung für das 1783 ablaufende erste Patent zu bekommen. Auch dagegen gab

es erheblichen Widerstand. Es entstand ein rechtlich unklarer Zustand mit der Konsequenz, daß ab 1782 kein Patentschutz mehr bestand und jedermann Arkwrights Erfindungen nutzen und nachbauen konnte. In der Folge gab es weitere Versuche Arkwrights zur Rettung seiner Patente. Aber 1785 verlor er endgültig vor dem Court of King's Bench in Westminster Hall. Einer der Hauptvorwürfe gegen ihn bestand darin, daß seine Patentbeschreibungen zu ungenau und irreführend waren und niemand auf Grund dieser Unterlagen seine Maschinen hätte bauen können. (Als ein Beispiel für solche Irreführungen wird im Industriemuseum Textilfabrik Cromford eine „Laternenbank“ vorgeführt.)

Da Arkwright zwischenzeitlich eine führende Position in der Baumwollspinnerei besaß, war der wirtschaftliche Schaden für ihn wohl gering. Die Frage, ob er bei seinen Erfindungen anderer Leute Know-how nutzte, wird heute allgemein bejaht.

Unstreitig ist jedoch, daß Arkwright der „Erfinder“ des Fabriksystems ist: Arbeitsteilige, mechanisierte, von - im wesentlichen - ungelerten Arbeitskräften überwachte Fertigung in einer geschlossenen wirtschaftlichen Einheit, der Fabrik. Der Fabrikherr hat die vollständige Kontrolle über den Herstellungsprozeß, das Produkt und die Kosten des Produktes.

Johann Gottfried Brügelmann hatte sich, wie bereits beschrieben, schon sehr früh - vermutlich schon vor seiner Hochzeit - vorgenommen, ebenfalls Baumwolle nach in England üblich gewordenen Verfahren zu verspinnen.

Erste konkrete Versuche fanden in den Jahren 1777/78 statt. Mit Hilfe eines Uhrmachers aus dem Siegerland versuchte er eine funktionsfähige Spinnmaschine in Elberfeld zu entwickeln, was jedoch fehlschlug.

Spätestens im Jahre 1780 scheint er sich dann entschlossen zu haben, in Elberfeld eine komplette Spinnerei zu errichten, und zwar nunmehr mit Hilfe von aus England zu beschaffendem Know-how. Wie bekannt, war ihm Carl Albrecht Delius, der sich in dieser

Zeit in England aufhielt, dabei behilflich. Delius schickte 1781 eine der Arkwright'schen Kratzmaschinen (Karden) nach Elberfeld. Im Jahre 1782 folgten dann die Einzelteile einer „Waterframe“, die jedoch nur unter der Anleitung eines mit Delius aus England gekommenen englischen Meisters zu einer funktionstüchtigen Maschine zusammengesetzt werden konnten.

Die Reihenfolge des „Know-how“-Transfers mag zufällig gewesen sein, sie paßt sich jedoch in die Entwicklung der Patentsituation für Arkwright in England gut ein. Denn 1781 verlor Arkwright den Patentschutz für die Vorbereitungsmaschinen (Kardierer) und 1782 - wie beschrieben - auch für die Waterframe. Insofern kann von Patentverletzungen von Seiten Brügelmanns nicht die Rede sein.

Monopole – Schutz oder Behinderung?

England hatte zum Schutz des eigenen Technologievorsprungs ab der Mitte des 18. Jahrhunderts ein Gesetz erlassen, das den Transfer von Technologie (Maschinen, Personen, Know-how) aus England heraus bei strengster Strafe (Todesstrafe) untersagte. Dieses Gesetz war bis in die Mitte des 19. Jh. (1843) gültig.

Solche Verbote waren typisch für den Merkantilismus im 17. und 18. Jh., der Wirtschaftsform des Absolutismus. Ziel war die Schaffung von Handelsbilanzüberschüssen zur Finanzierung des Staates, zur Mehrung des staatlichen Wohlstandes. Monopole, Handelskompanien und Schutzzölle waren Instrumente des Merkantilismus. Das zitierte Ausfuhrgesetz in England diente daher weniger dem Schutz des Know-how der Erfinder, sondern vielmehr der Erhaltung der Monopolstellung Englands auf dem Textilmarkt.

Der Merkantilismus war eine dirigistische Wirtschaftsform. Die Aufklärung entwickelte auch hierzu Gegenentwürfe, die Theorien zum Liberalismus, wie z. B. in England durch John Locke (1632 - 1704), Adam Smith (1723 - 1790) oder David Ricardo (1772 - 1823).

Der Liberalismus forderte Verhältnisse zwischen Staat, Gesellschaft und Wirtschaft, die eine freie und ungehinderte Entfaltung der



John Locke (1632 – 1704)

menschlichen Tätigkeit ermöglichen. Die von England betriebene Wirtschaftspolitik wurde nunmehr als gegen die Natur empfunden.

Beeinflußt von diesem Denken und als Reaktion auf die immer heftiger werdenden Schutzmaßnahmen der Engländer (u. a. Exportverbote für neueste Maschinen, Auswanderungsverbote für bestimmte Fachkräfte, Untersagung von Fabrikbesichtigungen durch Ausländer (ab 1800) sowie eigenen (privatwirtschaftlichen und staatlichen) wirtschaftlichen Interessen folgend, wurde daher mit allen Mitteln versucht, diese Verbote zu umgehen, um englisches Know-how ebenfalls verwenden zu können.

Nach anderen, noch nicht überwundenen kriegerischen Auseinandersetzungen hatte zuletzt der Siebenjährige Krieg (1756 - 1763) zu einer weiteren Verarmung vieler Bereiche Deutschlands geführt.

Da sich diese Situation durch die wirtschaftliche Abhängigkeit von England noch verstärkte, wurde dieser „Technologietransfer“ auch staatlicherseits gestützt, wenn nicht sogar unterstützt (z. B. Preußen; auch durch Kurfürst Karl Theodor, der die Brügelmann'schen Maßnahmen nicht nur geduldet, sondern mit einem Privileg belobigt hat). In England selbst wird britischer Geschäftssinn gern Nutzen auch aus solchen Transaktionen gezogen haben. Im Falle der Arkwright'schen Patente war dies ab 1782 sogar legal.

So soll Brügelmann in seiner Zeit auch nicht der erste und einzige gewesen sein, der sich um engli-

sches Know-how bemühte. Es wurde bereits auf Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt verwiesen, der lange vor Brügelmann englisches Know-how für Möbel, technische Innovationen, sanitäre Anlagen usw. durch eigene oder englische Fachkräfte in sein Land holte, wie heute noch im Schloß Wörlitz zu sehen ist. Auch später gab es viele wichtige und bekannte deutsche Industrielle, Beamte und auch Intellektuelle, die nach England reisten (auf Studienreise, ja sogar unter falschem Namen, wie z. B. Alfred Krupp 1838/39), deren dabei erworbene industrielle Kenntnisse vorteilhaft zu verwenden waren.

Trotzdem erhielt sich England noch lange Zeit den wirtschaftlichen und technologischen Vorsprung. Das preußische Finanzministerium ging 1825 davon aus: „Die Baumwollspinnerei u. -weberei steht gegen der englischen um 20 Jahre zurück“. Das änderte sich auf dem industriellen Sektor allgemein erst gegen Ende des 19. Jh.

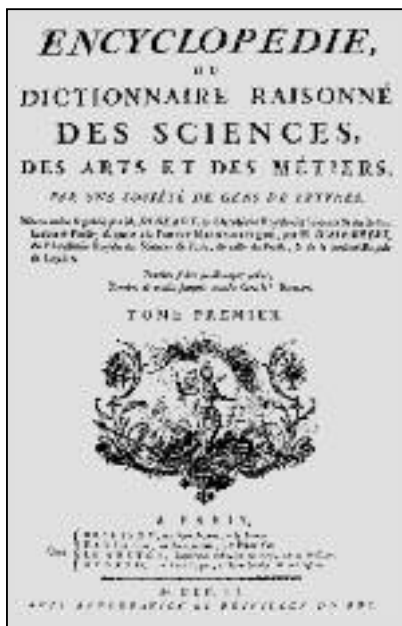
Andererseits verstießen auch die Engländer gegen ihre eigenen Prinzipien: Die Kunst der Teezubereitung holten sie sich 1644 von den Chinesen und errichteten mit der East Indian Company ein Monopol für die Ausfuhr von Tee aus China, das bis 1833 Bestand hatte.

1876 gelang es Henry Wickham trotz eines ähnlichen strengen Ausfuhrverbotes wie dasjenige in England Ende des 18. Jh., Kautschuksamen über den Amazonas nach England zu schmuggeln. In den englischen tropischen Kolonien wurden daraus Kautschukplantagen. Das brasilianische Monopol der Kautschukgewinnung wurde so gebrochen.

Technologietransfer – Industriespionage?

J.G. Brügelmann wird sich bei dem von ihm initiierten Know-how-Transfer kaum einer Schuld bewußt gewesen sein. Im Gegenteil, er sah dies - wie auch sein Landesherr - als eine Großtat für sein Land und ausdrücklich auch für Ratingen an.

Das, was Diderot in seiner endgültig 1772 erschienenen Enzyklopädie unter dem Stichwort „Politi-



Titelseite des ersten Bandes der unter der Federführung von Denis Diderot herausgegebenen „Encyclopédie“, die insgesamt 28 Bände umfaßte

sche Autorität“ schrieb, nämlich: „Kein Mensch hat von der Natur das Recht erhalten, anderen zu gebieten. Die Freiheit ist ein Geschenk des Himmels und jedes Individuum hat das Recht sie zu genießen, sobald es Vernunft besitzt. Der Staat gehört nicht den Fürsten sondern der Fürst dem Staat“, dürfte eher sein Verständnis gefunden haben, als der Satz des im fernen Königsberg lebenden Immanuel Kant: „Einem zweifelhaften Akt wohne nicht eine Vorbildfunktion für die ganze Gesellschaft inne“.

Eine solche Überzeugung läßt sich aus dem mit viel Selbstbewußtsein geschriebenen Privilegienantrag Brügelmanns an Kurfürst Karl Theodor herauslesen, in dem er auch darauf verweist, daß er für die Erlangung – oder den Kauf – des Know-how beträchtliche Summen investiert habe.

In dem Privilegienantrag wird auch der Plan seiner Vorbereitungen für die Fabrikgründung relativ genau beschrieben. Hält man sich den Ablauf nochmals vor Augen: 1780 vermutlicher Entschluß, Nachforschungen in England mit Hilfe von Delius anzustellen, 1781 eine „Kratzmaschine“ kommt in Elberfeld an, 1782 folgt eine Spinnmaschine, 1782/83 Zusammenbau zu einer funktionstüchtigen Maschine, 1783 Übersiedlung nach Ratingen, 1783 Antrag für ein Pri-

vileg an den Kurfürsten, Einrichtung erforderlicher Gebäude, 1784 im Spätsommer Aufnahme der Produktion. Und bereits ab 1784 verlassen „Know-how-Träger“ die Brügelmann'sche Fabrik, um an anderer Stelle, in einem anderen deutschen Land, selbst Fabriken zu errichten.

Die Geschwindigkeit, mit der dies alles vonstatten ging, verblüfft.

Brügelmann hatte eine Kratzmaschine, eine Waterframe und einen englischen Meister. Mehr nicht! Wie war das zu bewältigen?

Die Organisation einer Fabrik ist ein komplexes Thema. Alles mußte geplant und geregelt werden. Eine 1:1-Übertragung der englischen Verhältnisse wird nicht immer möglich gewesen sein.

Carl Albrecht Delius war zwar zur Unterstützung in Begleitung des als „Fabricant auf der Fabrique zu Cromford“ beschriebenen Wilhelm Hirht aus England gekommen. Hirht soll ein Fachmann mit weitreichenden Erfahrungen auch aus anderen Baumwollspinnereien gewesen sein; wir würden ihn heute vermutlich einen Berater nennen. Trotzdem ist man geneigt anzunehmen, daß Brügelmann selbst – als Verantwortlicher und finanzieller Risikoträger – mehr eigene Erfahrungen in sein Vorhaben einbringen konnte, als ihm allgemein unterstellt und zuge-
traut wird.

Kinderarbeit – Eine soziale Frage?

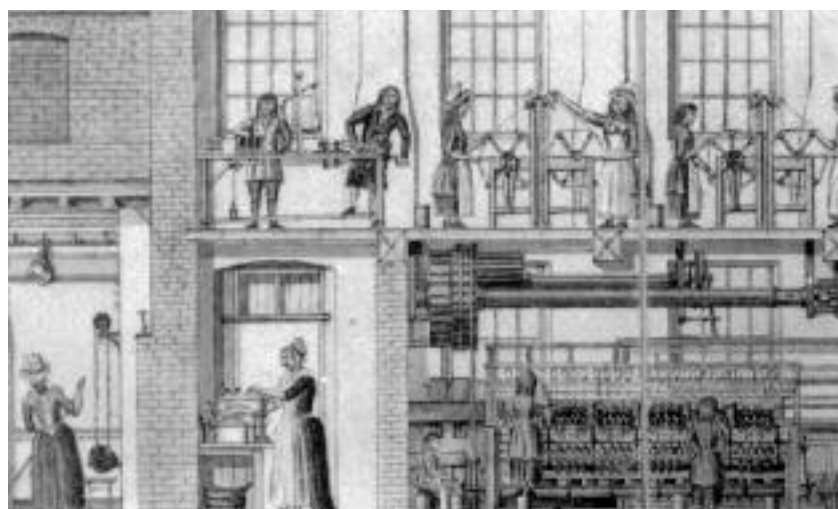
Brügelmann beschäftigte von Beginn an Kinder von sechs bis zehn

Jahren in seiner Fabrik. Auch hierüber berichtet er freimütig in seinem Privilegienantrag mit der Begründung, daß die Kinder ansonsten „dem Müßiggang und Betteln nachgehen“ und daß sie durch die Beschäftigung bei ihm „ihren täglichen Unterhalt verdienen und dadurch von Jugend an zur Arbeit und zum Fleiß angehalten werden“.

Wegen der Folgen des Siebenjährigen Krieges herrschte große Not. Es gab kaum Arbeitsplätze. Die Preise für Lebensmittel waren hoch und man litt Hunger. In dieser wirtschaftlichen Situation war die Beschäftigung bei Brügelmann für die Menschen, die Kinder und die Familien vermutlich ein großer Gewinn. Für Ratingen brachte es nicht gleich den Wohlstand, aber die Hoffnung auf beginnende Besserung.

In einer Ausstellungsbesprechung zu „Kinderarbeit einst und jetzt“ im Museum für Industriekultur in Osnabrück (gemeinsam mit „terre des hommes“ ausgerichtet) wird in der Zeitschrift „industrie – kultur“, Ausgabe 4/2002, geschrieben (Thomas Parent): „Kinderarbeit war bereits vor Ausbruch der Industriellen Revolution in Deutschland und Europa gang und gäbe. So galt es im Zeitalter der Aufklärung sogar als soziale Tat, Waisenkinder durch Manufakturarbeit vor Müßiggang zu bewahren und von der Bettelei abzubringen“.

Die Ursachen für die staatlich sanktionierte Kinderarbeit sind vielschichtig und stehen wiederum im Zusammenhang mit den



Kinder arbeiten an der Water Frame in einer englischen Spinnerei um 1800

großen Umbrüchen in dieser Zeit. Das Jahrhundert alte Zunftwesen wurde vom Staat als zu starr und fortschrittshemmend bekämpft. Die ständische Ordnung begann sich aufzulösen, die Verbindung von Arbeit und Familie im „Ganzen Haus“ verwässerte, die Gesindestruktur mit Familienanschluß zerbrach allmählich. Dies führte im Zusammenhang mit den Kriegsfolgen dazu, daß auch Kinder intensiver als zuvor zur Arbeit herangezogen werden mußten. Begünstigt wurde dieser Trend noch durch zunehmende Landflucht und den Übergang von der Heimarbeit zur Arbeit in Manufakturen mit vielen Beschäftigten.

Die Möglichkeiten der Kinder, in Schulen eine bessere Bildung, sprich lesen und schreiben zu lernen, waren begrenzt. Es gab noch keine Schulpflicht. Die im Zuge der Reformation zunächst in reformierten Gemeinden unter der Leitung der Kirche entstehenden Schulen standen aus verschiedenen Gründen nicht allen Kindern offen. Wegen der Armseligkeit der Bevölkerung, den beschränkten Möglichkeiten der Gemeinden und auch wegen fehlender Lehrer konnten nicht alle eine Schule besuchen.

Für Brügelmann war es daher eine Selbstverständlichkeit, Kinder zu beschäftigen. Auch dürften seine „englischen“ Maschinen, bedingt durch ihre Abmessungen, vorwiegend nur von Kindern zu bedienen gewesen sein.

Preußen erließ erst 1839 ein Gesetz, daß Kinder unter neun Jahren nicht mehr in Fabriken zur Arbeit herangezogen werden durften.

Zeit des Wandels – Damals wie heute?

Richard Arkwright war, so kann man jedenfalls lesen, kein sehr beliebter Mensch. Karl Marx schrieb 1864 im „Kapital“ über Arkwright (und nicht über Brügelmann): „Wer Arkwrights Lebensgeschichte kannte, wird das Wort „edel“ diesem genialen Barbier nie an den Kopf werfen. Von allen Erfindern des 18. Jahrhunderts war er unstreitig der größte Dieb fremder Erfindungen.“

Richard Arkwright hatte das Glück, in einem politisch stabilen

System zu wirken. Das gab ihm die Möglichkeit, ausgehend von seiner „ersten“ Fabrik, ein Industrieimperium aufzubauen.

Brügelmann blieb auch in Ratingen ein sachlich, patriarchalisch handelnder Mann, er war erfolgsbetont und zielstrebig. Er führte ein harmonisches Familienleben. Die Gestaltung seines Umfeldes (Haus, Park) war geprägt von selbstbewußtem, gutem Geschmack, jedoch im Aufwand nicht übertrieben. Gute Kontakte, die über das Seelsorgerische hinausgingen, pflegte er mit Geistlichen aller Konfessionen in Ratingen.

Ihm wird ein starkes soziales Engagement nachgesagt, insbesondere auch für seine Mitarbeiter. So besorgte er z. B. Getreide zur Abwendung einer Hungersnot, und er versprach den Beschäftigten seiner Fabrik, solange die Fabrik bestehe, für ihr Wohl zu sorgen. Dies war eine fast moderne Zusage der sozialen Absicherung. Es sind sicher nicht wenige Menschen gewesen, die deshalb gern mit den in Cromford Beschäftigten getauscht hätten.



Herrenhaus Cromford, erbaut 1787 – 1790

Darüber hinaus setzte er sich für öffentliche Belange ein. So wurden von ihm auch das Ratinger Schulwesen gefördert und die Armenhäuser u.a. in Düsseldorf unterstützt.

Seine wirtschaftlichen Aktivitäten reichten weit über Ratingen hinaus. Das letztlich als Produktionsstätte nur Ratingen übrig blieb, hat seine Ursachen in der damaligen spezifisch deutschen staatlichen

und politischen Situation und in den - von der französischen Revolution und Napoleon ausgehenden - unruhigen Zeiten und Kriegswirren.

J. G. Brügelmann lebte ziemlich genau in den Schnittpunkten zwischen Fürstenstaat und Bürgernation, zwischen Absolutismus und Aufklärung, zwischen Merkantilismus und Liberalismus, zwischen Zunft- und Fabrikwesen, zwischen Agrargesellschaft und Industrieproletariat, zwischen den Einflüßbereichen der Mächte England, Frankreich und Preußen und inmitten wechselseitiger territorialer Ansprüche von Frankreich und Preußen.

Es steht außer Zweifel, daß auch wir in einer Zeit größter technologischer, wirtschaftlicher, politischer und gesellschaftlicher Veränderungen leben, die wir zu bewältigen haben.

Nach „Pisa-Studie“ und Mangel an Ausbildungsplätzen: Welche Zukunftschancen geben wir unseren Kindern und Jugendlichen eigentlich?

Wie ist der von uns z.B. mittels Green Card betriebene Wissenstransfer zu beurteilen, bei dem die Know-how -Geber - anders als bei Brügelmann - wirtschaftlich unterlegene Länder sind?

Sollte unsere Wirtschafts- und Finanzpolitik, die einem quasi nach innen gerichteten Merkantilismus gleicht, stärker die freien Entfaltungsmöglichkeiten der Bürger mit

ihren individuellen Initiativen und Möglichkeiten fördern?

Sind die Freiheit der Entfaltung, gepaart mit Verantwortung für die Gemeinschaft sowie eine angemessene Entlohnung von Leistung nach den in den sozialistischen Ländern gemachten Erfahrungen wohl nicht doch notwendige Voraussetzungen für ein sich positiv entwickelndes Gemeinwesen?

Der in solchen Fragen begründete Zwiespalt erklärt wohl auch das ambivalente Verhältnis, mit dem man Brügelmann begegnet. Es gibt zweifelsohne nicht nur eine „historische Wahrheit“. Unterschiedliche Sichtweisen ergeben unterschiedliche Wahrheiten. Über die Frage, wie es „eigentlich war“, kann eine Annäherung an eine „Wahrheit“ versucht werden.

J.G. Brügelmann hat sich in politisch und wirtschaftlich schwierigem Umfeld bewährt und durchgesetzt. Er hat unternehmerisch und innovativ gehandelt und ist dabei hohe finanzielle Risiken eingegangen. Von seiner Regierung wurde er dabei nicht behindert, sondern unterstützt. Er hat seine Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft wahrgenommen, hat über seine Zeit hinaus gedacht, und er hatte Erfolg. Warum sollten Brügelmanns Leben und seine spezifische Leistung nicht als Vorbild begriffen werden?

Der Förderverein – Wie geht es weiter?

Die Freunde und Förderer des Industriemuseums Cromford e.V. haben sich von Beginn an den aktuellen Fragen gestellt und sie auf ihren Veranstaltungen thematisiert und zur Diskussion gestellt (siehe Anlage).

Der Verein ist dabei bemüht, frei von ideologischer Vorbestimmung, unabhängig, zukunftsorientiert und kritisch unsere Zeit der dramatischen Veränderungen zu betrachten. Womöglich stärker als das mehr auf die Sozialgeschichte ausgerichtete Rheinische Industriemuseum betont der Verein dabei die individuellen Leistungen und Beiträge zur Geschichte.

Es ist daher auch kein Zufall, daß die Freunde und Förderer des Industriemuseums Cromford neben ihren Vortragsveranstaltungen mit



Innovative Firmen stellen sich vor: Besuch bei der Firma Tünkers Maschinenbau GmbH. Herr Tünkers bei der Führung durch die Fabrik, 20.2.2002

dem Programm „Innovative Unternehmen stellen sich vor“ einen unmittelbaren Bogen zur innovativen Leistung und Verantwortung des J.G. Brügelmann schlagen.

Auf den von den Freunden und Förderern des Industriemuseums Cromford veranstalteten jährlichen Studienreisen besteht die Gelegenheit, die Wirtschafts- und Kulturgeschichte anderer Regionen kennenzulernen und im Vergleich zu beurteilen. Gleiches gilt für die eintägigen Exkursionen und Besichtigungen von Museen und Industriebetrieben sowie die stark auf Ratingen und das Museum abgestellten sonntäglichen Vormittagsveranstaltungen.

Das alle zwei Jahre stattfindende „Cromford Parkfest“ stärkt die Verbindung der Bevölkerung und der Wirtschaft (als Sponsoren) zum Rheinischen Industriemuseum Textilfabrik Cromford. Zweimal im Jahr erscheint die Zeitschrift des Vereins, der „Cromford Chronicle“. Er informiert über alles, was in und um den Verein der Freunde und Förderer des Industriemuseums Cromford e.V. und das Rheinische Industriemuseum Textilfabrik Cromford in Ratingen los ist.

Das Industriedenkmal Cromford in Ratingen und das Rheinische Industriemuseum Textilfabrik Cromford stehen im Mittelpunkt aller Aktivitäten der Freunde und För-



Infostand auf dem Museumsfest anlässlich der Eröffnung des Industriemuseums Textilfabrik Cromford in Ratingen, September 1996

derer des Industriemuseums Cromford e.V. Die Motivation ist das Interesse an der Person des J.G. Brügelmann, an einer der aufregendsten Perioden der Industriegeschichte, ist die Begeisterung, Fragen der Zukunft zu diskutieren und ist der Stolz darauf, daß die „erste Fabrik auf dem Kontinent“ einen wichtigen Teil der Ratinger Geschichte prägt.

Veranstaltungen der Freunde und Förderer des Industriemuseums Cromford e.V.

Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen

1994:

„Industriestandort Deutschland“, Prof. Dr. Friedheim Farthmann, Fraktionvorsitzender der SPD im Landtag von NRW

„Strategie des Wandels“, Hans-Wolfgang Koch, Vorstandsvorsitzender der Balcke-Dürr AG

1995:

„Textil und Bekleidung - Ein Beispiel für den Strukturwandel“, eine Podiumsdiskussion mit Experten aus Industrie und Handel

„Geht uns die Arbeit aus - oder ist die Arbeitsgesellschaft am Ende?“ Prof. Dr. Rainer Wirtz, RIM

1996:

„Modernisierungsstrategien für den Regierungsbezirk Düsseldorf - fit für die Zukunft“, Jürgen Büssow, Regierungspräsident, Bezirksregierung Düsseldorf

„Wettbewerb mit harten Bandagen - bleibt die Ethik auf der Strecke?“ Britta Steilmann, Umwelt- und Kommunikationsres. Steilmann Gruppe

1997:

„Braucht Deutschland Elite-Universitäten?“ Dr. Konrad Schily, Präsident der Privaten Universität Witten/Herdecke

„Technologieentwicklung im 21. Jahrhundert“ Dr. rer. pol. Werner Gries, Ministerialdirektor, Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung u. Technik

1998:

„Der Euro-Hoffnung ersetzt Erfahrung“ Dr. rer. oec. Siegm. Rometsch, Gesellschafter des Bankhauses Trinkaus & Burkhart

„Perspektiven für eine aktive Beschäftigungspolitik nach der Bundestagswahl“ Willi Arens, Präsident des Europäischen Gewerkschaftsausschusses Textil, Bekleidung, Leder

1999:

„Düsseldorf – Ratingen, Kulturpolitik im Wettbewerb“ Podiumsdiskussion (Hans-Heinrich Grosse-Brockhoff, Düsseldorf, Edzard Traumann, Ratingen, Dr. Gerd Schönfeld, Köln, Ulli Tückmantel, Ratingen (Rheinische Post)

„Innovation am Beispiel der mobilen Kommunikation“ Dipl.-Ing. Helmut Hoffmann, Techn.Dir.-Mannesmann Mobilfunk GmbH, Ratingen

„Managing the Revolution“ Michael C. Polt, Gesandter der USA

2000:

„Moderne Wirtschaftspolitik für das 21. Jahrhundert“ Siegm. Mosdorf, Parlamentarischer Staatssekretär

2001:

„Begegnungen mit einer jüngeren Ansicht zur Vereinigten Stahlwerke AG“ Prof. Dr. Dr.-Ing. E. H. Dieter Spethmann, ehem. Vorsitzender des Vorstandes der Thyssen AG

„Die Zukunft der Medien im Digitalen Zeitalter“ Prof. Dr. Helmut Thoma, Medienberater der Landesregierung NRW

2002:

„Schlußlicht Deutschland - Perspektiven für einen nachhaltigen Aufschwung“ Mario Ohoven, Präsident Bundesverband mittelständischer Wirtschaft

„Kultursponsoring - unerlässlich und notwendig“, Podiumsdiskussion unter Leitung von Jean Pütz, WDR Köln, mit Hans-Heinrich Grosse-Brockhoff, Stadtdirektor und Kulturdezernent Düsseldorf, Milena Karabaic, Landesmuseumsdirektorin Rheinisches Industriemuseum, Herbert Salmen, Vorstandsvorsitzender der Sparkasse Ratingen

2003:

„NRW - Japan: Eine in die Zukunft gerichtete Partnerschaft“ Dr. Takahiro Shinyo, Japanischer Generalkonsul, Düsseldorf

Studienreisen unter dem Thema „Industriegeschichte, moderne Industrie und Kultur“ nach:

1998:

England - Cromford und andere Zeugnisse der Industrie und Kultur

1999:

Sachsen - Industriegeschichte und Kultur

2000:

Belgien/Flandern - Flachs, Spitzen und Gobelins

2001:

Frankreich/Elsaß - Textil und Wein

2002:

Spanien/Katalonien - Industriegeschichte, Kunst und Musik

Innovative Unternehmen stellen sich vor:

1999:

Mannesmann Mobilfunk GmbH, Ratingen

2001:

Eutelis Consult GmbH, Ratingen

2002:

ABB CALOR EMAG, Ratingen

2003:

Tünkers Maschinenbau GmbH, Ratingen

Exkursionen: Museumsbesuche und Firmenbesichtigungen

Karl-Ernst Roßberg

Quellennachweis:

AUSLANDSREISEN DEUTSCHER UNTERNEHMER 1750 - 1851 UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG VON RHEINLAND UND WESTFALEN; Martin Schumacher, Schriften zur Rheinisch-Westfälischen Wirtschaftsgeschichte, Band 17, Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv zu Köln, Köln 1968

Siedler Deutsche Geschichte, Horst Möller, Fürstentum oder Bürgernation, Deutschland 1763-1815, Sonderausgabe in der Sammlung Siedler, Verlagsgruppe Bertelsmann, 1994

DIE MACHT DER MASCHINE, 200 Jahre Cromford in Ratingen, Eine Ausstellung zur Frühzeit des Fabrikwesens, Stadtmuseum Ratingen, 17. November 1984 - 3. März 1985

Die erste Fabrik, Ratingen - Cromford, Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Industriemuseum, Schriften, Bd. 11, Katalog Rheinland-Verlag GmbH, Köln, 1996

Johann Gottfried Brügelmann, Ein rheinischer Unternehmer zu Beginn der Industrialisierung und seine bürgerliche Lebenswelt, Eckhard Bolenz, Beiträge zur Industrie- und Sozialgeschichte 4, Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Industriemuseum, Außenstelle Ratingen, Rheinland-Verlag GmbH, Köln 1993

„Die öde Gegend wurde zum Lustgarten umgeschaffen ...“, Zur Industriearchitektur der Textilfabrik Cromford 1783-1977, Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Industriemuseum, Außenstelle Ratingen, Schriften Band 5, Rheinland-Verlag GmbH, Köln, 1991

MEYERS GROSSES TASCHENLEXIKON, 7., neu bearbeitete Auflage, herausgege-

ben und bearbeitet von Meyers Lexikonredaktion, B. I.-Taschenbuchverlag, Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich

Stein Kulturfahrplan, F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung, Berlin, München, Wien, 1976

Max Eyth, Hinter Pflug und Schraubstock, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin, 1920

Geist und Galanterie, Kunst und Wissenschaft im 18. Jahrhundert aus dem Musée du Petit Palais, Paris Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, 13.Dezember bis 6.April 2003

industrie-kultur, Ausgabe 4/2002, Landschaftsverband Rheinland, Landschaftsverband Westfalen-Lippe

„Wie viele historische Wahrheiten gibt es?“, Lothar Burchardt, Dr. phil., Professor für neuere Geschichte an der Universität Konstanz, in: Erinnerungskulturen – Zukunft der Erinnerung, Symposium Freiburg 2002, Heft 13, herausgegeben in der Schriftenreihe des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V., Landesverband Baden-Württemberg

Schloss Wörlitz im Dessau-Wörlitzer Gartenreich, Ingo Pfeifer, DKV-Kunstführer Nr. 553/0, erste Auflage, Deutscher Kunstverlag GmbH, München Berlin

Baumwollspinnereien – Parallelen

Die Ferien des letzten Jahres verbrachten wir in Sachsen. Nein, nicht Dresden oder das Elbsandsteingebirge standen auf unserem Programm, sondern das Erzgebirge war unser Ziel. Und es war für uns ein Land voller Überraschungen und Widersprüche. Ein Land, das durch ein herbes Gebirge, aber auch durch seine Geschichte, seine Industrie und vor allem den allgegenwärtigen Bergbau geprägt wird. Im Besonderen durch den Silberbergbau und den Uranabbau eines fast halben Jahrhunderts durch die WISMUT.

Erzgebirge heißt aber auch, die Geschichte seiner Industrialisierung im Allgemeinen und die Entwicklung seiner Baumwollspinnereien im Besonderen. Eine für uns Rateringer interessante Entdeckung. Da standen wir z. B. auf dem Friedhof der Laurentiuskirche in Geyer und entdeckten den markanten Grabstein eines „Evan Evans“. Das klang doch sehr englisch... Die Inschrift wies ihn aber als sächsischen Spinnereibesitzer aus! Ein Engländer in Sachsen?

Welchem Rateringer kommen da nicht spontan die Spinnerei ‚Cromford‘ in Ratingen und Johann Gottfried Brügelmann in den Sinn. Interessant war, dass beider Biografien frappierende Gemeinsamkeiten aufwiesen. Obwohl Brügelmanns Leben eher kaufmännisch und des Evan Evans' Lebensweg stark durch die Technik geprägt war, ergab sich vergleichend, trotz einiger Verschiedenheiten, ein sich ergänzendes



Der Friedhof in Geyer mit der Laurentiuskirche und dem Grab von Evan Evans

Bild über die Hintergründe der Textilindustrie und ihre Entwicklung im 18. und 19. Jahrhundert.

Evan Evans war tatsächlich Engländer. Er wurde am 4. August 1765 in Llangellid / Nordwales geboren. Seine Kindheit war die Zeit der großen englischen Erfindungen auf dem Gebiete der „Jenny-, Water- und Mulespinnmaschinen“. Englands Textilbearbeitungsmaschinen galten als die höchstentwickelten. Ja, als technische Wunderwerke! Die die Bedrohlichkeit der kontinentalen Konkurrenz weckten. England versuchte sich gegen Werks- und Produktsplionage mit gesetzlichen Anordnungen zu wehren. Bei Stra-

fe war es verboten, Modelle, Berechnungen oder Baupläne englischer Textilmaschinen außer Landes zu bringen. Schon 1774 erließ England ein entsprechendes Gesetz, welches 1798 noch verschärft wurde und bis 1848 in Kraft blieb.

Statt nun plump zu spionieren, versuchte die Konkurrenz durch so genannte ‚Studienreisen‘ an englisches ‚Knowhow‘ zu kommen. Man betrieb statt dessen die aggressive Abwerbung gut ausgebildeter englischer Fachkräfte. Was England grollend zur Kenntnis nahm, nicht aber unterbinden konnte^{*)}. Der heranwachsende Evans war ein Kind dieser Zeit und widmete sich hochinteressiert dem zukunftsweisenden Industriezweig des Textilmaschinenbaus. Er erwarb sich nicht nur hierin fundierte Kenntnisse, sondern auch in der Herstellung von Baumwollgarnen. Ein Wissensbonus, der ihn später von seinen Fachkollegen unterscheiden und ihm noch von großem Nutzen sein sollte.

Sein Wirkungskreis war anfänglich Manchester, wo er als Werkmeister und Maschinenbauer tätig war. 1792 heiratete er Lowrey Richards, die ihm fünf Kinder gebar, von denen vier die ersten Wochen nicht überlebten.

1796 machte Evans die ‚Bekanntschaft‘ des Deutschen Carl-Friedrich Bernhard aus Sachsen, der sich auf einer ‚Informationsreise‘ durch England in Sachen Spinnmaschinen und -produkte befand.

Bernhard erkannte sogleich die Begabung Evans' und „dessen goldene Hände“. Er sah in ihm den richtigen Mann für seinen Betrieb in Harthau bei Chemnitz, der nach englischem Vorbild umstrukturiert werden sollte. Bernhard drängte Evans und warb mit großen Versprechungen: „... Evans, Sie müssen Ihr Heimatland verlassen und zu mir nach Sachsen kommen, ... Sie dürfen nicht länger in England bleiben.“

Am 17. Dezember 1796 verließ Evans mit Frau und Tochter England in Richtung Sachsen. Mit dabei war ein englischer Stahlarbeiter (wohl Maschinenbauer) namens Moulton.

Bernhards Abwerbeaktion verdeutlicht nur zu sehr die prekäre Situation der sächsischen Baumwollspinnereien in dieser Zeit *).

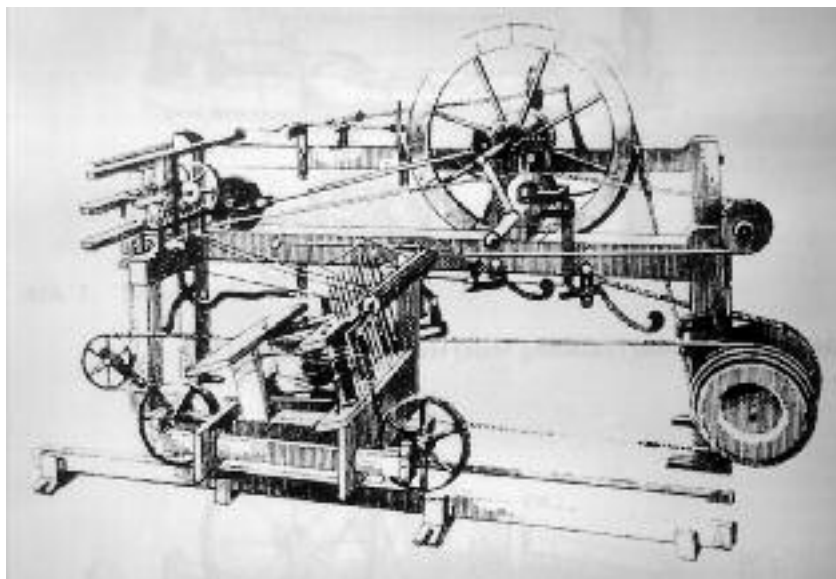
Während sich die Textilindustrie in England durch revolutionäre Erfindungen auf dem Gebiet der automatischen Textilverarbeitung rasant entwickelte, kümmerte sie in Sachsen und anderswo durch technische Rückständigkeit vor sich hin. Zwar versuchte man, um konkurrenzfähig zu bleiben, mit Eigenentwicklungen von Krempel- und Spinnmaschinen die Fertigungen fabrikmäßig zu forcieren. Es blieb auf Jahrzehnte aber weiterhin traurige Tatsache, dass z. B. 1799 alleine im Bezirk Chemnitz immer noch mehr als 15.000 Menschen in Heimarbeit ihr kärgliches Brot mit der Handspinnerei verdienten. In diesen Arbeitsprozess



Evan Evans (1765–1844)

eingebunden waren nicht weniger als 3.000 Kinder im Alter zwischen 6 und 13 Jahren *).

Die „Mulespinnmaschine“ (Mule = Maultier), eine Konstruktion des Engländers Samuel Crompton (1754-1827), war eine Kombination der „Spinning Jenny“ von James Hargreaves und der „Waterframe“ von Richard Arkwright. Sie galt als die ausgereifteste Erfindung jener Zeit und wurde vielfach nachgebaut und weiterentwickelt. Immer basierend auf dem „Mule“-Grundmodell des Samuel Crompton.



Die Wagenspinnmaschine „Mule“ von Samuel Crompton, 1779

Evans' Ankunft fiel in die Zeit, in der bei den Gebrüdern Bernhard unter der Leitung des Werksmeisters Carl-Gottlob Irmischer die ersten „Mulespinnmaschinen“ nach englischem Muster gebaut wurden. Der englische Mechaniker Watson installierte diese Maschinen zwar, konnte sie aber nicht in Gang setzen. Evans gelang nicht nur dieses, sondern er entwickelte sie weiter und brachte sie zu hoher Fertigungsreife. Sie gingen 1798 als die ersten wasserbetriebenen Baumwollspinnmaschinen Sachsens in Betrieb und in die Industriegeschichte des Landes ein. In einem zeitgenössischen Bericht darüber heißt es: „... ein einziges großes Wasserrad, an welchem ein von Eisen gegossenes konisches Kammrad mit eiserner Welle befestigt ist, das eine zweite stehende eiserne Welle in Bewegung setzt. Alle Maschinen werden durch Wasser in Bewegung

gehalten, arbeiten selbst, und die Arbeiter haben bloß das Material zuzulangen und das Verarbeitete zu ordnen oder wegzunehmen.. *). Diese Erfolge waren auch hier nur mit Hilfe englischer Fachkräfte möglich. Aber es war im Besonderen der Erfolg von Evan Evans als Konstrukteur. Die Gebrüder Bernhard erhielten 1798 für diese richtungsweisende Pionierleistung für Sachsens Textilbranche von der „Landes-Oeconomie-Manufactur- und Commerciens-Deputation“ ein „Privilegium exclusivum“ auf zehn Jahre! *).

1804 erhält Evan Evans aus der sächsischen Staatskasse in Anerkennung um die Weiterentwicklung sächsischer Spinnmaschinen und der erfolgreichen Inbetriebnahme des Bernhard'schen Betriebes eine Gratifikation von 100 Talern.

Aber im Laufe der nächsten Jahre kam es zu Zerwürfnissen zwischen ihm und den Gebrüdern Bernhard, in deren Folge man sich 1806/07 trennte. Evans ließ sich mit seiner Familie in Dittersdorf bei Zschoppau nieder. Dort errichtete er einen Maschinenbaubetrieb für Spinnmaschinen, Spindeln und Ersatzteile für die sächsische Spinnindustrie, in dem auch Reparaturen an Spinnmaschinen

*) Siehe vergleichend die Geschichte Brügelmann / Cromford „Quecke“ Nummern 49, 54, 66

durchgeführt wurden. Es war die erste selbständige, mit Wasserkraft betriebene mechanische Maschinenbauwerkstatt Sachsens mit Schlosserei, Metaldreherei und Holzdrehselei! Evans Verdienst jener Zeit war die erfolgreiche Weiterentwicklung eines Drehbankgetriebes zur Herstellung von Holz- und Metallmaschinendrehteilen.

Drückende Kosten brachten ihn jedoch in eine äußerst prekäre Finanzlage, die ihn zwang, bei der sächsischen Regierung um Unterstützung nachzusuchen: „...unzinsbarem Capitals von etlichen Tausend Thalern...zu der beabsichtigten Erbauung von englischen Spinn- und anderen Maschinen.“

Ein Ersuchen, das er mehrfach wiederholen musste, um nach Monaten endlich ein Jahresgehalt von 400 Talern auf fünf Jahre gnädigst bewilligt zu bekommen. Mit der Auflage: „...den Spinnereimaschinenbau in Sachsen nach Kräften zu fördern und keine Maschinen für Ausländer zu bauen.“

Das Unternehmen ‚Dittersdorf‘ war für Evan Evans eine Kette von Finanzproblemen, finanziell nicht durchzuführender Erfindungen, regierungsseitiger Engstirnigkeiten und entwürdigenden Bittbriefen. Dass man seine Leistungen für die sächsische Baumwollspinnerei mit fadenscheinigen Begründungen abwertete, ihm dann gnädigst eine 100 Taler-Prämie aus der Prämienkasse in Aussicht stellte und ihm diese nach langem Hin und Her erst bewilligte, traf ihn sehr. Er beklagte sich oft über die mangelnde Hilfsbereitschaft der sächsischen Regierung. Er lag wohl nicht ganz falsch, als er hinter den erniedrigenden Prozeduren seine mächtige Konkurrenz vermutete.

Am 21. 11. 1806 verhängte Napoleon gegen England die Kontinentalsperre. Eine Verfügung, die nicht nur die Situation der sächsischen Spinnindustrie drastisch verschärfte.

Den schwierigen Zeiten trotzend, verlor Evans aber nicht einen alten Wunsch aus den Augen:

Den Bau einer eigenen Spinnerei. 1809 verlegte er sein Unternehmen in die Bergstadt Geyer.

Geyer schien ihm geeignet als neuer Produktionsort wegen des günstigen Arbeitskräftepotentials, verursacht durch den totalen Niedergang des Silberbergbaus in der Stadt.

Nicht nur seine Familie, sondern auch seine gelernten Mitarbeiter übersiedelten zum neuen Produktionsstandort. Anfänglich produzierte man in einer ‚kleinen Mühle‘, in einer mit Wasserkraft betriebenen Maschinenbauwerkstatt, die Dittersdorfer Fertigungspalette. Mit den erzielten Gewinnen erwarb Evans Immobilien in umliegenden Orten hinzu: einen Eisenhammer, eine Ölmühle, sowie eine Mahl- und Schneidemühle. Bis 1812 produzierte die Fa. Evans in Geyer 41.924 Spindeln für sächsische Spinnereibetriebe. Darunter auch für seinen ehemaligen Arbeitgeber, die Gebrüder Bernhard in Harthau.

Seine Hauptprobleme aber waren die Geheimhaltung und der Schutz seiner Erfindungen und Produktionsverbesserungen. Eine Erfahrung, die ihm von England her nicht fremd war. Sie traf ihn nun hier als selbständigen Unternehmer: die Abwerbung mühsam ausgebildeter Maschinenarbeiter*).

Schlimmer noch traf ihn, dass die sächsische Regierung ihm den dringend benötigten Patentschutz für seine revolutionären Erfindungen nicht gewährte. Wieder mit überaus fadenscheinigen Begründungen! Seine Konkurrenten konnten somit straflos seine Erfindungen kopieren.

1810 begann Evans die Errichtung einer kleinen Handspinnerei voran zu treiben, in welcher 1812 844 Spindeln liefen. Für die geplante Erweiterung stellte er am 12.3.1810 einen Antrag auf Unterstützung, der einen Monat später durch den sächsischen König Friedrich-August abgelehnt wurde.

Trotzdem konkretisierte er 1812 sein Vorhaben, den Bau einer eigenen Spinnerei. Das Gelände eines ehemaligen Pochwerkes erwarb er in Siebenhöfen, einem Ortsteil von Tannenberg bei Geyer. Das Gesuch um Überlassung des Grundstückes nebst des dazu gehörigen Wasserlaufes, des Geyerbaches, wurde von seiner Majestät positiv beschieden: „...wenn

hierunter nicht ein uns solchen Falls sofort mittels Berichts anzuzeigendes Bedenken obwaltet.“

Die Projektierung und Bauausführung übernahm der Maurermeister Johann-Traugott Lohse, der einschlägige Erfahrung in Baukomplexen dieser Art hatte. Die Siebenhöfener Fabrik wurde, wie schon andere Spinnereien, im so genannten „Palasttyp“ ausgeführt. Dieses hatte an den Fronten Verzierungen, Säulen und Ornamente. (Nüchterne Zweckbauten wie z.B. Brügelmann sie errichtete, nannte man „Kolossalbauten“). Es wurde ein fünfgeschossiger Bau mit spitzbogigen Fenstern, Säulen, mit Mansardendach und einem Dachreiter, der eine kleine Pausenglocke aufnahm.



Die Evans-Fabrik in Geyer im heutigen Zustand (Straßenseite). Am 30. Oktober 1896 vernichtete ein Großfeuer den Dachstuhl des Gebäudes

Um den Bau aber endgültig fertig stellen zu können, ersuchte er nochmals um einen Kredit in Höhe von 6.000 Talern, der ihm auch aufgrund eines positiven Untersuchungsberichtes bewilligt wurde. Der übrigens so endete: „...wünschen die Einwohner zu Geyer..., daß man die Spinnerei-Anstalt des Herrn Evans unterstützen möchte, weil dadurch vielen verarmten Einwohnern einer nahrungslosen Gegend Unterhalt und Gelegenheit zum

*) Siehe vergleichend die Geschichte Brügelmann/Cromford „Quecke“ Nummern 49, 54, 66

Broterwerb verschafft werden würde. Alles dieses hat nach beendeter Untersuchung treulich anhero bemerkt – Traugott-Friedrich Weigel, Geyer, 24 Mai 1814.“

Nach Fertigstellung der Fabrik 1816 bezog die Familie Evans die oberen Etagen des Gebäudes. 1818 rüstete Evans seinen Betrieb auf Wasserkraft um. Der Antrieb seiner Maschinen erfolgte über ein riesiges Wasserrad im Erdgeschoss und eine entsprechende Transmissionsmechanik als Kraftübertragung in alle Etagen und Spinnsäle^{*)}. Das Gebäude hatte beeindruckende Ausmaße.

Liefen 1810 bei Evans noch bescheidene 844 Spindeln, waren es nach endgültiger Fertigstellung des Betriebes 6.528 Spindeln! Evans Spinnereibetrieb hatte den anderen Spinnereien gegenüber den Vorteil, durch eigene Montage- und Reparaturwerkstätten unabhängig von externen Reparaturdiensten zu sein und die dazu noch ein solides wirtschaftliches Standbein für ihn darstellten. Sein wirtschaftlicher Erfolg sprach sich herum und ebnete ihm manchen Weg. Wenn auch die Beschaffung von Krediten für ihn als Engländer letztlich immer mit Problemen verbunden blieb.

Um 1816 geriet die Textilindustrie in ganz Deutschland in eine tiefe Krise, von der natürlich auch das Unternehmen Evans betroffen war. Ursache war die Aufhebung der Kontinentalsperre. Mit der Folge, dass kostengünstige englische Garne und Stoffe in hervorragender Qualität den deutschen Markt überschwemmten.

Evan Evans konnte das wirtschaftliche Tief zum Teil mit dem Verkauf einiger Grundstücke überbrücken. Ein zusätzlicher kaufmännischer Geniestreich gelang ihm, indem er seiner Frau Lowry die Siebenhöfener Spinnfabrik für 19.000 Reichstaler verkaufte, die offensichtlich über ein beträchtliches außereheliches Vermögen verfügt haben musste. Evans Unternehmen war wieder einmal gerettet.

Der Import englischer Qualitätsgarne zeigte der Spinnindustrie nur zu deutlich die Problematik der sächsischen Baumwollproduktio-

nen auf. Die Engländer waren in der Lage, feineres, haltbareres und glatteres Garn zu produzieren. Ein Qualitätsstand, von dem Sachsens Textilindustrie noch weit entfernt war. Das ließ natürlich Evans' Technikerverstand nicht ruhen. Tüftelte er doch schon seit langem an einer Maschine, mit der er qualitativ besseres Garn billiger herstellen konnte.

Mit der genialen Neukonstruktion entfiel vor allem der einzige noch manuelle Arbeitsgang des Aufwickelns der Baumwolle. Eine bis dahin für Kinderhände bestimmte Arbeit(!).

Aber auch für diese Neuentwicklung, die von einem beeindruckten Gutachter als äußerst effektiv bewertet wurde, versagte man Evans wiederum das schützende Patent. Statt dessen erhielt er eine Prämie von 500 Talern. Andere Spinnereien konnten somit wieder einmal Evans geniale Erfindungen kopieren. Er wurde abermals Opfer der Kurzsichtigkeit sächsischer Regierungsstellen.

Bis 1828 entwickelte sich die wirtschaftliche Lage für Evans zur Katastrophe. Er stand vor dem Ruin! Der sächsische Staat drohte ihm mit Pfändungen statt zu helfen.

Evans bat nun die Regierung, zwecks Schuldentilgung die von ihm gebauten Maschinen nach Böhmen verkaufen zu dürfen. Das aber rief nun seine Majestät König Johann von Sachsen auf den Plan. Ein Transfer sächsischer Spinn-technik ins Ausland? Unmöglich! In einem königlichen Erlass ordnete er an, umgehend die Schuldforderungen der sächsischen Regierung gegenüber Evan Evans „*schonend zu behandeln*“- Evan Evans und sein Siebenhöfener Spinnbetrieb waren gerettet. Gerade noch rechtzeitig, denn das Ende der Textilflaute begann sich abzuzeichnen.

Die Nachfrage nach Garnen und Tuchen stieg enorm und man produzierte nun rentabler und konkurrenzfähiger. Auch der Betrieb Evan Evans' profitierte von diesem Aufschwung: 1843 z. B. produzierte das Evans'sche Unternehmen auf nunmehr 19.060 Spindeln wöchentlich 3.000–4.000 Pfund Garn und gab etwa 100 Menschen

Arbeit und Brot. Neben dem Spinnbetrieb tat sich für Evans ein weiterer lukrativer Fertigungszweig auf: Der Bau von ihm konstruierter Spinnmaschinen, die nun landesweit gefragt waren. Sie liefen erfolgreich u.a. in Schlettau, Mühlau, Wolkenburg, Erfenschlag usw. Mit dem wirtschaftlichen Erfolg stellte sich für Evan Evans endlich auch die gesellschaftliche Anerkennung ein, bzw. die Anerkennung seiner Verdienste um die sächsische Baumwollspinnerei.

Auf der ‚Dresdener Ausstellung von sächsischen Gewerbezeugnissen‘ erhielt Evan Evans 1840 die große silberne Dankmünze für die Entwicklung des baumwollenen rohen zweidrähtigen Garns (Lacedreath). Ein Garn von „...ausgezeichneter Beschaffenheit, sowohl hinsichtlich der Egalität als auch der Haltbarkeit.“

Wenige Jahre später erhielt Evan Evans eine weitere Auszeichnung: Die kleine goldene Medaille für die Entwicklung und den Einsatz zweidrähtiger Zwirne.

Diese Auszeichnung musste sein Sohn Eli für seinen Vater in Empfang nehmen. Denn Evan Evans erlebte diese verdiente Auszeichnung nicht mehr.

Am Morgen des 9. Dezember 1844 hatte sein rastloses Erfinderherz aufgehört zu schlagen.

Eli Evans führte das Siebenhöfener Unternehmen als technischer Leiter weiter. Mit weniger Glück und wohl auch nicht mit der Besessenheit in der Sache, die seinen Vater auszeichnete. Um 1870 gab Eli Evans die Siebenhöfener Baumwollspinnerei aus betriebswirtschaftlichen Gründen auf. Mit ein Grund mag der amerikanische Bürgerkrieg gewesen sein und der damit verbundene Rückgang und die Verteuerung der Baumwolle.

Anlässlich des 55. Todestages wurde Evan Evans doch noch Ehre zuteil. Die „Vereinigung Sächsischer Spinnerei-Besitzer“ regte die Errichtung eines würdigen Grabsteines und Denkmals an, welches man 1899 auf dem Kirchhof der Laurentiuskirche in Geyer errichtete. Der rote Granitstein aus der Geyerschen Pinge trägt die Aufschrift:



Der Grabstein von Evan Evans auf dem Friedhof in Geyer

*Hier ruht in Gott
Herr Spinnereibesitzer
Evan Evans
geboren 1765 in Llangellid
gestorben 1844 in Geyer
In Erinnerung seiner Verdienste
um die Begründung
und Entwicklung der sächsischen
Baumwollspinnereien
wurde diese Grabstätte unter
Zuwendung von Staatsmitteln
im Jahre 1899 wieder hergestellt
durch die Vereinigung
Sächsischer Spinnerei-Besitzer*

Ewald Dietz

Quellennachweis:

TU-Spektrum: Von der Heimarbeit zur Massenproduktion

Förderverein Geyer – Tannenberg: Evan Evans

Drefa-Projektgruppe: Die Geschichte Deutschlands

Leute machen Kleider – Lebensgeschichten, Arbeitsplätze, „gute Stücke“¹⁾

Zur diesjährigen Sonderausstellung im Rheinischen Industriemuseum,
Textilfabrik Cromford

Mode – keine Zeitschrift ohne dieses Thema. Der Wechsel der Farben, Schnitte und Designs bewegt die Menschen. Kaum einer, der nicht hin und wieder den Weg in eine Boutique oder ein Kaufhaus findet, um nach den neuen Trends oder der klassischen Linie Ausschau zu halten. Und doch kennt fast jeder den Satz: „Ich habe nichts anzuziehen!“

Woher kommt diese Gewissheit, nichts Passendes für den Anlass oder für den vor einem liegenden Tag zu haben; woher wissen wir, welchem *Dresscode* wir zu folgen haben; schließlich: wie ist die für uns alltäglich gewordene Kleiderordnung entstanden? Dies sind nur einige Fragen, der die Ausstel-

lung „Kleider machen Leute“, die im letzten Jahr im Rheinischen Industriemuseum (RIM), Schauplatz Ratingen, gezeigt wurde, nachgeht.²⁾ Sie ist Teil eines Projektes, das beide Textilstandorte des RIM gemeinsam erarbeitet haben. Der zweite Teil, die Ausstellung „Leute machen Kleider – Lebensgeschichten, Arbeitsplätze, „gute Stücke“, wurde in Euskirchen konzipiert, geplant und umgesetzt und war vom 14.4. bis zum 31.10.2003 in Ratingen zu sehen.

Kleidung ist mehr als eine Laune, sie ist ein Grundbedürfnis. Und es verwundert daher nicht, dass auch heute noch viele Menschen jemanden kennen, der entweder als Schneider arbeitet oder gearbeitet

hat oder sonst auf irgend eine Weise mit der Kleiderproduktion beschäftigt war. Die Ausstellung „Leute machen Kleider“ stellt Menschen vor, die Kleidung produzierten, und erschließt in 15 biografisch orientierten Stationen – vom Flickschneider des 18. Jahr-

¹ Der hier veröffentlichte Text beruht auf dem zur Ausstellung erschienenen Katalog: Henssler, Rainer, Schmidt, Martin u. Stender, Detlef, Leute machen Kleider – Lebensgeschichten, Arbeitsplätze, „gute Stücke“, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, Euskirchen u. Ratingen 2002.

² Vgl. Gottfried, Claudia, „Kleider machen Leute. Die neue Sonderausstellung im Rheinischen Industriemuseum, Textilfabrik Cromford“, Quecke 2002, S. 120

hunderts bis zum Modedesigner unserer Tage – die Geschichte der Kleiderproduktion in den letzten 200 Jahren.

Die Ausstellung wählt diesen Ansatz, um die zunächst verwirrend erscheinende Entwicklung der Branche angemessen darzustellen. Denn es lässt sich keine klare Chronologie finden oder gar einer einfach nachvollziehbaren Systematik folgen. Die Kleidungsherstellung ging nicht – wie in den meisten anderen Branchen – den Weg von einer individuell-handwerklichen Herstellung geradewegs zur maschinellen Produktion in immer größeren Betrieben. Die Entwicklung war vielschichtiger: Da die Nähmaschine, erfunden in den 1860er Jahren, sehr vielseitig einsetzbar ist, existierten immer verschiedene Formen der Kleidungsherstellung zwischen häuslichem Nähen und großer Fabrikwelt nebeneinander. Auffällig ist vor allem die Gleichzeitigkeit des scheinbar Ungleichzeitigen: Während einerseits in Fabriken in großem Stil Kleidung hergestellt wird, finden sich bis in die 1990er Jahre hinein in Westdeutschland Formen der Heimarbeit.

Gezeigt werden nur Dokumente und Gegenstände, die tatsächlich einen direkten Bezug zu den in der Ausstellung vorgestellten Personen und ihrer Arbeitswelt haben. Natürlich wäre es ein Leichtes gewesen, den einen oder anderen Werkstattbestand effektiv durch ‚fremde‘ Objekte zu ergänzen und abzurunden: Es wurde darauf verzichtet – zugunsten der Authentizität. Das macht diese Ausstellung – in Zeiten, in denen die virtuelle Nachstellung von Geschichte andernorts fröhliche Urstände feiert, anders.

Die biografische Darstellung von Personen des 19. Jahrhunderts war nicht einfach zu realisieren. Doch auf Grundlage von historischen Quellen, wie Zensuslisten und Personenstandsregistern, konnten die authentischen Biografien einer Stickerin, eines Herrenschneiders und eines Flickschneiders recherchiert werden. Diesen korrekt rekonstruierten Lebensgeschichten fehlt aber der subjektive Aspekt, das Persönliche, das die ‚Kleidermacher‘, die noch interviewt werden konnten, ganz selbstverständlich und eindrück-

lich vermitteln. An die Stelle von Auszügen aus den Befragungen trat das Zitat aus der zeitgenössischen Literatur.

Besonders reizvoll ist der Ansatz, nur das authentische Exponat zu zeigen, beispielsweise bei der Gegenüberstellung der Werkstätten von Walter Becker und Theo Heinrichs. Beide arbeiteten in den 1950er und 1960er Jahren, einer Zeit, in der diverse Betriebssysteme und Produktionsweisen nebeneinander und miteinander konkurrierend existierten.

Beckers und Heinrichs' Werkstätten ähneln sich auf den ersten Blick ungemein. Die großen Schneidertische wurden beide immer wieder mit Latten und Brettern repariert, die Nähmaschinen sehen fast identisch aus und die Bügelhölzer hätten beide tauschen können, ohne es zu merken. Und doch, der zweite Blick macht die Unterschiede deutlich. Der eine war Heimschneider in Elsenfeld bei Aschaffenburg und arbeitete für die Konfektionsindustrie, der andere – Theo Heinrichs – fertigte als Maßschneider in Euskirchen, der seine Kunden in der guten Stube empfing. Anschaulich bezeugt dies sein mannshoher Kristallspiegel mit seinen beiden Flügeln, in denen sich der Kunde von allen Seiten betrachten konnte. Becker reichte ein viel kleineres Exemplar. Er erhielt wie viele hundert andere auch in der Stadt sein Material (Stoff, Knöpfe, Garn), ein

Schnittmuster und lieferte später die fertige Kleidung bei den auftragerteilenden Unternehmen ab. Lief es gut, gab es einen neuen Auftrag, wieder das nötige Material, einen anderen Schnitt, und das Ganze konnte von neuem beginnen.

Die Unternehmenskerne dieses weitgehend im Verlag organisierten Produktionssystems lagen in der Stadt, genäht wurde in kleinen Werkstätten bis tief in den Spessart hinein. In den Dörfern gab es genug Familien, die nicht mehr vom Ertrag ihres Bodens und der Waldwirtschaft leben konnten. Viele Bauern ließen sich daher zu Schneidern ausbilden, richteten sich eine Werkstatt ein und erledigten Näharbeiten für die Aschaffener Konfektionsbetriebe. In den städtischen Zentralen wurden die Modelle entwickelt, die Stoffe eingekauft, zugeschnitten und der Verkauf organisiert.

Viele in Aschaffenburgs Umgebung begannen ihre Schneiderlaufbahn zunächst im Nebenerwerb und arbeiteten weiterhin in der Landwirtschaft. Die neue Art des Broterwerbs war jedoch so attraktiv, dass immer mehr junge Leute von vornherein die Heimschneiderlaufbahn einschlugen. In den 1930er Jahren war der Höhepunkt dieser Entwicklung erreicht, und es existierten ganze ‚Schneiderdörfer‘. Für die Unternehmer lagen die Vorteile dieses Produktionssystems auf der Hand: Es



Blick in die Ausstellung in der Textilfabrik Cromford: Die Werkstätten von Walter Becker (vorne) und Theodor Heinrichs (hinten)

mussten weder Maschinen angeschafft noch Produktionsräume zur Verfügung gestellt werden. Damit waren Konjunkturschwankungen ein geringeres Risiko. Die Stückzahlen konnten kurzfristig der Auftragslage angepasst werden, d.h. je nach wirtschaftlicher Lage beschäftigte der Unternehmer mehr oder weniger Schneider. Für die Heimschneider hatte dieses System ebenfalls Vorteile: Sie konnten sich ihren Arbeitsalltag selbst einteilen und waren außerdem nicht gezwungen, in die Stadt abzuwandern, um Arbeit zu finden. Zudem blieb ihnen die Vorstellung, selbstständige Handwerker zu sein, selbst wenn sie faktisch zu hundert Prozent von den Fabrikanten abhängig waren.

Der Maßschneider Heinrichs hingegen arbeitet in seiner Dachwerkstatt für die Männer aus seiner Kreisstadt. Und wie er sagte: „Es gab nur einen Schnitt im Anzug! Anspruchsvolle Kunden gab es fast keine!“ Nicht die »haute couture« war sein Ding, sondern die Alltagskleidung. Typisch an seiner Geschichte ist, dass Schneider in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts finanziell ganz gut zurechtkamen. Mit der Durchsetzung der Konfektion hat sich ihre Lage dann jedoch dramatisch verschlechtert. Neuanfertigungen wurden immer seltener und von Reparaturen allein zu leben, war schwer.

Heinrichs konkurrierte mit den Produkten, die Schneider wie Walter Becker oft unter Einbeziehung der ganzen Familie produzierten. Doch es drängten weitere Konkurrenten auf den hart umkämpften Markt und teilten sich die Arbeit auf. Neben den neuen Fabriken, die Massenware produzierten – wie die Hosenfabrik Koenen, deren Bügelmeister die Ausstellung vorstellt – waren dies vor allem die sogenannten Zwischenmeister. Einer von ihnen war Alfred Bücher aus Bochum-Dahlem.

In der Nachkriegszeit wurde das Land zwischen Emscher, Ruhr und Wupper zu einem neuen Zentrum der Konfektionsindustrie mit einer Unzahl kleiner und großer, schrumpfender und wachsender Betriebe. Unternehmen, die in Berlin, Stettin und Breslau produziert hatten, wurden besonders von Essen und Gelsenkirchen um-



Werkstatt des Herrenschneiders Heinrichs in Euskirchen 1944

worben. Neben den Hilfen der staatlich-städtischen Administration (Steuererleichterungen, bezuschusste Gewerbeflächen etc.) profitierten sie vor allem von einem bisher in der Region wenig in Anspruch genommenen Arbeitskräftereservoir: den Frauen. Diese fanden in der Schwerindustrie vergleichsweise wenig Arbeit und konnten zudem zu relativ geringen Löhnen eingestellt werden. Denn der Job in der neuen Textilindustrie wurde von ihnen nur als Möglichkeit verstanden, ein Zubrot zum Familieneinkommen zu verdienen. Große Konfektionäre wie Steilmann und andere vergaben an die kleineren Industriebetriebe der Zwischenmeister immer dann Aufträge, wenn ihre eigenen Kapazitäten nicht mehr ausreichten.

Man kopierte damit das bereits seit Ende des 19. Jahrhunderts in Aschaffenburg, aber auch in der Region rund um Bielefeld und Elberfeld erfolgreich praktizierte System der Produktion. Die Zwischenmeister produzierten jedoch nicht wie die Heimschneider in handwerklicher Manier kleine Stückzahlen, sondern mit meist fest angestellten Arbeiterinnen am Band durchaus industriell und große Serien von einigen 10.000 Kleidungsstücken. Die Maschinen und anderen Ausstattungsgegenstände aus Büchers Betrieb in der Ausstellung zeigen dies augenfällig. Die zur Produktion nötigen Materialien wie Stoffe, Garne, Knöpfe und Reißverschlüsse erhielten die Zwischenmeister wie die Heimschneider von den Unternehmern.



Exponate aus der Zwischenmeisterei Alfred Bücher in Bochum-Dahlem

Entlohnt wurden sie pro geliefertem Kleidungsstück. Erst mit der Verlagerung der Produktion zunächst in das europäische Ausland, dann in den Osten und seit den 1980er Jahren in alle Welt verlor das Betriebssystem der Zwischenmeisterei an Bedeutung. Betriebe wie der von Alfred Bücher mussten die Produktion einstellen.

Dies sind nur drei der fünfzehn Geschichten, die die Ausstellung erzählt. Zu Wort kommt ebenfalls eine Hausschneiderin – Erna Gattermann –, die als Schneiderin ausgebildet, immer wieder in reicheren Haushalten nähte. Gedacht ist auch an die vielen Betriebe im Umfeld der Schneiderei – stellvertretend repräsentiert unter anderem von Henny Wenzel, die nach 1945 eine Plisseebrennerei und ein Kurzwarengeschäft führte. Aber auch Maschinenstickerinnen aus der Industrie und dem Handwerk werden vorgestellt. Selbst in eine Sonderwirtschaftszone in Nicaragua entführt „Leute machen Kleider“. Manuela Casco Gonzalez berichtet in dieser Station von ihrem Leben als Näherin in einem auf dem Weltmarkt operierenden Produktionskonzern. Das Design für Kleidung wird jedoch meist noch in hiesigen Büros entwickelt. In Aachen, Düsseldorf oder München werden bestens ausgebildete Fachkräfte beschäftigt und entwickeln die Mode von morgen. Designer wie Frank Wojzewski und Schnittspezialisten wie die Direktrice Hiltrud Hoffmann arbeiten Hand in Hand, um unseren Kleiderschrank mit immer neuer Mode – streng nach dem gerade gültigen *Dresscode* – zu füllen.

Dass nun einzelne Menschen, ihre Lebensläufe, ihre Werkstätten und Arbeitsplätze im Mittelpunkt der Ausstellung stehen, entspricht dem Anspruch des Rheinischen Industriemuseums, ein Museum für Industrie- und Sozialgeschichte zu sein, ein Museum, in dem nicht die Industrie als Abstraktum, als Ansammlung von Maschinen im Vordergrund steht, sondern die Menschen und ihre Arbeit. Insofern ist der Titel „Leute machen Kleider“ nicht nur eine sprachliche Spielerei, sondern benennt sehr präzise die Intention und den Inhalt der Ausstellung.

„Leute machen Kleider“ – das gilt nicht nur für den Produktionspro-



Jungen-Lederhose: „Morgens reingestiegen, abends rausgestiegen, seitlich hing die Unterhose immer so ein Stück raus, das war einem gar nicht peinlich oder unangenehm. [...] Der Dreck fiel oben rein und unten wieder raus, das war gar kein Problem [...] Eigentlich gehören da zugepinkelte Beine dazu, alles andere wäre nicht original.“ Aus einem Interview mit dem Vorbesitzer der Lederhose, Herrn Bauche, Bergisch-Gladbach, 2001

zess. Ein ganz wesentlicher Teil der Geschichte eines Kleidungsstückes beginnt erst, sobald es getragen wird. In diesem Augenblick wird aus dem Massenpro-

dukt ein unverwechselbares Unikat. Nichts ist dem Menschen so nah, nichts teilt die Geschichte des Menschen so sehr wie sein Hemd, seine Hose, die Bluse, der Mantel, die er bei seinen alltäglichen Abenteuern, der Arbeit, in der Freizeit, zu trivialen und zu ganz besonderen Gelegenheiten trägt. Die Geschichte des Kleidungsgebrauchs bildet sich in der Kleidung vielfältig ab, in deren Formveränderungen, in Abnutzungsspuren, in Falten, Flecken und Flickern. Der zweite Teil der Ausstellung widmet sich daher der Gebrauchsgeschichte der Kleidung, geht einzelnen Kleidungsstücken und ihren Geschichten nach, präsentiert Objekte aus der Sammlung des Rheinischen Industriemuseums, denen man ihre Geschichte ansieht. Besonderen Wert hat in einer solchen Betrachtungsweise die ganz gewöhnliche Alltagskleidung, die von den „Leuten“ hergestellt worden sein könnte, denen im ersten Teil der Ausstellung unser Interesse galt. Sol-



Ballkleid, um 1960. Modellkleid von Heinz Oestergard

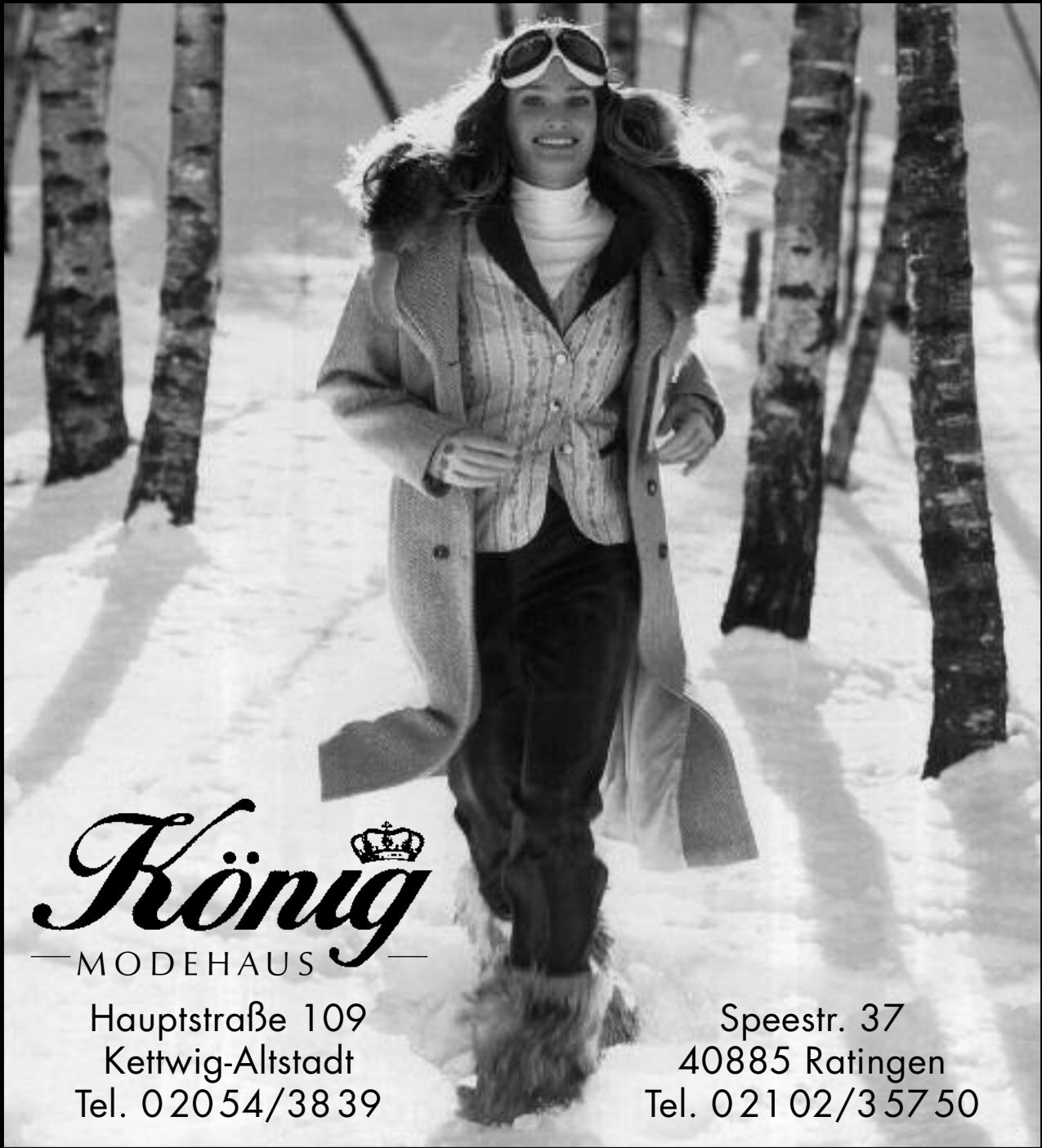
che Kleidung fristete bislang in der Mode- und Kostümgeschichte eher ein Schattendasein. „Leute machen Kleider“ stellt sie ins Rampenlicht: Von der Badehose zum Ballkleid aus den 1960er Jahren, vom selbstgestrickten Mantel (ca. 1980) zum Handwerkerrock (ca. 1730/40er) reicht die Auswahl. Die Ausstellung präsentiert die Kleider und anhand von kurzen Interviewauszügen aus Gesprächen mit den ehemaligen Besitzern ihre Geschichten. Und dort, wo keine

authentische Dokumentation vorhanden war, kein Interview mehr Auskunft über das Besondere des Alltäglichen geben konnte, wird die Kleidung mit Zitaten aus der zeitgenössischen Literatur, die gewissermaßen idealtypische Aspekte der Gebrauchsgeschichte von Kleidung aufscheinen lassen kann, collagiert.

Das Projekt „Leute machen Kleider“ und „Kleider machen Leute“ ist wie die Ausstellungen „Charles-

tonkleid und Tippmamsell“ oder die „Frau in Weiß“ ein weiteres Beispiel für den besonderen Umgang des RIM mit Mode und seiner Sammlung von Textilien. Alle diese Ausstellungen zeigen, dass in der scheinbar schnell wechselnden Hülle des Menschen jenseits des Stils und des Designs ein wesentlicher Teil seiner Geschichte verborgen liegt.

Martin Schmidt



König
— MODEHAUS —

Hauptstraße 109
Kettwig-Altstadt
Tel. 02054/3839

Speestr. 37
40885 Ratingen
Tel. 02102/35750

Leute machen Kleider – Lebensgeschichten, Arbeitsplätze, „gute Stücke“

z. B. Hiltrud Hoffmann / z. B. Martha Brückersteinkuhl

„Adieu Tristesse, hallo Frühling, z. B. Leinen von CHIWITT“ ist ein ungewöhnlicher Text für eine Zigarettenwerbung. Die Anzeige in der Deutschen VOGUE vom Februar 1984 zeigt zwar auch eine Schachtel, aus der die zu bewerbenden Zigaretten bereit zum Anbieten herausgeschoben sind. Im Bildmittelpunkt allerdings stehen zwei weibliche Models, bekleidet mit aktuellen Modellen aus der Frühjahrskollektion der Firma CHI-WITT. Mit diesem Trend-Tipp einer ganzen Reihe wird gezeigt, dass die Konsumentin genau dieser hier angepriesenen Zigarettenmarke eine ganz besonders modebewusste Frau ist und dass – im Umkehrschluss – eine Trendsetterin nur zu dieser Zigarettenmarke greifen darf.

Aber was hat nun dieser Trend-Tipp mit der aktuellen Sonderausstellung „Leute machen Kleider“ im Rheinischen Industriemuseum, Schauplatz Ratingen zu tun?

Diese Ausstellung (vgl. den Artikel von Martin Schmidt, „Leute machen Kleider – Lebensgeschichten, Arbeitsplätze, ‘gute Stücke‘“ in diesem Heft) präsentiert die Geschichte der Herstellung von Bekleidung: Mode-Designer, Konfektionäre, Maßschneider, Stickerinnen u.v.a.m. werden hier mit ihren eigenen Werkstätten und Betrieben vorgestellt.

Und das in der Zigarettenreklame getragene Kleidungsstück findet sich realiter in der Ratinger Ausstellung. Es steht im Dachgeschoss der Textilfabrik Cromford zwischen vielen weiteren Kleidungsstücken aus dem Bestand der Musterschnittdirektrice Hiltrud Hoffmann, einer der 15 in der Ausstellung vorgestellten Werkstätten und somit aus einer Kleider-Werkstatt der Region. Hiltrud Hoffmann lebt in Meerbusch und hat als Musterschnittdirektrice in namhaften Firmen in Düsseldorf und Krefeld gearbeitet. Die zweite Werkstatt mit regionalem Bezug, die hier vorgestellt werden soll, gehört



Zigarettenwerbung aus der Zeitschrift „Vogue“ vom Februar 1984

zu der Kunststickerin Martha Brückersteinkuhl, die noch heute in Ratingen-Hösel lebt.

Hiltrud Hoffmann (geb. 1943) stammt aus der Mark Brandenburg, hat in Düsseldorf-Oberkassel eine Schneiderlehre und an der Werkkunstschule in Aachen das Staatsexamen zur Modegestalterin absolviert und im Anschluss daran vor der Handwerkskammer Aachen die Prüfung zur Damenschneidermeisterin abgelegt. Ihr Traumziel formuliert Hiltrud Hoffmann so: „Ich wollte immer nur zu

CHI-WITT“ – einer Firma, die in Düsseldorf ansässig ist – aber das klappte trotz mehrfacher Bewerbung zunächst nicht. So verbringt sie ein Jahr bei einer Firma in Ulm, im Jahr 1969 wird Hiltrud Hoffmann dann bei CHI-WITT in Düsseldorf als Schnitt-Direktrice angestellt. Sie arbeitet zunächst drei Jahre für diese Firma, zwischen 1972 und 1976 geht sie als Musterschnittdirektrice zu der Firma BLACKY DRESS in Düsseldorf, wo sie auch die Atelierleitung inne hat. Für die Jahre 1977 bis 1984 kehrt sie zu CHI-WITT zurück – hier

entsteht für die Frühjahrskollektion der „luftige Hosenanzug in Currybraun. Das Oberteil taillenkurz, mit asymmetrisch gearbeiteter Knopfleiste, die Hose knöchelfrei mit schräg gesetzten Taschen“ aus der Zigarettenreklame für die VOGUE 2 / 1984.

Zwischen 1985 und 1998 arbeitet Hiltrud Hoffmann für vier weitere namhafte Firmen in Düsseldorf und Krefeld als Musterschnittdirektrice: Kyra, Eastside N.Y., Ceruti 1881 und für Tristano Onofri Moda. Hier ist sie verantwortlich für die Entstehung der Musterkollektion des jeweiligen Labels, sie entwickelt den Erstschnitt für ein Kleidungsstück der neuen Kollektion und setzt diesen später um in einen perfekten und passformsicheren Produktionsschnitt. Hiltrud Hoffmann hat es also mit Körpermaßen und Körperformen zu tun, mit technischen Zeichnungen und abstrakten Schnittmusterformen und Schnittlinien; aber auch mit Kreativität und Phantasie, mit den Musterkollektionen der Stoffe, den aktuellen Farbtrends, dem Angebot an Knöpfen, Schnallen und Reißverschlüssen – kurz: sie weiß, was, modisch gesehen, kommt und bleibt, was der Handschrift eines Labels entspricht und was technisch in der Produktion der Kollektion möglich und machbar ist. Im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit sitzt Hiltrud Hoffmann nicht an der Nähmaschine und fertigt ein Kleidungsstück. Das verlegt sie in den privaten Bereich, denn gekaufte Kleidung ist nicht ihr Ding: „Da fehlte mir immer der Kick und das Besondere“, sagt Hiltrud Hoffmann über gekaufte Kleidung, von der sich doch das ein oder andere Teil in ihrem Kleiderschrank befindet – selten oder überhaupt nicht getragen und noch heute mit dem Preisschild versehen.

Die Kleidungsstücke von Hiltrud Hoffmann, von denen ein Teil in der Ausstellung „Leute machen Kleider“ zu sehen ist, haben dieses „Besondere“, mit denen die Schneidermeisterin sie versorgt hat. So bleibt es beispielsweise nicht bei einem langärmeligen Kleid mit einem knöchellangen weitschwingenden Rock aus einer violettfarbenen Kunstseide, das Hiltrud Hoffmann sich extra für die Hochzeit einer guten Freundin anfertigt. Sie fertigt aus dem Materi-



Ein Teil der Sammlung von selbst gefertigten Kleidungsstücken, die Hiltrud Hoffmann dem Rheinischen Industriemuseum überlassen hat

al des Kleides eine kleine Tasche und knüpft aus einem transparenten Faden und hell melierten Perlen einen feinen Trageriemen für diese Tasche, in die gerade ein Lippenstift und ein Taschentuch hineinpassen. Hochhackige, violettfarbene Pumps gehören ebenso zu dem Kleid wie die kleine Geschichte über das kleine Stück Stoff, welches den extravaganten Ausschnitt des Kleides dann doch noch verhüllt, weil der Trägerin dieser Einblick für die Hochzeit schließlich zu gewagt erschien.

Eine weitere Besonderheit der Kleidungsstücke von Hiltrud Hoffmann ist, dass sie in viele ihrer privaten Stücke die Firmenschilder der o.a. Firmen, bei denen sie ge-

arbeitet hat, eingenäht hat; gerade so, als seien sie doch in und für die Kollektionen der Firmen entstanden. Man könnte meinen, Hiltrud Hoffmann kommt hiermit einem Wunsch des Museums entgegen, die in der Sammlung befindlichen Objekte genau zu datieren und einordnen zu können. Im Grunde hat sie sich selbst ein kleines Archiv ihrer Kleidungsstücke angelegt, durch die Firmenschilder und den beruflichen Lebenslauf lassen sich alle Kleidungsstücke – nicht zuletzt durch ihre modischen Besonderheiten – genauestens datieren. Die Firmenschilder helfen bei der Erinnerung an jedes einzelne Kleidungsstück. Die besonderen Geschichten der Kleider, die mit ihnen oft jahrzehntelang auf-



Hiltrud Hoffmann in ihrem Examensstück aus dem Jahre 1968: ein Zweiteiler mit Minirock aus hell-kariertem Wollstoff



Kurzes Kleid aus rosafarbenem kariertem Wollstoff à la Coco Chanel

gehoben wurden, sind sofort präsent. Da ist z. B. ihr Examensstück aus dem Jahr 1968: ein Zweiteiler mit Minirock aus einem hell-karierten Wollstoff. Wird das ockerfarbene Cape dazu getragen, bleiben die dunkelbraunen Strumpfhosen und der große gestrickte Rollkragen sichtbar. Unverkennbares Vorbild war hier André Courrèges, der Architekt unter den Designern und in den 1960er Jahren stilbildend. Mary Quant ist die Patin für das pinkfarbene und minikurze Hängerkleidchen, das für einen Studentenball entstanden ist; die Handschrift der Designerin Coco Chanel steckt in einem gerade geschnittenen kurzen Kleid aus einem rosafarbenen karierten Wollstoff, lässt aber noch viel Raum für Hiltrud Hoffmann selbst. Sie fertigt zu dem Kleid einen naturfarbenen geflochtenen Gürtel, der ihr dann aber doch zu wuchtig erscheint. Sie trägt das Kleid mit den passenden Schuhen, einer fein gemusterten Strumpfhose im passenden Farbton, einer kurzen dicken Holzperlenkette und ebenfalls violetten Ohrclips. In der Mitte der 1980er Jahre entstehen zwei Kostüme nach einem Entwurf von Thierry Mugler, der zu diesem Zeitpunkt als einer der ersten die Schultern der Damen modisch verbreitert. Hiltrud Hoffmann entscheidet sich für dunkelgrünen Samt, und für einen feinen Wollstoff in rotem Schottenkaro, so werden die breit-schultrigen Reißverschlussjacken zum schmalen Rock in italienischer Länge zu zwei Kostümen mit einem völlig unterschiedlichen Charakter. Aus dem Jahr 1984 schließlich stammen der Hosenanzug mit der asymmetrischen Linienföhrung - Hiltrud Hoffmann entscheidet sich hier für ihre Lieblingsfarbe rot - und das aus diesem Schnitt entwickelte Minikleid, das sich Hiltrud Hoffmann ebenfalls anfertigt.

So ist ein Bestand an rund 200 Kleidungsstücken, entstanden in rund 30 Jahren Berufstätigkeit, zu einer wertvollen Sammlung geworden, einer Sammlung aus Kleidung, Erinnerung und der Geschichte von Hiltrud Hoffmann, als kleines Unterkapitel der Geschichte der Mode und der Herstellung von Bekleidung. Diese Schnittdirektrice ist keine Sammlerin in dem Sinne, dass sie eine vollständige Sammlung von historischem

Wert zusammenstellen wollte - sie hat nur konsequent ihre Biographie in vestimentärer Form aufgehoben und so dem Rheinischen Industriemuseum überlassen.

Der Anlass für die Übergabe der Kleidungsstücke war nicht nur ein Umzug von einem großen Haus in eine Wohnung, sondern auch die Ausstellung „Leute machen Kleider“ - konzipiert und erstellt im Rheinischen Industriemuseum Schauplatz Euskirchen - die für die Ausstellungsetappe in der Textilfabrik Cromford um zwei Werkstätten ergänzt wurde, die aus der hiesigen Umgebung stammen: Hiltrud Hoffmann und Martha Brückersteinkuhl.



Die ADLER Plattstich-Stickmaschine von Martha Brückersteinkuhl, jetzt im Bestand des Industriemuseums Cromford

Eine ADLER Plattstich-Stickmaschine Klasse 9-30 wurde im Jahr 1999 in die Sammlung des Rheinischen Industriemuseums aufgenommen, nachdem sie 50 Jahre lang die „engste Begleiterin“ von Martha Brückersteinkuhl aus Ratingen-Hösel, der Kunststickerin, gewesen ist. Auch diese Biografie ist mit der Herstellung von Bekleidung verknüpft und so auch mit dem Rheinischen Industriemuseum. Martha Brückersteinkuhl übergab dem Museum nicht nur ihren größten Schatz - die Adler Kunststickmaschine - sondern auch Kleidungsstücke, wertvolle Stücke aus der selbst gefertigten und gestickten Aussteuer und ein Taufkleid, in das rund 30 Jahre Fa-

miliengeschichte eingestickt sind. „Ich kann nicht ohne die Maschine und die Maschine kann nicht ohne mich“, sagt Martha Brückersteinkuhl heute und beschreibt so diese jahrzehntelange Symbiose. Das Handwerk des Kunststickens wird zwar mithilfe einer elektrisch angetriebenen Maschine ausgeführt, aber es bleibt eine handwerkliche Tätigkeit. Das zu bestickende Teil wird von Hand unter der Nadel geführt, dabei hält kein Füßchen - wie bei einer Nähmaschine - das Stickgut fest. Beide Füße und das Knie der Stickenden haben unterschiedliche Aufgaben: in einem rasenden Tempo Stichlänge und Stichbreite zu bestimmen und dem vorgezeichneten Muster zu folgen, dabei können die Finger noch Unterlegfäden mitführen. Und so wird vieles möglich: Weißstickerei, Plattstichstickerei, Richelieu-Stickerei, aufwändige Motive und Monogramme. Das Handwerk der Maschinenstickerei ist eng mit dem Schneiderhandwerk verbunden. Gestickt wird während des Entstehungsprozesses eines Kleidungsstückes: auf dem Stoff, auf dem zugeschnittenen Teil, auf dem fertigen Kleid. Die Maschine steht nicht für eine industrielle Massenproduktion, sondern sie ist angewiesen auf den Menschen, der sie bedient, und vor allem auf die Hände, die das „gute Stück“ führen.

Martha Brückersteinkuhl wollte eigentlich Schneiderin werden, denn auch einige andere weibliche



Die Kunststickerin Martha Brückersteinkuhl aus Ratingen-Hösel

Familienmitglieder hatten bereits diesen Beruf ergriffen. Aber im Jahr 1949 gab es in Düsseldorf keine Möglichkeit für sie, eine entsprechende Ausbildung zu beginnen. Martha Klein – wie sie damals noch hieß – fand eine Lehrstelle als Kunststickerin bei Johanna Henrich. Diese erwarb im Herbst 1949 eine neue Kunststickmaschine – und diese Maschine sollte das Leben des neuen Lehrlingens begleiten.

Nach der Lehrzeit sammelt Martha Klein Berufserfahrung, sie arbeitet fünf Jahre lang für den Innungsmeister. Es standen Überlegungen an, sich zur Meisterprüfung anzumelden. „Doch dann kam mein Mann dazu und hat mich weggeheiratet“ – so beschreibt Martha Brückersteinkuhl ihre Entscheidung für Ehe und Familie und gegen die weitere Berufstätigkeit. Von nun an wurde also im privaten Rahmen gestickt – immer an der Adler Kunststickmaschine von 1949 – im Laufe der Zeit kamen auch wieder professionelle Aufträge hinzu. Nachdem ihre „sehr strenge Meisterin, die auf jeden noch so kleinen Fehler immer wieder aufmerksam machte“, ihren Betrieb schließen musste, kaufte Martha Brückersteinkuhl ihr die Maschine ab, auf der sie zuvor jegliche Berufserfahrung gesammelt hatte. Im Jahr 1999 schließlich übergab sie die noch immer funktionstüchtige Maschine an das Rheinische Industriemuseum, Schauplatz Ratingen.

Im Bestand des Rheinischen Industriemuseums befinden sich ebenfalls seit 1999 zwei von Martha Brückersteinkuhl bestickte und für sie maßgeschneiderte Kleider: ein weißes Hochzeitskleid aus dem Jahr 1957 und ein stahlblaues Kleid für die Silberhochzeit aus dem Jahr 1982. Die beiden langen, schlicht geschnittenen Kleider sind in gleicher Art und Weise mit perlenbestickten Stoffblüten versehen.

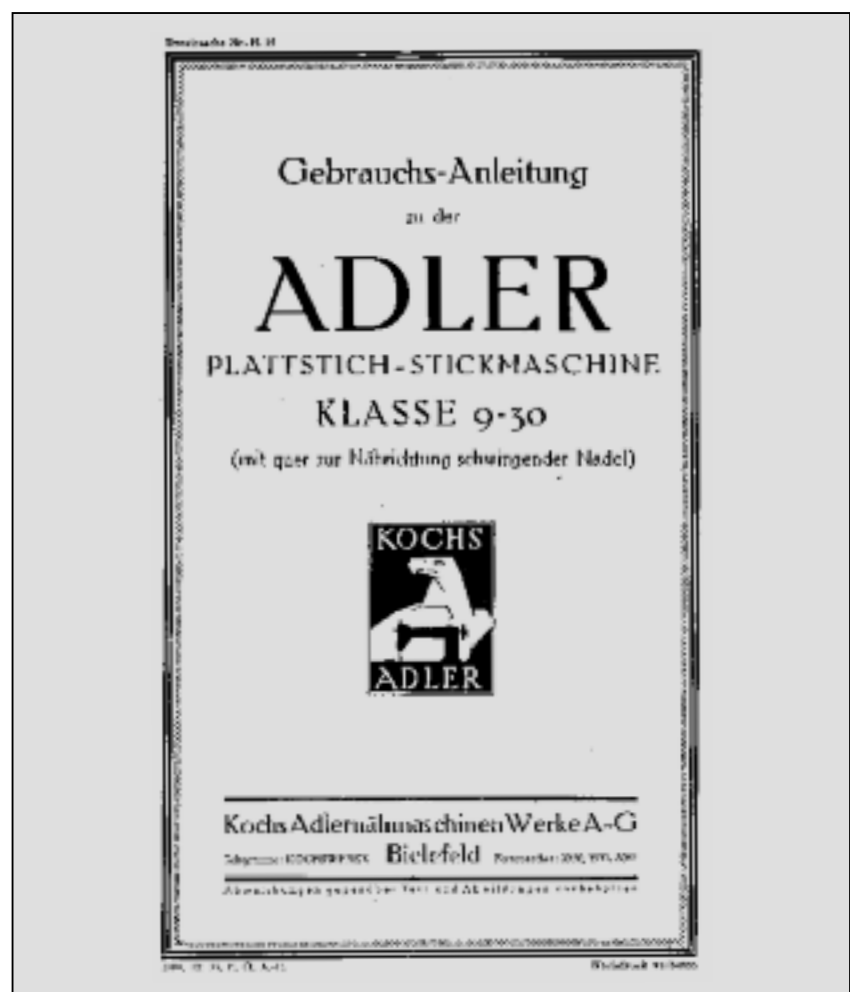
Im Vorfeld der Ausstellung „Leute machen Kleider“ wurde der Kontakt zu der Kunststickerin aus Ratingen-Hösel wieder aufgenommen, um mehr über dieses Handwerk erfahren zu können. Denn das Kunststicken ist als Handwerk in dieser Form nicht mehr lebendig, allein von diesem Modell der Adler-Maschine gibt es in

Deutschland heute noch zwei Exemplare: ein nicht mehr funktionstüchtiges Modell und eben die Maschine von Martha Brückersteinkuhl. Um dieses spezielle Zusammenspiel zwischen Mensch und Maschine und natürlich die Möglichkeiten einer Kunststickmaschine vergangener Zeiten dokumentieren zu können, ist im Rahmen der Ausstellung „Leute machen Kleider“ ein Video entstanden: Martha Brückersteinkuhl hat die Feinmechanik „ihrer“ Maschine wieder in Gang gebracht und in beeindruckender Geschwindigkeit die verschiedenen Stickfunktionen vorgeführt und kommentiert. Aber nicht nur die Maschine stammt aus dem Jahre 1949; auch die übrigen Werkzeuge, die nötig sind, um eine Entwurfszeichnung anfertigen und schließlich mithilfe der Maschine in den Stoff sticken zu können, stammen aus diesem Jahr und wurden von ihrer Besitzerin bis zum Schluss für ihre Arbeit eingesetzt. Eine in einem Korken steckende Nadel wurde verwendet, um die Zeichnung zu perforie-

ren, ein mit Filz beklebtes Nähgarnröllchen diente dazu, die Blaupause auf der Zeichnung durch die eingestanzten Löcher auf den Stoff zu übertragen.

Es wird so eine Geschichte erzählt, wie sie bis dato nicht in der Kostümgeschichte zu finden ist. Die Geschichte der Mode und des Kostüms ist üblicherweise angelegt als eine „große Erzählung“, sie berichtet von der Entwicklung der Bekleidung von den antiken Hochkulturen bis zur Kleidung des Hofes – es geht immer um die „Reichen und Schönen“. Um es mit Roland Barthes zu sagen: „Der König wird zum Kostümträger“. Was in diesen Kostümgeschichten nicht zur Sprache kommt, ist die Kleidung, die im Alltag getragen wird, auf der Straße und im Verborgenen.

Von daher sind Schenkungen, wie rund 200 Kleider aus dem privaten Besitz einer meisterschneidenden Schnittdirektrice und die Werkzeuge und Arbeiten einer Kunststickerin für ein Haus wie das Rheinische Industriemuseum



von großer Bedeutung. Ein Kleid im Stil von Coco Chanel ist kein sündhaft teures Original aus dem Hause Chanel, Paris. Aber es zeigt, dass sich die Mode nach ihren eigenen Gesetzen verbreitet und von verschiedenen Menschen unterschiedlich aufgenommen wird. Dieses Kleid ist ein bisschen Chanel, aber sammlungswürdig ist es aufgrund der Herkunft aus der Werkstatt von Hiltrud Hoffmann. Die Kunststickerin Martha Brückersteinkuhl hat namhaften Düsseldorfer Modehäusern zugearbeitet, wie mit ihr viele andere – deren Namen und Geschichte dann in der Kostümgeschichte keine Rolle mehr spielen – in den Modemetropolen der Welt. Aber um diese Geschichte hier zu vervollständigen, wird nicht nur das prachtvolle und fein gestickte Taufkleidchen verwahrt, sondern auch die Hilfsmittel, mit denen einst die Vorzeichnung auf den

Stoff übertragen worden ist und der inzwischen zerstörte Schleier, der zu diesem Taufkleidchen gehört.

Die textile Sammlung des Rheinischen Industriemuseums umfasst ca. 15.000 Objekte, und viele davon erzählen solch alltägliche Geschichten. Gesammelt werden Objekte, die aufgrund der Sammlungsstrategien des Rheinischen Industriemuseums interessant und für das Haus von Wert sind. Dabei spielen Herstellungsprozesse eine Rolle, kultur- und sozialwissenschaftliche Aspekte, wie das spezifische Kleidungs- und Konsumverhalten der ehemaligen Besitzer und die von ihnen hinterlassenen Tragespuren an den einzelnen Kleidungsstücken. Es geht um „Fragen der Menschheit im Umgang mit ihrer Geschichte. Vergangene Zeiten werden daraufhin untersucht, wie sich Menschen in

ihnen wahrgenommen haben, welche materiellen, mentalen und sozialen Hintergründe jeweils auf ihre Wahrnehmungs- und Sinnstiftungsweisen einwirkten und welche Wirkungen von diesen bis zur Gegenwart ausgehen“ (Gottfried, Claudia: Kulturhistorische Ausstellungen zur Kostüm- und Textilgeschichte im RIM. In: Museen im Rheinland 2/2002, 13-18: 14).

Denn eine Mode entwickelt sich nicht aus eigenem Antrieb. Ein zunächst modisch schmal und kurz getragener Ärmel entscheidet sich nicht dafür, einige Zeit später länger und etwas weiter zu werden; diese sich verändernden Formen verbreiten sich. Das alles funktioniert aber nur, weil es Menschen wie Hiltrud Hoffmann und Martha Brückersteinkuhl gibt.

Katja Stromberg

170 Jahre backen wir für Lintorf



**Fünf
Generationen
Erfahrung
und Qualität**



Lintorf · Speestraße 24 · Ulenbroich 5 · Tel. 02102-31290

Ein strahlender Sommer und viel Kultur

Über das Stadtteilkulturprojekt Lintorf 2003

Seit 1998 werden in den verschiedenen Stadtteilen Ratingens in loser Folge Stadtteilkulturprojekte durchgeführt. Durch eine Vielzahl kultureller Veranstaltungen wie Vorträge, Konzerte, Ausstellungen, Wanderungen und besondere Aktionen soll die Kulturarbeit in den Stadtteilen gefördert und die Zusammenarbeit der verschiedenen Vereine und Institutionen verbessert werden. Die Koordination der Aktivitäten hat jeweils das Kultur- und Verkehrsamt der Stadt Ratingen übernommen, unterstützt vom Schulverwaltungsamt, dem Jugendamt und dem Amt für Grünflächen und Umweltschutz. Nach Möglichkeit sollen die Kulturveranstaltungen alle Altersgruppen der Bevölkerung ansprechen. In der Regel dauert ein Stadtteilkulturprojekt einen Sommer lang, etwa von Mai bis Oktober.

Nach dem „Homberger Sommer“ im Jahre 1998, der Tiefenbroicher „KULTtour“ 1999 und dem Projekt „Hösel 2000“ wurde die Stadtteilkulturreihe durch die Feierlichkeiten zum Stadtjubiläum im Jahr 2001 und die EUROGA 2002 plus unterbrochen. Sie wurde nun im Sommer 2003 in Lintorf fortgesetzt. Bereits im September und im Oktober 2002 fanden erste Arbeitsgruppengespräche im Sitzungssaal des ehemaligen Lintorfer Rathauses statt, zu denen alle Lintorfer Vereine, Verbände und Institutionen eingeladen wurden. Die Beteiligung war größer als erwartet. Mehrere Schulen, ein Kindergarten, die Kirchengemeinden, die beiden Sportvereine TuS 08 und Rot-Weiß, die Bruderschaft, der Heimatverein, der MGV „Eintracht 02“ und der Kirchenchor „Cäcilia St. Anna 1903“, die Stadtteilbibliothek, die Werbegemeinschaft, AWO, der Förderkreis Diakonie und Caritas, die SPD Lintorf/Breitscheid und das Jugendzentrum Manege hatten Vertreter geschickt, die teilweise schon konkrete Planungen für Veranstaltungen im Sommer 2003 vorlegen konnten.

Einige Sponsoren ermöglichten die Erstellung und den Druck eines

„Kultur-Aktions-Kalenders Lintorf 2003“. Eine Lintorfer Werbeagentur übernahm Konzeption und Produktion, als Herausgeber fungierte das Kultur- und Verkehrsamt, dessen Mitarbeiter Udo Kuklick die Koordination übernahm. Der Kalender sollte die Lin-

Eröffnet wurde das Stadtteilkulturprojekt Lintorf 2003 durch eine ganztägige Veranstaltung am 4. Mai 2003 auf dem Lintorfer Markt. Die Organisation hatte die St. Sebastianus-Schützenbruderschaft in Zusammenarbeit mit der Stadt Ratingen übernommen.



torfer Bevölkerung über das Stadtteilkulturprojekt informieren und einen schnellen Überblick über alle Termine ermöglichen. Leider war die Verteilung der Broschüre mangelhaft, so dass viele Lintorfer Haushalte kein Exemplar erhielten. Im März 2003 fand dann im Lintorfer Rathaus ein abschließendes Arbeitsgruppengespräch statt, bei dem letzte Details und Termine festgelegt wurden.

Nach einer kurzen Ansprache des Ersten Beigeordneten, Edzard Traumann, spielten das Tambourcorps der Bruderschaft und das DB „Cargo“ Blasorchester Duisburg schmissige Melodien zum Auftakt. Dann konnten die Bürger bei herrlichem Wetter mit Musik, Tanz und Unterhaltung bis in den Abend hinein den Beginn des „Lintorfer Kultursommers“ feiern: Mädchen und Jungen der Hein-



Das Tambourcorps der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf und das DB „Cargo“ Blasorchester Duisburg spielten zum Auftakt der Eröffnungsveranstaltung am 4. Mai 2003

rich-Schmitz-Schule präsentierten, in bunte Kostüme gekleidet, verschiedene Tänze, und am Nachmittag sang der MGV „Eintracht 02“ auf der von der „Rheinischen Post“ gestellten Musikbühne. Alleinunterhalter Siggie Proske und die Live-Band „The Daylights“ sorgten für Stimmung, während man sich an mehreren Getränkeständen und im Open-Air-Restaurant eines Ratinger Gastronomen um das leibliche Wohl der Gäste kümmerte. Die Kinder konnten sich am Spielmobil „Felix“ oder an einem Schminkstand vergnügen. Eine Reihe von Lintorfer Vereinen und Institutionen stellte sich in Informationsständen auf dem Marktplatz vor.

Kultursommer“ mit einbringen. Herausragend aus dem Festprogramm des Kirchenchores „Cäcilia St. Anna Lintorf“ waren sicherlich der Dia-Vortrag mit historischen Tonbeispielen über „100 Jahre Kirchenchor Cäcilia St. Anna“, der, von Norbert und Bärbel Kugler gestaltet, schon am 14. Januar 2003 im Rahmen der monatlichen Vorträge des Lintorfer Heimatvereins gehalten wurde und etwa 120 Besucher anlockte, sowie das große Festkonzert am 6. Juli in der Pfarrkirche St. Anna.

Mit zwei besonderen Veranstaltungen machte die Stadtbibliothek Lintorf im Mai von sich reden. In einem Vortrag mit anschließender

ung erfolgte am Samstag, dem 24. Mai 2003, in den Räumen der Stadtbibliothek in Anwesenheit von Bürgermeister Wolfgang Die-drich. Die prämierten Aufsätze werden in dieser Ausgabe der „Quecke“ veröffentlicht.



Aufbau des Informationsstandes des Vereins Lintorfer Heimatfreunde

Leider ist es im Rahmen dieses Beitrages nicht möglich, alle Ereignisse und Veranstaltungen des „Lintorfer Kultursommers“ vorzustellen und zu würdigen. Viele Veranstaltungen wie das Schützenfest im August, die regelmäßigen Disco-Veranstaltungen und Konzerte des Jugendzentrums, das Reitturnier Ende Mai, das Weinfest und der Bayerische Frühschoppen, das Tennenfest auf dem Beckerhof und die Weihnachtskonzerte der Lintorfer Chöre sind ein fester Bestandteil des Lintorfer Kulturlebens und finden jedes Jahr statt. Einige Vereine wie der Kirchenchor „Cäcilia St. Anna“, der Förderkreis Diakonie und Caritas oder der Sport-Club Rot-Weiß Lintorf feierten in diesem Jahr runde Geburtstage und konnten ihr Jubiläumsprogramm in den Kranz der Veranstaltungen im „Lintorfer

der Diskussion zum Thema „Lintorf unter dem Hakenkreuz“ referierte „Quecke“-Autor Bastian Fleermann, unterstützt durch Dr. Erika Münster, die Leiterin des Ratinger Stadtarchivs, die Parallelen zur entsprechenden Entwicklung im benachbarten Ratingen zog.

In einem Schreibwettbewerb der Stadtbibliothek konnten sich Kinder bis zu 12 Jahre „Eine Lintorfer Schulgeschichte aus dem Jahr 1911“ ausdenken, wobei der Anfang der Geschichte vorgegeben war. Drei erste Preise und ein Sonderpreis wurden unter den 32 teilnehmenden Schülerinnen und Schülern vergeben, und es war keineswegs einfach für die Jury, unter so vielen interessanten und originellen Geschichten eine Auswahl zu treffen. Die Preisverlei-



Preisverleihung des Schreibwettbewerbs für Schülerinnen und Schüler der Grundschulen in der Stadtbibliothek Lintorf am 24. Mai 2003. Mit dem Bürgermeister präsentieren sich die Preisträger Theresa Schaus, Nora Sill und Konstantin Dohms (von links nach rechts)

Auch andere Veranstaltungen richteten sich speziell an Kinder und Jugendliche oder wurden von Jugendlichen gestaltet. Die Heinrich-Schmitz-Schule führte eine Projektwoche zu dem Thema „Kommt mit ins Leseland“ durch, die mit einem Lese- und Lesefest endete, zu dem alle Eltern und Lintorfer Bürger eingeladen waren. Die Arbeitsgemeinschaft „Lintorfer Literaturlese“ des Kopernikus-Gymnasiums stellte ihr neues Leseheft „Wirrurr“ vor, und das ExperimentierTheater, die Theater-AG der gleichen Schule, lud zur öffentlichen Probe ihres neuen Theaterstücks „cuba libre“ ein, das dann am 28. und 29. Mai im Stadttheater zur Aufführung kam. Am 28. und 29. Juni, einen Monat später, gab es im Pfarrsaal von St. Johannes das Kinder-Musical „David wird König“ zu sehen. Im gleichen Saal organisierte „Forum Fotografie“, ein Arbeitskreis des Katholischen Familienbildungswerkes Ratingen unter Leitung von Anke Jensen-Giehler, eine Fotoausstellung zum Thema „Wasser“, die am 13. Juli eröffnet wurde. Leider würdigte die Presse



diese hervorragend konzipierte und ideenreiche Ausstellung nicht genügend, so dass nur ein viel zu kleines Publikum sie bestaunen konnte. Ein großer Teil der Fotografierenden, die Bilder zu dieser Ausstellung beigetragen hatten, war aus Lintorf.

Einen weiteren Schreibwettbewerb, der sich aber vornehmlich an erwachsene Autoren wandte, organisierte die SPD Lintorf/Breitscheid. Unter dem Titel „Meine Vision von ...“ sollten Bürgerinnen und Bürger in Berichten, Erzählungen, Kurzgeschichten, Reportagen oder Gedichten zu den Themen Solidarität, Toleranz, soziale Gerechtigkeit, Menschenrechte und Bürgernähe ihrer Phantasie freien Lauf lassen. Am 10. Oktober 2003 fand im Seniorentreff der AWO Lintorf die Preisverleihung statt. Den ersten Preis, eine Berlin-Reise, gewann Gerta Neuroth, Buchpreise erhielten Frieda Behm, Kristina Groll und Dr. Hans-Jürgen Daniels.

Vielfältig waren auch die Aktionen, die sich der TuS Lintorf speziell zum Kulturprojekt Lintorf 2003 ausgedacht hatte. Die noch recht junge Boule-Abteilung richtete am 29. Mai auf der Drupnas die ersten Ratinger Boule-Stadtmeisterschaften aus, und im Juni fand ein Senioren-Handballturnier in der Sporthalle am Breitscheider Weg statt, an dem bekannte Angerland-Mannschaften wie der TuS 08, TV Ratingen, Tbd Ratingen und der TV Angermund teilnahmen. Großen Zulauf hatte die von Manfred Haufs organisierte

Fotoausstellung in der Zweigstelle Lintorf der Sparkasse Hilden-Ratingen-Velbert, bei der Bilder aus der 95-jährigen Vereinsgeschichte des TuS 08 Lintorf gezeigt wurden.

Neben den normalen, sich jährlich wiederholenden Veranstaltungen der Werbegemeinschaft Lintorf verdienten im Kultursommer 2003 zwei Ereignisse besondere Beachtung: die „Lintorfer Kulturnacht“, bei der man von 19 bis 2 Uhr an vier Orten, die sich sonst eher selten der bildenden Kunst öffnen, die Exponate Ratinger Künstler oder Künstlergruppen bewundern konnte. Im Jugendzentrum Manege hatte Yildirim Denizli auf der Tanzfläche seine überlebensgroßen Holzskulpturen aufgebaut, mit starrem Blick zur Theke. Von der Empore waren orientalische Klänge zu hören, die Yildirim Denizli seinem Kanun, einem zitherähnlichen Saiteninstrument, entlockte.

Im abgedunkelten Sitzungssaal des ehemaligen Lintorfer Rathauses hatten sieben Frauen der „Gruppe 94“ den Boden mit einem Mosaik aus 70 Bildplatten gepflastert. In die reliefartigen Bilder waren Fundstücke aus dem täglichen Leben eingearbeitet. Mit einer Taschenlampe konnten die Besucher ihr Lieblingsbild suchen. Dabei halfen ihm Dias der Bilder, die auf eine Leinwand projiziert wurden. Im Pfarrsaal von St. Johannes präsentierte die „Malschule



Installation der „Gruppe 94“
im Sitzungssaal des ehemaligen
Lintorfer Rathauses

am KAP“ die Ergebnisse des künstlerischen Schaffens ihrer Malschüler, und im evangelischen Gemeindezentrum am Bleibergweg zeigte der Velberter Künstler H.G. Fackert Frauenporträts, Stillleben und Landschaften, die originellerweise nicht an den Wänden hingen, sondern auf Stühlen und Tischen standen. Leider hatte das ungewöhnliche Kulturereignis einer Museumsnacht in Lintorf mit organisatorischen Problemen zu kämpfen: die Kulturnacht wurde zu zaghaft in der Presse angekündigt, und gleichzeitig fanden in Ratingen die „Kulturmeile“ und in Lintorf das Beekerhof-Fest der CDU statt. Etwa 100 Besucher zeigten trotz dieser Beeinträchtigungen, dass das Interesse an einer solchen Veranstaltung groß ist.

Das Dorffest am 6. und 7. September wartete im Kultursommer mit besonderen Attraktionen auf: ein Handwerkermarkt mit Schmied, Blotschenmacher, mittelalterlicher Bäckerei, Senfmacher, Kerzenzieher und Stellmacherei, ein kleiner Zoo für Kinder, lebensnahe Einsatzvorführungen der Lintorfer Feuerwehr und ein attraktives Bühnenprogramm mit Modenschau und Live-Musik lockten viele Zuschauer an. Das neue Konzept des Dorffestes begeisterte alle.

Speziell auf Lintorf waren die zahlreichen Veranstaltungen des Vereins Lintorfer Heimatfreunde im Kultursommer abgestimmt. Den Auftakt bildeten die beiden Vorträge am 13. Mai und am 10. Juni, die der Archivar der Lintorfer Heimatfreunde, Jürgen Steingen, im evangelischen Gemeindezentrum am Bleibergweg vor jeweils 150 Zuhörern hielt. In einer ausgefeilten Dia-Schau mit Überblendtechnik zeigte er die Entwicklung der Gemeinde Lintorf und des heutigen Ortsteils von Ratingen in den letzten 100 Jahren. Jürgen Steingens humorvoller, historisch gut recherchierter und mit vielen Tonbeispielen unterlegter Text sowie die große Zahl der gezeigten Bilder aus dem Archiv der Heimatfreunde riefen viele Erinnerungen wach und lösten rege Diskussionen aus. Während der erste Teil die Entwicklung Lintorfs vom kleinen Dorf bis zur Metropole des Amtes Angerland schilderte, zeigte der zweite Teil die rasanten Veränderungen des Ortes in den 1960-er



Die beiden Vorträge von Archivar Jürgen Steingen über „Lintorf im 20. Jahrhundert“ zogen insgesamt 300 Zuhörer an

und 1970-er Jahren. Erfreulich war, dass nicht nur „alte Lintorfer“ gekommen waren, sondern dass sich auch viele Neubürger und jüngere Zuhörer einfanden.

Beim Mundartabend am 8. Juli 2003 im Sitzungssaal des ehemaligen Lintorfer Rathauses trugen Maria Molitor und Ewald Dietz „Ditt on datt op Lengtörper Platt“ vor: Geschichten, Anekdoten, Erinnerungen, Selbsterlebtes. Es war schon beeindruckend, wie die 91-jährige Ur-Lintorferin Maria Molitor zwei Stunden lang bei hochsommerlichen Temperaturen vor etwa 70 begeisterten Zuhörern ihre Texte vortrug, auf Einwürfe und Zwischenrufe reagierte und zum Schluss fragte: „Könnt ihr noch? Wollt ihr noch was hören?“ Die philosophischen Gedanken von Ewald Dietz über den unter-

schiedlichen Gebrauch von Hochsprache und „Platt“ stießen auf große Zustimmung und sollen in der nächsten Ausgabe der „Quecke“ veröffentlicht werden. Seine Geschichten in Mundart weckten Erinnerungen an das Lintorf von früher und ließen die Zuhörer schmunzeln. Der Mundartabend könnte in Zukunft eine feste Einrichtung innerhalb der Vortragsreihe des Heimatvereins werden.

Jahrhunderte lang war der Dickelsbach die Lebensader Lintorfs, trieb viele Mühlen an und spendete Wasser für Menschen und Vieh. Oft brachte er allerdings die Dorfbewohner auch in Bedrängnis, wenn er über die Ufer trat. Seinen Lauf von der Quelle auf dem Gelände des Fernholzhofes in Hösel bis zur Helpenstein-

Mühle in Lintorf einmal genauer zu erkunden, war das Ziel einer sonntäglichen Wanderung am 20. Juli, bei der Wanderbaas Helmut Kuwertz die Planung und Führung übernommen hatte. Trotz der fast unerträglichen Hitze an diesem Tag machten sich etwa 20 Heimatfreunde auf den Weg, der zum Glück auf weiten Strecken durch unsere heimatlichen Wälder führte, die kühlenden Schutz boten.



In diesem Quellteich auf dem Gelände des Fernholzhofes in Hösel entspringt der Dickelsbach

Zu einem Riesenerfolg wurde das Brotbacken im „Backes“, dem Backhaus des alten Hofes „Oberste Mühle“ der Familie Tackenberg. Gut 150 Besucher hatten sich am letzten Augusttag auf dem Hof an der Krummenweger Straße eingefunden, um mitzuerleben, wie die Lintorfer Kötter vor 200 Jahren ihr Brot backten, als es noch keine Bäckereien oder gar Back-Discounter gab. So hatten fast alle Lintorfer Höfe früher ein steinernes oder aus Fachwerk errichtetes Backhaus, den „Backes“ eben, der meist ein Stück vom Haus entfernt stand. Der Steinofen der „Obersten Mühle“, der vermutlich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts errichtet wurde, war seit 1941 nicht mehr benutzt worden. Um so gespannter waren die Hofbesitzerin Hanna Tackenberg und die Bäckerfamilie Steingen-Gerads darauf, was der alte Ofen zu leisten noch imstande war. Erfahrenen Rat gab es von der Familie Papenhoff aus Homberg, die auf ihrem Zehnthof ebenfalls einen „Backes“ besitzen und dort regel-



Maria Molitor mit ihrer Tochter Helmi beim Mundartabend „Ditt on datt op Lengtörper Platt“

mäßig Brot backen. Das Ergebnis war überwältigend: das Graubrot und vor allem der Stuten schmeckten so gut, dass so mancher Besucher sein Stück Brot, das er eigentlich mit nach Hause nehmen wollte, schon aufgegessen hatte, bevor er den Weg vom Hof bis zur Krümmenweyer Straße zurückgelegt hatte. Um der enormen Nachfrage Herr zu werden, wurden die Brote nur hälftenweise abgegeben.



Mit einem so genannten Schießer holt Bäcker- und Konditormeister Stefan Steingen-Gerads die fertigen Stuten aus dem Ofenloch des „Backes“ der „Obersten Mühle“

Am „Tag des offenen Denkmals“, der jedes Jahr am zweiten Sonntag im September begangen wird, luden die Lintorfer Heimatfreunde alle Interessierten ein zu einem Spaziergang durch Alt-Lintorf. Wegen des großen Andrangs wurden die etwa 70 Teilnehmer in zwei Gruppen von Walburga Fleermann-Dörrenberg und Manfred Buer durchs Dorf geführt, wobei sie eine Menge erfuhren über die Geschichte der beiden Kirchen, des Friedrichskothens, des Bürgershofes und der Helpensteinmühle. Höhepunkt war natürlich der Besuch im Haus Ulenbroich, das gerade restauriert worden war, und dessen stolze Besitzer, das Ehepaar Elisabeth und Josef Melchert, jedem bereitwillig Auskunft gaben und das Ergebnis ihrer etwa einjährigen Restaurierungsarbeiten zeigten. Ein Schmuckstück im alten Ortskern von Lintorf, das sein kleines Schild „Denkmal“ wahrlich zu Recht trägt.



Elisabeth Melchert empfängt eine Gruppe des Heimatvereins vor ihrem schmucken Häuschen Ulenbroich 1

Zum Abschluss des Kultursommers hielt Manfred Buer einen Lichtbildervortrag über den wohl bekanntesten Sohn Lintorfs, den Porzellanbildhauer Johann Peter Melchior. Er schilderte seinen Werdegang vom Waisenkind aus dem kleinen Dorf am Dickelsbach, der das Vieh der Bauern und Kötter hüten musste, zum Hofbildhauer und Modellmeister in den Porzellanmanufakturen Höchst, Frankenthal und Nymphenburg. Dabei bemühte er sich, nicht nur den großen Künstler, sondern auch den Menschen Melchior zu skizzieren, der in seinem langen

Leben viele Schicksalsschläge zu ertragen hatte. Eine Art Selbstbiografie und einige Briefe Melchiors rundeten das Bild seiner Persönlichkeit ab.

Eine Stunde vor diesem Vortrag erfolgte im Foyer des ehemaligen Lintorfer Rathauses die Einweihung eines Kunstwerkes, das der Ratinger Künstler Yildirim Denizli, der jahrelang in Lintorf sein Atelier hatte, im Auftrag des Lintorfer Heimatvereins geschaffen hat. Seit der Fertigstellung des Lintorfer Rathauses im Jahre 1956 gibt es im Eingangsbereich eine Ecke mit



Yildirim Denizli mit seinem Kunstwerk in der Melchior-Ecke des ehemaligen Lintorfer Rathauses

Ausstellungsstücken und Hinweistafeln zur Erinnerung an Johann Peter Melchior. Nach dem Umbau des Rathauses wurde diese Ecke zum Melchior-Jahr 1997 mit Hilfe der Stadt Ratingen neu gestaltet. In einer kleinen Vitrine stehen Repliken einiger Musiker aus Melchiors berühmter „Türkenkapelle“. Diese Kapelle regte den gebürtigen Türken Yildirim Denizli an, ebenfalls eine „Blaskapelle“ zu schaffen, wobei er mit dem Thema, den Ausdrucksformen und dem Material auf seine Weise spielt. Zwei jugendliche Musiker entlocken ihren orientalischen Blasinstrumenten Töne, während Melchiors „Türken“ mitteleuropäi-

sche Instrumente bevorzugen. Melchior formte kleine, zierliche Figuren aus Porzellan, Denizli nimmt ein „modernes“ Material: er schneidet seine Figuren aus Eisenblech und verschweißt sie.

Ein besonderes Erlebnis war es, als während der kleinen Einweihungsfeier der 12-jährige Manuel Wassenberg ebenfalls auf einem Blasinstrument, einem Saxophon, das Jazzstück „Just away you are“ spielte.

Yildirim Denizlis Kunstwerk soll als Geschenk des Heimatvereins einen ständigen Platz im Foyer des Rathauses einnehmen und die Melchior-Ecke ergänzen. Dafür

dankte Bürgermeister Wolfgang Diedrich, der es sich nicht hatte nehmen lassen, mit dem neuen Kulturdezernenten Rolf Steuwe bei der Feier anwesend zu sein.

Abschließend lässt sich, so glaube ich, mit Recht sagen, dass das „Stadtteilkulturprojekt Lintorf 2003“ ein großer Erfolg war. Der rege Zuspruch und die großen Besucherzahlen bei einigen Ereignissen zeigten das deutlich. Und das, obwohl der Lintorfer Kultursommer in der Presse sicherlich viel mehr Aufmerksamkeit verdient gehabt hätte.

Manfred Buer

Schreibwettbewerb der Stadtteilbibliothek Lintorf

„Eine Lintorfer Schulgeschichte aus dem Jahr 1911“

Der Brand der Büscher Schule

Eines Morgens im Mai 1911 betrat Heinrich Schmitz seine „Büscher Schule“. Da bemerkte er, dass es qualmte. Heinrich Schmitz lief nach draußen. Dort rannte er um die Schule und bemerkte sofort, dass das Strohdach brannte. Wenn so etwas passieren würde, würde er normalerweise die Feuerwehr anrufen, doch das ging nicht, denn das Dach brannte ausgerechnet an der Stelle, wo Sekretariat und das Lehrerzimmer waren. Und leider konnte man nur von dort telefonieren. Doch Heinrich Schmitz hatte ein Handy. Schnell holte er es aus seiner Tasche. Leider nützte das wieder nichts, denn bei seinem Handy war der Akku leer. Heinrich Schmitz überlegte, und 30 Sekunden später hatte er noch zwei Pläne. Der erste Plan lautete, dass Heinrich Schmitz erst einmal alle seine Kollegen retten musste. Der zweite Plan war der, dass er zu Fritz, einem seiner Schüler, gehen wollte, und Fritz sollte dann zu Anne-Lise laufen, Anne-Lise zu Paul und Paul zu ... Alle würden dann mit ihm das Feuer mit dem Schulbrunnenwasser löschen.

Beim ersten Plan bemerkte er, dass er ja heute der Einzige war, der sich in der Schule aufhielt. Jedoch stimmte das nicht ganz, denn er selber war früher da, weil

er noch so viel zu tun hatte. Der zweite Plan funktionierte super.

Heinrich Schmitz lief wie ein geölter Blitz zu Fritz. Der war noch im Schlafanzug. Sofort reagierte Fritz, als Heinrich Schmitz ihm sagte, er solle zwei Eimer vor der Tür stehen lassen und danach zu Anne-Lise rennen und ihr dasselbe sagen, weil die Schule brennen würde. Fritz lief zu Anne-Lise, dann liefen die beiden zu Paul. Zu dritt liefen sie dann zu Moritz usw. Heinrich Schmitz eilte zurück zur Schule. In der Zwischenzeit verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer. Zehn Minuten später standen alle Kinder der Klasse 3a mit ihren Eimern auf dem Schulhof. Heinrich Schmitz sagte ihnen, dass sie eine Kette vom Schulbrunnen bis zur Feuerstelle bilden sollten. Alle Kinder taten es ohne Widerrede und Zankerei. Viele Kinder schnauften und atmeten schwer, denn der Rauch qualmte auch bis zum Brunnen. Nach ca. zwei Stunden war das Feuer gelöscht. Heinrich Schmitz und seine Schüler jubelten. Sie mussten jedoch noch einige Stunden warten, bis sie das Schulgebäude und den Klassenraum betreten durften.

Alle Klassenräume waren zum Glück unbeschädigt. Doch als Heinrich Schmitz das Lehrerzim-

mer betrat, musste er feststellen, dass die Klassenarbeitshefte verbrannt waren. Er erzählte es seinen Schülern, die kurz darauf einen Luftsprung machten.

Drei Tage später kam ein Brief in der Schule an. In dem stand:

„Lieber Herr Heinrich Schmitz!

Sie haben die Büscher Schule mit den Schülern Ihrer Klasse gerettet. Dafür möchten wir Ihnen danken und die Büscher Schule nach Ihrem Namen benennen. Ab jetzt heißt die Schule, in der Sie arbeiten, Heinrich-Schmitz-Schule. Wir freuen uns auf die Umbenennung und laden Sie am 24. Mai in die Stadtbücherei Lintorf ein. Danach können Sie gerne zu einem Tässchen Kaffee zu mir nach Hause kommen.“

Viele Grüße

*Ihr Bürgermeister
Olpe*

Von diesem Tag an hieß die Büscher Schule „Heinrich-Schmitz-Schule“.

Franciska Oehler, Preisträgerin
Johann-Peter-Melchior-Schule,
Klasse 3a

Ullis Pech-Tage

Eines Morgens im Mai 1911 betrat Heinrich Schmitz seine „Bücher Schule“. Da bemerkte er, als er in die Klasse kam, dass Ulrich Heinsberg gerade auf die blaue Wand mit weißer Kreide ein kleines Männchen zeichnete. Als Ulrich, genannt Ulli, bemerkte, dass der Direktor im Zimmer war und ihn erwischte hatte, stotterte er: „E-e-es tut m-mir leid, E-e-entschuldigung, Herr Direktor.“ Herr Schmitz wurde wütend. Das war nun schon das zweite Mal, dass Ulli die schöne hellblaue Wand beschmierte. „Ulrich,“ schimpfte er, „komm sofort her! Für dein schlechtes Betragen kriegst du fünf Schläge mit dem Rohrstock auf den Rücken.“ Die anderen Schüler schwiegen. Herr Schmitz fuhr fort: „Und die Wand machst du auch sauber. Mit deiner Mutter rede ich noch.“ Ulli ging leise nach vorne. „Nach vorne beugen,“ schallt Herr Schmitz leise. Dann nahm er den Rohrstock und schlug Ulli fünfmal. Ulli verzog das Gesicht. Tränen rollten ihm über die Backen. Was würde seine Mutter sagen? Doch schon wurde er aus seinen Gedanken gerissen, denn Herr Schmitz sagte sauer: „Geh' in die Ecke und denke darüber nach, was du getan hast.“ Ulli ging mit schmerzenden Rücken in die Ecke. Warum hatte er sich nur darauf eingelassen, mit Frank um die Wette Männchen an die Wand zu malen? Ruhig verlief die Stunde zu Ende. Als Frau Salz zur Mathematikstunde in die Klasse kam, musste Ulli ihr sagen, was er gemacht hatte. Sie meinte: „Ulrich, setze dich auf deinen Platz!“ So ging die Schule zu Ende. Alle packten ihre Schiefertafeln und ih-

re Griffel ein und gingen nach Hause. Ulli machte sich Sorgen, was Herr Schmitz seiner Mutter sagen würde. Frau Heinsberg war sehr streng. Immer, wenn Ulli seinen Sonntagsanzug beschmutzte, musste er ihn in die kleine Kammer neben dem Haus bringen und ihn mit Hilfe eines Waschbretts reinigen. Währenddessen hatte Frank ein schlechtes Gewissen, weil er ja Ulli dazu überredet hatte, mit ihm um die Wette Männchen zu malen. Ulli hatte angefangen mit Malen. Als er zu Hause ankam und es Essen gab, stocherte er bedrückt darin herum. Als dann seine Mutter fragte: „Was hast du denn?“, erzählte ihr Frank alles. Genauso kam Ulli zu Hause an. Als ihn jedoch seine Mutter fragte, was er habe, da weinte Ulli und erzählte ihr alles. Die Mutter meinte: „Du hättest dich nicht darauf einlassen sollen, mit Frank zu malen. Wir wollen es aber nicht so eng sehen, weil du ja selbst deinen Fehler erkannt hast.“ Die Mutter fügte aber doch streng hinzu: „Du wäschst als Strafe die Wäsche. Aber ich weiß nicht, was dein Vater dazu sagen wird. Na ja, er ist ja sowieso noch eine Woche im Bergwerk.“

Wäsche waschen, das war eine sehr schwere Arbeit. Ulli hörte auf zu weinen und aß sein Essen auf. Nachdem Ulli die Hausaufgaben gemacht hatte, fing er mit Wäsche waschen an. Als er fertig war, musste er seiner Mutter in der Küche helfen zu putzen, zu spülen und abzutrocknen. Dann ging er ins Bett.

Am nächsten Morgen kam Herr Schmitz ganz entrüstet in die Klas-

se: „Wer von euch hat meine goldene Taschenuhr geklaut? Ulrich, ist das etwa deine Rache, weil ich dich gestern mit Recht geschlagen habe?“ Herrn Schmitz' Blick fiel auf Ulli. Ulli guckte ängstlich in die Augen des Direktors. „Na los, gib mir die Uhr,“ forderte Herr Schmitz Ulli auf. Eigentlich glaubte Herr Schmitz, Ulli habe seine Uhr, weil Ulli sowieso Unsinn angestellt hatte. „Ich ha-habe sie nicht!“ Wütend guckte Herr Schmitz die Kinder an. Dann sagte er: „Wer meine Uhr hat, der meldet sich, sonst werde ich mir eine Strafe für alle ausdenken.“ Niemand meldete sich. Als es schließlich zur Pause schellte, trafen sich Ulli, Frank, Suse, Maria, Karl und Stefanie auf dem Pausenhof. Alle sechs wollten den Dieb der Uhr entlarven. Sie grübelten die ganze Pause lang, dann gingen sie in die Klasse zurück. „Frank, leere doch bitte den Papierkorb aus,“ befahl Herr Schmitz. Kurz darauf kam Frank mit einem zerknüllten Butterbrotpapier in der Hand wieder. „Herr Direktor, hier ist ihre Uhr! Sie haben die Uhr mit ihrem Butterbrotpapier zusammen aus Versehen in den Müll geworfen!!!“ schrie Frank erfreut. „Oh, tausend Dank. Entschuldigung, Ulrich, dass ich DICH verdächtigte.“ „Ach, es war nur ein bisschen unangenehm, verdächtigt zu werden, aber sonst nicht so schlimm.“ Der Direktor ging nicht zu Ullis Mutter und alle waren zufrieden.

Theresa Schaus, Preisträgerin
Johann-Peter-Melchior-Schule,
9 Jahre



Wir geben Ihrem Gesicht
die richtige Ausstrahlung!

Rolf
Kögler



augenoptik
contactlinsen

Lieferant aller Krankenkassen
Lintorf

Lintorfer Markt 7 · ☎ 3 60 03

Reise in die Zukunft

Eines Morgens im Mai 1911 betrat Heinrich Schmitz seine „Bücher Schule“. Da bemerkte er, dass das Gebäude viel größer war, und die Kinder auf dem Hof waren auch so komisch angezogen. Im Gebäude fand er seine Klasse gar nicht wieder. Statt einer großen Klasse fand er dort mehrere kleine. Deshalb lugte er vorsichtig in eine der Klassen. Da hörte er zwei Kinder über ihre abergläubische Lehrerin reden. Das erste Kind sagte: „Die Alte hat gesagt, dass der Schmitz 2011 zu uns kommen wird.“ Das zweite Kind antwortete: „Und was ist jetzt, es ist das Jahr 2011 und dazu auch noch Mai.“ Da trat

Heinrich Schmitz ein. Das zweite Kind fragte: „Sach ma, wat is dat denn für'n Kerl?“ Der Herr sagte: „Mein Name ist Heinrich Schmitz.“ Er ging durch die Klasse, um sich alles anzugucken. Danach setzte er sich ans Pult. Nach und nach füllte sich die Klasse. Als alle Kinder da waren, sagte er: „Holt bitte eure Tafeln raus!“ „Hä, was für Tafeln?“, fragten sich die Kinder. In diesem Moment kam die Lehrerin rein. Sie sagte: „Herr Schmitz, ich hab' Sie schon erwartet. Sie sind einhundert Jahre in die Zukunft gereist. Es gibt keine Tafeln mehr, statt dessen Hefte. Kommen Sie mal mit ins Lehrerzimmer.

Ich habe was für Sie, wie Sie wieder in Ihre Zeit kommen können...“ „Warten Sie“, unterbrach er die Lehrerin, „ich wollte den Kindern ein Diktat geben.“ Doch bevor er das erste Wort aussprechen konnte, ging das Licht aus, ein Knall ertönte, und gleich darauf ging das Licht wieder an. Heinrich Schmitz war verschwunden! In den ersten Sekunden sah man noch im Rauch, der aufgestiegen war, seine Umrisse. Das Diktat bekamen sie trotzdem noch auf.

Konstantin Dohms, Preisträger
Heinrich-Schmitz-Schule,
Klasse 3a

Heinrich Schmitz und die Bücher

Eines Morgens im Mai 1911 betrat Heinrich Schmitz seine „Bücher Schule“. Da bemerkte er, dass alle Kinder Bücher lasen. Das machten sie sonst nie. Aber Heinrich Schmitz liebte Bücher über alles.

Er kam in die Klasse und sagte: „Guten Morgen!“, doch niemand rührte sich. „Hm, hm!“, machte er. Ein Schüler aus der Klasse fragte: „Och, bitte, bitte, können wir noch

ein bisschen lesen?“ Heinrich Schmitz antwortete: „Ausnahmsweise, weil ich Bücher so gerne mag!“ Eine Weile später rief er: „So, das reicht jetzt aber! Ordentlich hinsetzen und die Hände falten!“ Die Klasse betete.

Am nächsten Tag lasen die Kinder tatsächlich schon wieder. Heinrich Schmitz ließ sie noch ein bisschen weiter lesen. Da kam ihm eine

Idee: Weil die Kinder so gerne lesen, wollte er etwas für sie tun. So führte Heinrich Schmitz die Lese-stunde ein. Also jetzt mal ganz ehrlich: Wer könnte sich denn auch schon ein Leben ohne Bücher vorstellen?

Nora Sill, 8 Jahre,
Sonderpreis

**Am zweiten Dienstag
jeden Monats
veranstaltet der VLH
einen Vortragsabend
im ehemaligen
Lintorfer Rathaus.
Beginn: 19.30 Uhr.
Der Eintritt ist frei.
Gäste sind
herzlich willkommen.**



gegründet 1931

- Kosmetik von Wala-Dr.Hauschka, Weleda, Lavera
- Eigenes Naturkosmetik Studio im Hause !!
- Küchenmaschinen, Getreidemöhlen - Vorführung !
- Täglich frisches Brot der Bäckerei Backbord !
- Molkerei Vollsortiment, Demeter® Biolebensmittel Qualität
- Biologische Säfte von Voelkel und Beutelsbacher
- Himalaya Kristallsalz
- Obst und Gemüse 100% Bio-Anbau
- Fleisch- & Wurstwaren in reicher Auswahl • NUR BION
- Tiefkühlsortiment, z.B. Pizza, Fritten, Eis
- Über 25 Jahre LIVOG-Naturfarben mit Beratung !
- Kindernahrung, Schafelle und Naturtinkturen
- Bier der Brauereien Lambräu und Pinkus.

Öffnungszeiten:
Von 9-13 + 15-18 Uhr
SA von 9-13 Uhr
Montags geschlossen

Kostenlose Parkplätze direkt am Laden

HELM-Naturprodukte, Am Krummenweg 25, 40885 Ratingen
Tel.: 02102-17125 / Fax: 02102-17635
Internet: <http://www.helm-naturprodukte.de>



Farbe als ästhetisch-sinnliches Phänomen

Begegnungen mit Erika Maria Riemer-Sartory

Wer in den letzten Jahren Erika Maria Riemer-Sartory in ihrem Atelier in Düsseldorf besucht hat oder in einer ihrer zahlreichen Ausstellungen war, wird sicher besonders ihre leuchtend farbigen abstrakten Arbeiten in eindrucksvoller Erinnerung behalten haben. Leuchtendes Rot begegnet uns da, intensives, sonniges Orange-Gelb kontrastiert mit samtigem Schwarz, auch grelles Pink, um nur einige Beispiele zu nennen. Diese Farben – meist von einfachen, fast geometrischen Formen begrenzt – sind von einer direkt sich mitteilenden Sinnlichkeit und strahlen eine Lichtenergie aus, die überwältigend und geheimnisvoll-irritierend zugleich ist.

Erika Maria Riemer-Sartory erreicht die intensive Farbwirkung ihrer Bilder durch das Auftragen dicker Schichten reiner Pigmente. Pigmente, die pulverigen Farb-Grundsubstanzen organischer oder anorganischer Herkunft, müssen normalerweise mit Bindemitteln, wie zum Beispiel Öl, Ei, Leim oder Kunstharzen zu einer Masse für den Auftrag verarbeitet werden. In jahrelanger Arbeit hat Erika Maria Riemer-Sartory durch intensives Experimentieren eine Methode entwickelt, reine Pigmente (fast) ohne Bindemittel zur Bildgestaltung zu nutzen. Wie sie das macht, bleibt ihr ganz persönliches Geheimnis. In ihren Katalogen trifft man in diesem Zusammenhang auf Begriffe wie „Alchemie“ und „Hexenköcheln“.

Die Aufschichtung der Farbe verleiht den Arbeiten Objektcharakter. Dies wird noch dadurch unterstrichen, dass auch der Rand des Bildträgers – meist Leinwand auf Holz – sorgfältig bearbeitet ist. Die Objekte haben annähernd die Gestalt eines flachen Quaders mit mehr oder weniger geradlinigen Umrissen.

Die nachhaltige Wirkung der Arbeiten beruht außer auf der



Ohne Titel, 2002, 60x60 cm, Mischtechnik auf Leinen



„Ikone“, 1999–2003, 50x50 cm, Mischtechnik auf Leinen über Holz

Leuchtkraft der Farben auf der faszinierenden haptischen Oberflächenbeschaffenheit. Viele Arbeiten haben eine ganz homogene feinkörnige oder sogar samtige Oberfläche. Dies trifft zum Beispiel zu auf die eher strengen Objekte mit fast geradlinig-rechtwinkliger Begrenzung, die in konstruktivistisch-minimalistischer Formsprache Kontrast und Harmonie verschiedener Farben untersuchen. Beeindruckend ist hier die ganz gleichmäßige Sättigung und Helligkeit der Farben in den einzelnen Farbfeldern.

Andere eher monochrome Arbeiten tragen Bearbeitungsspuren, zum Beispiel regelmäßige Rillenmuster, oder im Malprozess bewusst provozierte Risse. Sie erinnern – ganz konkret – an ein Stück regelmäßig bearbeiteter, beziehungsweise durch Austrocknen geborstener Erdoberfläche und sind damit spezielle Realisierungen des Grundthemas „Haut der Erde“, dem Erika Maria Riemer-Sartory ihr jetziges Schaffen unterstellt.

Die Beschäftigung mit dem Thema „Haut“ spielt eine große Rolle in ihrer gesamten Arbeit. Haut ist als

Oberfläche des Körpers seine Begrenzung nach außen hin. Sie ist eine schützende, aber auch verletzliche und schmerzempfindliche Schicht. Haut steht für Berührung und Tasten, Haut muss man manchmal aber auch abstreifen, um einen Neubeginn im Leben zuzulassen. Der Erde nun aber eine Haut zuzuschreiben, heißt sie als einen lebendigen, empfindsamen und damit auch schutzbedürftigen Körper aufzufassen.

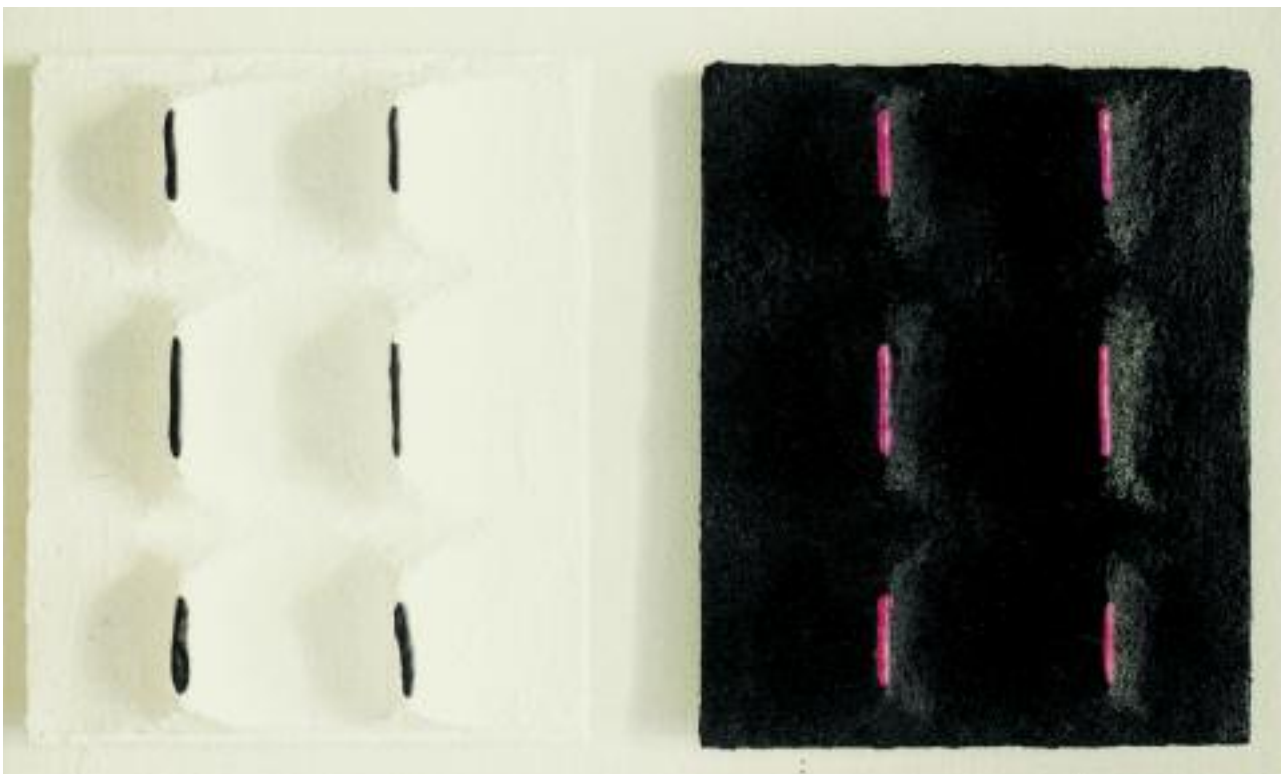
Einige Arbeiten tragen den Titel „Ikone“, was ursprünglich einfach „Bild“ bedeutet. Sie entsprechen in ihren Größenverhältnissen diesen uralten östlich-christlichen Bildern, werden hier aber eher als Bilder der Erde aufgefasst. Darüber hinaus weisen aber gerade die monochromen Ikonen in ihrer Reduziertheit und Reinheit – und manchmal zusätzlich durch ein eingeritztes Kreuz – ins Religiös-Transzendente. Das trifft in besonderem Maße auf die weißen Ikonen zu.

Von der intensiven Farbigkeit kehrt Erika Maria Riemer-Sartory immer wieder zu Weiß und auch zu Schwarz zurück, genießt die ruhige Eleganz und Erhabenheit die-

ser Farben, findet insbesondere im Weiß einen geistigen Gegenpol zur Sinnlichkeit von Rot, Orange, Gelb und Grün. Häufig hat sie auch ältere Arbeiten weiß übermalt, so dass das Vergangene als unter der Gegenwart mehr oder weniger verborgene Schicht noch erahnt werden kann.

Die bisher beschriebenen Arbeiten sind alle in den letzten Jahren entstanden, in denen Erika Maria Riemer-Sartory es in ihrem Umgang mit der Farbe zu großer Perfektion gebracht hat. Bei der Eröffnung der Ausstellung „Vier Elemente“ im Jahre 2000 im Oberschlesischen Landesmuseum in Ratingen lobte Professor Dr. Hans Brög: „Anderswo nur selten werden Pigmente so präpariert, so gesteigert wie durch Riemer-Sartory.“ Diese Gemeinschaftsausstellung fand nicht nur in Ratingen, sondern auch in Rybnik (Polen) große Beachtung und ist damit ein Beispiel für das vielfältige Wirken der Künstlerin weit über Ratingen und Düsseldorf hinaus.

Begonnen hat Erika Maria Riemer-Sartory ihre künstlerische Laufbahn 1979 an der Fachhochschule für Design in Düsseldorf, als ih-



„Wandobjekt“, 2003, Diptychon, 2 x 28 x 22 cm, Mischtechnik auf Karton

re beiden Kinder so groß waren, dass sich Studium und Familie vereinbaren ließen. Von 1982-1989 hat sie an der Kunstakademie in Düsseldorf studiert bei Professor Siegfried Cremer, der bis heute als guter Freund ihre künstlerische Entwicklung begleitet.

Nach einer Phase klassischer Landschafts- und Stilllebenmalerei und des Aktzeichnens werden in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre in ihren Arbeiten starke Abstrahierungstendenzen deutlich, z.B. in Landschaften, die durch Scharen gleichmäßig geschwungener dunkler Linien eine eigenartige Plastizität erhalten. Später entstehen Menschenbilder, die unter dem Titel „Liebespaare“ einige Jahre den Schwerpunkt ihrer Arbeit und auch ihrer Ausstellungsaktivitäten bilden. Der gleichmäßig stark strukturierte Farbauftrag, die bis zur Auflösung vibrierenden Konturen der Menschen und ihr Verschmelzen mit dem Untergrund wecken ihrerseits Assoziationen mit Details abstrakter Landschaften.

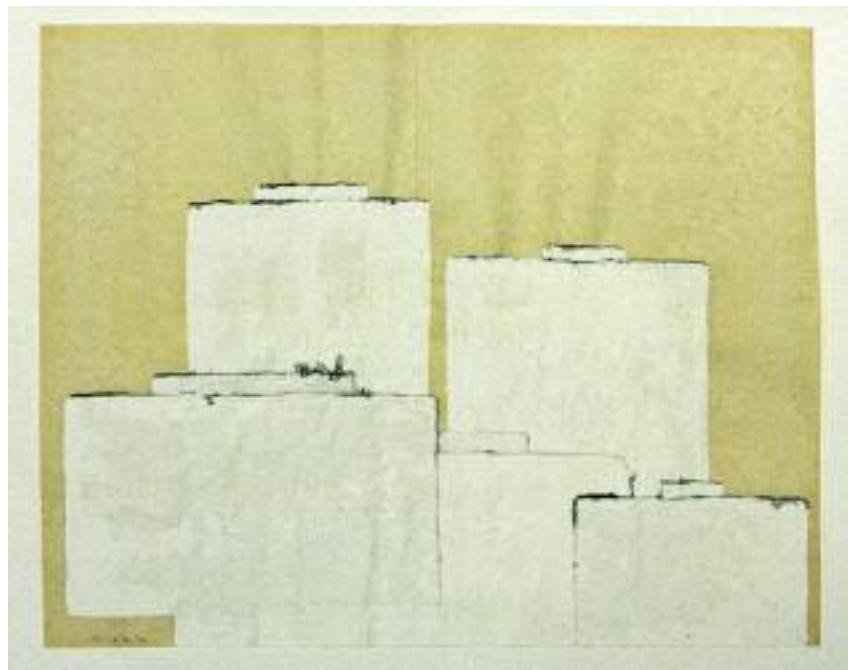
Eine zunehmende Offenheit zeigt sich auch in der Teilnahme an verschiedenen Gemeinschaftsprojekten, insbesondere in der Arbeitsgemeinschaft Rätiger Künstler. Hier beteiligte sie sich z. B. an den Aktionen zur Wiedereröffnung des Stadtmuseums (1991) und an der Skulpturenausstellung im Cromford-Park, bei der ihre „toten Bäume“, wie auch etliche andere Kunstwerke, Opfer gewaltsamer Zerstörung wurden.

Ein zweimonatiger Studienaufenthalt in Indonesien und eine Reise in die USA sind wichtige Inspirationsquellen für ihr weiteres Schaffen. Insbesondere die überwältigenden Eindrücke der Natur im Westen Amerikas führen zu einem Umbruch in ihrer Arbeit und einer intensiven Auseinandersetzung mit dem Thema „Erde“. Erika Maria Riemer-Sartory experimentiert mit verschiedenen Materialien, arbeitet mit Acryl und Öl, mischt die Farben mit Sand und anderen Zusätzen und untersucht das Verhalten von Pigmenten. Es entstehen „Erdkrusten“ und „Flussland-

schaften“, vielschichtige Bilder mit eher grober, teilweise krustig-rissiger Oberfläche, die die unteren Schichten durchschimmern lässt. Im Laufe der Weiterentwicklung der maltechnischen Untersuchungen und Erfahrungen treten die konkreten Landschaftsassoziationen in den Hintergrund und die Farbe selbst wird als Bedeutungsträger immer wesentlicher. Es entstehen die anfangs beschriebenen Farbmaterialbilder mit fast geome-

trischer Formensprache, wobei in „Haut der Erde“ das Landschaftsthema wieder anklingt und mit dem Thema „Mensch“ verbunden wird.

Erika Maria Riemer-Sartory arbeitet prozesshaft. Beginnend mit einer Ausgangsvorstellung der fertigen Arbeit muss sie diese nach jedem Farbauftrag neu auf das tatsächliche Verhalten der Farbe abstimmen. Es ist wie eine kom-



„Gebäude“, 2002, 87 x 110 cm, Mischtechnik auf Papier



„Gebäude“, 2002, 87 x 110 cm, Mischtechnik auf Papier

munikative Wechselwirkung zwischen Künstlerin und Bild, die mitunter auch längere Zeit nach Fertigstellung der Arbeit noch einmal aufgegriffen wird.

Im Gegensatz zu den objektartigen Farbmateriabildern wirken ihre Papierarbeiten eher leicht und zurückhaltend. In der letzten Zeit arbeitet sie häufig mit oder auf Pergamentpapier. Pergamentpapier hat mit dem echten Pergament, dem schon vor Tausenden von Jahren aus Tierhäuten hergestellten Beschreibstoff, den hautigen, leicht durchschimmernden Charakter gemeinsam.

In einer Gruppe von Arbeiten hat Erika Maria Riemer-Sartory Pergamentpapier mit weißer Farbe teils minimalistisch-konstruktivistisch, teils mit unregelmäßigen mehr oberflächenfüllenden Strukturen bedruckt. Der verschleiende Charakter des Pergamentpapiers kommt besonders zum Ausdruck bei den „Briefen an ...“. Papier und Pergamentpapier sind mit zeilenartigen Strukturen schwarz oder weiß bedruckt und dann übereinandergelegt, so dass scheinbar ein nicht zu entzifferndes geheimnisvolles Dokument entsteht.

Eine andere Werkgruppe besteht aus in Objektkästen aus Plexiglas lose übereinander liegenden Schichten von unregelmäßig gerissenen, unterschiedlich großen Pergamentpapierstücken. Eine einzelne leuchtend rote Linie auf einem der Papierstücke wirkt wie die feine Spur von etwas Materiellem, wie die Spur eines winzigen Elementarteilchens in einer Nebelkammer.

In jüngster Zeit sind großformatige Bilder entstanden, bei denen Erika Maria Riemer-Sartory auf in Öl getränktes und dadurch bräunliches Papier mit weißer, mit Sand gemischter Farbe architektonische Figuren gemalt hat. Längliche, sich teilweise überschneidende Rechtecke in Hoch- und Querformat – vielfach von unregelmäßigen schwarzen Linien eingerahmt, wecken die Assoziation an eine dichte Gebäudegruppe. Das Papier hat sich unter dem trocknenden schweren Farbauftrag zusammengezogen und so außerhalb eine wellige räumliche Struktur erhalten. Es ist nicht mehr reiner Bildträger, sondern durch seine gewollte Veränderung Teil der bildnerischen Gestaltung.

Transparent und leicht wirken auch Erika Maria Riemer-Sartorys Maschendrahtskulpturen – grausilberne und leuchtend farbige menschliche Torsi zum Beispiel, die sie körperhafte Zeichnungen nennt. Die zur 725-Jahr-Feier der Stadt Ratingen 2001 entstandene Installation „Walhalla“ und der im Rahmen einer Düsseldorfer Aktion im gleichen Jahr geschaffene (und als einer der wenigen in der Presse gelobte) Radschläger sind Zeichen ihres souveränen Umgangs auch mit diesem Gestaltungsmaterial.

Ihr größtes Projekt in den vergangenen Jahren war sicher die Fastenzeitinstallation „Entäußerung“ in der Pfarrkirche St. Martinus in Kaarst im Frühjahr 2001. Mit einem riesigen schwarzen Kreuz aus Stoff wurden die Kreuzigungsgruppe und die Heiligenfiguren im Chorraum der Kirche verhüllt. Verhüllungen in der Fastenzeit haben eine tausendjährige Tradition und sollten von jeher als Ergänzung zum „Fasten des Leibes“ ein „Fasten des Auges“ und damit innere Einkehr und Besinnung bewirken. Ein Gefühl für die Dimension der Installation erhält man zum Bei-



„Entäußerung“, 2001. Installation in der Pfarrkirche St. Martinus in Kaarst, 8 m x 20 m

spiel, wenn man weiß, dass die horizontale Linie aus einer zwanzig Meter langen und drei Meter breiten Stoffbahn bestand und die Vertikale acht Meter hoch war. Die technische Realisierung dieser Arbeit stellte eine große Herausforderung dar, deren Bewältigung nicht zuletzt auch erheblichen körperlichen Einsatz erforderte. Das ungewöhnliche Längenverhältnis von Horizontale und Vertikale deutete Pastor Dr. Kurt-Peter Gertz, der – aus Homberg kommend – seit dem Jahre 2000 die Kirchengemeinde St. Martinus leitet, als „optische Erdung“ des Kreuzes. Vor dem Kreuz im Schnittpunkt von Längs- und Querbalken stand auf einem Ständer eine schwarze teilweise durchlöchernte Kugel, die einen Durchmesser von etwa Menschengröße hatte und um die sich leuchtend roter Stacheldraht wie eine Dornenkrone wand.

Auf eindrückliche Weise ließ die Installation die Bedrohung des Menschen durch Leid und Tod spürbar werden und stellte sie in Beziehung zur Bedrohung der

ganzen Erde durch Gewalt und Zerstörung. Erika Maria Riemer-Sartory hat für das bedrückende Thema eine äußerst ästhetische Umsetzung gefunden. Die klare Form und das über die ganze Größe einheitliche intensive Schwarz führten zu einer tiefen inneren Berührung des Betrachters. Die diesjährige Installation im Kunstraum Kempen im Franziskanerkloster, die den Titel „Das Auge Gottes“ trug, nahm kompositorische und inhaltliche Elemente der Fastenzeitinstallation wieder auf. Lange schwarze Stoffbahnen bildeten ein am Boden liegendes Kreuz, das sich bis zum Ansatz des den Raum überspannenden Kreuzrippengewölbes hochzog. Die oben erwähnte Erdung des Kreuzes wurde damit manifestiert. Im Schnittpunkt der Stoffbahnen lag ein Spiegel, „in dem sich das im Zentrum des Gewölbes funkelnde Auge Gottes spiegelte und damit ebenso geerdet wurde wie das Kreuz“, wie die Künstlerin es selbst beschreibt.

In diesen Installationen werden die wesentlichen Merkmale deutlich,

die Erika Maria Riemer-Sartorys künstlerische Aussage und deren Ausdrucksformen charakterisieren. Es gelingt ihr, durch intensive Farben und eine reduzierte Formensprache über die sinnliche Wahrnehmung des Betrachters direkt seine emotionale Ebene zu erreichen und in ihm eine Konzentration auf Wesentliches zu bewirken. Sie spricht gerade in den Installationen auch die religiösen Empfindungen an und betont ihre Auffassung von der Erde und der Menschheit als sorgsam zu bewahrende, göttliche Schöpfung.

Es zieht sich eine klare Linie durch Erika Maria Riemer-Sartorys gesamtes Schaffen, die sozusagen das Rückgrat bildet zu einer großen Vielfalt verschiedenster Umsetzungen. Ich bin sicher, dass ihr schöpferischer Ideenreichtum, ihre Experimentierfreudigkeit und große Schaffensfreude auch in Zukunft ein reichhaltiges Spektrum künstlerischer Arbeiten hervorbringen werden.

Dr. Brigitte Splettstößer

A K G	NOKIA	TELEFUNKEN	ONKYO	PANASONIC	PIONEER	SABA	S H A R P		
	Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher! SP:Baltzer <i>Audio, Video, Satellit, TV Telekommunikation...persönlich.</i> 40885 Ratingen, Speestraße 5 Telefon Verkauf: 021 02/352 87 Fax 021 02/339 33  <i>Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher</i>								
	M E T Z							S O N Y	
	T D K	ServicePartner						L O E W E	
	TECHNICS	AKAI	JVC	ELAC	CANTON	VIVANGO			

Schalom

Jüdischer Kulturverein Ratingen

Am 14. November 2002 wurde „Schalom“ Jüdischer Kulturverein Ratingen e.V. gegründet. Dem Verein gehören über 70 Frauen und Männer jüdischen Glaubens mit ihren Familienangehörigen an.

Die Jahreszeit bzw. der Zeitpunkt bestimmten wesentlich die Rituale und Bedeutung eines Festes. Das Ritual richtet den Menschen auf das Heilige aus. Der Segen dieser Ausrichtung kommt als Fülle von

fein, Rosinen, Zucker, Zimt und Wein), deren lehmartige Farbe an den Ton erinnern soll, mit dem die Vorfahren in Ägypten Bauarbeiten verrichten mussten. Zu Pessach gehören die Tränen beim Raspeln des Meerrettichs zu Maror (Bitterkraut), der die Bitterkeit der Knechtschaft der Israeliten in Ägypten vergegenwärtigt. Mazzot (ungesäuertes Brot) wird besorgt. Im Zusammenhang mit dem Auszug aus Ägypten wird berichtet: „... und das Volk trug den rohen Teig, ehe er durchgesäuert war, und sie backten aus dem rohen Teig ungesäuertes Brot.“) Während des Pessach - Festes soll sich kein Chamez (gesäuertes Brot) mehr im Haus befinden. Deshalb wird am Abend zuvor das Gesäuerte zusammengesucht und am darauffolgenden Tag zur Mittagszeit in einem speziellen Ritus verbrannt. Auch das Geschirr ist für Pessach koscher (tauglich, passend, rituell rein). Im aufgeräumten Wohnzim-



Mitglieder von „Schalom“ Jüdischer Kulturverein Ratingen bei einem wöchentlichen Treffen. Ganz links der Vorsitzende Vadym Fridman

In Ratingen lebten Juden nachweislich seit dem Jahre 1592.

Nach der Judenverfolgung und Ermordung durch den Nationalsozialismus gibt es in Ratingen keine Begegnungsstätte oder Synagoge mehr. Der Jüdische Kulturverein kann somit auf keine eigenen Räumlichkeiten zurückgreifen.

Die katholische Pfarrgemeinde Heilig-Geist in Ratingen West hat ihnen im Pfarrheim von St. Josef in Eckamp die Möglichkeit eingeräumt, jede Woche für zwei Stunden einen Raum zur Versammlung zu nutzen. Hier bereiten sie die jüdischen Feste des Jahres vor und vermitteln die Inhalte auch an Mitglieder, die in ihren Herkunftsländern ihren Glauben nicht ihrer Tradition gemäß leben konnten. Referenten halten Vorträge, die Geschichte von Ratingen wird erkundet, es findet ein reger Austausch statt. Die Kontakte zu anderen Einrichtungen und Vereinen in Ratingen werden gepflegt und ausgebaut.

Zum Gebet fahren sie freitags abends oder samstags morgens in die Synagoge nach Düsseldorf.

Jüdische Jahresfeste

Zu bestimmten Zeitpunkten im Jahreszyklus finden Feste statt.

Spiritualität, Licht und Freude. Darum heißt Festtag auf hebräisch – jom two – guter Tag.

Wichtige Feste im Judentum sind: Pessach, Schawuot, Ticha be-Aw, Rosch ha-Schana, Jom Kippur, Sukkot, Chanukka, Tu bi Sche-wat, Purim u. a. m.

Die Hauptfeste Pessach und Sukkot zählen zu den ältesten Festen. Pessach und Sukkot stellen parallele Jahresanfänge dar. Pessach = Frühlingsfest. Über Sukkot heißt es: „... und das Fest des Einsammelns am Ausgang des Jahres.“

Pessach

Zu Pessach gehören der Frühlingsputz, das lange Vorbereiten besonderer Gerichte und das Nüsse knacken für die Charoset (süßer Brei aus gehackten Nüssen, geriebenen Äp-



„Dies ist das Brot der Armut“. Aus einer Pessach-Haggadah, Pergamenthandschrift, 15. Jh.

mer steht der feierlich gedeckte und geschmückte Esstisch – einem Altar gleich – im Mittelpunkt einer ausgedehnten Zeremonie.

So liegen auf dem Tisch Mazzen (ungesäuerte Brote), ein gekochtes Ei, ein gebratener Knochen mit wenig Fleisch, hinzu kommen eine Schüssel mit Salzwasser, Maror (Bitterkraut) und Charosset (süßer Brei). Außerdem werden vier Becher Wein getrunken (Rotwein). Ein gefüllter Becher, der so genannte Elia - Becher, weist auf die erhoffte letzte Erlösung hin. Mit diesen Elementen symbolisiert der Seder (feierliche Anordnung von Speisen auf einer Platte oder Teller) den Opferkult.

Der Pessach-Teller ist ein Symbol der Tier-, Brot- bzw. Mehl- und Grün- bzw. Gemüseopfer, die Segnung des Weins steht für die Libation (Trankopfer), das Anzünden der Kerzen entspricht der Verwendung von Weihrauch im Tempel. Eine festgelegte fünfzehnteilige Ordnung für den Abend ist mit wenigen Änderungen wahrscheinlich aus dem Tempeldienst übernommen. Das wichtigste Gebot am Sederabend: „Wehigadeta lebincha“ (Erzähl es deinen Kindern). Es lesen alle gemeinsam die Haggadah (Erzählung) vor. In der Haggadah wird die Geschichte des Auszuges aus Ägypten in allen Einzelheiten beschrieben.

Jom Kippur

Aus dem hebräischen jom - kipur = Versöhnungstag. In der Bibel stets jom-hakipurim genannt. Manche Gelehrte führen das Wort kippur auf das babylonische Wort für reinigen, säubern zurück.

Jom Kippur ist einer der beiden höchsten Feiertage am 10. Tschri (jüdischer Kalender) und ist der letzte der zehn mit Rosch ha-Schana (das jüdische Neujahrsfest) beginnenden Bußtage. Gemäß der Hebräischen Bibel ein Sühnetag, an dem das Heiligtum von allen Verunreinigungen durch nicht zu sühnende Vergehen der Israeliten gereinigt wurde. Zugleich wird aber vor einem Missverständnis der Sühnekraft gewarnt. Sie gilt nur dem, der Buße tut. Deshalb entstand der Brauch, die zehn Bußtage zur Versöhnung mit den Mitmenschen und der persönlichen Buße zu nutzen. Die zehn Tage Buße beginnen am Neujahrsfest - Rosch ha-Schana. An diesem Tag, sagen die Orthodoxen, stehen alle Menschen vor Gottes Gericht, aber die Entscheidung des Herrn fällt erst am letzten

der Bußtage und das ist Jom Kippur. Die Mischna (hebräisch = lernen) verlangt, dass am Jom Kippur weder gegessen noch getrunken wird.

Da die Gläubigen der Ansicht sind, dass nur die Menschen selbst die Kränkungen vergeben können, die man ihnen zugefügt hat (und nicht etwa Gott), eilen sie am Vorabend von Jom Kippur von Haus zu Haus, um jeden um Vergebung zu bitten den sie im Laufe des Jahres gekränkt haben. Auch die Familienmitglieder versammeln sich und bitten sich gegenseitig um Vergebung für alle Ungerechtigkeiten, Beleidigungen und Taktlosigkeiten, die sie sich im vergangenen Jahr zugefügt haben. Dahinter steht die Vorstellung, dass jeder mit reinem Gewissen in das Versöhnungsfest eintreten soll.

Jom Kippur selbst wird bis zum Sonnenuntergang in der Synagoge verbracht und enthält als einziger Feiertag fünf Gebetszeiten. Da die Reinheit das Leitmotiv des Tages ist, herrscht ein strahlendes Weiß vor. Die Decke über dem Thoraschrein und der Vorhang der Bundeslade sind weiß. Der Rabbiner und der Kantor tragen weiße Gewänder, in der Gemeinde werden weiße (statt der sonst üblichen schwarzen) Jar-mulkes (Kippa, Gebetskäppchen) getragen. Eine wichtige Rolle während des Jom Kippur-Gottesdienstes spielt die Lesung der Thoraabschnitte, in denen das Versöhnungsritual beschrieben wird, wie es zu Zeiten des Alten Tempels praktiziert worden ist.

Jom Kippur endet damit, dass der Kantor Sch'ma Israel anstimmt: „Höre, Israel, der Herr unser Gott ist ein einziger Gott.“ Gefolgt wird dies von einem dreimal wiederholten: „Gesegnet sei der Name des einzi-

gen Gottes, dessen herrliches Königreich für immer währt.“ Das waren die Worte, mit denen die Gläubigen antworteten, wenn der Hohepriester im Tempel den Namen Gottes aussprach. Dann wiederholt der Kantor siebenmal: „Gott ist der Herr!“ Dies sind auch die Bekenntnisse, die jeder gläubige Jude im Augenblick seines Todes aussprechen soll. Jom Kippur endet mit dem Ruf des Schofar (hebräisch = Posaune, Widderhorn). Nach der Überlieferung ist die Krümmung des Widderhorns ein Symbol dafür, wie sich das Herz des Menschen in wahrer Reue vor dem Allmächtigen krümmt. Als Signalthörner wurden früher aber auch Muschelhörner benutzt. In biblischen Zeiten wurde der Schofar benutzt, um Feiertage, Gefahr, Kriegserklärung und Friedensbeschlüsse, den Beginn des Neumonds, Fastenzeiten oder Versammlungen anzukündigen. Er diente auch als Alarmsignal oder als beruhigenden Lebenszeichen der Nachtwächter.

Die Bibel verlangt das Schofarblasen nur an Rosch ha-Schana, das als Trompetentag bezeichnet wird (Neujahrsfest). Eine besondere Tonfolge oder Bedeutung der Hornstöße wird nicht vorgeschrie-



Der Messias kommt auf einem weißen „Esel“, Elia geht ihm voraus und kündigt ihn an, indem er den Schofar bläst.
Pergamenthandschrift 15. Jh.

ben. Die Schofarbläser verstehen es aber, fast hundert verschiedene Töne auf dem Instrument zu erzeugen, und die Rabbiner haben komplizierte Regeln für die Bedeutung der Töne entwickelt. So wird zwischen einem langen, anschwellenden Ton (tekia), einer gebrochenen, schluchzenden Tonfolge (schebarim) und einem heftigen Schmettern oder Klagen (terua) unterschieden.

Sukkot = Laubhüttenfest

(Plural von hebräisch = Laubhütte oder auch nur „Das Fest“ genannt.)

Es ist das Fest anlässlich der Obst- und Weinlese. In Israel sind der 1. und 8. Tag sowie der dazwischenliegende Sabbat Ruhetage, die übrigen Tage sind Halbfieertage. Sukkot ist entsprechend dem biblischen Gebot das Fest der Freude. Besonderes Kennzeichen von Sukkot ist das Wohnen in einer Laubhütte zur Erinnerung an das Leben in Hütten und an Gottes Bewahrung beim Auszug aus Ägypten. Gleichzeitig ist es auch der Hinweis auf das Angewiesensein auf Gott, auf die Unzulänglichkeit von scheinbarer Sicherheit wie Reichtum und Erfolg.

Die Laubhütte muss eine bestimmte Mindesthöhe und drei Wände haben. Sie steht im Freien. Ihr Laubdach muss so beschaffen sein, dass man Sonne und Himmel sehen kann. Es muss aber mehr Schatten spenden als Sonne herein lassen. Der Bau beginnt am Tag nach dem Versöhnungstag (Jom Kippur). Es geschieht nach Möglichkeit in Eigenarbeit und bietet Gelegenheit, den Kindern die Geschichten von Gottes Bewahrung zu erzählen. Während der Sukkot - Tage soll in der festlich geschmückten Laubhütte geschlafen und gegessen werden. Dazu werden Gäste eingeladen.

Seit dem 16. Jahrhundert ist es in Übernahme kabbalistischer Tradition (hebräisch: Kabbala = Überlieferung) üblich, jeden Tag eine der großen biblischen Gestalten – Abraham, Isaak, Jakob, Mose, Aron, Josef oder David – als Gast zu begrüßen. Von alters her wird ein Feststrauß (Liaw oder auch Arba Minim = vier Arten) bei Umzügen (hebräisch = Hakafa) innerhalb der Synagoge getragen. Der Feststrauß besteht aus vier Teilen: einem Etrog (Zitrusfrucht) und drei

mit trockenen Palmblattstreifen gesondert zusammengebundenen Zweigarten: in der Mitte ein Palmzweig (Lulaw), drei Myrtenzweige (Hadas) rechts, zwei Bachweiden (Araba) links. Der Feststrauß wird jeden Tag - außer am Sabbat - in die Hand genommen und eine Beracha (Segens- oder Dankesformel) über ihn gesprochen. Darüber hinaus wird er auch beim Hallel (besonderes Gebet, Psalm 113-118) in die Hand genommen und nach speziellem Ritus geschlagen. Zusätzlich finden am Ende des Gottesdienstes in der Synagoge Umzüge um die Thora statt. Dazu werden der Etrog in der Linken, der Lulaw in der Rechten getragen und spezielle Bittgebete (Hoschanot) für eine gute Ernte im kommenden Jahr gesungen. Am 7. Tag erfolgen sieben solcher Rundgänge. Daher heißt dieser Tag „Hoschana Rabba“.

Purim - Fest der Lose

Traditionell wird das Fest Purim auf die Geschichte zurückgeführt, die im Buch Esther überliefert ist. Daher besteht das Gebot, das Buch Esther aus einer Pergamentschriftrolle in der Synagoge vorzutragen. Ausnahmsweise dürfen auch Frauen lesen, weil eine Frau – Esther – entscheidenden Anteil an der Errettung hatte.

Die Entstehungsgeschichte von Purim lässt sich nicht mit Gewissheit rekonstruieren. Gewiss ist, dass das Fest während des jüdischen Exils im persischen Reich entstand. Nach der Zerstörung des ersten Tempels (586 v.d.Z.) wurde ein Großteil der Einwohner Judäas - vor allem die Eliten - ins babylonische Exil verbannt. Dieses wurde aber bald darauf von Persien erobert. Der erste Minister des Landes plante, alle Juden zu

ermorden.

„Haman war der Erste Minister von König Xerxes. Um festzulegen, wann die Juden umgebracht werden sollten, ließ er Lose ziehen. Durch den Heldenmut der schönen Königin Esther (sie war Jüdin und hatte dies verheimlichen können) und die Klugheit ihres Onkels Mordechai wurden die Juden auf wunderbare Weise gerettet. Haman endete am Galgen.“ Die Einzelheiten werden sehr ausführlich im Buch Esther erzählt. Purim wird mit Freude betrachtet, denn dieser Tag sagt, dass Fanatiker und Tyrannen besiegt werden können.

Zu den Purimbräuchen gehören Geschenke (Nahrungsmittel und Geld) für die Armen und der Austausch von Lebensmittelgeschenken mit Freunden sowie Maskeraden, Tanz und üppige Mahlzeiten. Im jüdischen Leben kommt es dem Karneval am nächsten.

Rita-Maria Habermann



Haman führt Mordechais Pferd und wird mit Wasser übergossen, aus „Ewrotnot, Kalenderregeln, Handschrift 16./17. Jh.

Quellen:

Efrat Gal - Ed „Das Buch der jüdischen Jahresfeste“

Neues Lexikon des Judentums

Bildnachweis: Bilder 2 und 3 Bayerische Staatsbibliothek München, Bild 4 Judaica-Abteilung der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main

Marktplatz 12

Da
hat sie gewohnt
Da in dem Haus
Marktplatz 12

Dem Haus
Mit den drei Kronen
Als Zeichen.
Da war es

Hatte sie ihre Praxis
Im Haus am Marktplatz 12
Wollte
Den Kindern helfen

Sie heilen
Die Kinderärztin
Im Haus
Mit den drei Kronen

Sie war nicht geliebt
Nicht gelitten
Hier am Markt
War Jüdin

Ahnte das Leid
Den Schrecken
Den Tod der Vielen
Und zog fort

Fluchtartig
Anderen Kindern zu helfen.
Nicht denen
Hier

Da
Im Haus am Markt
Mit den drei Kronen
War kein Platz für sie

Im Haus Marktplatz 12 in Ratingen hatte 1932 die jüdische Kinderärztin Hilde Bruch ihre Praxis eröffnet. Doch schon nach einem halben Jahr begannen SA und SS jüdische Geschäfte und Einrichtungen in der Stadt zu boykottieren, so auch die Praxis von Hilde Bruch. Sie zog darum von hier fort, zunächst nach England und dann in die USA. Hier wurde sie weltberühmt, indem sie sich als erste Ärztin mit magersüchtigen Patienten befasste und über diese Krankheit ein Buch schrieb, das viel Beachtung erfuhr.

Hans Müskens



In der vorigen Ausgabe der „Quecke“ begannen wir mit dem Abdruck der Aufzeichnungen **Uta Ashers**, einer früheren Lintorferin, die vierzig Jahre lang von ihrem Haus an der Kalkumer Straße aus die Tiere in Feld und Flur beobachtet hat. Hier schildert sie nun ihre Begegnungen mit Vögeln in der Nähe ihres Hauses, darunter alte, vertraute Gartenbewohner, aber auch recht seltene Exemplare, die ein gewöhnlicher Sterblicher fast nie zu Gesicht bekommt:

Wie ein Paradies

(Fortsetzung)

Ein besonders niedliches Kerlchen ist der Zaunkönig, ein selbstbewusster Winzling, der wie ein Großer sein Lied schmettert und unverwechselbar aussieht mit seinem steil hochgestellten Schwanzstoß. Er huscht in den Kletterrosen an der Hauswand herum und ist trotzdem schwer zu beobachten, weil er sich wieselschnell bewegt. Noch kleiner als der Zaunkönig ist das Winter- und Sommergoldhähnchen mit seinen gerade nur 5–6 Gramm Gewicht, wir haben es in all den Jahren nur ein einziges Mal zu sehen bekommen, es lebt wohl mehr im Wald als zwischen Feldern.



Zaunkönig vor seinem Nest

Der eindrucksvollste Vogel, der mächtigste in seiner Größe, majestätisch in seinem Flug, ist der Bussard. Der geringste Aufwind trägt ihn, lässt ihn mit reglosen, mächtigen Schwingen Kreis um Kreis in die Höhe schweben, so hoch hinauf, dass er, eben noch riesig, als Punkt mit dem Himmel zu verschmelzen scheint. Sein Pfiff, der meinen Kopf hochreißt und mich mit den Augen den Himmel absuchen lässt – immer finde ich ihn und sei er noch so hoch – weckt alle Sehnsucht nach Ferne und Freiheit. Er zieht dahin und durchmisst einen Luftraum, von dem wir Menschen nur träumen können. Und doch sah ich, wie ein

Turmfalkenpaar, das auf einer Kiefer am Waldrand brütete, immer wieder im Sturzflug auf ihn herunterschoss, knapp an ihm vorbeizog und ihm damit lästig wurde, nach einer Weile drehte er ab und räumte das Feld.

Im Winter wird sein Gefieder heller und wenn er nicht zu hoch fliegt, kann man sehen, dass seine breiten Flügel hellere Ränder bekommen haben. Zu seiner noblen Erscheinung passte es gar nicht, als er im eisigen Winter mit viel Schnee auf einem Kohlkopf im Gemüesfeld saß und griesgrämig, wahrscheinlich sehr hungrig, auf eine Maus wartete.

Er traut sich allerhand zu! Einmal sahen wir, wie er blitzschnell auf einen Junghasen niederstieß, der übers Feld lief, ihn packte und mit in die Luft riss. Aber der schrie und zappelte in seinen Fängen in Todesangst, der Bussard musste ihn loslassen, weil er ihn beim Fliegen behinderte. Der Hase plumpste aus zwei bis drei Metern Höhe aufs Feld, rappelte sich blitzschnell auf und rannte wie von Furien gehetzt dem rettenden Wald zu.

Es ist schon einige Jahre her, da schreckte mich ein wildes Schreien vom Wald drüben auf, als würde ein Tier bei lebendigem Leib zerfleischt, immer wieder. Mit dem Fernglas suchte ich Meter für Meter der Kiefernreihe ab, in der schrägen Morgensonne war jeder Zweig deutlich zu sehen. Da sah ich eine Bewegung und hatte genau im Blick, wie ein Bussard auf einem Ast landete und einem großen, hellen, wolligen Ding etwas in den Schnabel stopfte, worauf es kurze Zeit still war. Dann fing das gellende Gebettel wieder an. Was blieb den Eltern übrig, als dieser schreienden Nervensäge von Kind immer wieder Futter anzuschleppen.

Ein lange Zeit auf dem Feld rastender und hie und da ein Stück dahinrennender Bussard erregte einmal unsere Neugier. Ob er krank war? So etwas hatten wir noch nie gesehen. Bussarde hatten auf Ästen zu sitzen und auf Beute zu warten oder ihre Kreise in den Lüften zu ziehen. Dann kam die Erklärung durch einen Freund – es war ein Rauhußbussard, eine Art, die im Laufe der letzten Jahr-



Mäusebussarde, Rauhußbussard und Turmfalken

zehnte weit aus dem Osten eingewandert war, von dort, wo die baumlosen Weiten sich ausbreiten. Und wahrhaftig, wir konnten genau sehen, dass er richtige Federgamaschen bis zu seinen Fängen hatte.

Schnell und elegant ist der Flug der schlanken Turmfalken. Großartig anzusehen, wenn sie rüttelnd mit aufgefächerten Schwanzfedern in etwa zehn Metern Höhe über ihrer Beute in der Luft still-„stehen“ und dann schnell wie ein Stein herunterstürzen, um sie zu schlagen. Ihr Balzflug über den im Wind schwankenden Kiefern am Waldrand, auf dem sie ihr Nest gebaut hatten, ihr durchdringendes „Bribri“-Rufen ließ mich stundenlang alle Hausarbeit vergessen.

Ein noch junger Falk, der seine ersten Flüge weiter weg vom Nest alleine wagte, suchte einige Tage hintereinander früh am Morgen in der Nische unseres Schlafzimmersfensters nach Nachtinsekten. Ich sah seine Bernsteinaugen, seinen kühnen Raubvogelschnabel und sein weiches Gefieder aus nächster Nähe, nur durch die Scheibe von ihm getrennt. Weshalb muss er vor Menschen wegfliegen und bleibt nicht vertrauensvoll sitzen – warum sind wir aus dem Paradies vertrieben?

So gerne würde ich mit dem Pfauenauge reden, das knapp vor meinen Augen auf dem Gartentisch in der warmen Sonne Rast macht mit bebenden Fühlern und ausgebreiteten Flügeln, wüsste gerne, woher es kommt und wohin es fliegt. Doch alle Mühe könnte mich nicht befähigen, mich ihm mitzuteilen. Obwohl der Wunsch in mir groß ist, zu freilebenden Tieren in Verbindung zu treten, hatte ich, als die Möglichkeit dazu bestand, eine unüberwindliche Scheu, diese Grenze zu überschreiten. „Unser“ Rotkehlchen hatte sich so sehr an den winterlichen Futterplatz nah am Terrassenfenster gewöhnt, dass es ihm nichts mehr ausmachte, wenn sich hinter der Scheibe etwas bewegte. Die Versuchung war groß, die Scheibe beiseite zu schieben und es schrittweise mit Futter hereinzulocken. Ich bin sicher, dass das im Lauf der Zeit geglückt wäre, immer ein kleines bisschen weiter. Doch ich hatte das Gefühl, ich sollte es bleiben lassen. Ich sollte

das Tier in seiner Welt lassen und dankbar sein, dass ich es beobachten darf und mich daran freuen.

Ich fühlte teilzuhaben an etwas ganz Besonderem, als ich an dem Stamm der jungen Birke nahe der Hausecke, durch das typische Tacken aufmerksam gemacht, einen Buntspecht sah, der seinem Jungen beibrachte, wie man die Ameisen aus den Rissen der Rinde pickt. Sie kehrten mir den Rücken zu, ich konnte in aller Ruhe das klar abgesetzte schwarz-weiße Schachbrettmuster betrachten, den leuchtend roten Pürzel und das ebenso rote Käppchen auf dem Hinterkopf des Alten. Das Junge war noch rundlich und buschig, eifrig bemüht, sich wie sein Vater mit den starken Schwanzfedern am Stamm abzustützen. Eine ganze Weile schaute ich zu, da flog der Alte plötzlich weg – ich wusste nicht, was ihn gestört haben könnte – wellenförmig zum Wald hinüber in die zweite Baumreihe und lockte das Junge. Aber das hing wie festgeklebt unbeweglich am Baumstamm, das plötzliche Alleinsein musste es ganz und gar überwältigt haben. Nach langen, bangen Minuten löste es sich dann, knapp über den geraden Reihen der büscheligen Wintersaat torkelte es gottlob auch auf den Wald zu. Auf halber Strecke verließ es die Kraft, und es plumpste auf die Erde. Mit dem Fernglas sah ich, dass es hocken blieb, wo es gelandet war, der Rückenwind stülpte ihm die weichen Federn über den Kopf. Dabei hätte es sich nur ein kleines bisschen zu drehen brauchen, aber das hatte es noch nicht gelernt.



Großer Buntspecht

Ich sah auf die Uhr, und mir wurde immer banger. Wie lange konnte es ohne Futter auskommen und wie lange konnte es dauern, bis es von einem Greifvogel entdeckt würde, so schutzlos und weithin sichtbar, wie es da saß. Meine Augen trännten schon vom langen Schauen. Nach einer halben Stunde musste ich aufgeben, ich musste noch einkaufen und es rührte sich immer noch nicht von der Stelle. Mein Mann, der gerade kam, übernahm die weitere Beobachtung und sah, wie es nach kurzer Zeit endlich Mut fasste und torkelnd der Stimme seines Vaters in den Wald hinein nachflog.

Diese Buntspechte bearbeiten die Rinde der alten Birnbäume so energisch, dass es nur so spritzt und die Späne wie Abfall aus einer Tischlerei am Stamm liegen bleiben. Seltener sind sie in der Winterfütterzeit am Vogelhaus zu sehen. Sehr geschickt fliegen sie an den Pfosten, klammern sich fest und versuchen mit einer Krallen den Meisenknödel zu erwischen. Hat ein Specht es geschafft, lässt er sich durch keinen anderen Vogel stören und hackt mit seinem Pfriemschnabel tüchtig zu. Seine Bewegungen sind eckig und hölzern, auch sein Flug und seine Silhouette anders als bei anderen Vögeln, die eher spindel- oder stromlinienförmig sind.

Der große Grünspecht lässt sich sehr selten hier blicken. Er fliegt in ähnlichem Wellenflug zwischen den Pappelreihen. Sein Ruf ist ein durchdringendes „Tüttlü-Tüttlü“ und bewirkt, dass ich Kochtopf, Bügeleisen oder was ich sonst gerade in der Hand habe, fallen lasse und zum Fernglas sause, um den seltenen Gast im Baum oder wenigstens noch beim Wegflug zu entdecken. Sein mächtiger, schwarzer Schnabel ist einmalig.

Diese Sensation, wenn ein bis dahin nie gesehener Vogel hier auftaucht! Mit Gartenbaumläufern ging es uns so. In der Farbe und Größe gar nicht außergewöhnlich, braun-beige gestrichelt und kleiner und zierlicher als Spatzen. Aber die Gestalt und der lange, feine, säbelartig gebogene Schnabel und die Art, an den Stämmen spiralig hinauf und hinunter zu wieseln! Genauso aufregend war es, als einmal drei seltsame Vögel bei den zwei eingepflanzten Weih-



Gartenbaumläufer

nachtstannen an der Wassertonne auftauchten, leuchtend karminrot-beige mit Papageienschnäbeln. Erst dachten wir, es wären entflo-gene Sittiche oder etwas ähnli-ches, aber es waren Fichtenkreuz-schnäbler. Sie suchten jeden Ast gründlich ab, aber leider hatten die Tannen noch keine Zapfen, auf die sie aus waren. Wären welche drangewesen, hätten wir sie sicher öfter beobachten können, denn die sind ihre Hauptnahrung.



Fichtenkreuzschnäbel

Auf Stieglitze warten wir jedes Jahr, wenn die Cosmeen-Samen reif sind oder die Disteln am Graben abgeblüht sind. In kleinen Gruppen kommen diese bildhübschen, auffällig bunten Vögel dann, landen auf den schwanken-den, hohen Blumenstängeln und hängen kopfunter, um an die ros-marinähnlichen Samen zu kom-men, die sie wie die Distelsamen besonders lieben, deshalb auch ihr Name Distelfinken, den sie in vielen Gegenden haben. Immer

muss ich dann die Geschichte aus meinem Kinderbuch erzählen, wo der liebe Gott bei der Erschaffung der Tiere ratlos dasteht, als zum Schluss noch ein Vogel kommt und Farbe für seine Federn haben möchte und alle Farbtöpfe sind schon leer. Da holt er mit feinem Pinsel aus jedem Töpfchen den al-lerletzten Rest und tupft ihn dem Vogel aufs Gefieder und der be-dankt sich für das besonders schöne, bunte Kleid und fliegt glücklich davon.



Stieglitz oder Distelfink

Selten kommen auch Kleiber, sie leben lieber im Wald, aber manch-mal locken die großen Bäume sie doch übers Feld hierher. Sie sehen ein wenig wie kleine Spechte aus, weshalb sie auch in anderen Ge-genden Spechtmeisen heißen. Sie klettern kopfüber und kopfunter an den Stämmen herum und ihr süßes Flöten gehört zu den ein-prägsamen, unverwechselbaren Vogelstimmen.

Wie viele von möglichen Ent-deckungen verpasst man wohl, weil man nicht daheim ist, nicht hinausschaut oder weil man es einfach nicht wahrnimmt. Obwohl das Letztere nicht oft vorkommen mag, man entwickelt mit der Zeit einen besonderen Sinn, eine be-sondere Antenne für das Außerge-wöhnliche. Stakst eine Schar Kie-bitze übers Feld, dann reißt es ei-nen richtig hoch, diese völlig an-dere Erscheinung, auch in großer Entfernung typisch. Unverwech-selbar der Federschopf, die hohen Beine, und wenn sie ihren torkeln-den, schaukelnden Balzflug auf-führen, dazu ihre grellen Pfliffe aus-stoßen. Ihre kontrastierenden

schwarz-weißen Federn sieht man deutlich. Aber sie sind hier, seit der Klärschlamm nicht mehr auf die Felder aufgebracht werden darf, fast ausgestorben.

Was man von den Elstern, die die gleichen Farben haben, wirklich nicht sagen kann. Kämen sie sel-ten vor, würden sie als sensatio-nell gelten, es sind ausgesprochen elegante Tiere mit blaugrün schim-mernden schwarzen Federn, ganz scharf abgesetzt mit weiß, beson-ders an dem über die Schultern gezogenen Latz, mit den im Fliegen wie eine Schleppe nach-gezogenen Schwanzfedern. Bei schnellem Flug wirken ihre Flügel wie Windrädchen.



Elster

Eine ungewohnte Farbe bringen die Eichelhäher in die heimische Palette, das leuchtende Hellblau gibt es nur noch bei dem nur ein-mal gesehenen Eisvogel am Bach. Drei junge Eichelhäher beobach-ten, ganz aus der Nähe, als sie un-ter den Birnbäumen herumhüp-fen, konnten wir einmal ein paar Tage hintereinander. Diese schö-nen, sanften Farben, der blaue Fleck an den Flügelspiegeln, der „Bart“, eine Farbzeichnung der Federn um den kräftigen Schnabel dieser Krähenvögel! Wenn sie kei-ne Nesträuber wären, und ich kei-ne Sorge um die eben flügge ge-wordenen Jungen zu haben brauchte! Im Herbst vergraben sie an allen möglichen Stellen die als Vorrat geernteten Eicheln, unzäh-lige von ihnen habe ich, angekeimt oder schon als winzige Bäumchen im Lauf der Jahre beim Unkrautjä-ten aus den Beeten gezogen. Die krächzende Stimme passt gar nicht zu dem attraktiven Aussehen der Eichelhäher.

Die Krähen sammeln sich im Herbst zu riesigen Schwärmen, die ungeordnet und vom Wind zerstoßen unter den grauen Wolken dahinziehen. Sie sind oft auf den Feldern ringsum zu sehen, nie hat eine hier im Garten nach Futter gesucht, sie halten immer einen weiten Sicherheitsabstand ein. Es sind große, kräftige Tiere, der im Verhältnis zum Körper große Kopf soll ein Zeichen von größerer Intelligenz sein. Verblüfft war ich zu sehen, dass sie an Gesamtgröße den Fasanen nicht nachstehen, die aber zu ihrem mächtigen Körper einen sehr kleinen Kopf haben.

Seltsam, dass es unter den Vögeln so verschiedene Arten gibt, sich auf der Erde fortzubewegen. Manche stolzieren, manche hüpfen in weiten Sprüngen, manche trippeln, manche watscheln, manche setzen einen Fuß vor den anderen.

Stare, die immer nur in größeren Pulk hier ankommen, gehören zu den Watschlern. Das blau-grün-schwarze, leicht getropfte Gefieder sieht zur Brutzeit wie frisch geölt aus. Ich kann nicht recht einsehen, weshalb sie Singvögel



Buchfinkenmännchen



Grünfink

heißen. Denn alles, was ich sie an Tönen hervorbringen hörte, war ein Gegurgel, Geknarre und hie und da ein Pfeifton, alles mit blasbalgähnlichem Flügelschlag.

Sehr vertraute Gartenbewohner sind die Buchfinken. Der durchdringende, schmetternde Gesang versetzt mich immer wieder in die lichten Hochwälder meiner Kindheit. Die dauernde Wiederholung ihrer kurzen Liedstrophe ist ein richtiger Ohrwurm, man muss immer zuhören und stellt sofort fest, ob er diesmal sein Lied etwas abgekürzt oder um einen kleinen Schnörkel verlängert hat. Schön ist das leuchtende Gefieder im Frühling, wie frisch aus der Reini-

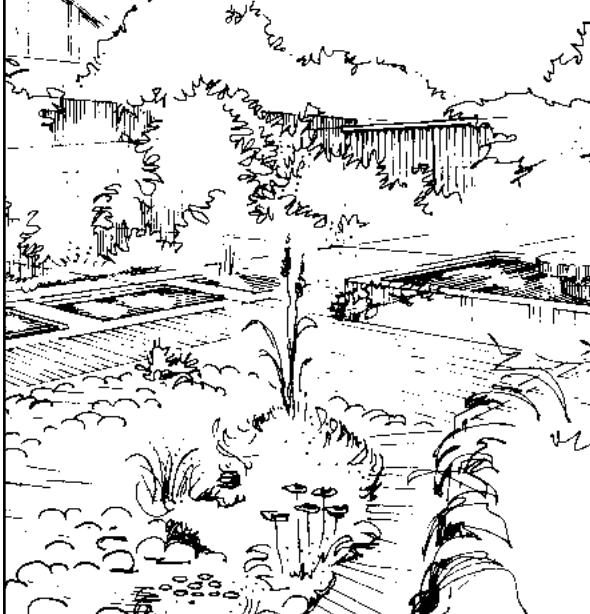
gung. Es verführt mich oft zu der Annahme, es wären endlich einmal wieder Bergfinken gekommen wie in den ersten Jahren öfter.

Die kräftigen Grünfinken besuchen uns oft. Sie suchen sich ihr Futter in aller Ruhe im Vogelhäuschen und zeigen beim Auffliegen die leuchtend gelben Flügelbinden. Ich wüsste zu gerne, weshalb die Buchfinken nie, gar nie im Häuschen zu sehen sind, sie suchen die Wiese im Umkreis der Futterstelle nach Körnern ab mit seltsam ruckenden Bewegungen.

(Wird in der nächsten Ausgabe der „Quecke“ fortgesetzt).

Uta Asher

Gärten zum Träumen Ideen für kleine Paradiese



- Neu- und Umgestaltung von Gartenanlagen
- Gehölze und Gehölzschnitt
- Arbeiten am Baum
- Bau von Teichanlagen
- Beleuchtungseffekte
- Natursteinarbeiten
- Pflaster- und Plattierarbeiten
- Dachbegrünung



**Garten- und
Landschaftsbau
Hanke**



Mitglied im Verband Garten-,
Landschafts- u. Sportplatzbau
Rheinland e.V.

Anerkannter Fach- und Ausbildungsbetrieb

Dipl.-Ing. Peter Hanke
Am Rosenbaum 31a
40882 Ratingen

Tel. 0 21 02/3 46 28
Fax 0 21 02/3 20 67

Erinnerungen

Kurt Ehrkamp wurde 95!

Seinen 95. Geburtstag feierte am 19. Juli 2003 der Lintorfer Kurt Ehrkamp. Das Geburtstagskind, den alten Lintorfern noch als selbstständiger Lebensmittel-Kaufmann gut in Erinnerung, hat seinen Geburtsort Lintorf – außer im Zweiten Weltkrieg – nie verlassen.

Neben seiner Arbeit fand der Jubilar stets Zeit für das gesellige Leben und ist bis auf den heutigen Tag noch in mehreren Vereinen aktiv dabei.

Schon mit 17 Jahren trat er in den Lintorfer Kirchenchor ein und wechselte 1928 in den Männergesangsverein „Eintracht 02“. Im April dieses Jahres wurde er als ältestes Mitglied im Rahmen einer Matinee für seine 75-jährige Mitgliedschaft geehrt.



Bürgermeister Wolfgang Diedrich gratuliert Kurt Ehrkamp zum 95. Geburtstag

Im Jahre 1957 gehörte Kurt Ehrkamp zu den Gründungsmitgliedern des „Jäger-Korps“ in der Lintorfer St. Sebastianus-Schützenbruderschaft. Auch hier ist er mittlerweile das älteste aktive Mitglied.

Jeden Mittwoch freut sich Kurt Ehrkamp auf den Stammtischabend in seinem Stammlokal „Gut Porz“. Hier tauscht er in geselliger Runde mit anderen „alten Lintorfern“ Erinnerungen an die „gute alte Zeit“ aus.

Auch in seinem Kegelclub macht er noch regelmäßig mit und nahm

mit Freude an der letzten gemeinsamen Kegeltour im Herbst dieses Jahres teil.

Kurt Ehrkamp, der täglich noch seine Spaziergänge durch Lintorf macht, hat einen Sohn, eine Tochter und drei Enkelkinder. Er denkt gerne an die verschiedenen Geburtstagsfeiern mit seiner Familie und seinen Vereinen im Sommer dieses Jahres zurück.

Fragt man den rüstigen Rentner, der auf ein gesundes und erfolgreiches berufliches Leben zurückblicken kann, nach einem Rezept für ein so hohes Alter, erhält man als Antwort: „Ich habe immer gearbeitet, alle Feste mit gefeiert, war stets zufrieden, versuche mich auch im Alter weiter körperlich und geistig fit zu halten, habe ein „dickes Fell“ und ärgere mich nicht über die kleinen Probleme des Alltags.“

In Gesprächen mit meinem Vater nehmen die Kriegsergebnisse des Ersten und Zweiten Weltkrieges einen großen Raum ein. Diese Erlebnisse haben ihn für sein Leben geprägt und sind ihm bis heute noch sehr gut im Gedächtnis.

Hier ein authentischer Auszug seiner handgeschriebenen „Lebenserinnerungen“:

„Meine erste Erinnerung liegt 89 Jahre zurück, damals war ich sechs Jahre alt.

Am 1. August 1914 brach der Erste Weltkrieg aus! Ich stand vor meinem Elternhaus, da kam ein Reiter in Uniform mit Trompete und verkündete: „Kriegserklärung Deutschland – Frankreich!“ Der Krieg dauerte vier Jahre mit großen Verlusten auf beiden Seiten. In diesen Krieg traten noch andere Mächte ein: Japan, Türkei, Italien, Bulgarien, Rumänien, USA, Griechenland, Russland. Nach Kriegseintritt der USA war der Krieg für die Deutschen 1918 verloren. Kaiser Wilhelm II. wurde abgesetzt. Er flüchtete nach Holland.

In Deutschland entwickelte sich nach 1918 eine Revolution. Kommunisten und Spartakisten be-

herrschten die Lage. Die neue deutsche „Reichswehr“ bekämpfte die Revolutionäre und schlug den Aufstand nieder. Ich beobachtete zu Hause den Rückzug der Spartakisten. Sie kamen vom „Kaiserberg“ in Duisburg und flüchteten nach Ratingen und Düsseldorf. Metzger Karrenberg und Landwirt Peter Laufs mussten Pferde und Wagen für die „roten Verwundeten“ zur Verfügung stellen.

Mein Vater Heinrich Ehrkamp stammt aus Breitscheid. Dort hatte mein Großvater (männlicher Seite) einen Bauernhof, genannt „Imesberg“. Das Anwesen wurde vor 1914 nach dem Tode des Großvaters Peter Ehrkamp von den Kindern an Graf Spee in Breitscheid für ca. 18.000 Goldmark verkauft. Noch heute erinnert der Name „Ehrkamp“ mit der Straßenbezeichnung „Am Ehrkamper Bruch“ an den Gutshof in Breitscheid.

Meine Mutter stammt aus Lintorf. Ihre Eltern hatten eine Bäckerei und Kolonialwarengeschäft (Ecke Am Löken / Breitscheider Weg). Meine Eltern heirateten 1904 und bauten gemeinsam ein Wohn- und Geschäftshaus mit Kolonialwarenladen auf der Duisburger Straße 101. Erst ab 1908 wurden sieben Kinder geboren: Kurt, Erich, Elisabeth, Maria, Peter, Paula und Heinrich Ehrkamp. Von meinen Geschwistern lebt heute leider nur noch meine Schwester Maria Molitor.

Mein Vater Heinrich, am 15.9.1873 in Breitscheid geboren, starb am 3.3.1937. Meine Mutter Louise Ehrkamp wurde am 17.6.1874 in Lintorf geboren und starb am 26.8.1966 im Alter von 92 Jahren.

Mit sechs Jahren wurde ich 1914 in die katholische Volksschule auf der Duisburger Straße eingeschult. Während der Kriegszeit von 1914 –1918 bestand in Deutschland noch eine Monarchie. In der Schule mussten wir deshalb auf Kaisers Geburtstag immer singen: „ Der Kaiser ist ein lieber Mann, er wohnt in Berlin ...“.



Kurt Ehrkamp mit seiner Schwester Maria Molitor
anlässlich des 95. Geburtstages am 19. Juli 2003

Nach der Schule mussten wir Schulkinder im Wald Bucheckern und Eicheln sammeln, da die Ernährung der Bevölkerung sehr schlecht war. Bald musste ich meiner Mutter beim Bedienen im Geschäft helfen. Sie machte alles alleine, da mein Vater als Soldat im Krieg war. In Großenbaum habe ich mit der Mutter immer die Lebensmittel geholt, die im Laden „auf Karten“ ausgegeben wurden.

Mit 14 Jahren verließ ich die Schule nach dem 8. Schuljahr und begann eine kaufmännische Lehre bei der Firma „Westdeutsche Schweißmaschinenfabrik“ in Ratingen. Diese Firma wurde später von der Firma „Sonnenberg“ übernommen, bei der ich bis 1932 als kaufmännischer Angestellter blieb. Da der Firmeninhaber Sonnenberg ein Jude war, wurde der Betrieb in der „Hitler-Zeit“ in „Westdeutsche Werkzeugmaschinenfabrik“ umbenannt.

Im Jahre 1933 übernahm ich in Lintorf von meiner Schwester Elisabeth Doppstadt ein Lebensmittel-Geschäft auf der Speestraße (heute Blumen Enk). Der Laden lief gut, so dass ich 1937 ein Haus auf dem Breitscheider Weg bauen und ein neues Auto (DKW) anschaffen konnte.

1939 brach der Zweite Weltkrieg aus. Ich wurde mehrmals „reklamiert“, weil meine beiden Brüder Erich und Peter auch Lebensmittelgeschäfte hatten und ich die Einkäufe auf dem Großmarkt für sie übernehmen musste. Ende

1941 habe ich mich dann aber nicht mehr „reklamieren“ lassen und wurde Soldat. Ich kam nach Namur in Belgien zur Ausbildung. Nach drei Monaten wurde unser Bataillon (1.000 Mann) mit der Eisenbahn nach Russland verfrachtet. Dort wurde unsere Truppe am Wolschow - Fluss eingesetzt, um die russischen Truppen über die Flussgrenze zurück zu schlagen.



Das Lebensmittelgeschäft auf der Speestraße im Jahre 1942. Hinten Kurt Ehrkamp auf Heimaturlaub. Davor von links nach rechts: Änne Herriger, geb. Becker; Henny Füsgen und Anna Majoli, geb. Plogmann

Mein Lebensmittelgeschäft blieb bis zum Kriegsende 1945 geöffnet. Meine 1. Verkäuferin „Henny“ Füsgen (heute Henny Terveer) „schmiss“ den Laden und fuhr unter anderem auch jeden Morgen mit meinem Auto zum Großmarkt nach Düsseldorf.

Am 1. Juni 1945 konnte ich das Geschäft wieder selbst übernehmen. Bald darauf lernte ich meine spätere Frau Elisabeth kennen, die bei Bauer Holtschneider in Lintorf ihr „Landjahr“ machte. Wir heirateten 1949 in Duisburg – Huckingen, wo meine Frau zu Hause war.

1950 wurden unser Sohn Kurti und 1954 unsere Tochter Marie – Luise geboren. Das Geschäft „florierte“ nach meiner Vermählung immer besser, so dass wir 1953 ein großes Grundstück auf der Ecke Speestraße/Am Löken erwerben konnten. Dort eröffneten wir ein neues Lebensmittelgeschäft und eine Shell-Tankstelle.

Im Jahre 1964 wollte ich mich mit 56 Jahren „zur Ruhe setzen“. Wir verpachteten unser Selbstbedienungs-Lebensmittelgeschäft auf der Speestraße. Ohne feste Aufgaben wurde es mir jedoch zu Hause bald langweilig, und ich trat einen Posten für halbe Tage in der Buchhaltung eines großen Ratinger Möbelhauses an.

Mit 65 Jahren setzte ich mich dann erneut und endgültig zur Ruhe. Ich machte täglich meine Fahrradtouren und Spaziergänge und darüber hinaus viele kleinere und größere Reisen mit meiner Frau.

Leider verstarb unsere gute Mutter, meine liebe „Else“, 1987 plötzlich nach einer kurzen und schweren Krankheit. Jetzt musste ich wieder alleine mit dem Leben fertig werden, denn „kein Glück auf der Erde ist vollkommen“! Aber auch diesen Schicksalsschlag habe ich überwunden und mit meinen Kindern, Enkelkindern, meiner Familie und meinen Vereinen bis zum heutigen Tag viele schöne und unvergessliche Stunden und Erlebnisse gehabt.“

Kurt Ehrkamp sen.
Kurt Ehrkamp jun.

Meine Erinnerungen an die Kriegsjahre 1940 bis 1945 in Lintorf

Den Zweiten Weltkrieg habe ich als Junge von 8–14 Jahren eindrucksvoll erlebt, so daß ich mich bis heute an die Ereignisse gut erinnern kann.

Ich war 8 Jahre alt, als Pfingsten 1940 nachts die ersten Bomben auf Lintorf fielen. Wir konnten die Einschläge im Umkreis gut hören. Mein Vater (Jean Frohnhoff) sagte morgens: „Ich fahre mal mit dem Fahrrad los, um nachzusehen, wo die Bomben einschlugen.“ Er fuhr Richtung An den Banden. Dort kamen ihm schon Nachbarn entgegen und kondolierten ihm. Er war zu Tode erschrocken. Was war passiert? Dann erfuhr er von dem schrecklichen Unglück, das seine Familie getroffen hatte. Ein Bombenvolltreffer hatte das neu gebaute Haus seines Bruders Heinrich Frohnhoff zerstört. Hierbei starben er, seine Frau Johanna, geb. Braun, und deren Töchterchen Gertrud, ein Jahr alt. Der Sohn Hubert, acht Jahre alt, überlebte diesen Angriff mit einer kleinen Kopfverletzung, da er in einem anderen Raum schlief. Hubert lebte dann bei unserer Großmutter Christine Frohnhoff. Die schreckliche Nachricht ging wie ein Lauffeuer durch Lintorf. Die drei Toten der Familie Frohnhoff wurden als Kriegsoffer auf dem alten Friedhof an der Duisburger Straße, zusam-

men mit gefallenen Soldaten aus Lintorf, beigesetzt. Gut in Erinnerung ist mir der Absturz eines abgeschossenen britischen Flugzeuges, Typ Lancaster, viermotorig, 1943 auf einem Feld in unserer Nähe zwischen der damaligen Firma Paas und dem Haus Gatzweiler/Yzermann am Breitscheider Weg. Die Trümmer waren weit verstreut. Ein Motor hing im Umspannwerk des RWE. Die tote Besatzung wurde von der Deutschen Wehrmacht geborgen.

Für mich und die Nachbarskinder waren die Trümmer ein interessanter Spielplatz. Vieles konnten wir gebrauchen, aus den übrig gebliebenen Gummireifen z. B. haben wir Stücke rausgeschnitten, wovon verschlissene Schuhsohlen repariert wurden. Auch die Scheiben der Pilotenkanzel aus Plexiglas waren für uns Jungen interessant. Wir bauten aus dem Plexiglas ein kleines Treibhaus, bis wir spitzbekamen, daß das Zeug wunderbar und sehr lange brannte und einen ganz schwarzen Qualm verursachte und dann auch noch für uns Kinder angenehm roch. Wir hatten einen Riesenspaß. Bis unsere Eltern uns ausschimpften, da es doch einer schwierigen Reinigung bedurfte, zumal es im Krieg kaum Seife gab.



Ein viermotoriger Lancaster-Bomber der Royal Air Force wird mit einer 5,2 t schweren „Tall Boy“-Bombe beladen

Zwischenzeitlich wurde mein Vater zur Heimatflak zum Düwels- hoon (Teufelshorn) eingezogen, d.h. tagsüber konnte er seinem Beruf nachgehen und nachts mußte er Horchgeräte und Scheinwerfer bedienen. Wurden keine feindlichen Flieger gemeldet, konnte die Besatzung, bis auf eine Wache, ruhen und morgens wieder ausgeruht zur Arbeit fahren. Der Wachhabende bekam täglich eine neue Parole, um sich kenntlich zu machen, wenn von einem Vorgesetzten das Parolewort verlangt wurde. Ein Mitstreiter meines Vaters war Jakob Schwab, genannt Köbes, bekannt als Schweinehändler in Lintorf. Er hatte in einer Nacht Wachdienst und wurde natürlich auch vom Vorgesetzten nach dem Parolewort gefragt. Köbes antwortete: „Frog mech lever, wat e Ferkel kost, dat wees ech!“

Dann erinnere ich mich noch an einen zweiten Flugzeugabsturz im Jahr 1944. Den Absturz konnten wir von unserem Haus am Breitscheider Weg minutenlang beobachten und dachten ängstlich, es fällt auf uns. Bei weiterer Beobachtung sahen wir aber, daß es eine andere Richtung nahm über den Wald hinweg in Richtung Büscher Schule. Wir im Haus konnten nun aufatmen, aber wo war das Flugzeug abgestürzt? Mein Vater fuhr mit dem Fahrrad Richtung Büscher Schule, um dort eventuell zu helfen. Er konnte dann aber erleichtert feststellen,



Gräber der Eheleute Johanna und Heinrich Frohnhoff auf dem alten Friedhof an der Duisburger Straße, die bei einem Bombenangriff am 9. Juni 1940 zusammen mit ihrer Tochter Gertrud ums Leben kamen

daß das Flugzeug auf einem Acker des Bauern André Gronau, gegenüber dem Haus meiner Urgroßeltern am Brand, heute an der Straße Brandsheide gelegen, senkrecht ins Feld gestürzt war und einen riesigen Krater von 15 Meter Länge und 8 bis 10 Meter Breite verursacht hatte. Es war wohl auch ein englisches Flugzeug, denn später nach dem Krieg wurde von Engländern die Absturzstelle untersucht, und man sagte, daß hier noch tote Fliegersoldaten geborgen wurden.

Eine Stabbrandbombe traf in unserer nächsten Nachbarschaft, auf dem kleinen Bauernhof An der Heggen von Karl Rosendahl sen., zielsicher den Kamin und landete am unteren Ende des Kamins in der Küche. Agnes Rosendahl, die Tochter von Karl Rosendahl, kam zu uns gelaufen und schrie laut um Hilfe. Mein Vater lief sofort los, mit einer Schaufel bewaffnet um zu helfen. In der Küche neben dem brennenden Kamin standen zwei Eimer mit Brunnenwasser. Eine Wasserleitung gab es in dem Haus nicht. Mein Vater hatte nur den Gedanken, schnell mit Wasser zu löschen. Er machte mit der Schaufel den Kaminschieber hoch und schüttete einen Eimer voll Wasser in den Kamin. Aber das war falsch! Das Wasser lief einschließlich der Feuersglut in die Küche, die gottlob einen Steinfußboden hatte. Mein Vater konnte dann das Feuer mit Sand und Dreck löschen, und die Gefahr war gebannt. Das war Nachbarschaftshilfe.

Dann begann die schrecklichste Zeit des Krieges mit vielen Bombeneinschlägen und Artilleriebeschuß durch die Alliierten und die aussichtslose Verteidigung durch die Deutsche Wehrmacht.

Am 30.11.1944, abends gegen 20.15 Uhr, kamen die Bombeneinschläge für uns immer näher. Plötzlich saßen wir im häuslich eingerichteten Luftschutzbunker im Dunkeln. Mein Großvater, Wilhelm Jüntgen, tastete sich nach oben um zu sehen, was passiert war. Die Kellertür zur Diele war nicht mehr zu öffnen. Seine erste Ver-

schehen war. Unser Haus stand noch, aber es war stark beschädigt. Das Ausmaß der Beschädigung wurde erst am anderen Morgen sichtbar. Eine Sprengbombe war acht Meter vor unserer Haustüre in einen Acker eingeschlagen. Durch diese Explosion hatte das Haus keine Fenster, keine Türen und kein Dach mehr. Die Giebelwand war zentimeterdick mit Lehm beschmiert. In unmittelbarer Nachbarschaft wurde eine Gasleitung getroffen, die lichterloh brannte. Das gesamte Ausmaß des Bombenabwurfes wurde uns klar, als wir am nächsten Tag er-



Das Haus „Am Kalter“, Breitscheider Weg 3, in dem die Familie Frohnhoff lebt. Es wurde im November 1944 durch Bombeneinschläge stark beschädigt

mutung war, unser Haus ist ein Trümmerhaufen. Mein Vater und mein Großvater gingen dann auf den Hof um zu sehen, was ge-

fahren, daß 12-15 Bomben allein in unserer Nähe in Wald und Feld eingeschlagen waren. Auch ein Blindgänger war dabei. Er lag genau gegenüber dem kleinen Bauernhof An der Heggen im Feld. Einige Tage später wurde der Blindgänger ohne besondere Absperierung und Evakuierung durch ein Sprengkommando entschärft. Ich konnte das von zu Hause aus dem Fenster beobachten. Die Reparaturen an unserem Haus konnten mein Vater und Großvater zum Teil selbst erledigen.

Als die Front von Westen immer näher rückte, wurde zur Verteidigung auf einem Feld zwischen Kalkumer Straße und Am Drüje Emmer eine Flakstellung errichtet. Diese Flakstellung wurde auch von Jagdbombern (Jabos) angegriffen. Mit Vierlingsgeschützen versuchte man, die Jagdbomber abzuwehren. Dieses konnte ich alles von zu Hause aus beobachten.



Das kleine Gehöft „An der Heggen“ der Familie Rosendahl. Vorne links vor der Scheune erkennt man den Ziehbrunnen. Das Haus wurde 1979 abgerissen

Ein französischer Kriegsgefangener mit Namen Jean, der seit dem Frankreichfeldzug auf dem Beeker Hof arbeitete, kam beim Pflügen neben der Flakstellung durch ein feindliches Geschloß ums Leben.

Durch den feindlichen Artilleriebeschuß schlugen viele Granaten in Lintorf ein. Wenn die Flak 10 bis 20 Schuß abgab, kamen von der linken Rheinseite ca. 50 Schuß zurück. Zum Schutz unseres Hauses gegen diese Geschosse bauten mein Vater und mein Großvater eine Barrikade aus dicken Holzbohlen um das ganze Haus in Höhe der Kellerräume. Wegen des Fliegeralarms während des Schulunterrichtes wurden die Schüler, die nur fünf Minuten von der Schule entfernt wohnten, schnell nach Hause geschickt. Die anderen Schüler mußten in den Luftschuttkeller der Schule. Wegen der Gefahren der letzten Kriegsmonate hatten wir dann keinen Unterricht mehr. Die Jungen der Oberklassen wurden zum Schützengrabenauswerfen herangezogen. Jeder sollte seine eigene Schaufel oder Spaten mitbringen. Wie bekannt, besteht der Lintorfer Boden aus viel Sand (daher „Lintorfer Sandhasen“), so hatten wir Jungen nicht viel Mühe, diese Schützengräben auszuwerfen. Ein Soldat der Deutschen Wehrmacht gab die Anweisungen über Tiefe, Breite und Länge. Einen dieser Schützengräben konnte ich mit Freunden beim Spielen zum Schutz nutzen, denn wir mußten für einen Tiefflieger in Deckung gehen.

Mein Vater sollte in den letzten Kriegswochen noch eingezogen werden. Er mußte sich bei einer Dienststelle der Wehrmacht melden. Er konnte aber nach einigen Stunden wieder nach Hause gehen. „Die konnten mech nit jebruke“, so sagte er. Es wurden nur SA-Leute und Parteimitglieder eingezogen. Aber beim Volkssturm wurde er gebraucht. Ab März 1945 mußte er seinen Dienst im Reckestift in Einbrungen tun. Von dort aus wurden die Volkssturmmänner eingesetzt, um den Rhein zu verteidigen! Vom Reckestift ging es zum Einsatz an den Rhein bei Duisburg-Mündelheim. Dort griffen Jabos an und beschossen die Einsatzkräfte. Mein Vater sagte: „Wir hannt ons mit 'nem Hoot zudeck, bis de Anjriff vorbei wor.“



Jean und Maria Frohnhoff
in den 1930-er Jahren

Er war ein sogenannter „Henkelmannsoldat“, denn meine Mutter Maria Frohnhoff brachte ihm mit dem Fahrrad das Mittagessen im Henkelmann. Während der sieben bis acht Kilometer Hinfahrt (und wieder zurück) mußte auch sie wegen Artilleriebeschuß und Tieffliegern Schutz in den Schützengräben suchen. Gott sei Dank hat immer alles gut gegangen. Mein Vater war nie aktiver Soldat, denn er wurde immer wieder von seiner Firma reklamiert.

Zu dieser Zeit hatten meine Großeltern Einquartierung der Deutschen Wehrmacht, die ein Nachrichtenbüro mit Feldtelefon in ihrer Wohnung einrichteten. Unser Hof war Parkplatz für die Militärfahrzeuge. Aber dieser Spuk war vorbei, als die Amerikaner einzogen. Beim Rückzug der deutschen Truppen hatte eine Gruppe von Soldaten am RWE vor dem Bahnübergang in ihren Fahrzeugen übernachtet. Durch feindlichen Artilleriebeschuß kamen am 28. März 1945 acht Soldaten kurz vor Ende des Krieges noch ums Leben. Diese acht Kriegsoffer haben auf dem Lintorfer Waldfriedhof, neben dem großen Kreuz, ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Um den Vormarsch der Alliierten von Westen her zu behindern, wurden auf Durchgangsstraßen Panzersperren errichtet. So auch zwischen Lintorf und Angermund an der Kuckelter Brücke und am Duisburger Baum (Ecke Duisburger Straße und Breitscheider

Weg). Diese Sperren bestanden aus dicken Baumstämmen, die schräg gegen Westen eingebaut waren. In der Mitte der Straße war ein Fahrstreifen frei, damit deutsche Fahrzeuge noch passieren konnten. Diese Lücke sollte, kurz bevor die feindlichen Fahrzeuge kamen, geschlossen werden.

Doch es kam ganz anders, denn die Fahrzeugkolonnen der Amerikaner kamen von Osten, über die Duisburger Straße, nach Lintorf herein. Es gab durch die Deutsche Wehrmacht keine Gelegenheit mehr, die Lücken in den Panzersperren zu schließen.



Einer der acht am 28. März 1945 am RWE durch Artilleriebeschuß ums Leben gekommenen Soldaten. Das Grab befindet sich auf dem Lintorfer Waldfriedhof in der Nähe der Kapelle

Am 17.4.1945 habe ich den Einmarsch persönlich erlebt. Von weitem war dumpfes Motorengeräusch zu hören. Ich war neugierig, schwang mich auf mein Fahrrad und fuhr Richtung Bahnübergang / RWE. Plötzlich kam mir die Kolonne auf dem Breitscheider Weg entgegen. Das erste Fahrzeug war ein Jeep mit einer weißen Fahne. Da sah ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Schwarzen. Die Besatzung warf uns Kindern Kaugummi und Schokolade zu, worüber wir uns sehr freuten. Ich war so gefesselt, daß ich den Weg nach Hause so schnell nicht fand. Ich bin beim Nachbarn stehengeblieben, und wir ließen staunend die ganze Kolonne mit Jeep, Panzerspähwagen und Panzern an uns in Richtung



Das RWE am Bahnübergang Breitscheider Weg.
Rechts steht noch das Wohnhaus, das in den 1970-er Jahren abgerissen wurde

Angermund vorbeifahren. Später erzählte man, daß es ca. 400 Fahrzeuge waren, die die ganzen Straßen aufwühlten. Nach dem Einmarsch der Amerikaner wurde die Flakstellung von den amerikanischen Soldaten durchsucht. Panzer fuhren auf, drehten die Geschütztürme Richtung Flak-Unterstände und gingen mit vorgehaltener MP auf die leere Flakstellung zu, um eventuell noch deutsche Soldaten vorzufinden. Aber die hatten sich bereits verzogen. Dies alles konnte ich von zu Hause aus beobachten.

Am 8. Mai 1945 war der schreckliche Krieg endgültig verloren und vorbei. Die Menschen überall in Deutschland begannen langsam mit dem Wiederaufbau. Auch der Schulunterricht begann wieder, und ich mußte wieder zur Schule.

Werner Frohnhoff



Transportbeton und mehr

- Beton
- Aaton - leicht- und selbstverdichtender Beton
- Stahlfaserbeton
- Porenleichtbeton
- Fix- und Fertigmörtel
- Fließestrich
- Pumpen-Service
- Förderband
- Decke & Wand

Readymix AG, Tel. (02102) 401-0
www.readymix.de

Readymix
Baustoffgruppe

Marlenes „schwierige“ Geburt im Krieg

Es war das vierte Kriegsjahr. Die Schule hatte ich beendet, und jetzt war ich bei Familie D. im Pflichtjahr. Vier Kinder hatte die Familie. Und auch am Sonntag, dem 10. Oktober 1943, war ich im Nachbarhaus bei Familie D. Es war noch früh. Meine Mutter war in der Messe in St. Anna. Meine Schwester Lisbeth passte zuhause auf unseren kleinen Neffen Willi auf. Denn er sollte doch bald ein Geschwisterchen bekommen. Da konnte ihn die Mutter nicht brauchen. Der Vater, mein Schwager, war natürlich im Krieg.

Lene, meine andere Schwester und Willis Mutter, wohnte nicht mehr in Lintorf. Sie wohnte in der Stadt. In Ratingen. Auf der Düsseldorfster Straße an der Ecke zum Stadionring^{*)}, Hausnummer 58, hatte sie ihre Wohnung. Und heute morgen begannen die Wehen. Davon wusste ich allerdings noch nichts. Lene versuchte ein Taxi zu bekommen, um ins Evangelische Krankenhaus fahren zu können. Denn dort musste sie als Frau eines Soldaten hin. Warum, weiß ich nicht.

Als sie kein Taxi bekommen konnte, hat die Nachbarin - die hatte ein Telefon - in Lintorf angerufen. Unsere Mutter sollte nach Ratingen

kommen. Nur leider hatten wir kein Telefon. Also hat die Nachbarin in der Bäckerei Steingen angerufen. Denn dort gab es ein Telefon. Zum Glück kam hier gerade der Briefträger vorüber. So wurde er beauftragt, meiner Mutter zu sagen, dass sie sofort nach Ratingen kommen sollte.

Das hat der Briefträger auch getan. Aber meine Mutter war ja in der Kirche. Er hat nur meine Schwester Lisbeth angetroffen. Die aber konnte nicht zur Kirche laufen, weil sie doch auf Klein-Willi aufpassen musste. Also schaute sie zum Fenster heraus und rief zum Nachbarhaus hinüber: „Marianne!!!“

Als ich sie endlich gehört hatte und auch aus dem Fenster guckte, sagte sie: „Marianne, bring die vier Kinder herüber und lauf so schnell du kannst zur Kirche. Die Mutter muss sofort zur Lene nach Ratingen.“

Ich habe also die Kinder zu meiner Schwester gebracht und bin zur Kirche gerannt. Dort habe ich unsere Mutter herausgeholt, die dann gerade noch den Zug nach Ratingen bekommen hat. Denn es gab noch keine Busverbindung von und nach Lintorf, und ein Taxi

war wegen der schlechten Benzinversorgung im Krieg auch nicht zu bekommen.

Vom Westbahnhof aus musste sie dann den Stadionring hinauflaufen. Zusammen mit meiner Schwester ist sie dann die Düsseldorfster Straße hinauf in Richtung Evangelisches Krankenhaus gegangen. Denn Lene hatte immer noch kein Taxi oder Krankenwagen bekommen. Immer wieder mussten sie eine Pause einlegen, wenn die Wehen kamen. So kamen sie nur sehr langsam voran. Als sie am Katholischen Krankenhaus vorüberkamen, war dort gerade die Messe in der Krankenhauskapelle beendet. Frau Masot, geborene Jostkleigrew aus Lintorf, sah meine Mutter und meine Schwester. Sie führte im Krieg das Taxigeschäft ihres Mannes weiter und bot an, die beiden zum Krankenhaus zu fahren. So lief sie schnell zur Mülheimer Straße, wo ihr Taxigeschäft war. Dann brachte sie meine Mutter und Lene ins Krankenhaus.

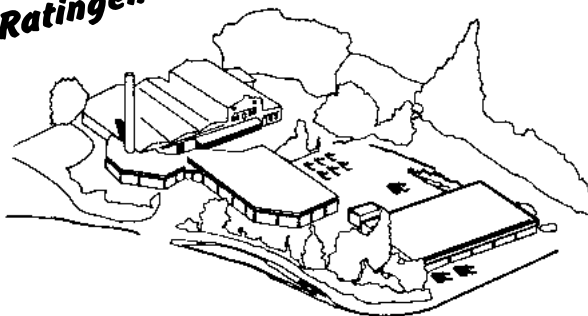
Meine Mutter ging von dort aus zu ihrer Schwester Fine zum Tonwerk am Ostbahnhof, um dort auf die Geburt zu warten. Der Direktor des Tonwerks, in dem Onkel Karl, der Mann meiner Tante Fine, arbeitete, war Herr D. aus Lintorf. So traute sich meine Tante gegen zwei Uhr nachmittags zur Familie D. zu gehen und von dort aus im Krankenhaus anzurufen.

Die Krankenschwester sagte ihr, dass ein Kind da sei. Tante Fine hörte mehr, als die Krankenschwester gesagt hatte und glaubte, es würden Zwillinge. Das Zweite käme noch nach. Also rannte sie zurück in ihre Wohnung und berichtete ihrer Schwester freudestrahlend: „Trina, es werden Zwillinge. Eines ist schon da.“

Jetzt machten sie sich zu zweit auf den Weg zum Krankenhaus, um die Zwillinge zu begrüßen. Aber es war nur ein Kind da: Marlene!

Marianne Preuß

**über 40 Jahre
in Ratingen**



Ford-Haupthändler

40878 Ratingen · Hauser Ring 70-74

Telefon 02102/3000-0 · Telefax 02102/3000-32

^{*)} Der Stadionring hieß damals noch Jahnstraße

Nach 60 Jahren am Grab meines Bruders in Rußland

Man schrieb das Jahr 1941. Im Oktober 1941 bekam mein Bruder Leo Heimaturlaub. Es sollte das letzte Mal sein, daß er bei uns war. Auf dem Bild mit meinen Eltern und mir ist er 21 Jahre alt. Ich selbst bin auf dem Bild 15 Jahre. Zwei Jahre später wurde auch ich

einberufen und bekam beim Militär meine erste lange Hose.

Am 13. Juni 1942 ist mein Bruder auf dem Fliegerhorst Smolensk gefallen. Kriegspfarrer Harald Ludwig bestattete meinen Bruder mit zwei seiner Kameraden am 15. Juni 1942 um 12 Uhr auf dem Sol-

datenfriedhof Smolensk. Er schickte meinen Eltern Bilder von der Beerdigung.

Im Jahr 1996 wurde ich von dem Ratinger Bürger Gert Krings gefragt, ob auf dem Lintorfer Friedhof russische Soldaten bestattet seien. Er hatte seinen russischen Freund Viktor Schwydkin aus Gagarin zu Besuch. Herr Schwydkin arbeitete in Moskau für die „Assoziation Kriegsmemoiren“ eng mit dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge zusammen.

Ich besuchte am nächsten Tag die Familie Krings und nahm die Bilder von der Beerdigung meines Bruders mit. Herr Schwydkin nahm die Bilder mit nach Rußland und versprach, das Grab meines Bruders zu suchen. Es dauerte gar nicht lange und wir bekamen Post aus Rußland. Viktor Schwydkin hatte das Grab meines Bruders gefunden. Er liegt auf dem Soldatenfriedhof Smolensk-Dubrowenka, Block E, rechts vom Zentralweg. Der noch von der Wehrmacht



Leo Kannengießers letzter Heimaturlaub im Oktober 1941. Das Bild zeigt ihn mit seinem Hund zwischen seinen Eltern. Rechts Wolfgang Kannengießer



Leo Kannengießer wird mit zwei Kameraden mit militärischen Ehren auf dem Soldatenfriedhof Smolensk bestattet

angelegte Friedhof wurde zu dieser Zeit vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge wieder instandgesetzt. Das Grab ist oberirdisch nicht zu erkennen. Es liegt in einem Waldgebiet mit Tannen, Kiefern und Birken. Mit Viktor Schwydkin und seiner Frau Nadja ist inzwischen innige Freundschaft entstanden. Immer wieder besuchten sie das Grab und legten Blumen nieder.

Im Mai 2002 schrieb Viktor, daß er meinem Bruder einen Gedenkstein hatte anfertigen lassen mit dem Geburts- und Sterbedatum. Den Stein wollte er auf das Grab legen.

Die Deutsche Kriegsgräberfürsorge bot dann eine Kurzreise zur Einweihung des wiederhergestellten Soldatenfriedhofes in Smolensk an. Die Fahrt fand statt vom 12.6. bis 16.6.2002. War es Zufall? Mein Bruder war am 13.6. gefallen und am 15.6. beerdigt worden. Das war genau 60 Jahre her!

Nun stand ich da. Sollte ich – sollte ich nicht?

Meine Familie und viele Freunde ermutigten mich, die Reise anzutreten. Ich freute mich, aber je näher der Tag kam, desto mehr Bammel hatte ich. Noch nie geflogen und dann in ein Land, dessen Sprache man nicht beherrscht.

Am Mittwoch, dem 12.6., ging es los. Um 7.30 Uhr Abflug von Düsseldorf. 9 Uhr Ankunft in Wien. Weiterflug um 10.15 Uhr nach Moskau, und um 15 Uhr Ankunft in Moskau. Es dauerte unendlich lange, bis man durch den Zoll war. Immer noch war ich mutterseelenallein. Endlich sah ich eine Gruppe und ein Schild mit dem Namen „Veto Travel Office“. So, nun war ich nicht mehr alleine. Wir waren 25 Personen, eine Begleitperson des Volksbundes und eine russische Dolmetscherin.

Mit dem Bus fuhren wir lange durch die Riesenstadt zu dem Hotel „Rossija“. Das Hotel liegt an der Moskwa, ganz in der Nähe des Kreml. Die Stadt ist schon sehr beeindruckend. Vom Hotel aus hat man einen herrlichen Blick auf den Kreml. Habe mir noch so einiges angesehen und bin dann zum Abendessen gegangen. Der Kavi-

ar schmeckte ausgezeichnet. Ziemlich müde ging ich dann schlafen.

Donnerstag, der 13. Juni. Der Sterbetag meines Bruders. Um 8 Uhr Frühstück, und dann wurden

Am Vormittag war eine Führung durch Smolensk. Wir besichtigten die herrliche Kathedrale von Smolensk, die Kremllmauer mit den Stelen der „Helden der Sowjetunion“ und die ewige Flamme. Es liegen dort immer frische Blumen. Es



Moskau – Blick auf den Kreml

wir durch Moskau geführt. Der Rote Platz mit dem Leninmausoleum, der Kreml mit seinen goldenen Türmen und Kuppeln, die wie viele goldene Luftballons wirken, die herrliche Basilikus-Kathedrale, alles wunderschön.

Das Staatliche Universalmagazin, ein Kaufhaus, bekannt unter dem Namen „GUM“, wurde besichtigt, und dann ging es weiter durch die Stadt. Viele schöne Gebäude aus der Zarenzeit. Alle gut restauriert. Im Katharinenkloster erlebten wir einen Gottesdienst. Auffallend viele junge Menschen waren in der Kirche. Ein Chor sang, viel Weihrauch, alles sehr feierlich. Eine unserer Mitreisenden sprach mich in der Kirche an und meinte, das sei ein Gottesdienst für unsere Gefallenen.

Die Metro wurde noch besichtigt, und dann ging es zurück in unser Hotel. Um 22 Uhr wurden wir zu einem der vielen Bahnhöfe von Moskau gefahren, und um 23 Uhr fuhren wir in Richtung Smolensk ab. Im Schlafwagen zweiter Klasse in 4-Bett-Abteilen. Nach einer schlaflosen Nacht kamen wir um 6 Uhr in Smolensk an. Nun stand ich auf dem Bahnhof, auf dem sicher auch mein Bruder nach seinem letzten Urlaub gestanden hatte.

ist Sitte, daß Brautleute nach ihrer Trauung den Brautstrauß dort niederlegen. Auf Wunsch aller Teilnehmer fuhren wir dann zum Soldatenfriedhof. Man war gerade dabei, die Stelen mit den Namen der ca. 4.500 Soldaten aufzustellen. Der Buchstabe K war noch nicht aufgestellt. Die Gruppe machte sich auf den Weg zum Bus. Ich zögerte noch, wollte ich doch den Namen meines Bruders lesen. Aber es klappte nicht, und so ging ich den anderen nach. Am Eingang des Friedhofes sprach mich ein junger Russe an, packte mich am Arm und wollte mit mir zurück auf den Friedhof. Ich verstand natürlich kein Wort von dem, was er sagte. Plötzlich hörte ich, wie er den Namen Leo aussprach. Da ging ich mit ihm, und er führte mich zu dem Gedenkstein, den Viktor Schwydkin auf das Grab meines Bruders gelegt hatte. Ich war ziemlich verwirrt und beeindruckt. Danach habe ich den Mann nicht mehr gesehen. Als ich wieder im Bus war – man hatte schon eine Weile auf mich gewartet – fragte ich die Leute, ob sie auch von dem Russen angesprochen worden seien. Es wurde verneint. Auch Viktor Schwydkin, der uns Weihnachten 2002 besuchte, konnte sich nicht erklären, wer dieser Mann wohl gewesen sein

konnte. So geschehen doch noch Wunder!

Nach dem Mittagessen saß an der Rezeption des Hotels Nadja Schwydkin. Sie war mit dem Zug nach Smolensk gekommen und wollte mit mir dabei sein, wenn der Friedhof eingeweiht wurde. War das eine Wiedersehensfreude! Nur schade, daß man sich nicht so gut verständigen konnte. Zum Glück half die russische Dolmetscherin, und so konnten wir doch manches austauschen.

Am 15.6.1942 um 11 Uhr war mein Bruder bestattet worden. Heute, am 15.6.2002 um 12 Uhr, war die Einweihung des Friedhofes. Wir fuhren erst zum Markt, um Blumen zu kaufen. Nadja half mir beim Kauf.

Um 11 Uhr fand eine Kranzniederlegung für die Gefallenen des „Großen Vaterländischen Krieges“ an der Smolensker Kremlmauer durch den Volksbund statt. Anschließend eine Kranzniederlegung an der Gedenkstätte für die im Krieg umgekommenen Smolensker Kinder. Bei dieser Feier sowie der anschließenden Einweihung des Soldatenfriedhofes waren anwesend:

Dr. Franz Vogt, stellvertretender Präsident des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V., Oberst i.G. Ekkehard Hetzke, Luftwaffenattaché an der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Moskau, Fridjof Amling, Pfarrer



Der von Viktor Schwydkin auf das Grab von Leo Kannengießer gelegte Grabstein



Einweihungsfeier auf dem vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge wieder hergerichteten Soldatenfriedhof Smolensk. Von rechts: Vladimir von Künzel, Propst der Evangelischen Kirche in Rußland, Fridjof Amling, Pfarrer der Deutschen Evangelischen Gemeinde Moskau, Dr. Franz Vogt, stellvertretender Vorsitzender des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Oberst i. G. Ekkehard Hetzke, Luftwaffenattaché an der Deutschen Botschaft in Moskau

der Deutschen Evangelischen Gemeinde Moskau, Vladimir von Künzel, Propst der Evangelischen Kirche in Rußland.

Die Kränze wurden von Smolensker Studenten getragen. Als wir auf dem deutschen Soldatenfriedhof ankamen, hörte der Nieselregen auf und die Sonne zeigte sich. Es folgte eine ergreifende Feier. Viele russische Veteranen, geschmückt mit ihren Orden und Ehrenzeichen, nahmen an der Feier teil und setzten somit ein besonderes Zeichen der Menschlichkeit und der Versöhnung.

Dr. Vogt begrüßte den Vorsitzenden des Veteranenkomitees der Stadt Smolensk und Frau Professorin Njubina von der Universität. Besonders herzlich begrüßte er die Studenten der Uni Smolensk. Gerade die Anwesenheit junger Menschen ist in einem immer rascher und immer stärker zusammenwachsenden Europa ein besonders ermutigendes Zeichen der Versöhnung und Völkerverständigung, so Dr. Vogt.

Nach der Andacht und dem gemeinsamen Gebet wurde von drei Studenten das Trompetensolo „Ich hatt' einen Kameraden“ geblasen. Es war mir bei der ganzen Feier, als stünde mein Bruder neben mir.

An der Stele mit dem Namen meines Bruders legte Nadja Blumen nieder, und dann gingen wir zu Leos Grab. Wenn meine Eltern das erlebt hätten. Nur schweren Herzens konnte ich mich von Leos Grab lösen.

Wir wurden mit dem Bus nach Dubrowinke, ca. 2 km vom Friedhof entfernt, gefahren. In einem festlich geschmückten Zelt hatten die Studenten und Studentinnen für das leibliche Wohl der Gäste aus Deutschland gesorgt. Viele Köstlichkeiten der russischen Küche wurden angeboten. Mit viel Liebe war alles bereit. Auch der Wodka fehlte nicht. Von den Mitreisenden unserer Gruppe wurde ich gebeten, ein Dankeswort zu sprechen. Das habe ich gerne getan. Ein Bekannter von Nadja übersetzte es ins Russische.

Der Abschied von den russischen Freunden fiel nicht leicht. Ob man sich noch einmal wiedersieht? Nadja wurde von ihren Bekannten, die in Richtung Moskau fuhren, mitgenommen und in Gagarin abgesetzt. Nach dem Abendessen im Hotel fand noch eine hervorragende Ballettaufführung statt. Um 22 Uhr hieß es, Abschied zu nehmen von Smolensk. Um 23 Uhr fuhr der Zug wieder in Richtung Moskau. Um 6 Uhr kamen wir in Moskau an. Wir wurden zu einem Hotel gefahren, wo wir uns frisch



Der Soldatenfriedhof Smolensk. Auf den Stelen sind die Namen der 4.500 gefallenen deutschen Soldaten in alphabetischer Reihenfolge verzeichnet



Aufschrift „Leo Kannengießer“ auf einer der Stelen des Soldatenfriedhofs

machen konnten und ein gutes Frühstück bekamen.

Wir fuhren dann zur intensiven Besichtigung des Kreml. Als erstes besuchten wir die Rüstkammer, die schon immer als eine Art Kremlmuseum diente. Das gilt für die Zeit ab dem 18. Jahrhundert, als Peter der Große die Hauptstadt und die Residenz des Zaren nach Petersburg verlegte. Es sind dort unwahrscheinliche Schätze zu sehen. Unter anderem die prunkvollsten, mit Edelsteinen verzierten Kutschen des Zaren.

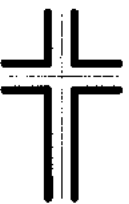
Ein Juwel im Kreml ist die aus dem Jahr 1485 stammende Mariä-Verkündigung-Kathedrale. Bis hoch ins Gewölbe die kostbarsten Ikonen und Fresken.

Dann verließen wir den Kreml. Es hatte angefangen zu regnen. Am Eingang eine Schranke und ein Schilderhaus mit einem Soldaten drin. Es regnete heftiger. Dann eine schöne Gestalt! Der Soldat verließ sein Häuschen und bot unserer ältesten Mitreisenden, einer Diakonisse, sein Schilderhäuschen an. Schade, ich hatte keinen Film mehr und konnte so das Geschehen nicht festhalten.

Der Bus fuhr uns nun zum Flughafen. Dort erst mal wieder die strenge Zollkontrolle. Um 15.50 Uhr Abflug und um 19.10 Uhr Ankunft in Düsseldorf.

Ich möchte noch einmal ausdrücken, wie unendlich dankbar ich bin, daß ich nach 60 Jahren meinen Bruder besuchen durfte.

Wolfgang Kannengießer

Rat und Hilfe		
Bestattungen Kleinrahm		
... dem Leben einen würdigen Abschluss geben		
	- Erd-, Feuer-, See- und Anonymbestattungen - Erledigungen aller Bestattungsfomalitäten - Vorsorgeverträge - kostenlose Beratung - eigener Druck der Trauerbriefe - große Sargausstellung	
Am Heck 2 Ratingen-Lintorf Tag und Nacht Tel: 02102/36462		- ob einfach od. repräsentativ - individuell nach Ihren Wünschen

Nicht nur aus Kanada erhielt die „Quecke“-Schriftleitung in diesem Jahr überraschend ein Manuskript als Reaktion auf die Lektüre einer älteren Ausgabe der „Quecke“, auch aus Süddeutschland erreichte uns der Erlebnisbericht eines über 80-jährigen Autors: Herbert Krug aus Uhldingen am Bodensee hatte durch einen Bekannten erfahren, dass der Lintorfer Heimatverein seit Jahren bemüht ist, die Geschichte des Lintorfer Lagers an der Rehhecke lückenlos zu erforschen und darüber in der „Quecke“ zu berichten. Herbert Krug erinnerte sich an seine Erlebnisse als deutscher Kriegsgefangener im „Lintorf Camp“ der britischen Armee von Oktober 1945 bis Weihnachten 1945, einen Zeitraum, aus dem uns bisher kaum Augenzeugenberichte über das Lager vorlagen. Nach der Entlassung der meisten deutschen Kriegsgefangenen Ende 1945 blieb Herbert Krug freiwillig im Lager. Er arbeitete als Koch in der so genannten „Voluntary Staff“, einer aus Deutschen bestehenden freiwilligen Hilfsgruppe der Briten, bis das Lager mit „Displaced Persons“ (DP's) belegt wurde. Displaced Persons (= verschleppte Personen) waren ehemalige Zwangsarbeiter und nichtdeutsche Flüchtlinge, die vor der Roten Armee in den Westen geflohen waren. Ihre Zahl betrug bei Kriegsende etwa 8,5 Millionen. Viele von ihnen wollten nicht in ihre Heimatländer zurück. Sie wurden von den Vereinten Nationen betreut und in Lagern zusammengefasst. Eines dieser Lager war das ehemalige Krupp-Lager in Lintorf, das nur zeitweise als Kriegsgefangenen-Lager verwendet wurde.

Erinnerungen an das Kriegsgefangenenlager „Lintorf Camp“

I. Erinnerungen an die letzten Kriegstage und an meinen Weg in die Gefangenschaft

Etwa ab Ende März / Anfang April 1945 war die deutsche Luftwaffe im Westen nicht mehr einsatzfähig. Die Verbände wurden zum Teil noch nach Osten verlegt, die anderen wurden aufgelöst. Auch meine damalige Einheit, die 11. Staffel des Jagdgeschwaders 26 „Schlageter“ wurde vom Winde verweht. Zusammen mit einigen Kameraden kam ich dann Mitte April in Neumünster (Schleswig-Holstein) an. Dort hätte man das gewiß nahe Kriegsende eigentlich abwarten und dann halt in englische Gefangenschaft gehen können. Die meisten machten es wohl so. Warum ein Feldwebel meiner Staffel und ich uns dann nochmals freiwillig gemeldet haben, das habe ich später und eigentlich bis heute nicht begriffen.

Nach einer oft von Tieffliegern unterbrochenen Bahnfahrt kamen wir am 25. April in Neustrelitz (Mecklenburg) an. Wir waren zuvor den Resten eines Fallschirmjäger-Bataillons zugeteilt worden. Nach weiteren zwei Tagen ging es ab in den Raum Joachimstal in den Einsatz. In den frühen Morgenstunden des 1. Mai 1945 machten wir dann die erste Bekanntschaft mit

den Russen. Es gab schwere Verluste – die Einheit war zerschlagen. Zusammen mit einem Kameraden aus meinem Nachbarort – ihn hatte ein russischer Soldat schon am Ärmel gepackt – kamen wir unversehrt davon. Mit Hilfe meines Flieger-Armbandkompasses und einer kleinen Karte versuchten wir uns, meistens abseits der Straßen, durchzuschlagen. Das Ziel war die Elbe. Es war ein weiter und manchmal nicht ganz einfacher Weg...! Hunger und Durst kamen dazu. Aber um die Mittagszeit des 4. Mai hatten wir es geschafft: Bei Havelberg, genau an der Havelmündung, erreichten wir die Elbe. Ein paar Stunden zuvor hatten wir westlich von Kyritz noch mit russischen „Stalin-Organen“ (Raketen-Werfer) auf kurzer Distanz unangenehme Begegnung. Wir hatten wohl zwei Schutzengel und kamen wieder heil davon. Unser größtes Glück war aber dann, daß uns die Amerikaner mit weiteren Versprengten über die Elbe geholt haben. Wir wurden auch nicht ausgeliefert, als russische Parlamentäre uns zurückholen wollten – wir waren gerettet.

Noch in der Nacht wurden wir abtransportiert, zunächst nach Arendsee. Es war ein heißer Mai-

entag, aber es gab weder etwas zu essen und auch kein Wasser!

Am anderen Abend, es war Sonntag und mein Geburtstag, ging es mit etwa 1000 Gefangenen per Bahn wieder weiter. Am 8. Mai kamen wir dann – zuletzt noch ein ziemlicher Fußmarsch – auf einem großen Hofgut bei Wickrath an. (Es soll einmal Goebbels gehört haben, wurde erzählt). Den Stacheldraht für unsere Umzäunung „durften“ wir selber – sechsfach und zwei Meter hoch – ziehen. In der Folge kamen täglich noch ungezählte Transporte. Für die nächsten Monate war dann Mutter Erde unsere Tagesliege- und Schlafstätte. Wir hatten nur, was wir auf dem Leibe trugen – mehr wurde uns bei der Gefangennahme nicht gelassen. Egal! Zelte gab es natürlich auch nicht, und so dachten wir „Natur pur!“ Das härtet ab! Unsere „Verpflegung“ bestand die ersten drei bis vier Wochen täglich aus einer amerikanischen Ein-Mann-Ration für je 10 Gefangene...

Im Laufe des Juni konnten sich die Berufe Land- und Forstwirtschaft, Post, Bahn, Telegraphen und Metallarbeiter aus der französischen Zone melden. Sie sollten als erste entlassen werden. Durch einen glücklichen Zufall (?) wurde ich abge-

lehnt. Wie wir erst Monate später in Lintorf erfuhren, kamen alle nach Frankreich. Mein Kumpel kam erst 1947 krankheitshalber heim.

Nach der Zonenaufteilung wurden wir von der britischen Armee übernommen. Von da an ging es uns besser!

Im Sommer begannen dann zügig die Entlassungen der geschätzten 60- bis 80.000 Gefangenen. In die französische Zone wurde niemand mehr entlassen, und so blieben wir mit etwa 400 Mann allein zurück und bekamen dann auch Zelte. Wir warteten – als Soldat hatte man das ja gelernt. Eines Tages hieß es dann, wir sollten am nächsten Morgen die Zelte abbauen, wir würden verlegt werden. Zuvor wurden wir noch in zwei Gruppen aufgeteilt. Wohin die „Reise“ gehen sollte, erfuhren wir nicht...

II. Meine Zeit im „Lintorf Camp“

Es mag Ende September oder Anfang Oktober 1945 gewesen sein,

als wir, die letzten 2 x 200 Gefangenen von geschätzten 60- bis 80.000, von unserem „Sommerlager“ auf Mutter Erde endlich „Abschied“ nehmen durften. Es stürmte und regnete in Strömen, als wir eines Tages die Lkws bestiegen und aus dem Raum Wickrath zu „neuen Ufern“ gebracht wurden. Wohin die Reise gehen sollte? Keiner sagte es uns, und die Gegend, durch die wir gefahren wurden, kannte ja auch kaum einer. Wir waren ja fast alle in der französischen Zone, also in Südbaden/Südwürttemberg zu Hause und demnach Fremdlinge. Auch wußten wir nicht, weshalb wir noch immer festgehalten und nicht entlassen wurden (das wurde uns erst einige Zeit später klar), wir hatten ja nichts verbochen. Die Spannung wuchs von Kilometer zu Kilometer, aber es konnte ja für uns eigentlich nur besser kommen. Damit trösteten wir uns und wollten uns einfach überraschen lassen. Was hätten wir sonst auch tun sollen? Dann, endlich hielten wir vor einem großen, bewachten Tor.

„Lintorf Camp“

stand da in großen Buchstaben über der Einfahrt. Wo das nun ungefähr war, wußten wir zwar auch nicht, es war in diesem Moment auch völlig egal. Zuerst sahen wir einmal eine große Zahl gleicher Häuser. Wir würden also ein Dach über dem Kopf haben. Nach über vier Monaten unter freiem Himmel war das schon etwas! Also, absteigen und gleich zum „Empfang“ antreten, aber nicht mehr in Reih und Glied! Wieder einmal durchnäßt bis auf die Haut (das waren wir ja gewohnt), versammelten wir uns auf einem größeren Platz. Kurz darauf erschienen mehrere britische Offiziere. Einer von ihnen, der Lagerkommandant, trat vor und hielt eine kurze Ansprache, die laufend übersetzt wurde. Er sagte dabei unter anderem folgendes:

„Männer, ehemalige Soldaten! Der Krieg ist, Gott sei Dank, zu Ende. Ihr habt eure Pflicht getan, Deutschland hat den Krieg verloren... Nicht alle Deutschen haben ihn gewollt. Darum laßt uns nach



„Lintorf Camp“ im Februar/März 1946: Die britische und die deutsche Lagerleitung mit der so genannten „Voluntary Staff“, einer freiwilligen deutschen Hilfstruppe, zu der auch unser Autor Herbert Krug gehörte. In der Mitte vorne Captain Barnes, der aus Schottland stammende Ortskommandant von Lintorf und Kommandant des Lagers. An der Wand der Baracke erkennt man die Fotos von König Georg VI. und Königin Elisabeth („Queen-Mum“), den Eltern von Königin Elisabeth II.

vorn blicken. Ihr Deutschen werdet es nicht leicht haben – ihr müßt einen neuen Weg in die Zukunft suchen... gemeinsam müssen wir versuchen und darangehen, eine friedliche Welt zu bauen...“ Dann: „Erschreckt nicht, wenn ihr nachher die Häuser betreten werdet. Ich selbst habe in meinem Leben so etwas noch nirgends vorgefunden. Ich kann nicht verstehen, wie Angehörige eines verbündeten Volkes und Landes hier gehaust und was sie hinterlassen haben. Ich schäme mich für sie...“¹⁾

Er sagte, er habe immer große Achtung vor den deutschen Soldaten gehabt. Er verlasse sich deshalb auf uns und, wenn wir ihm dabei helfen würden, wolle er trotz allem aus diesem Lager ein Musterlager machen. Dabei würde er für uns tun, was ihm möglich sei. (Stunden später erfuhren wir schon, daß das keine hohlen Worte waren.) Wie lange wir hier bleiben müßten, wisse er nicht, und das liege auch nicht in seiner Hand...

Worte eines britischen Offiziers – ich war tief beeindruckt. Nach dieser Einführung wurden uns die Häuser zugeteilt und jeweils mit 40 Mann belegt.

Trotz der „Vorwarnung“ – was wir da vorfanden, übertraf alles Vorstellbare. Die Feldbetten waren zum Teil kaum noch zu sehen, so hoch lag der Unrat. Halbleere Do-

sen, Kartons, Flaschen, total verschmutzte Kleider, Lebensmittelreste, Schmutz und Dreck bis in die hinterste Ecke. Dazu natürlich Ungeziefer, Mäuse, Wanzen und Gestank. Also zunächst einmal Durchbruch zu den Fenstern, lüften, zum Glück fanden wir dann schnell Besen, Schrubber, Eimer, Putzmittel und Wasser. Es wäre alles dagewesen. Nachdem sich der „Dunst“ etwas verzogen hatte, so daß man atmen konnte, ging es an die Arbeit. Nach ein paar Stunden – es war längst Nacht geworden – war „unser“ Haus fürs erste einmal bewohnbar.

Jetzt kam aber das Schönste: Nach vielen Monaten konnten wir uns endlich wieder einmal richtig waschen und sogar duschen – warm und kalt – , und wir hatten Licht. Nun konnten wir uns auf unsere Feldbetten setzen und genüßlich den Rest an Eßbarem verzehren. Da geschah es: Unvermittelt betraten einige unserer neuen Bewacher den Raum. Was brachten die noch so spät? Decken hatten wir ja schon bekommen. Da kam Bettwäsche zum Vorschein – weiße Bettwäsche!! Unvorstellbar, unbegreiflich – es war wie Weihnachten. Es fiel kein Wort im Raum, aber wir alle hatten wohl feuchte Augen und waren dankbar...

Der Captain aber hatte einen ersten Beweis seines Versprechens

geliefert. Natürlich wanderten die Gedanken dann in die Heimat, wie so oft in dieser langen Zeit. Hätte man doch wenigstens gewußt, ob und wie die Lieben daheim, die Eltern und Brüder, die Verlobte den Krieg überlebt hatten. Sieben, acht Monate sind eine lange Zeit, und wir mußten weiter warten.

Am anderen Morgen, der Regen hatte aufgehört, war Antreten zur Arbeitseinteilung. Ich ließ mir Zeit, schaute den anderen erst einmal zu. Es war ja noch viel Arbeitsgerät vorhanden. Da trat einer auf mich zu, sagte mir, er sei der deutsche Lagerleiter. Dienstgrade gab es ja nicht mehr. Er fragte mich, wo ich zu Hause und was ich von Beruf sei und ob ich wohl Lust hätte, in der britischen Küche zu arbeiten. Ich antwortete ihm auf alles und

1) Gemeint sind offensichtlich die ehemaligen Zwangsarbeiter, die im früheren Krupp-Außenlager in Lintorf gelebt hatten. Als das Lager am 17. April 1945 von den Amerikanern befreit wurde, hielten sich dort vor allem Zwangsarbeiter aus den Niederlanden, aus Belgien, aus Frankreich und – das größte Kontingent – aus der Ukraine auf. Sie hatten vorher bei schlechter Ernährung und mangelhafter Versorgung mehr im Lager „gehaust“ als gelebt. Die Amerikaner verpflegten sie zunächst und transportierten sie dann ab, um sie in ihre Heimatländer zurückzuschicken. Nur etwa 40 an Fleckfieber Erkrankte blieben in einer Quarantäne-Baracke zurück. In der Zeit von April bis Juni 1945, als die ersten deutschen Kriegsgefangenen ins Lager kamen, haben Obdachlose in den Baracken Unterschlupf gefunden. Das ist aus Akten des Krupp-Firmenarchivs bekannt. Die sowjetischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter zu beschuldigen, sie hätten das Lager in völlig verwahrlostem Zustand hinterlassen, ist also höchst ungerecht. Im Übrigen war die Krupp-Lagerleitung mit ihrem zivilen (!) Bewachungspersonal für den Zustand des Lagers bis 1945 verantwortlich!

(Die Schriftleitung)

Feste lieben BLUMEN ENK

FLORISTIKPARTNER



Speestraße 38
Ratingen-Lintorf

Lintorfer Waldfriedhof
Ratingen-Lintorf

Am Gratenpoet (Friedhof)
Ratingen-Tiefenbroich

Lise-Meitner-Straße 5-7
Ratingen-West

Am Wehrhahn 54
Düsseldorf-Mitte

Inh. Thomas Dietz Tel. 0 21 02. 1 81 64 o. 02 11. 35 62 90



sagte: „Ja, natürlich.“ Ich sollte auf ihn warten. Er kam mit drei weiteren Kameraden und brachte uns vier, einen Metzger aus Berlin, einen Bäckermeister aus Ravensburg, einen Jungbauern von der Schwäbischen Alb und mich, den Flugzeugbauer vom Bodensee (der auch kochen konnte!), in die britische Küche.

Wir nannten unsere Vornamen und waren gespannt, was da nun werden sollte. „Sit down,“ hieß es da zuerst einmal. Ich verstand, und wir hockten uns einfach auf den Fußboden, weil die drei vorhandenen Stühle von den Köchen besetzt waren. Jetzt wurden wir zunächst einmal abgefüttert, und wie! Das ließ sich ja gut an, und dann ging es an die Arbeit. Was da zu tun war, brauchte man uns kaum zu zeigen: Gemüse putzen, Geschirr reinigen, die Räume saubermachen usw. Nach dem Dinner nahmen wir den etwa 60 Briten einfach ihr Geschirr ab: vorspülen, reinigen, desinfizieren und nachspülen – das lief bei uns! Die Tommys waren sichtlich beeindruckt. Es waren Soldaten einer Batterie des 21st Super Heavy Artillery Regiment of M.M.1. Man war mit uns zufrieden, und wir durften am folgenden Tag und die ganze folgende Zeit wiederkommen. Schnell merkten wir, daß es mit der Kochkunst der drei Köche nicht allzuweit her war. Es war ja fast alles und reichlich vorhanden. Damit ließe sich doch viel Besseres zubereiten, und ich fragte Rudi, den Chef, ob wir vielleicht auch einmal etwas machen, also kochen durften. Ich fing mit Gemüse an – das kam gut an! Deshalb durfte Willi, unser Metzger, dann auch braten. Was der aus dem Fleisch machte und die Soßen dazu, das löste Begeisterung aus. Es gab übrigens nur australisches Hammel- und argentinisches Rindfleisch. Als Ludwig, der Bäcker, für das Dessert sorgte, waren wir vier German boys „super“. Schnell entwickelte sich eine richtige Kameradschaft – wir waren Menschen unter Menschen!

Im Lager ging es inzwischen zügig weiter. Keiner wurde als PW (Prisoner of War) angesehen, und die gute Behandlung und Verpflegung waren u.a. die Gründe, weshalb die meisten gerne mitgearbeitet

haben. Natürlich waren da auch viele Berufe vertreten. Deshalb wurden ganz schnell Werkstätten eingerichtet und mit dem Nötigsten ausgestattet. Da gab es dann eine Schreinerei, eine Schlosserei, die Bauhütte und sogar eine Schusterei. Der Meister seines Fachs – aus dem Schwarzwald – fertigte für die Herren Offiziere auch Sportschuhe, sogar bi- und tri-genäht! Es war ein Künstler.... Weiter gab es die Malerwerkstatt und andere, und gleich neben unserem Küchenbau durfte ein Kunstmaler sein Atelier einrichten. Er porträtierte die Offiziere und malte auch sehr schöne Landschaften. Natürlich bekam er „Schmincke-Farben“ aus Düsseldorf – noch heute die besten.

Das „Lager“ war derweilen schon ein kleines Schmuckstück geworden – als Kriegsgefangenenlager! Wege und Straßen waren in Ordnung gebracht, kleine Vorgärten z.T. noch bepflanzt, niedere Umzäunungen wurden angelegt, meist aus Birke, und manches andere mehr. So wunderte es eigentlich fast kaum, als unser Captain eines Tages stolz verkündete, „Lintorf Camp“ sei als „musterhaft“ ausgezeichnet worden. Natürlich waren alle, die ganze Besatzung, stolz und begeistert.

Und der Lohn? Wir, die „prisoners“, bekamen fortan abends Ausgang – sogar bis 22.30 Uhr! Für die Bevölkerung war damals noch ab 22 Uhr Sperrstunde. Natürlich durften wir ohne militärische Begleitung ausgehen. Das war fast unvorstellbar. Wir hatten ein kleines Stückchen Freiheit zurückbekommen. Einzige Bedingung: Beim morgendlichen Zählappell durfte keiner fehlen, sonst wäre alles aus gewesen. Für manch einen mag die Versuchung groß gewesen sein, aber es ist nie einer abgehauen. Auch das war ein Stück Kameradschaft. Großzügig waren die Briten auch, als sie uns gestatteten, am Sonntagmorgen um 10 Uhr den Gottesdienst in der St. Anna-Kirche bei Dechant Veiders besuchen zu dürfen. Das Wort Dechant war ein Begriff, der uns bis dahin völlig fremd war.

Die Zeit verrann, man dachte an Weihnachten, hoffte doch endlich

auf Entlassung. Aber nichts rührte sich. Immerhin bekamen wir etwa zu Anfang November vorgedruckte Karten mit dem Text: „Ein ehemaliger Angehöriger der geschlagenen deutschen Armee meldet sich (... also doch noch einmal Demütigung – man mußte es halt schlucken...)“, Lageranschrift und Kreuzchen, ob gesund oder krank. Sonst kein Wort. Egal. Wir hatten ja inzwischen auch andere Möglichkeiten gefunden und erfuhren dann doch noch vor Weihnachten, wie es den Lieben daheim ging. Für manch einen gab es aber auch bittere, traurige Nachrichten....

Bei uns in der Küche liefen die Weihnachtsvorbereitungen auf Hochtouren. Auch „Weihnachtsgutsle“ (schwäbisch) wurden gebacken. Vom Düsseldorfer Theater wurde eine Gruppe für eine Vorstellung eingeladen. Leider bekamen wir Küchen-Boys davon nichts mit. Wir mußten für etwa 60 Personen ein Festessen vor- und zubereiten und bekamen viel Lob. Rudi, der Boss, machte uns dann mit den besonderen Weihnachtsbräuchen in der Army bekannt: Am 1. Feiertag bringen die Offiziere den Mannschaften das Frühstück auf die Stube, ans Bett! Auch zur „Teatime“ und zum „Dinner“ bedienen die Offiziere im Speiseraum. Toll! Nachmittags floß viel Bier...

Für uns gab es viele Zigaretten, und jeder von uns bekam von Rudi einen Anzugstoff. Er hatte ihn über seine Mutter aus England besorgt. Das war kaum faßbar. Kaum zu glauben, aber wahr! Am 2. Feiertag, „Boxing Day“, brauchten wir nicht viel zu kochen – es gab viele „Leichen“...

Danach ging plötzlich alles ganz schnell. Noch im alten Jahr erhielten wir den langersehnten Entlassungsschein. Wir waren wieder freie Menschen. Der größte Teil fuhr schnellstens nach Hause – heim! Andere blieben da. Auch ich, denn die Verhältnisse in der französischen Zone waren nicht gut. So entstand die sogenannte „Voluntary Staff“, die das Lager für die nächste Besetzung instandhielt.

Aufgeschrieben im August 2003

Herbert Krug

Das letzte Kapitel

Am 12. Juli des Jahres 2003
lief folgender Funkspruch rund um die Erde:
daß ein Bombengeschwader der Luftpolizei
die gesamte Menschheit ausrotten werde.

Die Weltregierung, so wurde erklärt, stelle fest,
daß der Plan, endgültig Frieden zu stiften,
sich gar nicht anders verwirklichen läßt,
als alle Beteiligten zu vergiften.

Zu fliehen, wurde erklärt, habe keinen Zweck.
Nicht eine Seele dürfe am Leben bleiben.
Das neue Giftgas krieche in jedes Versteck.
Man habe nicht einmal nötig, sich selbst zu entleiben.

Am 13. Juli flogen von Boston eintausend
mit Gas und Bazillen beladene Flugzeuge fort
und vollbrachten, rund um den Globus sausend,
den von der Weltregierung befohlenen Mord.

Die Menschen krochen winselnd unter die Betten.
Sie stürzten in ihre Keller und in den Wald.
Das Gift hing gelb wie Wolken über den Städten.
Millionen Leichen lagen auf dem Asphalt.

Jeder dachte, er könne dem Tod entgehen.
Keiner entging dem Tod, und die Welt wurde leer.
Das Gift war überall. Es schlich wie auf Zehen.
Es lief die Wüsten entlang. Und es schwamm übers Meer.

Die Menschen lagen gebündelt wie faulende Garben.
Andre hingen wie Puppen zum Fenster heraus.
Die Tiere im Zoo schrien schrecklich, bevor sie starben.
Und langsam löschten die großen Hochöfen aus.

Dampfer schwankten im Meer, beladen mit Toten.
Und weder Weinen noch Lachen war mehr auf der Welt.
Die Flugzeuge irrten, mit tausend toten Piloten,
unter dem Himmel und sanken brennend ins Feld.

Jetzt hatte die Menschheit endlich erreicht, was sie wollte.
Zwar war die Methode nicht ausgesprochen human.
Die Erde war aber endlich still und zufrieden und rollte,
völlig beruhigt, ihre bekannte elliptische Bahn.

Erich Kästner, 1930

40 Jahre Elysée-Vertrag

Ratingen war bei der Feier in Frankreich vertreten

Am 22. Januar 2003 jährte sich zum 40. Mal die Unterzeichnung des deutsch-französischen Freundschaftsvertrages, des Elysée-Vertrages. Der „Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Französischen Republik über die deutsch-französische Zusammenarbeit“ wurde am 22. Januar 1963 in Paris im Elysée-Palast, dem Sitz des französischen Staatspräsidenten, vom französischen Staatspräsidenten Charles de Gaulle und dem Deutschen Bundeskanzler Konrad Adenauer unterzeichnet. Sie waren die Initiatoren, Motoren und Vollender der deutsch-französischen Aussöhnung. Schon kurz nach der Unterzeichnung des Vertrages durch de Gaulle und Adenauer sowie die beiden Außenminister Gerhard Schröder und Maurice Couve de Murville war fortan schlicht vom Elysée-Vertrag die Rede. Der 40. Jahrestag der Unterzeichnung wurde mit einer Feier in Paris an dem entsprechenden Wochenende begangen. Zu den Feierlichkeiten erhielt die Stadt Ratingen eine ehrenvolle Einladung. Ratingens Bürgermeister Wolfgang Diedrich wurde persönlich vom französischen Kulturminister Jean-Jacques Aillagon zu einem Jubiläumsempfang anlässlich des Jahrestages ins Palais Royal, den königlichen Palast in der Nachbarschaft des Louvre unweit der Seine im Herzen von Paris, eingeladen.

Bürgermeister Diedrich nahm an diesem Treffen von Vertretern aus Politik, Verwaltung und kulturellem Leben aus den befreundeten Ländern Frankreich und Deutschland teil und war tief beeindruckt von der herzlichen und freundschaftlichen Atmosphäre.

Der französische Kulturminister würdigte im Rahmen des Empfangs besonders auch den wichtigen Beitrag, den die Städte und Gemeinden mit Partnerschaften zur deutsch-französischen Aussöhnung geleistet haben. Im festlich geschmückten königlichen Palais war damit die Stadt Ratingen vertreten, die ja gleich zwei Städtepartnerschaften mit franzö-



Unterzeichnung des deutsch-französischen Vertrages im Elysée-Palast in Paris am 22. Januar 1963. Sitzend von links nach rechts: Außenminister Gerhard Schröder, Bundeskanzler Konrad Adenauer, Präsident Charles de Gaulle, Premierminister Georges Pompidou und Außenminister Maurice Couve de Murville

sischen Städten unterhält. Bereits 1955 wurde sehr früh eine Partnerschaft mit Maubeuge in Nordfrankreich unweit der belgisch-französischen Grenze begonnen. Die zweite Partnerschaft besteht mit der Stadt Le Quesnoy, die ca. 30 km von Maubeuge entfernt liegt und wie Maubeuge zu den Städ-

ten mit Befestigungsanlagen als geschichtlichen Zeugen zu einem Besuch einlädt.

Die Partnerschaft mit Le Quesnoy besteht in diesem Jahr wie der Elysée-Vertrag 40 Jahre. Sie hat ihren Ursprung in der Verbindung der seinerzeit selbstständigen Ge-



Das Palais Royal an der Rue de Rivoli in Paris. 1634 - 1639 als Palast für den Kardinal Richelieu erbaut, ging er nach dessen Tod durch Schenkung an die königliche Familie über. Heute ist er Sitz des Verfassungsrates der Französischen Republik

meinde Hösel und Le Quesnoy. Die Stadt Ratingen führt hier als Rechtsnachfolgerin die partnerschaftlichen Beziehungen weiter. Der 1975 in der Interimszeit im Rahmen der kommunalen Neugliederung als Kommissar eingesetzte Kommunalpolitiker Horst Becker hatte dankenswerterweise den Beschluss gefasst, die Partnerschaft auch nach dem Zusammenschluss der alten Dumeklemmerstadt mit den Angerlandgemeinden zur neuformierten Stadt Ratingen weiterzuführen.

Bürgermeister Dietrich besuchte beide Partnerstädte im Frühjahr 2003.

In Maubeuge wurde ein Freundschaftsvertrag unterzeichnet, der die partnerschaftlichen Beziehungen noch einmal betont ausweiten helfen will. In Le Quesnoy wurde die 40 Jahre dauernde Freundschaft jetzt auch durch einen Vertrag noch einmal besiegelt. Den Rahmen für die Vertragsunterzeichnung bildete ein Musikfest im Juni in Le Quesnoy, an dem auch die Städtische Musikschule Ratingen mit einer größeren Delegation von jungen Musikerinnen und Musikern teilnahm. Der Gegenbesuch erfolgte im September 2003. Dieser Anlass wurde genutzt, um auch eine deutsche Fassung des Freundschaftsvertrages zwischen Le Quesnoy und Ratingen zu unterzeichnen. Eine Delegation aus Maubeuge erwartet die Stadt Ratingen im Februar 2004 zum Karneval in der Dumeklemmerstadt.

Schon bald nach dem Zweiten Weltkrieg hatten verantwortliche Politiker in Deutschland und Frankreich das Bewusstsein entwickelt, dass beiden Ländern eine besondere Verantwortung für die Zukunft Europas zukommen würde. In der Vergangenheit waren Kriege zwischen den beiden Ländern an der Tagesordnung. Von den annähernd zwanzig Kriegen, die beide Länder seit der frühen Neuzeit gegeneinander ausgetragen haben, waren der Krieg von 1870/71 sowie die beiden Weltkriege überaus schmerzhaft Erfahrungen für die Menschen beider Länder. Die Überwindung dieser oftmals als „Erbfeindschaft“ titulierten Konfliktsituationen und das Einleiten von freundschaftlichen und partnerschaftlichen Begegnungen mit konstruktiver Zusammenarbeit waren herausragende historische Schwerpunkte in der Nachkriegszeit, die insbesondere Charles de Gaulle und Konrad Adenauer zu verdanken sind. Die Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich fand deshalb auch durch den Elysée-Vertrag gewissermaßen eine symbolische Krönung.

Die Idee, die deutsch-französische Aussöhnung nach dem Zweiten Weltkrieg durch Städtepartnerschaften zu manifestieren, hat ihren Ursprung darin, dass Vertreter von Gemeinden und Städten es möglicherweise einfacher hätten, den Weg zueinander zu finden als staatliche Politiker. So kam es deshalb auch 1948

zum ersten deutsch-französischen Bürgermeistertreffen nach dem furchtbaren Zweiten Weltkrieg. Die erste deutsch-französische Städtepartnerschaft wurde 1950 zwischen Ludwigsburg und Montbéliard geschlossen. Bürger beider Länder lernten sich in vielen Verständigungsinitiativen beiderseits der Grenzen kennen und schätzen. Aus diesen Anfängen ist heute eine breite Bewegung von über 2000 kommunalen Partnerschaften geworden. Sie alle haben in den vergangenen Jahrzehnten einen wertvollen Beitrag zur Überwindung von Misstrauen und Feindschaft zwischen den Menschen geleistet. Eine solide Vertrauensgrundlage für die deutsch-französische Aussöhnung, Kooperation und Freundschaft war damit gelegt. Eine Vielzahl von Begegnungen, Projekten, Veranstaltungen und Austauschprogrammen wie beispielsweise dem deutsch-französischen Jugendwerk, das im Elysée-Vertrag verankert wurde, waren die Grundlage für Bekanntschaften, Freundschaften und sogar Ehen über die deutsch-französische Grenze hinweg.

Die Partnerschaften zwischen Ratingen und Maubeuge bzw. Hösel und Le Quesnoy lebten aus Begegnungen in diesem Rahmen. Zwischen Maubeuge und Ratingen kam und kommt es zu regelmäßigen Austauschtreffen der Jugend, Schülerinnen und Schüler lernen in Gastgeberfamilien das Leben der Menschen in den beiden Ländern kennen. Es gibt sportliche Treffen wie zum Beispiel die regelmäßigen Judovergleichskämpfe zwischen dem TV Ratingen und dem Judo Sportverein in Maubeuge. Die Lintorfer Eisenbahnfreunde treffen sich regelmäßig mit ihren Modellbaukollegen aus Maubeuge. Regelmäßig kommt es auch zum Austausch zwischen der 5. Klasse des Carl-Friedrich-von-Weizsäcker-Gymnasiums und einer entsprechenden Partnerschule in Maubeuge sowie zwischen der Anne-Frank-Schule und einer französischen Grundschule. Die Feuerwehren aus beiden Städten haben enge Freundschaften und Erfahrungsaustausche in ihrem Programm.

Die Partnerschaft zwischen Hösel (und damit später Ratingen) und



Empfang im Rathaus von Le Quesnoy anlässlich eines Musikfestes im Juni 2003. Die 40-jährige Freundschaft zwischen Hösel (jetzt Ratingen) und Le Quesnoy wurde auch vertraglich besiegelt. Am Mikrophon der frühere Bürgermeister, Senator Paul Raoult, rechts neben ihm der jetzige Bürgermeister Freddy Dolphin. Links im Bild Ratingens Bürgermeister Wolfgang Dietrich



Besuch in Ratingens Partnerstadt Maubeuge vom 23. bis 25. Juni 2003.
 Von links nach rechts: der Bürgermeister von Maubeuge, Rémi Pauvros,
 Mahamadou Diallo, Bürgermeister des 2. Stadtbezirks von Bamako,
 der Hauptstadt Malis, einer neuen Partnerstadt von Maubeuge, Bürgermeister Wolfgang
 Diedrich und Francine Horville, stellvertretende Bürgermeisterin (adjointe)
 von Maubeuge und zuständig für die Partnerschaft mit Ratingen

Le Quesnoy umfasste zunächst einen regen Austausch zwischen den Sportvereinen, Gesangs- und Musikgruppen, Bürger- und

Schützenvereinen und der Feuerwehr. Sie wurde über die Jahrzehnte insbesondere durch die Kirchenchöre von St. Bartho-

lomäus in Hösel und der katholischen Pfarre Notre Dame de l'Assomption in Le Quesnoy mit Leben erfüllt. In Ratingen und Hösel gibt es Gedenksteine, die die Städtefreundschaft mit den beiden französischen Partnerstädten dokumentieren.

Ein weiterer Grund für die ehrenvolle Einladung an die Stadt Ratingen zur Teilnahme am 40. Jahrestag des Elysée-Vertrages dürfte die hohe Auszeichnung gewesen sein, die die renommierte Robert-Bosch-Stiftung in Stuttgart im Rahmen von Auszeichnungen für deutsch-französische Partnerschaften dem Seniorenheim St.-Emilie in Maubeuge und seiner Partnereinrichtung, dem Altenheim Marienhof in Ratingen, vor zwei Jahren übergab. Die beiden Seniorenwohnheime erhielten für ihre ungewöhnliche Partnerschaft den 1. Preis im Rahmen deutsch-französischer partnerschaftlicher Beziehungen als beispielgebende Verbindung.

Wolfgang Diedrich

dp

DRUCKEREI PREUSS GMBH

Siemensstraße 12 · 40885 Ratingen

Telefon 0 21 02 / 92 67 - 0 · Fax 0 21 02 / 92 67 20

ISDN (Leonardo) 0 21 02 / 92 67 50

E-Mail: info@preussdruck.de

Ratinger Spielmobil „Felix“ – Dresdner Kinderstraßenbahn „Lottchen“

Eine in Deutschland einmalige Freundschaft wurde 1995 in Zürich begründet

Das Spielmobil „Felix“ braucht sich in Ratingen nicht mehr groß vorzustellen: der bunte Mercedes-Transporter gehört seit 1987 zum städtischen Jugendamt und ist gefüllt mit Spielzeug, Bastel- und Werkmaterialien. In jedem Sommerhalbjahr fährt der Spielwagen, den die Ratinger Sparkasse dem Stadtjugendamt geschenkt hat, zu verschiedenen Stationen im gesamten Stadtgebiet, um dort mit Kindern, Eltern und Großeltern einen fröhlichen Nachmittag zu verleben. An Wochenenden und Feiertagen ist das Spielmobil mit den lustigen Figuren vom KNAX-Club zu Gast bei Kindergarten-, Schul-, Straßen-, Vereins- u. ä. Festveranstaltungen. Im Laufe der Jahre hat sicherlich jeder kleine und große Dumeklemmer das Spielzeugauto einmal persönlich kennen gelernt; für einige von ihnen ist „Felix“ ein treuer Wegbegleiter geworden.

bahn. Entstanden ist diese in Deutschland einmalige Freundschaft während eines internationalen Spielmobilkongresses in Zürich, an dem seinerzeit Vertreter des Ratinger und des Dresdner Jugendamtes teilgenommen haben.

Bunt bemalt und mit laut hörbarem Quietschen in den Kurven tourt die Kinderstraßenbahn „Lottchen“ auf dem offiziellen Schienennetz der sächsischen Landeshauptstadt. Ihr Name stammt von dem bekannten Kinderbuch „Das doppelte Lottchen“ von Erich Kästner, der 1899 in Dresden geboren wurde. Mitarbeiter der Dresdner Verkehrsbetriebe und des Theaters Junge Generation hatten 1990 die Idee, einen ausgerichteten Triebwagen des Typs ET 57 und einen Anhänger (Typ EB 57) – beide Baujahr 1957 – für Theaterfahrten mit Dresdner Kin-



Matthias Stresow vom Jugendamt Dresden und Michael Baaske vom Jugendamt Ratingen am Erich-Kästner-Denkmal in der Dresdner Neustadt

sie viele Kilometer durch Dresden und steuert die berühmten und in aller Welt bekannten Bauwerke des „Elbflorenz“ an. Gäste aus ganz Europa und sogar aus Übersee nutzen die Tram zu einer Stadtrundfahrt. Das „Lottchen-Programm“ hält etwas für jeden Geschmack bereit: „Rund um s Blaue Wunder“, „Erste deutsche Gartenstadt Hellerau“, „Ausflug ins 16. Jahrhundert“, „Besuch der Semperoper“, „Erich-Kästner-Tour“ und vieles mehr bieten die Verantwortlichen in Dresden an. Ab und zu meldet sich auch das Fernsehen an, um gemeinsam mit den Kindern eine Rundfahrt zu erleben; 1994 war sogar die BBC aus London mit auf Tour gewesen. Auch Prominenten aus Politik und Unterhaltung (Rudolf Scharping, Stefan Mross, Stefanie Hertel) diente „Lottchen“ als Kulisse für medienwirksame Auftritte.



Die Kinderstraßenbahn „Lottchen“ und das Spielmobil „Felix“ mit Michael Baaske vom Jugendamt der Stadt Ratingen auf dem Betriebshof der Dresdner Verkehrsbetriebe am 11. Mai 2001

„Felix“ hat nicht nur Freunde in Ratingen, sondern auch eine ganz besondere „Freundin“ im fernen Dresden: die sächsische Kinderstraßenbahn „Lottchen“ (auf Sächsisch: Loddsh'n). Seit 1995 besteht eine Partnerschaft zwischen dem Ratinger Spielmobil und der Dresdner Kinderstraßen-

bahn herzurichten. Im Frühjahr 1991 starteten die Malerarbeiten an den Außenwänden, die von Kindern der Jugendkunstschule im Schloss Albrechtsberg ausgeführt wurden. Und am 11. Mai 1991 wurde „Lottchen“ schließlich mit einem großen Fest in Betrieb genommen. Seit diesem Tag rollt

In den vergangenen acht Jahren hat es im Rahmen der Partnerschaft in Ratingen und in Dresden zahlreiche Städte übergreifende Aktionen gegeben: Mal- und Rategewinnspiele rund um Dresden und Erich Kästner mit mehr als 1000 Teilnehmern, Beurkundung der Freundschaft durch den Dresdner Oberbürgermeister, Dr. Herbert Wagner, und den Ratinger Bürgermeister, Wolfgang Die-drich, Veröffentlichung von ge-

meinsamen Aufklebern, Ansichtskarten, Flyern, Werbepins etc.

Im Januar 2001 hat sich in einem Glückwunschsreiben der damalige sächsische Ministerpräsident Kurt Biedenkopf über die Partnerschaft wie folgt geäußert: „...Nur durch gelebte Partnerschaften und die Vernetzung der Aktivitäten können im geeinten Deutschland Projekte wie diese entstehen und bestehen.“

Im April 2002 ist erstmalig eine Ratinger Gruppe – Freunde des Spielmobils – zu Besuch in Dresden gewesen, um die Kinderstraßenbahn einmal persönlich kennen zu lernen.

Nach einer obligatorischen Stadtrundfahrt mit „Lottchen“ standen unter anderem der Besuch der Gemäldegalerie Alte Meister im Zwinger und ein Ausflug zur Fes-

tung Königstein in der Sächsischen Schweiz auf dem Programm. Untergebracht waren die Dumeklemmer auf dem historischen Elbraddampfer „Pöppelmann“ mit Panoramablick auf die berühmte Altstadtsilhouette, auch „Canaletto-Blick“ genannt. Diese Fahrt soll in den kommenden Osterferien wiederholt werden.

Seit dem Frühjahr 2003 zählt die Partnerschaft von „Felix & Lottchen“ neben den Städtepartnerschaften mit Vermillion, Maubeuge, Blyth-Valley, Kokkola, Le Quesnoy, Beelitz und Gagarin zu den weltweiten Freundschaften der Stadt Ratingen.

Hinweis für alle, die in nächster Zeit eine Reise nach Dresden planen und die Kinderstraßenbahn für eine Rundfahrt buchen möchten: Ansprechpartner ist Matthias Stre-

sow vom Dresdner Jugendamt, Telefon 0351-8026655.

Umfangreiche Informationen rund um die Partnerschaft finden Interessierte im Internet der Stadt Ratingen unter : www.ratingen.de/kinder&jugend oder auch im Internet der Stadt Dresden unter: www.dresden.de/pressemitteilungen.



Die offizielle Freundschaftsurkunde hängt im Dresdner und im Ratinger Rathaus

Freundschaften weltweit Partnerstädte und Patenschaften der Stadt Ratingen

Partnerschaft mit:

Beelitz (Entfernung: 432 km),
Deutschland,
Brandenburg, 1990

Blyth-Valley
(Entfernung: 702 km),
Großbritannien, 1967

Gagarin (Entfernung: 1907 km),
Russland, 1998

Kokkola (Entfernung: 1686 km),
Finnland, 1989

Le Quesnoy
(Entfernung: 255 km),
Frankreich, 1963 (2003)

Maubeuge
(Entfernung: 234 km),
Frankreich, offiziell: 1958,
Erster Jugendaustausch: 1956

Vermillion
(Entfernung: 7231 km),
U.S.A., Süd-Dakota, 1969

Freundschaft mit:

Huishan (Entfernung: 8.740 km),
Volksrepublik China, 1996

Patenschaft mit:

Schnellboot Wiesel,
Bundesmarine, 1973

Partnerschaft mit:

Kinderstraßenbahn Lottchen,
Dresden,
Partnerschaft des
Spielmobils Felix, 1995

Michael Baaske

Bürgerhaus – Kloster – Betonklotz: Das Ratinger Rathaus – eine Geschichte ohne Ende?

Das heutige Ratinger Rathaus an der Minoritenstraße, für viele eine schwere Erbschaft aus Beton, ist ein Sanierungsfall. 1973 fertiggestellt im zeittypischen Stil, weist es Bauschäden auf, ist PCB-belastet und genügt den Anforderungen des Brandschutzes nicht. Manche meinen, es abzureißen und an anderer Stelle neu zu errichten, sei wohl für alle – Bürger wie Mitarbeiter der Stadtverwaltung – die beste Lösung.

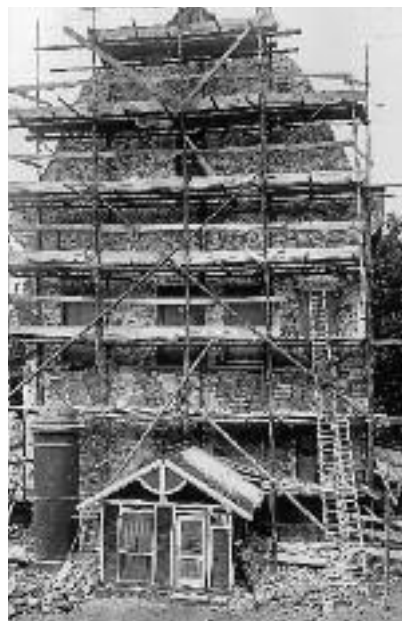
Es ist nicht das erste Mal, dass es Unruhe um das Ratinger Rathaus gibt.¹⁾ Mehrere Jahrhunderte lang wurde das Bürgerhaus am Marktplatz als solches genutzt – es war ja bereits zu diesem Zwecke gebaut worden, der Bedeutung gemäß, die der Stadt in früheren Zeiten zukam. Obwohl schon 1783 mit Cromford eine Fabrik vor den Toren der Stadt ansässig wurde, brachte es ihr noch keinen nennenswerten Wohlstand. Im Jahr 1806 wurden in einer Steuerliste 341 Familien erfasst, wobei die Gruppen der Handwerker, Kleinunternehmer und Arbeiter den größten Teil bildeten. Etwa 1.400 Personen hätten demnach im heutigen Innenstadtbereich gewohnt, dazu kamen die auswärtigen Bürgerschaften wie Tiefenbroich, so dass um 1850 insgesamt knapp die Zahl von 4.000 Einwohnern erreicht wurde. Das Bürgerhaus als Rathaus, so gab man vor, sei zu groß geworden, und es wurden Überlegungen angestellt, es abzugeben und in das inzwischen säkularisierte und 1834 in den Besitz der Stadt geratene Minoritenkloster umzuziehen, dessen Räumlichkeiten der damals noch sehr kleinen Stadtverwaltung genügten – zumal es nicht baufällig zu sein schien.

So überließ man 1878 das Bürgerhaus dem Amtsgericht, das seine Tätigkeit neu aufgenommen hatte, zur unentgeltlichen Benutzung. Zunächst sollten noch einige Umbauarbeiten daran vorgenommen werden, die sich fast über zwei Jahre lang hinzogen, da der bauliche Zustand des Gebäudes wesentlich schlechter war als erwar-

tet. Das Amtsgericht musste deshalb übergangsweise in angemieteten Räumen der Gastwirtschaft Kürten am Markt seinen Dienst aufnehmen.

Die Entscheidung der Stadtverordneten-Versammlung war nicht von Weitsicht geprägt gewesen, sondern nur eine kurzfristige Lösung, denn ab 1880 siedelten sich neue Industrien in der Stadt an, und die Bevölkerung wuchs bis 1910 auf etwa 14.000 Einwohner an. So nahmen der Aufgabenbereich der städtischen Verwaltung und deren Mitarbeiterzahl ebenfalls zu.

1897 bereits fragte Bürgermeister Esser beim Landgerichtspräsidenten an, ob das Gebäude nicht der Stadt wieder zurückgegeben werden könne. Er verwies darauf, dass auch seine Behörde sich vergrößert habe und zwischenzeitlich sehr beengt untergebracht sei.



Außenrenovierung des Bürgerhauses am Markt im Jahre 1925

Wurde das Ansinnen zunächst abgelehnt, entschied man sich doch wenige Jahre später für einen Neubau des Amtsgerichts. Die wohl schon lange vorhandene Baufälligkeit des Bürgerhauses hatte sich inzwischen so sehr bemerkbar gemacht, dass man es nicht mehr für renovierbar hielt.

Der Schwamm hatte Teile des Gebäudes befallen, und der Gerichtsdienner stürzte einmal gar durch eine schadhafte Decke und verletzte sich.

So waren zwei Probleme zu lösen: Neue Diensträume für die städtische Verwaltung zu bekommen und ein Amtsgerichtsgebäude neu zu bauen. Letzteres war bereits 1914 an der Düsseldorfer Straße fertiggestellt, wurde aber erst nach dem Krieg im Jahr 1919 bezogen.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden mehrere neue, repräsentative Bauten in Ratingen errichtet. Dazu gehörten auch das Gymnasium (Poststraße, heute Musikschule) und das Lehrerseminar an der Mülheimer Straße (heute Stadtarchiv und Anne-Frank-Schule). Da die Wirtschaft damals boomte, fielen diese Entscheidungen nicht schwer. Repräsentation hatte im Kaiserreich auch auf kommunaler Ebene zudem einen wesentlich höheren Stellenwert als soziale Aufgaben – das undemokratische Drei-Klassen-Wahlrecht begünstigte bürgerliche Interessensdurchsetzung gegenüber denjenigen der benachteiligten Arbeiterschaft.

Im Mai 1912 beschloss die Stadtverordneten-Versammlung, das neue Rathaus unweit des Marktplatzes zu erbauen und dazu mehrere Grundstücke anzukaufen, die zwischen Kirchgasse und Turmstraße lagen. Diese Absicht war jedoch weniger einfach in die Tat

1) Benutzte Quellen und Literatur: StA Rtg. 1-109, StA Rtg., Zeitungsausschnittsammlung; Neuntes Sammelheft der Deutschen Konkurrenzen, 23. Band, Heft 364: Dokumentation des Wettbewerbs „Rathaus in Ratingen“; Süddeutsche Zeitung v. 21.8.2002; Eckhard Bolenz, Vom Ende des Ancien régime bis zum Ende des Deutschen Bundes (ca. 1780-1870), S. 11-82 und Erika Münster-Schöer, Der Aufbruch in die Moderne – Vom Kaiserreich zur Republik (1871-1918), S. 83-160, in: Verein für Heimatkunde und Heimatpflege e.V. (Hg.), Ratingen. Geschichte 1780-1975, Essen 2000; Otto Samans, Ratingen vor dem Ersten Weltkrieg, in: die Quecke 71 (2001), S. 70-74.

umzusetzen, als sich die „Stadtväter“ dies vorgestellt hatten, denn nicht alle Eigentümer waren zum Verkauf bereit, und man hätte sie enteignen müssen. Eine bessere Gelegenheit ergab sich am damaligen Kaiserplatz, auf welchen hin die Bismarckstraße, heute Beethovenstraße, zulief. Dort bot die Witwe Francken aus Rath ein 11,5 Morgen großes Grundstück an, und im November 1913 wurde mit 14 : 4 Stimmen in der Stadtverordneten-Versammlung für dessen Erwerb votiert. Die Gegner dieses Standorts machten geltend, dass das geplante neue Rathaus zu weit von der Innenstadt entfernt sei. Auch die benachbarte Post und das Gymnasium waren schon auf Grundstücken der Familie Francken gebaut worden. Trotz einer Protestversammlung von Bürgern, die von den Abweichlern initiiert wurde und an welcher 120 Leute teilnahmen, hielt man aber an dem Beschluss fest und schrieb Anfang 1914 einen Architektenwettbewerb aus.

Dieser wurde beschränkt auf die in der Stadt Ratingen und im Stadt- und Landkreis Düsseldorf wohnenden Architekten. Das Preisgericht bestand aus dem Bürgermeister, sechs Stadtverordneten, zwei königlichen Bauräten aus Düsseldorf, einem Landesbaurat a. D. aus Köln und dem Ratinger Stadtbaumeister Stratmann.

Es gingen 66 Entwürfe ein, wobei der erste Preis an die beiden renommierten Düsseldorfer Architekten Rudolf Wilhelm Verheyen und Julius Stobbe ging, die u. a. auch in Düsseldorf-Oberkassel die Evangelische Auferstehungskirche entwarfen und bauten.

Der Rathausentwurf der beiden Gewinner hieß „Geschlossene



An dieser Stelle Ecke Post- und Beethovenstraße sollte das neue Rathaus gebaut werden. Im Hintergrund das Gebäude des ehemaligen Gymnasiums. Es beherbergt heute die Städtische Musikschule

Fronten“. Damit sollte an Stelle des sternförmigen Kaiserplatzes ein eher rechteckiger Platz entstehen, der eine Verbreiterung der Kronprinzenstraße (heute Poststraße) ermöglicht hätte. Es sollte eine doppelte Baumreihe gepflanzt werden, um einen „Erholungs- und Ruheplatz“ zu schaffen, der „künstlerisch recht wertvoll ins Gewicht“ fallen sollte. Hervorgehoben wurden noch die gut beleuchteten Flure, die schnelle Auffindbarkeit der Räume und die gelungene Anbindung der Bürgermeisterwohnung, die von der Lage her zudem eine „recht günstige Besonnung aller Zimmer“ ermöglichte.

Für die Bürgermeisterwohnung war auch die Anlage eines Gartens vorgesehen. Mutet dies heute als sehr außergewöhnlich an, so war es im Kaiserreich selbstverständlich, höheren Beamten auch Dienstwohnungen zur Verfügung

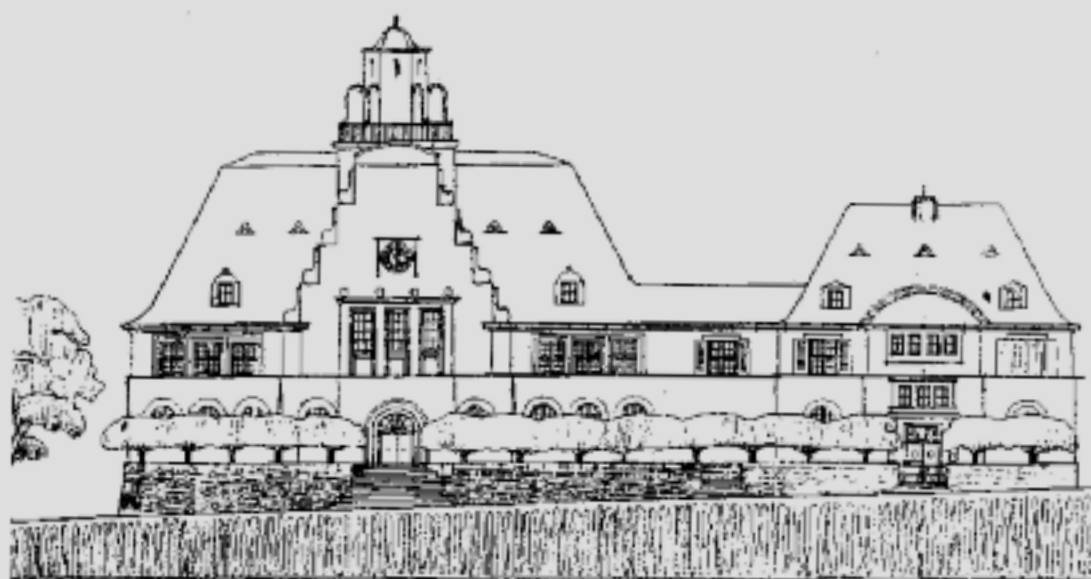
zu stellen, für die sie eine eher geringe Miete zu bezahlen hatten. Diese Leistung war jedoch Bestandteil ihres Einkommens und muss in Zusammenhang mit der staatlichen Alimentierungspflicht gesehen werden, die die Gesetze damals vorsahen. Ein Bürgermeister war ein preußischer Beamter, der dieses Amt zumeist für sehr lange Zeit an einem Ort ausübte. So war der damalige Bürgermeister Peter Jansen von 1899 bis 1919, also 20 Jahre lang, in Ratingen tätig.

Weitsichtig plante der Architektenentwurf auch die zukünftige Möglichkeit eines Erweiterungsbaus ein. „Die äußere Erscheinung weist bei großer Ruhe in der Fassadenbehandlung und großer Schlichtheit in dem Dachumriss, in dem großen Giebel doch auch wieder einen so eigenartigen Kunstgedanken niederrheinischer Bauart aus alten Stadtbildern auf, dass sie sich der in dieser Stadtgegend bereits zu findenden Bauweise am glücklichsten anschließen scheint. Dabei zeigt sie doch aber eine Eigenart, welche auf weiteren Anbau an dem Platze und die nähere Umgebung nicht ohne Einfluss bleiben wird“ – so hieß es im Gutachten des Preisgerichts für diesen Entwurf.

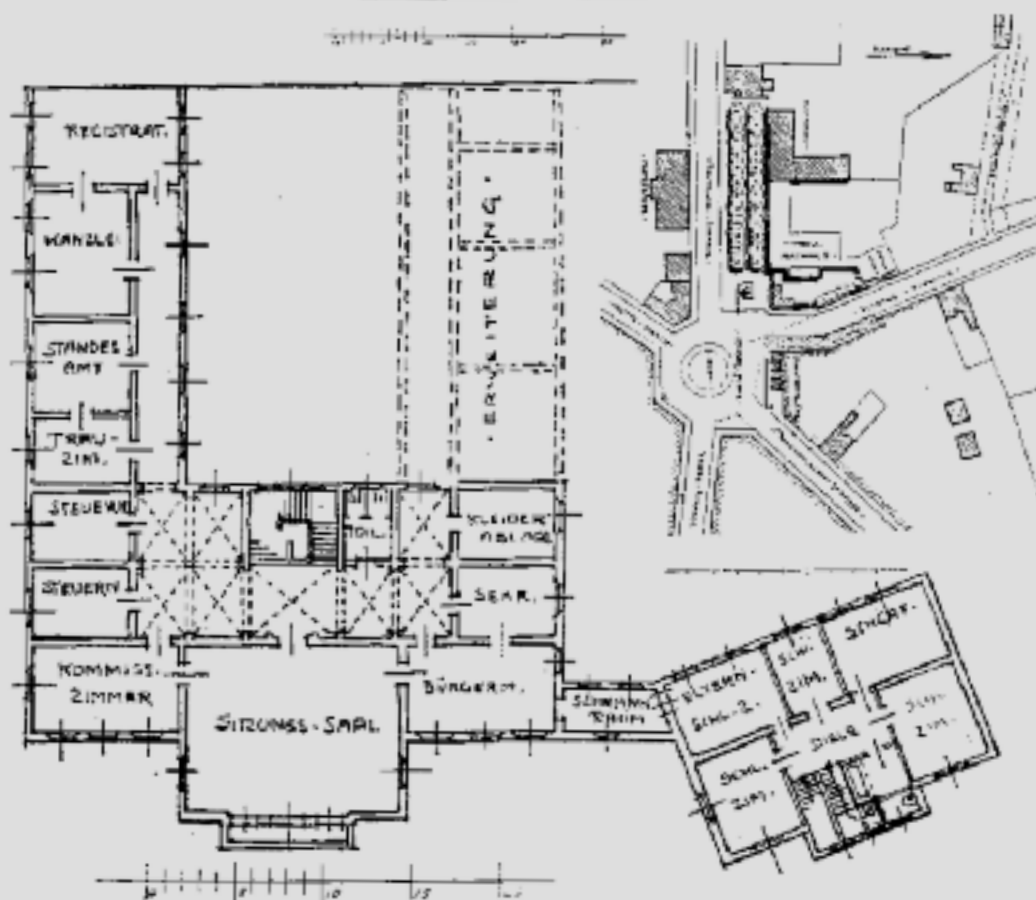
Die Kosten des neuen Rathauses sollten sich auf 250 000 Mark belaufen, eine gewaltige Summe, wenn man bedenkt, dass ein qualifizierter Fabrikarbeiter etwa 1200 Mark Jahresgehalt bekam.



Entwurf der Düsseldorfer Architekten Verheyen und Stobbe für ein neues Rathaus an der Ecke Bismarckstraße (von rechts kommend, heute Beethovenstraße) und Kronprinzenstraße (links, heute Poststraße)



Schnitt durch das Hauptgeschoss



RATHAUS IN RATINGEN. (Vergl. Koek-Sachs. 1914 Febr. S. 1592, Mai S. 1606, Juli S. 1648.)
No. 1. Kennwort: «Geschlossene Fronten.» 1. Aufl. Verheyen & Stubbe, P. D. A.-Düsseldorf.

Doch machte der Ausbruch des Ersten Weltkrieges im Sommer des Jahres 1914 dem Vorhaben einen Strich durch die Rechnung. Zwar sollte mit dem Bau des neuen Rathauses unmittelbar nach Kriegsende begonnen werden. Doch hatten die wenigsten glauben wollen, dass Deutschland eine schwere Niederlage erleiden werde, die auch das Ende des Kaiserreichs bedeutete. Nach 1918 lag auch die Wirtschaft vollkommen am Boden, Ratingen hatte noch dazu in den Folgejahren unter der zeitweisen französischen Besatzung zu leiden, und nicht nur der Traum von einem neuen Rathaus war damit in weite Ferne gerückt.

So blieb alles beim Alten: Das Ratinger Rathaus befand sich weiterhin im Minoritenkloster. Das Bürgerhaus war zwar nach dem Auszug des Amtsgerichts wieder in die Verfügungsgewalt der Stadt zurückgegangen, doch wollte auch diese nicht mehr in das baufällige Gebäude einziehen. 1922 fanden dort aber, nach Umbaumaßnahmen, die städtische Sparkasse und die Kasse der Stadtwerke eine Unterkunft. Auch mit dem Aufbau eines Heimatmuseums wurde begonnen, das im September 1926, zum 650-jährigen Stadtjubiläum, feierlich eingeweiht wurde. Während des Zweiten Weltkrieges erlitt das Gebäude durch Artilleriebeschuss und Bombentreffer in der Nähe einige Schäden. Nach dem Ende des Krieges war eine Zeit lang das Besatzungsamt darin untergebracht, doch schließlich konnte das Heimatmuseum das ganze Haus wieder nutzen. 1972 schließlich zog die Stadtbücherei in dieses Haus, das Heimatmuseum fand sein



Das ehemalige Minoritenkloster-Rathaus und das neue stoßen im „Klosterhof“ aneinander

Domizil an der Grabenstraße, wo seit 1992 das Medienzentrum besteht.

Das Rathaus, das seit 1878 im ehemaligen Minoritenkloster untergebracht war, blieb dort beinahe hundert Jahre, obwohl es doch weitgehend als Provisorium gedacht war.

Die Grundsteinlegung für das jetzige Rathaus erfolgte im Februar 1971. Zuvor hatte man noch andere Standorte in Betracht gezogen, z. B. die Stelle an der Hans-Böckler-Straße, an welcher später die Stadthalle gebaut wurde. Als am 8. September 1972 das Richtfest für das „größte kommunale Bauwerk der Nachkriegszeit“, wie es in einem Zeitungsartikel hieß, gefeiert wurde, waren alle von dem neuen Bauwerk beeindruckt.

Der Kostenrahmen für das Rathaus war auf 11,2 Millionen DM und für die Tiefgarage auf 2,27 Millionen DM festgelegt worden. Im Mai 1973 fand der Umzug in das neue Haus statt. Gebaut hatten es die beiden Architekten Jörg Schuler und Ekkehard Jatzlau. Später wurde gegenüber noch ein technisches Rathaus errichtet, dessen Erweiterungsbau 1986 fertig gestellt wurde. Anfang der 1990-er Jahre kam noch ein neues Gebäude am Stadionring hinzu.

Die wachsende Einwohnerzahl nach der kommunalen Neugliederung von 1975 auf etwa 90.000 und ständige Aufgabenerweiterungen, zudem ein neues Verständnis von Dienstleistung und Bürgerservice, bedingen auch andere Ansprüche an die Räumlichkeiten. So bleibt zu hoffen, dass die Geschichte um das heutige, schon wieder baufällige Ratinger Rathaus doch einmal ein gutes Ende finden möge.

Ein neues, modernes Stadtzentrum, wie es vielen Zeitgenossen um den Kaiserplatz herum vorschwebte, entstand dort nicht. Das Postgebäude wurde Anfang der 1960-er Jahre vollständig umgebaut, wobei die Außenfassade und die Schalterhalle von 1906 dem Zahn der Zeit zum Opfer fielen. An der Stelle, an der das neue Rathaus gebaut werden sollte, ist heute ein Bolzplatz. Einige schöne Gründerzeithäuser an der Post- und der Bahnstraße erinnern aber noch an damalige Pläne, sofern man sie aufmerksam anschaut. Dann fällt die Vorstellung, wie es hier auch hätte aussehen können, nicht schwer.

Dr. Erika Münster

Allen Inserenten möchten wir herzlich danken.

Sie helfen uns, die Heimatzeitschrift „Die Quecke“ weiterhin zu veröffentlichen.

Den treuen Lesern wünschen wir zum Jahresausklang ein gesundes und erfolgreiches Jahr 2004.

Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Sein Herz schlug links

Nachruf auf Landesschlichter a. D. Peter Kraft, MdL, (1929–2003)

Am 11. Januar 2003 verstarb in Ratingen der weit über die Grenzen der Stadt hinaus bekannte SPD-Politiker Peter Kraft. Er wirkte bis zuletzt als stellvertretender Bürgermeister.

Peter Kraft kam am 9. Mai 1929 in Ratingen als zweites von drei Kindern zur Welt. Von seinen beiden Schwestern war die eine älter, die andere jünger als er. Bei seinem Vater handelt es sich um den legendären Ratinger Stadtverordneten und späteren Bürgermeister Peter (genannt „Harry“) Kraft, der nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten während einer Rats-sitzung in Haft genommen wurde. Die Stadt Ratingen ehrte ihn durch Benennung einer Straße mit seinem Namen.



Peter Kraft (1929–2003)

Peter Kraft besuchte die Volksschule, danach die Handelsschule. Wie so viele junge Männer wurde er gegen Ende des Zweiten Weltkrieges noch zum Kriegsdienst herangezogen, und zwar von Oktober 1944 bis Mai 1945. In geselliger Runde erzählte er aus jener Zeit später immer wieder gerne die Geschichte, wie er als Kind auf einem Kopfkissen schlief, in das seine Mutter eine Fahne eingenäht hatte, die die Nazis unter keinen Umständen finden durften.

So sog er seine sozialdemokratische Einstellung schon mit der Muttermilch ein.

Nach dem Krieg begann Peter Kraft eine Verwaltungslehre bei der Stadtverwaltung Ratingen und war dort auch bis Ende 1947 als Verwaltungsangestellter tätig. Er wechselte dann zum Arbeitsgericht Düsseldorf und „schnupper-te“ hier das erste Mal an den verschiedensten Konfliktthemen der Arbeitswelt. Im Jahre 1953 bestand er die Beamtenprüfung für den gehobenen Dienst der Arbeitsgerichtsbarkeit und war bis Juli 1966 in Düsseldorf beim Arbeitsgericht und später beim Landesarbeitsgericht tätig.

Anfang der 50er Jahre lernte Peter Kraft seine Frau Marlies bei Tanzveranstaltungen im Raum Gerresheim/Grafenberg kennen. Bei Standardtänzen wie Foxtrott, Walzer und Tango im „Schloss Jägerhof“ kamen sich die beiden näher und heirateten schließlich im Jahre 1954. Aus der Ehe ging eine Tochter, Renate, hervor, die heute in Bonn lebt und im Hotelfach arbeitet. Das junge Paar lebte in Ratingen und wohnte zunächst in Eckamp, später in der Innenstadt, bis dann das Haus am Birkhahnweg gebaut wurde. Der stets gesellige Peter Kraft zählte über Jahre zu den besten Skatspielern der Stadt und widmete sich in seiner knapp bemessenen Freizeit dem Tennis und dem Joggen. Zusammen mit seiner Frau Marlies genoss er schöne Urlaube am Lago Maggiore oder am Tegernsee. Er hatte einen Ruf als ausgezeichnete Kenner niveauvoller Tafelfreuden.

Unmittelbar nach dem Krieg wurde Peter Kraft bereits 1945 Mitglied der SPD und des DGB und auch der AWO ab deren Neugründung.

Seine rasche politische Karriere begann 1959, als er in den Rat der

Stadt Ratingen gewählt wurde. Im Jahre 1977 musste er sein Ratsmandat niederlegen, weil er beruflich in einem Ministerium angesiedelt war, das auch kommunale Aufsichtsaufgaben wahrnahm. Gleichzeitige Mitgliedschaft im Stadtrat und Tätigkeit im Ministerium waren inkompatibel. Ab 1994, nach Ende seiner beruflichen Tätigkeit, gehörte er wieder dem Stadtrat an, zuletzt als stellvertretender Bürgermeister.

Parallel zur Ratstätigkeit in Ratingen ging Peter Kraft ab 1960 in den Kreistag Mettmann und wurde dort bald Vorsitzender der SPD-Fraktion.

Ebenfalls in jene Phase fällt sein herausragendes Wirken für die AWO im Kreis Mettmann. Seit 1961 war er Mitglied im Vorstand des AWO-Kreisverbandes, ab 1964 dann für über 25 Jahre Kreisvorsitzender, danach Ehrenvorsitzender auf Lebenszeit. Lange Jahre gehörte er auch dem Bezirksvorstand der AWO an und blieb bis zuletzt Mitglied des Bezirksamtschiedsgerichts.

Den Zenit seiner politischen Laufbahn erreichte Peter Kraft mit den Landtagswahlen 1966. Erstmals nach dem Krieg gelang es durch ihn, den Wahlkreis für die SPD zu gewinnen. Bis dahin hatten sich stets CDU-Politiker durchgesetzt. Ein Jahr später wurde er zum Landrat des Kreises Mettmann gewählt. Damit war er eine der einflussreichsten Politiker-Persönlichkeiten im Kreisgebiet: Ratsmitglied, Landrat, Landtagsabgeordneter, AWO-Kreisvorsitzender. Innerhalb der SPD bekleidete er zudem die Vorsitzenden-Funktionen in der Stadt Ratingen und im Unterbezirk Mettmann, also für das gesamte Gebiet des Kreises Mettmann. Diese Bündelung in einer Person hat es seitdem bei keinem weiteren SPD-Politiker im Kreis Mettmann gegeben.

Eine einschneidende Veränderung seines Werdeganges erfolgte mit den Landtagswahlen im Jahre 1970. Peter Kraft verlor gegen den CDU-Kandidaten Wilhelm Droste

und musste aus dem Landtag ausscheiden. Bereits im Jahre 1969 hatte seine Tätigkeit als Landrat geendet. Die CDU hatte die Mehrheit zurück erobert, und mit Landrat Willi Müser begann eine Ära, die 20 Jahre dauern sollte und erst 1989 von dem langgedienten SPD-Bundestagsabgeordneten Heinz Pensky beendet wurde.

Bald nach der verlorenen Landtagswahl wurde Peter Kraft zum Landesschlichter berufen. Diese, beim Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales angesiedelte Funktion, übte er bis zum 31. Mai 1994 aus. Im Jahre 1977 wurde er zum Leitenden Ministerialrat ernannt. Die Instanz des Landesschlichters gilt als nordrhein-westfälisches Unikat. Sie wurde 1946 durch die Alliierten eingeführt. Der Landesschlichter wird als unparteiischer und neutraler Moderator und Schlichter dann aktiv, wenn die beteiligten Tarifparteien dies freiwillig und gemeinsam wünschen. Ihm obliegt es, zur Vermeidung offener Konfrontationen und gerichtlicher Auseinandersetzungen mögliche Kompromisslinien zu finden und für alle Seiten beschlussfähig zu formulieren.

Für eine über lange Jahre erfolgreiche Schlichter-Tätigkeit bedarf es eines Naturells, das Peter Kraft in hohem Maße besaß: die Person muss sowohl hart im Geben und Nehmen sein können als auch geschmeidig und scharfsinnig in der Argumentation. Immer wieder sitzen bei Schlichtungsverhandlungen Menschen mit am Tisch, denen ein raubeiniges und hemdsärmeliges Vorgehen mehr liegt als die geschliffenen Formen des Salons und des Maßanzugs.

Mit großem Selbstbewusstsein, ehrlichem und fairem Umgang mit den jeweiligen Konfliktparteien und legendärem Durchhaltevermögen und „Sitzfleisch“ erwarb sich Peter Kraft das Vertrauen der Sozialpartner über die Jahre hinweg und mehrte seinen Ruf stetig.

Sein Selbstbewusstsein hätte ihn fast um Kopf und Kragen gebracht. Noch als er Landtagsabgeordneter war, sprach ihn Sozialminister Werner Figgen an: „... ich möchte Dich zum Nachfolger des bald ausscheidenden Landesschlichters machen.“ Peter Kraft, nicht auf den Mund gefallen, ant-

wortete dem Minister: „Wie komme ich dazu, lieber Werner, eines Tages will ich Dich ablösen.“ Dieser Dialog ist verbürgt und macht innerhalb der Ministerialbürokratie noch heute immer wieder die Runde.

Als Landesschlichter gewann Peter Kraft einen beeindruckenden Überblick über die gesamte Palette von Branchen und Wirtschaftszweigen. Er wirkte in der Metall- und Elektroindustrie ebenso wie in Einzel-, Groß- und Außenhandel, bei der Bundespost oder im Bank- und Versicherungsgewerbe. Ganz besonders erfolgreich war sein Handeln in öffentlich nicht so stark verfolgten Schlichtungen. Zeitzeugen nennen hier vor allem Bereiche wie die Brauereien, das Fleischerhandwerk, das Omnibusgewerbe, die Brot- und Backwarenindustrie, Hafenbetriebe, Schornsteinfegerhandwerk, usw. usw...

Über zwei Jahrzehnte gehörte Landesschlichter Peter Kraft dem Landesbürgerschafts- und dem Landeskreditausschuss an.

Viele Kenner dieses Aufgabenbereichs sind sich in der Bewertung einig, dass mit Landesschlichter Peter Kraft eine Epoche gelebter Tarifgeschichte geprägt wurde.

Aus den dargestellten Gesichtspunkten seiner beruflichen und außerberuflichen Entwicklung ergibt sich konsequent, dass Peter Kraft in seinem gesamten Wirken den Schwerpunkt seiner Interessen in der Sozialpolitik fand. Besonders gut lässt sich diese Einschätzung anhand seiner Initiativen und Projekte auf der Folie der Arbeiterwohlfahrt belegen.

Peter Kraft sorgte entscheidend dafür, dass im Kreis Mettmann der erste fundierte Kreisaltenplan der Bundesrepublik erarbeitet wurde. Dieser Plan galt bundesweit als wegweisend. Verknüpft damit wurde im gesamten Kreisgebiet ein flächendeckendes Netz von Altagestätten aufgebaut, Fußpflegestationen entstanden, und das „Essen auf Rädern“ kam ins Rollen. Innerhalb weniger Jahre konnte mit diesem, auf mehreren Ebenen gleichzeitig in Gang gesetzten Maßnahmenbündel die Altagestaltung im gesamten Gebiet des Kreises Mettmann dergestalt spürbar verbessert wer-

den, dass Peter Kraft auch noch Jahrzehnte später als „Landrat der alten Leute“ apostrophiert wurde.

Daneben war ihm die solide Finanzierung der Verbände der Freien Wohlfahrtspflege im Kreis ein wichtiges Anliegen. Die zu seiner Zeit dafür geschaffenen Säulen haben ebenfalls über Jahrzehnte ihre Tragfähigkeit unter Beweis gestellt.

In Ratingen sorgte Peter Kraft dafür, dass die AWO mit der „Weißen Villa“ ein gut geeignetes Dach über den Kopf bekam. Der AWO-Stadtverband Ratingen dankt ihm dieses Engagement noch heute.

Als Paten-Organisation für die Integration türkischer Mitbürgerinnen und Mitbürger oblag es der AWO, ein breitgefächertes Netz von Hilfsangeboten auf die Beine zu stellen. Auch auf diesem wichtigen Feld der Völkerverständigung und Begegnung war Peter Kraft stets in der ersten Reihe zu finden.

Von Zeitzeugen werden weitere wichtige Vorhaben und Projekte genannt, an deren Realisierung Peter Kraft an immer wieder entscheidender Stelle beteiligt war. Das beliebte Altenerholungsheim Hardert wurde gebaut. Er war ebenfalls eingebunden in den Aufbau der Stadt Hochdahl. Das Richtfest bei der Neuen Heimat in Ratingen-Eckamp beging er in Anwesenheit von Ministerpräsident Heinz Kühn.

Wegbegleiter, Freunde und Zeitzeugen nennen immer wieder einige ganz besonders markante Fähigkeiten, die Peter Kraft auszeichneten:

Zum einen geht es um sein Durchhaltevermögen bei Versammlungen, Sitzungen und Diskussionen. Sein Beharrungswillen gab oft den Ausschlag dafür, dass er die vermeintlich schwächere Sache zur stärkeren machen konnte, denn irgendwann kam der Zeitpunkt, von dem an die anderen nicht mehr konnten oder wollten und deshalb aufgaben.

Ein zweiter wichtiger Aspekt war seine über Jahre geschulte Fähigkeit, zu vielen Themenbereichen in freiem Vortrag Stellung beziehen zu können. In der Ratinger Lokal-



Peter Kraft im Gespräch mit Ministerpräsident Heinz Kühn in der Staatskanzlei

presse sind zahlreiche Kommentare zu finden, aus denen hervorgeht, dass sämtliche im Rat vertretenen Parteien sein Redetalent bewunderten. Damit gelang es ihm auch immer wieder, Schwächen in der gegnerischen Argumentation aufzudecken und zu geißeln. Schon früh warnte er vor einer „Verwilderung der Sitten“ und einem „Verfall der politischen Hygiene“ im Stadtrat. Er sprach damit den Umstand an, dass die Ratsmehrheit zum Beispiel bei der Besetzung von Beigeordneten-Stellen der zweitstärksten Fraktion, nämlich der SPD, keine Chance mehr ließ. Darin sah Peter Kraft eine für das Ansehen der Ratinger Kommunalpolitik gefährliche Abkehr von alt überkommenen Traditionen.

Peter Kraft ließ sich von Zeit zu Zeit auch auf ein sportliches Kräftemessen ein. So erinnert sich der seinerzeitige Sozialminister Prof. Dr. Friedhelm Farthmann sehr gut an den in Ratingen in einem Frühjahr ausgetragenen Wettlauf über eine Distanz von etwa 8 km. Peter Kraft hatte den Minister lange gehänselt und ihm Bewegungsmangel vorgeworfen. Eines Tages nahm Farthmann dann den Fehdehandschuh auf, und der schon legendäre Lauf wurde ausgetragen. Zur allgemeinen Überraschung gewann der Minister gegen den eigentlich gut trainierten

Peter Kraft. Seit jenem Lauf verlegte sich Peter Kraft auf andere sportliche Aktivitäten, wie zum Beispiel Tennis.

Auch bei Projekten wie dem Neubau des Krankenhauses St. Marien, des Altenzentrums Salem und weiterer wichtiger Investitionen ließ Peter Kraft immer wieder seine guten Beziehungen in die Landespolitik spielen, um möglichst hohe Zuschüsse nach Ratingen zu bringen.

Das Wirken Peter Krafts wurde mit hohen Auszeichnungen gewürdigt. Er trug das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland; die Arbeiterwohlfahrt verlieh ihm mit der Marie-Juchacz-Plakette ihre höchste Auszeichnung; und die Landesregierung ehrte ihn mit dem Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfalen.

Zur Trauerfeier für Peter Kraft versammelten sich viele Menschen in Ratingens evangelischer Stadtkirche. Der Pastor würdigte ihn, indem er Krafts Weg im Lichte seines Konfirmationsspruches Revue passieren ließ: „Dein Wort sei meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege.“ (Psalm 119, Vers 105).

Offenbar hatte Peter Kraft sich in der Auseinandersetzung mit seiner schweren Krankheit – er starb

an den Folgen einer Krebserkrankung – zunehmend der Sinn- und Gottesfrage zugewandt. Die Begleiterscheinungen seiner Erkrankung setzten ihm sehr stark zu. Er, der immer gesellig gewesen war, musste sich immer mehr zurückziehen. Ein Zeitzeuge und langjähriger Freund berichtet: „Wenige Tage vor seinem Tode ließ er mich wissen, dass er keine Besuche mehr wünsche. Als ich dann doch noch an der Tür klingelte, wurde mir aufgetan, und er war glücklich und dankbar, einen Gesprächspartner zu haben. Kurze Zeit später erreichte mich die Todesnachricht.“

Das im Rathaus ausgelegte Kondolenzbuch weist zahlreiche Beiträge der engen Verbundenheit mit dem bekannten Sozialdemokraten auf. Menschen aus allen Schichten der Bevölkerung trugen sich darin ein.

Am Grab sprachen sowohl Bürgermeister Wolfgang Diedrich als auch die Ratinger SPD-Vorsitzende Elisabeth Müller-Witt. Als die für Peter Kraft in besonderem Maße kennzeichnenden Merkmale hob Frau Müller-Witt dabei den „aufrechten Gang“ und das „politische Engagement für die Schwachen in der Gesellschaft“ hervor.

Diese, am offenen Grabe gezogene Summe seines Lebens fasst das über Jahrzehnte durchgehaltene politische Wirken des Verstorbenen sehr gut zusammen: Er setzte sich immer für diejenigen ein, die sich selber kaum noch oder nicht mehr helfen konnten. Andere Politikfelder standen für ihn dahinter zurück. Deshalb erscheint es angemessen, von Peter Kraft das Andenken zu bewahren: „Sein Herz schlug links“.

Mein besonderer Dank für wichtige Anhaltspunkte und Erstellung dieses Nachrufes gilt dem Ministerium für Wirtschaft und Arbeit des Landes NRW, dem Kreisverband der Arbeiterwohlfahrt Mettmann, Herrn Werner Salzmann und Frau Marlies Kraft.

Dr. Hans Kraft

Orden und Ehrenzeichen

Als Vorbemerkung sei darauf hingewiesen, dass die allgemeinen Ausführungen zu Orden und Ehrenzeichen aus „Quecke“ Nr. 72 von Dezember 2002 – Verdienstorden des Landes NRW – auch hier gelten.

Die Vergabe von und die rechtlichen Rahmenbedingungen für staatliche Auszeichnungen sind geregelt in dem „Gesetz über Titel, Orden und Ehrenzeichen“ vom 26. Juli 1957.

Als Grundsatz für die Verleihung ist in dem Gesetz festgelegt, dass der Ehrung „besondere“ Verdienste um die Bundesrepublik Deutschland zu Grunde liegen sollen.

Dabei kann es sich um Verdienste unterschiedlicher Art handeln. Hauptsache ist, dass der Einsatz für das allgemeine Wohl belegt ist. Im konkreten Fall geht es dabei oftmals um langes ehrenamtliches Engagement in Kirchen, Vereinen, Bürgerinitiativen und Selbsthilfegruppen. Aber auch menschlich anerkanntes Handeln, wie zum Beispiel Betreuung von Schwerverletzten, Schwerkranken oder Hilfsbedürftigen wird immer wieder ausdrücklich hervorgehoben.

Ordensvorschläge können völlig formlos von jedermann eingereicht werden, außer von dem Betroffenen selbst. Bei einer Ordensanregung sollte mit in Betracht gezogen werden, dass der Auszuzeichnende von seiner Persönlichkeit her geeignet sein muss, als Vorbild zu dienen.

Orden und Ehrenzeichen können nur vom Bundespräsidenten oder mit seiner Genehmigung gestiftet und verliehen werden. Dem Bundespräsidenten sind dabei weitreichende Befugnisse eingeräumt. So kann er zum Beispiel sein Verleihungsrecht an andere übertragen, ohne dafür den Gesetzgeber einschalten zu müssen.

Ordensverleihungen seitens des Bundespräsidenten sind urkundliche Akte und bedürfen der Gegenzeichnung durch den Bundeskanzler und den zuständigen Bundesminister. Bei den unteren

Ordensstufen werden die Vorschläge listenmäßig erfasst und in einem Erlass insgesamt verfügt. Ab dem Großen Verdienstkreuz mit Stern aufwärts sind Einzelerlasse vorgesehen. Bekommt der Bundeskanzler einen Orden verliehen, zeichnet sein Stellvertreter gegen, um der im Beamtenrecht obwaltenden Auffassung einer Interessenkollision zu begegnen.

Niemand hat ein Recht auf die Verleihung eines Ordens. Bei der Verleihung handelt es sich um einen außerrechtlichen Gnadenakt, der keiner Begründung bedarf. Es wäre aber unsinnig und ins Leere laufend, wenn versucht würde, für irgend jemanden eine Ordensverleihung auf dem Rechtswege zu erzwingen.

Der Bundespräsident hat in dieser Frage, wie bereits gesagt, sehr weit gehende Befugnisse. Aber er darf nicht alles. Verfassungsfeinde zum Beispiel dürfen nicht mit Orden ausgezeichnet werden.

Erweist sich ein Ordensträger als unwürdig, zum Beispiel durch Begehen einer entehrenden Straftat, kann ihm die Auszeichnung auch wieder entzogen werden.

Über die Verleihung wird eine Urkunde ausgestellt.

Trageweise bei mehreren Auszeichnungen: An der Ordensschnalle auf der linken Brustseite von rechts nach links, dabei der Verdienstorden der BRD immer an erster Stelle.

Nach dem Tode des Inhabers verbleiben Orden und Ehrenzeichen im Besitz der Hinterbliebenen.

Das unbefugte Tragen von Orden ist nicht gestattet und wird geahndet.

Das Große Verdienstkreuz

Der in diesem Beitrag behandelte Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland kann nach seiner Wertigkeit in drei Gruppen unterteilt und gestuft werden. Mit der Klassifizierung in drei Gruppen hat sich international eine Systematik

durchgesetzt, die von Napoleon grundgelegt wurde.

In Gruppe I des Verdienstordens gehören:

Verdienstmedaille; Verdienstkreuz am Bande (international: Ritterkreuz); Verdienstkreuz 1. Klasse (international: Offizierkreuz).

Die Gruppe II wird gebildet von:

Großes Verdienstkreuz (international: Komturkreuz); Großes Verdienstkreuz mit Stern (international: Großoffizierkreuz); Großes Verdienstkreuz mit Stern und Schulterband (international: Großkreuz 2. Klasse).

Die höchste Auszeichnungsstufe des Verdienstordens ist das Großkreuz. Damit ist die **Gruppe III** der Ordenshöhe gegeben.

In dieser Gruppe sind Besonderheiten zu beachten. Zweimal seit Inkrafttreten des Gesetzes wurde das Großkreuz in „besonderer Ausführung“ verliehen, und zwar an die ehemaligen Bundeskanzler Adenauer und Kohl. Damit ist Helmut Kohl einziger lebender Träger des Großkreuzes in besonderer Ausführung.

Die „Sonderstufe“ des Großkreuzes wird vom Bundespräsidenten getragen und verbleibt ihm nach seinem Ausscheiden aus dem Amt.

Ratings und der Kreis Mettmann

Um einen Eindruck von der Rarität der hier abgehandelten hohen staatlichen Auszeichnungen zu bekommen, im folgenden einige Zahlen:

Das Großkreuz wird bundesweit von etwa vierzig Personen getragen. Träger des Großen Verdienstkreuzes mit Stern und Schulterband sind im Bundesgebiet knapp über 200 Personen, eine davon im Kreis Mettmann.

Etwas über 700 Personen tragen die Auszeichnung des Großen Verdienstkreuzes mit Stern. Davon lebt eine Person in Velbert, Kreis Mettmann. Weniger als 4.000 Personen im Bundesgebiet tragen das Große Verdienstkreuz. In Ratingen leben zwei von ihnen.

Im Kreisgebiet Mettmann gibt es keine Träger des Großkreuzes, des Großkreuzes in besonderer Ausführung oder der Sonderstufe des Großkreuzes.

Das Große Verdienstkreuz mit Stern lässt sich im Kreis Mettmann zweimal nachweisen. Im Jahre 1978 wurde der im selben Jahr nach Ratingen zugezogene **Kurt Hamann**, ehemaliger Vorstandsvorsitzender der Victoria, für seine Verdienste um die Versicherungswirtschaft geehrt. Der gebürtige Berliner hatte vorwiegend in der heutigen Hauptstadt gewirkt. Er verstarb 1981 in Ratingen.

Einzigster lebender Träger des GVK mit Stern im Kreisgebiet ist Staatssekretär a. D. Dr. jur. **Heinz-Hugo Röwer** aus Velbert.

Das Große Verdienstkreuz wurde bisher ungefähr dreißigmal an Personen im Kreis Mettmann verliehen. In Ratingen leben derzeit zwei Träger des GVK, und zwar **Heinz Pensky** und **Prof. Dr. Bruno Werdelmann**. Seit nahezu zwanzig Jahren ist diese hohe Ehrung in Ratingen niemandem mehr zuteil geworden.

Heinz Pensky, Ratingen

Der in Ratingen-Hösel wohnende Heinz Pensky wurde am 21. August 1921 in Essen geboren. Nach dem Besuch von Volksschule und Fachschule erfolgte eine Ausbildung als Elektrotechniker. Von 1941 bis 1945 war Heinz Pensky Kriegsteilnehmer.

Nach dem Krieg ging er im Jahre 1945 zur Polizei und später zur Kriminalpolizei.

Er bildete sich an der Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie weiter und studierte öffentliches Recht. Im Jahre 1954 wurde er als Geschäftsführer an die Spitze der Gewerkschaft der Polizei in NRW berufen.

Heinz Pensky kommt aus einer sozialdemokratischen Familie. Des-

halb war er bereits von 1929 bis 1933 Mitglied der sozialistischen Jugendbewegung. In die SPD trat er nach dem Krieg im Jahre 1953 ein. Innerhalb der Parteigliederungen gehörte er auf der lokalen Ebene, im Unterbezirk und im Bezirk Niederrhein dem Vorstand an. Seit 1960 war er Vorsitzender der SPD-Fraktion in Hösel und Mitglied der Amtsvertretung im Amt Angerland. Ab 1964 gehörte er dem Kreispolizeibeirat im Landkreis Mettmann an.

Im Jahr 1969 gelang es Heinz Pensky, bei der Wahl zum Deutschen Bundestag den CDU-Politiker Willi Muser zu schlagen, der 1965 zum ersten Mal gewählt worden war, und den Wahlkreis direkt für die SPD zu gewinnen.

Pensky wurde viermal in Folge direkt gewählt. Wegen des Endes der seinerzeitigen sozialliberalen Koalition schied er 1983 aus dem Bundestag aus.

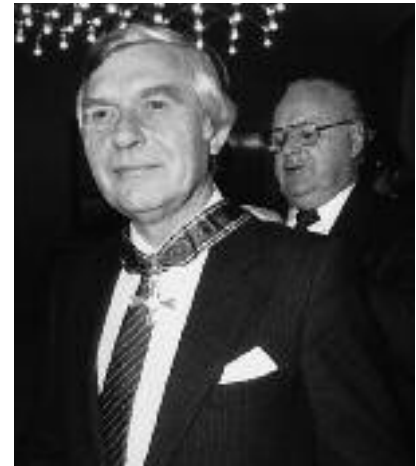
Auf Bitten seiner politischen Freunde stieg er dann nochmals in die Kreispolitik ein. Er warf seine gesamte Erfahrung in die Waagschale und führte die SPD kreisweit politisch an die Spitze. Im Jahre 1989 wurde Heinz Pensky zum Landrat des Kreises Mettmann gewählt und konnte mit diesem Erfolg die zwanzigjährige „Ära Muser“ des CDU-Politikers Willi Muser als Landrat beenden.

Heinz Pensky hat sich im Deutschen Bundestag vor allem auf dem Feld der Inneren Sicherheit einen Namen gemacht. Seine bedeutenden Reden zum Begriff der „kriminellen Vereinigung“ in Zusammenhang mit der Baader-Meinhof-Bande, zum Waffenrecht, zum Personalausweis-Gesetz oder zum Polizeicharakter des Bundesgrenzschutzes weisen ihn als kenntnisreichen Gesetzgeber im Innenausschuss aus.

Sein Vermächtnis im Kreisgebiet ist der Neubau des Neandertal-Museums, für dessen Realisierung er zusammen mit Gleichgesinnten über Jahre unermüdlich gearbeitet hat.

Für seine vielfältigen Verdienste um das allgemeine Wohl wurden Heinz Pensky hohe staatliche Auszeichnungen zuteil. Im Jahre 1973 erhielt er aus der Hand von Annemarie Renger das Verdienstkreuz

I. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. Acht Jahre später erfolgte die Höherstufung, und Richard Stücklen überreichte ihm das Große Verdienstkreuz. Im Jahr 1992 verlieh ihm der damalige Ministerpräsident Johannes Rau den Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfalen.



Aushändigung des Großen Verdienstkreuzes an Heinz Pensky, MdB, durch den Vizepräsidenten des Deutschen Bundestages, Richard Stücklen, am 18. Dezember 1981

Prof. Dr. Bruno Werdelmann

Professor Werdelmann ist waschechter „Dumeklemmer“ und wurde 1920 in Ratingen geboren. Er besuchte das Hohenzollern-Gymnasium in Düsseldorf und promovierte 1947 an der Universität Bonn.

Im Jahr 1959 wurde er bei der Firma Henkel, Düsseldorf, als Leiter der organischen chemischen Produktionsbetriebe unter Vertrag genommen. Sechs Jahre später bekam er als Geschäftsführer der Holding das Aufgabenspektrum Forschung und Entwicklung, Produktion und Ingenieurwesen weltweit übertragen.

Von 1975 bis 1984 war Professor Werdelmann persönlich haftender, geschäftsführender Gesellschafter der Henkel KG.

Nach seinem altersbedingten Ausscheiden aus dem operativen Geschäft wirkte er für über zehn Jahre als Gastprofessor in Südostasien mit Schwerpunkten in Bangkok, Chiang Mai und Kuala Lumpur. Er leistete dort Entwicklungshilfe auf eigene Kosten. Pro-

fessor Werdelmann wohnt heute wieder in seiner Heimatstadt Ratingen.

Das Große Verdienstkreuz bekam Professor Werdelmann im Jahre 1984 aus der Hand des damaligen Wirtschaftsministers Professor Jochimsen in Düsseldorf verliehen.

Durch seinen energischen Einsatz entstand das fortschrittlichste Waschmittelgesetz der Welt.

In langjähriger Forschungsarbeit war es Professor Werdelmann gelungen, einen Ersatz für Phosphat zu entwickeln.

Zu nennen sind die Normann-Medaille der Deutschen Gesellschaft für Fettwissenschaft, die Ehrenmedaille der Düsseldorfer Heine-Universität und die durch König Bumiphol verliehene Ehrendoktorwürde der Chiang-Mai Universität.

Zusammengefasst lässt sich sagen, dass sich der Unternehmer Werdelmann in der chemischen Industrie für die Belange des Gemeinwohls in herausragendem Maße engagiert hat.



Im Jahre 1984 erhielt Professor Dr. Werdelmann das Große Verdienstkreuz aus der Hand des damaligen nordrhein-westfälischen Wirtschaftsministers Professor Jochimsen

In seiner Würdigung hob der Minister die Verdienste Professor Werdelmanns um die Belange des Umweltschutzes hervor. Schon sehr frühzeitig habe er, Werdelmann, die besondere Bedeutung einer möglichst internationalen Koordinierung toxikologischer und ökologischer Fragen erkannt. Das 1980 verabschiedete Chemikaliengesetz trug seine Handschrift.

Die seinerzeit hohe Phosphatbelastung unserer Binnengewässer konnte dadurch zum Positiven verändert werden.

Für seine Verdienste um die Fettwissenschaften, seine wissenschaftlichen Leistungen und sein außerordentliches Engagement in Südostasien wurden Professor Werdelmann weitere Ehrungen zuteil.

Dr. jur. Heinz-Hugo Röwer, Velbert

Heinz-Hugo Röwer machte im Jahr 1952 sein Abitur am Städtischen Gymnasium Langenberg (Rhld.). Von 1952 bis 1955 studierte er die Rechte an der Universität Köln. Im Jahre 1957 gelang ihm die Promotion zum Doktor beider Rechte (Dr. iuris utriusque) mit einer strafrechtlichen Dissertation.



Staatssekretär a.D.
Dr. jur. Heinz-Hugo Röwer



König Bumiphol von Thailand verleiht Professor Dr. Werdelmann die Ehrendoktorwürde der Universität Chiang-Mai

Nach einer Phase als Richter am Landgericht Wuppertal und am Oberlandesgericht wurde Heinz-Hugo Röwer persönlicher Referent des damaligen Justizministers Dr. Dr. Josef Neuberger. Innerhalb des Ministeriums gelang ihm der Aufstieg bis zum Staatssekretär, als der er 1982 verpflichtet wurde.

Staatssekretär Röwer erwarb sich besondere Verdienste um eine zeitgerechte informationstechnische Ausstattung der Gerichte und Staatsanwaltschaften. Für die

Justiz entwickelte er wegweisend moderne Organisationsformen. Auch bei der Bekämpfung der organisierten Kriminalität einschließlich der zahlreichen Formen der Korruption schlug er neue, Erfolg verheißende Wege ein.

Für sein unermüdliches Engagement, das die Vorgaben eines Dienstes „nach Vorschrift“ immer stark überschritt, wurde Staatssekretär Röwer am 28. November 1994 das Große Verdienstkreuz mit Stern verliehen.

Prof. Dr. Klaus Hänsch

Als Sohn eines Arbeiters und einer Verkäuferin wurde Klaus Hänsch am 15. Dezember 1938 in Sprottau (Schlesien) geboren. Zu Kriegsende musste die Familie 1945 nach Flensburg fliehen.

Nach dem Abitur im Jahre 1959 absolvierte Klaus Hänsch den Wehrdienst und studierte dann Politologie, Geschichte und Soziologie an den Universitäten Köln, Paris und Berlin. Seine Promotion erfolgte 1969.

Seit 1979 ist Klaus Hänsch Mitglied des Europäischen Parlaments und vertritt dort den „Wahlkreis“ Duisburg, Oberhausen, Remscheid, Solingen, Wuppertal, Kreis Kleve und seinen Heimatkreis Mettmann. Er lebt seit 1969 in Erkrath.

Nach seinem Studium und der Promotion betätigte sich Klaus Hänsch als Zeitungsredakteur, dann als Referent des NRW-Ministerpräsidenten Heinz Kühn. Im Anschluss daran wirkte er über den Zeitraum der 1970er Jahre als Pressesprecher des NRW-Wissenschaftsministers, der damals Johannes Rau war. Im akademischen Bereich übertrug ihm die Universität Duisburg über viele Jahre die Wahrnehmung eines Lehrauftrages.

Während seiner jetzt schon seit 1979 dauernden Mitgliedschaft im Europäischen Parlament stieg Klaus Hänsch bis zum Präsidenten auf. Als er dieses, von 1994 bis 1997 wahrgenommene Amt wieder abgab, hatte er nach allgemeiner Einschätzung eine glänzende Bilanz vorzuweisen.

Klaus Hänsch wird in seinem Wirken als einer der starken Motoren

für die EU-Erweiterung und die qualitative Weiterentwicklung des Europäischen Parlaments gesehen.

Heute gehört Klaus Hänsch als einziger Deutscher zu den zwölf Männern und Frauen, die den Text der europäischen Verfassung schreiben. Damit hat er eine weitere bedeutende Station seiner politischen Karriere erreicht. Das Europäische Parlament entsandte ihn in das Präsidium des „Konvents zur Zukunft Europas“.

Für die SPD im Kreisgebiet Mettmann war er über Jahre deren Unterbezirks-Vorsitzender.

Aufgrund seiner enormen Verdienste um das allgemeine Wohl wurde Klaus Hänsch im Jahre 1996 mit dem Großen Verdienstkreuz mit Stern und Schulterband ausgezeichnet. Österreich, Griechenland, Luxemburg, Polen, Frankreich und das Land Hessen verliehen ihm ebenfalls vergleichbar hohe Auszeichnungen. Klaus Hänsch ist seit dem Jahr 2000 Ehrenbürger seiner Geburtsstadt, des heute polnischen Szprotawa.



Aushändigung des Großen Verdienstkreuzes mit Stern und Schulterband an Professor Dr. Klaus Hänsch, MdEP, durch Bundeskanzler Helmut Kohl im Jahre 1996

Schlussbetrachtung

Das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland stellt eine sehr hohe staatliche Auszeichnung dar, die zudem nur selten verliehen wird.

Im gesamten Kreisgebiet Mettmann mit seinen rund 500.000 Einwohnern gibt es mit Prof. Dr. Klaus Hänsch lediglich einen Träger des GVK mit Stern und Schulterband. Auch das GVK mit Stern weist in der Person des Staatssekretärs a.D. Dr. Heinz-Hugo Röwer nur einen Träger im Kreisgebiet auf.

Als Träger des Großen Verdienstkreuzes sind aus der Stadt Ratingen mit Heinz Pensky und Prof. Dr. Bruno Werdelmann zwei Personen dargestellt worden.

Mit Klaus Hänsch und Heinz Pensky sind zwei Träger dieser hohen Auszeichnungen der Politik zuzurechnen. Ihr Wirken hat sich über Jahrzehnte im öffentlichen Raum abgespielt. Heinz-Hugo Röwer war als Staatssekretär im Justizministerium hoher Beamter, der, ebenfalls über lange Jahre, weit über seine eigentlichen Dienstpflichten hinaus für das allgemeine Wohl im Einsatz war.

Aus einem völlig anderen Bereich stammt Bruno Werdelmann, der als Forscher, Wissenschaftler und Manager tätig war und darüber hinaus noch Entwicklungshilfe auf hohem Niveau leistete.

Bei den vier in diesem Beitrag behandelten Personen handelt es sich um Menschen mit ganz unterschiedlichen Biographien und Leistungen für das allgemeine Wohl der Bundesrepublik.

Gemeinsam sind ihnen die exponierte Stellung und die besonders herausgehobene Funktion in ihrem jeweiligen Umfeld. In ihrem Wirken wurden zugleich stets weitere Erwartungen an sie herangetragen, denen sie über die Jahre in hervorragender Weise entsprachen. Das jeweilige Engagement für das allgemeine Wohl führte schließlich zu den hohen staatlichen Auszeichnungen.

Literatur / Quellen:

Kirchner / Thiemann / Laitenberger: Deutsche Orden und Ehrenzeichen, 5., neubearbeitete und ergänzte Auflage, Köln; Bonn; München 1997; ISBN 3-452-23210-7.

Bundespräsidialamt, Berlin.

Staatskanzlei NRW, Düsseldorf.

Archiv der Stadt Ratingen.

Kraft, Hans, Ratingen und der Verdienstorden des Landes NRW in: „Die Quecke“ Nr. 72; Ratingen 2002.

Dr. Hans Kraft

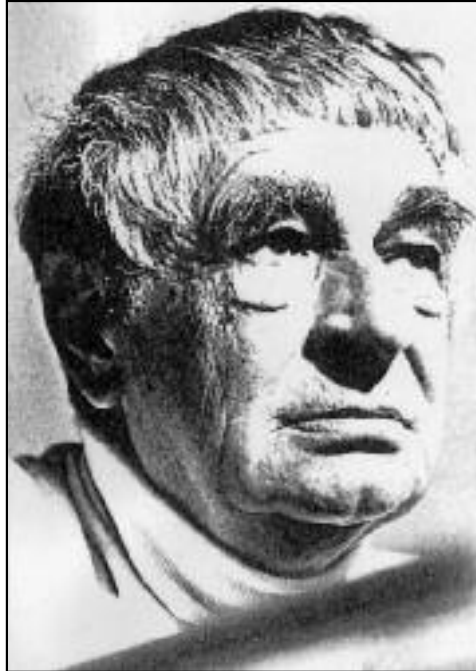
Peter Huchel

* 3. April 1903

Berlin

† 30. April 1981

Staufen im Breisgau



Nichts zu berichten.
Das Einhorn ging fort
und ruht im Gedächtnis der Wälder,

in den Kammern des Mohns,
wenn die Äbtissin Sonne und Mond
den Toten gibt.

Der Herbst lichtet sich,
verliert sein Gedächtnis
in der Blutspur der Buche.

Was bleibt, ist nicht mehr
als der schwarze Draht in der Luft,
der zwei Stimmen vereinigt.

In der weißen Abtei des Winters
ein lautloser Flügelschlag.
Im Namen dessen –
bis ans Ende der Tage.

Seniorenzentrum Haus Salem im Ratinger Osten 150 Jahre

Am Wochenende des 10. und 11. Oktober 2003 feierte die Kaiserswerther Diakonie das 150-jährige Bestehen des Altenzentrums Haus Salem an der Straße Auf der Aue im Ratinger Osten. Mit einer Feierstunde am Freitag, dem 10. Oktober, der Eröffnung einer Ausstellung der Ratinger Freizeitmaler am Samstag, dem 11. Oktober, und ebenfalls an diesem Tage einem Herbstfest des Fördervereins für das Altenzentrum wurde das Jubiläum in sehr schönem Rahmen begangen. Die Jubiläumsfeierlichkeiten bildeten zugleich den Zeitpunkt für einen Stabwechsel an der Spitze des Seniorenzentrums. Heinz Barre, der seit 1980 das Heim mit Herz und Verstand geleitet hat und wichtige Weichenstellungen in Richtung Altenpflege und Stadtteilkulturzentrum vollzogen hat, wurde am Freitag, dem 10. Oktober, vom Vorstand der Kaiserswerther Diakonie mit Pfarrerinnen Cornelia Coenen-Marx und Hans Joachim Liebe an der Spitze in den wohlverdienten Ruhestand verabschiedet. Einen Tag später, an Barres 65. Geburtstag, wurde mit den Bewohnern Abschied gefeiert. Seine Nachfolgerin Karin Rothenbusch hatte Barre zuvor eingearbeitet.

Die Jubiläumsfeierlichkeiten bildeten den Rahmen für eine Rückschau zu den Wurzeln und Anfängen von Salem. In einem Bericht aus dem „Armen- und Kranken-Freund“, der Veröffentlichungsreihe der Diakonie in Kaiserswerth, ist im November/Dezember-Heft aus dem Jahre 1853, wenige Wochen nach der offiziellen Einweihung, die am 23. September 1853 stattfand, eine Momentaufnahme festgehalten.

Unter der Überschrift „Unser Salem bei Ratingen“ heißt es da: Ein wichtiges Bedürfnis für unser Diakonissen-Mutterhaus wünschte der Anstalts-Arzt seit längeren Jahren befriedigt zu sehen. „Das Mutterhaus möchte, etwas entfernt von unserem Rheine, im Gebirge einen stillen Aufenthalts-Ort weiter besitzen, wo erkrankte und in der Genesung begriffene



Schwestern im Park von Haus Salem um die Jahrhundertwende

Schwestern Tage und Wochen verweilen können, um Berg- und Waldluft zu genießen. Durch Gottes Gnade ist es uns in diesem Jahre gelungen, dies Bedürfnis zu befriedigen.“ Und dann wird ein Zitat aus einem Jahresbericht wiedergegeben, wo es dann heißt: „Wir haben zwei Stunden von hier, hinter Ratingen, an dem waldigen Höhenzug, durch den der starke Angerbach fließt, das liebliche Angerthal bildet, gerade da, wo er eine romantisch gelegene, von Wäldern umgebene Papiermühle treibt, und die schönen Seen vor den berühmten Fabriken Cromfords bildet, ein Bauernhaus mit vier-fünf Morgen Land gekauft, und richten dies Haus dazu ein, daß solche Schwestern hier ein rechtes Salem, eine Friedenshütte finden können. Hier mögen sie im Schooß der einsamen Natur an Gottes Liebes-Odem sich erquicken, in Berg und Wald sich harmlos ergehen, und von der feierlichen Stille ringsum zur stillen Einkehr in sich selbst geführt werden, auf dass Leib und Seele sich freuen in dem lebendigen Gott. – Auch manche andere von den Kranken, die uns anvertraut sind, namentlich manche Gemüths-kranke, selbst unsere gesunde, frohe Waisenschar, unsere gesunden Pflegerinnen und Seminaristinnen, können bisweilen einen kleinen Ausflug dahin machen, was die Nähe des Orts und die da-

hin führende gute Landstraße erleichtert.“ Und zu dem baulichen Rahmen, den Salem nun als frisch gebackene Erholungsstätte bot, ist folgendes zu lesen: „Wir haben in diesem Sommer nun genanntes Bauernhaus dafür eingerichtet, die vorhandenen niedrigen Stübchen zu Schlafstuben gemacht, und nur nach Westen einen luftigen höheren Wohnsaal daran gebaut. Am 23. September dieses Jahres hatten wir die Freude, das Haus, das wir Salem genannt haben, einweihen zu können, so daß seit dem schon eine Anzahl Schwestern zur Erholung darin, z.T. bis Ende November zugebracht haben.“ Und schon damals wurde auch ein kleines Dankeschön in Schriftform an die Mäzene oder Spender, die das Haus unterstützten, niedergelegt: „Eine zahlreiche Versammlung von Freunden der Umgegend, von welchen für die Einrichtung und Verproviantierung des Hauses freundliche Geschenke zugeflossen waren, darunter auch mehrere Geistliche, wohnten der Eröffnungs-Feier bei, und hielt nach dem Schluß der selben noch eine Kollekte unter sich, welche über 9 Taler einbrachte.“

Theodor Fliedner, Gründer der Diakonissen-Anstalt Kaiserswerth, hielt am 23. September 1853 die Eröffnungsrede. Er und seine Frau hatten 1833 die Diakonie Kaiserswerth gegründet und 1835 die ers-



Die Postkarte vom 25. Juni 1899 zeigt das Diakonissen-Erholungs- und Schulhaus, die Diakonissen-Schule, den Gartensaal und den Park

ten Diakonissen ausgebildet und sandten sie in die unterschiedlichsten Arbeitsgebiete. Es waren zum großen Teil sehr schwierige Dienste und kräftezehrende Einsätze, die von den Frauen geleistet wurden. So blieb es nicht aus, dass auch für die persönliche Betreuung der Diakonissen etwas getan werden musste. Fliedner bei der Eröffnung: „Wir sind hier zusammengekommen, Geliebte in dem Herren, um diese Stätte zu weihen zu einer Erholungsstätte für unsere müde und matt gearbeiteten und wieder genesenen Schwestern, welche eine Luftveränderung und einen stillen Erquickungs-Ort für Leib und Seele bedürfen, und wünschen, dass ihr mit uns einen reichen Segen dafür von oben herab flehet“. Und weiter heißt es in seiner Ansprache u.a.: „Ja Friede soll euch hier umwehen, Friede euer Herz erfüllen. Darum soll dieses Haus 'Salem' heißen, eine Stätte des Friedens. Der Friede Gottes, der höher ist, als alle Vernunft, der erfüllet, der bewahre auch hier eure Herzen und Sinnen in Christu Jesu!“

In den Folgejahren wurde die Erholungsstätte weiter ausgebaut. Es kam eine Pflegevorschule für solche junge Frauen hinzu, die noch nicht alt genug waren, um Diakonisse zu werden. Eine Landwirtschaftsschule wurde eingerichtet, Pflegedienste wurden geleistet und immer wieder auch alte Menschen betreut. In einer Veröffentlichung des Jahres 1911 ist zu lesen, dass 1876 die Zahl der Schwestern des Diakoniewerks

Kaiserswerth über 500 hinaus gewachsen war. „Das kleine, alte Häuslein“ in Salem reichte trotz des längst vorgebauten Wohnsaales für die Menge der Erholungsbedürftigen nicht mehr aus. Es war mittlerweile auch trotz aller Reparaturen so baufällig geworden, dass sich die Kaiserswerther Diakonie entschloss, ein neues Haus mit größeren luftigeren Zimmern zu bauen. Am 22. August 1876 wurde im Garten Salems, etwa 40 Fuß vom Waldrand der Grundstein zu einem einfachen zweckentsprechenden Hause gelegt, das „einige 20 erholungsbedürftige Schwestern zu gleicher Zeit aufnehmen kann“. Bis zum Jahre 1911 haben seit der Einweihung dieser Einrichtung im Sommer 1877 bereits über 6000 Schwestern sich in Salem ausgeruht und sind von dort aus, „an Leib und Seele erfrischt, fröhlich in die alte Arbeit zurück gekehrt.“ In all den Jahren wurde Salem von den Kaiserswerthern und vielen Ratingern gern besucht. Es wurde sogar ein Kutschwagen mit Pferden für die Verbindung Kaiserswerth-Salem eingesetzt. Nach dem Willen Fliedners sollten alle Kaiserswerther Salem einmal gesehen haben. Der Besucherstrom war recht rege.

Erholungssuchende Schwestern und eine fröhliche Mädchenschar, das prägte durch Jahrzehnte hindurch das Bild von Salem. Das auch bestimmt wurde durch die Weitläufigkeit der Anlage, die von den Diakonissen hervorragend gepflegt wurde. Natürlich wurden auch das Vieh, die Kuh, die

Schweine versorgt und bildeten einen guten Grundstock für die eigene Ernährung. Die Gärten, Bäume, der Park, das Gesamtbild zeugten von dem Fleiß der hier wohnenden Diakonissen. Viele Obstbäume standen auf dem Grundstück, und so manches Ratinger Mädchen und mancher Junge hat die hohe Mauer, oben mit Scherben versehen, nicht gescheut, um sich mit frischem Obst zu „versorgen“. Das Bild änderte sich in den letzten Kriegsjahren des Zweiten Weltkrieges. In Salem wurden Feierabendschwestern und ältere, ausgebombte Menschen aus Düsseldorf und Umgebung untergebracht.

Nach dem Kriege entstand das „Altenheim Salem“. 1951 wurde der Gedanke in die Tat umgesetzt, in Salem eine Heimat für Schwestern zu schaffen, die frühzeitig durch Krankheit aus ihrem gewohnten Dienst gerissen wurden. Zunächst wurde das „Haus am Wald“, ein Jahr später das „Haus am Weg“ von Schwestern bezogen.

Mitte der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts hatte sich die soziale Landschaft grundlegend geändert. Die entstandenen Bauten waren veraltet und überholt und bedurften einer Erneuerung. Dem Diakoniewerk fehlten die Mittel, um die Häuser in der Hauptanstalt in Kaiserswerth zu modernisieren und den neuen Anforderungen anzupassen. Es wurde sogar daran gedacht, Salem zu verkaufen und die Erlöse der Hauptanstalt zukommen zu lassen. Es kam aber dann doch erfreulicherweise für die Pflegesituation der alten Menschen in Ratingen anders. In der Rheinischen Post vom 10. Juli 1963 war die Überschrift zu lesen „Millionär beschenkt alte Menschen“ und darunter hieß es: „Dr. Friedrich Flick stiftete 3 Millionen für die Diakonissen-Anstalt Kaiserswerth“. In dem Artikel ist dann zu lesen, dass der erfolgreiche Manager Dr. Flick an seinem 80. Geburtstag unter dem Datum des 10. Juli 1963 die Stiftung für den Bau eines Altenheimes in Ratingen bestimmt hatte. Und dann heißt es weiter: „Der Industrielle schrieb in einem Brief an den Vorsteher der Anstalt, Pastor D. Frick, er möchte mit dieser Spende „die große



Haus Salem in den 1970-er Jahren

Arbeit der Diakonissen an kranken und alten Menschen in über 120 Jahren dankbar anerkennen.“

Salem wurde nach den neuesten Erkenntnissen der 60er Jahre erbaut. Am 3. Mai 1968 wurde das neu gestaltete Seniorenzentrum in Anwesenheit zahlreicher Vertreter des öffentlichen Lebens mit dem damaligen Arbeits- und Sozialminister der Landesregierung Nordrhein-Westfalens, Werner Figgen, und Landrat Peter Kraft vom Landkreis Düsseldorf-Mettmann sowie Superintendent Heinrich Brinkmann vom Kirchenkreis Düsseldorf-Mettmann an der Spitze eingeweiht.

Hohe Besuche von Vertretern der Politik kennzeichneten die weiteren Jahre. Am 26. Mai 1970 besuchten beispielsweise Bundeskanzler Willy Brandt und NRW-Ministerpräsident Heinz Kühn das Altenzentrum Salem. Der damalige Vorsteher des Kaiserswerther Diakoniewerkes, Pastor Dr. Schlingensiepen, sprach grundlegende Notwendigkeiten gesellschaftspolitischen Wandels an. Er wies unter anderem darauf hin, dass 280 Menschen darauf warten, in Salem aufgenommen zu werden, aber nur 20 in jedem Jahr in dieses schöne Heim könnten. Im ganzen Lande sei das Verhältnis ähnlich. Menschen, die ihr Leben hart gearbeitet hätten, brauchten im Alter einen Platz, an dem sie leben könnten. Außerdem aber müsse über das Alter und seine speziellen

Probleme und Krankheiten geforscht werden. Die Kirche, die dieses Heim unterhalte, sei bereit, zu diesen Aufgaben ihren Beitrag zu leisten. Aber was nützten die schönsten Heime, wenn es an den Menschen fehle, die hier arbeiten. Der Beruf des Altenpflegers müsse staatlich anerkannt und gerecht bezahlt werden, forderte Dr. Schlingensiepen Bundeskanzler Brandt auf. Und zum Schluss des



Besuch von Bundeskanzler Willy Brandt in Haus Salem im Jahre 1970.
Links neben ihm der frühere Landrat des Kreises Düsseldorf-Mettmann, Peter Kraft, von 1966 bis 1970 Landtagsabgeordneter unseres Wahlkreises

Besuches des Kanzlers gab es Schmunzeln und Beifall für das von der damaligen Heimbewohnerin Bauer verfasste folgende Gedicht:

*„Verehrter
Bundeskanzler Brandt.
Sogar uns Alten gut bekannt.
Vom Fernsehen
mit Charakterkopf
Und Deinem weltberühmten
Schopf.
Nimm drum,
bevor Du weitergehst,
Vor tausend anderen
Menschen stehst,
Hier einen kräftigen
Kaffeeschluck
(Bestimmt, es ist
kein Muckefuck)
Und ruh Dich ein
Momentchen aus
In unserm
schönen Salemhaus!“*

Am 6. Juni 1970 besuchten der ehemalige Bundesaußenminister Dr. Gerhard Schröder und seine Frau Brigitte, die dem Vorstand des Diakoniewerkes angehörte, die Einrichtung im Ratinger Osten. Gerhard Schröder hatte den Wahlkreis mit Ratingen und der Umgebung im Bundestag vertreten.

Viel zu früh zeigten sich am Bau in den 70er und 80er Jahren erhebliche Bauschäden. Als Heinz Barre seinen Dienst als Leiter von Salem im Jahre 1980 antrat, mussten bereits erhebliche Mittel für die Instandhaltung aufgebracht werden. Auch die Ausrichtung bereitete Kopfzerbrechen. Es kamen erhebliche Zweifel auf, ob die Dreiteilung – das Umziehen von den Selbstversorger-Appartements zum Altenheim und dann zur Pflegestation – wirklich gut und richtig sei. Es bedeute für den alten Menschen ja auch ein erneutes Trennen vom Gewohnten. Das Umziehen wurde von den alten Menschen als ein sozialer persönlicher Abstieg empfunden. Es folgten Jahre der Überlegungen und Planungen und Neukonzeptionen. Ziel war das Schaffen von Appartements, in denen gewohnt und gepflegt werden kann. Keiner sollte mehr umziehen müssen und jeder bis zur letzten Lebensminute in seinem Appartement bleiben können. Dies floss ein in die Konzeption.



Der „Verein der Freunde und Förderer des Altenzentrums Haus Salem e.V.“, zu dem auch viele bekannte Ratinger Kommunalpolitiker gehören, anlässlich der Teileinweihung eines Bauabschnittes von „Salem 2000“ im Jahre 1992. Rechts vor dem Fahrzeug der damalige Bürgermeister Hugo Schlimm, vor ihm Landtagsabgeordneter Dr. Hans Kraft. Im Rollstuhl die Ratinger Künstlerin Ruthild Kühhirt, Zweiter von links im Hintergrund Heimleiter Heinz Barre

tion von „Salem 2000“ Ende der 80er Jahre. Zur Begleitung der neuen Entwicklung des Hauses wurde auch ein Förderverein gegründet, der bis heute annähernd 200.000 DM für vielfältige Anschaffungen des Hauses zusammengebracht hat, die mit normalen Mitteln aus dem Haushalt der Diakonie nicht hätten angeschafft werden können, und so den Bewohnerinnen und Bewohnern das Leben erleichtern und auch die Rahmenbedingungen für kulturelle Attraktionen im Haus verbessern halfen.

Nach der Beschaffung der entsprechenden Zuschüsse insbesondere des Landes Nordrhein-Westfalen wurde am 21. Februar 1991 der Grundstein für den 1. Bauabschnitt, das Angerhaus, vom damaligen Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen und heutigen Bundespräsidenten Johannes Rau gelegt. Dieses Angerhaus konnte im Dezember 1992 bezogen werden. 1995 wurde das neue Fliegerhaus fertiggestellt. Später kam auch eine Cafeteria hinzu.

Die ehemalige Erholungsstätte für Diakonissen wurde bis 1998 aufwändig saniert und umgebaut. Sie bietet heute Wohnraum für 212 ältere und hilfebedürftige Menschen. In die Wohnraummöglichkeiten der stationären Pflege inte-



Ministerpräsident Johannes Rau legt am 21. Februar 1991 den Grundstein für den ersten Bauabschnitt von „Salem 2000“

griert sind zwei Plätze für die Kurzzeitpflege. Dieses Angebot richtet sich an Angehörige, deren zu pflegende Verwandte in Salem für einen bestimmten Zeitraum voll betreut werden. Unabhängigkeit im Alter ist ein weiteres Anliegen. Daher stehen 38 weitere Einzelapartements für ältere Menschen zur Verfügung, die sich für ein selbstständiges Leben im Schutz des Hauses entscheiden können. Betreutes Wohnen ist hier als Wahlleistung angesagt. Das Büro examinierter Mitarbeiter vom

hauseigenen ambulanten Dienst liegt in unmittelbarer Nähe zum Betreuten Wohnen. Entsprechend den ärztlichen Anweisungen und Erfordernissen der Pflegestufen leisten die Mitarbeiter ihren Dienst bei den Bewohnern des Betreuten Wohnens als auch bei den nahegelegenen Altenwohnungen der Nachbareinrichtung. Das Angebot der Tagespflege umfasst eine in das Haus integrierte Einrichtung mit 12 Tagesplätzen für betreuungsbedürftige und alte Menschen. Die Tagesgäste können so den Tag in der Gemeinschaft erleben und sich außerhalb der Tagespflege selbst versorgen. Sie verfügen über entsprechende Hilfen oder leben im Schutz ihrer Familie. Das Ziel dieses Angebotes besteht darin, die Lebenssituation allein lebender, älterer Menschen zu stabilisieren und auch den Arbeitstag von pflegenden Angehörigen zu entlasten.

Ein Ort der Begegnung ist die Cafeteria des Altenzentrums. Hier treffen sich die Bewohner und Gäste des Hauses, Mieter des Betreuten Wohnens und Freunde aus den angrenzenden Altenwohnungen und der Nachbarschaft. Es werden alle Mahlzeiten angeboten oder einfach nur der Nachmittagskaffee. Verschiedenste Gruppen und kulturelle Angebote haben im Haus Salem einen Ort gefunden, sich zu verwirklichen und Leben ins Haus zu rufen. Annähernd 150 Ausstellungen wurden in der Gale-



Das Altenzentrum Haus Salem im Jahre 1999

rie im Dachgeschoss unter der Ägide von Heimleiter Barre angeboten, so dass sich Haus Salem auch als wirkliches Zentrum der Stadtteilkultur für den Ratinger Osten entwickelt hat, mit Ausstrahlung auf das gesamte Kulturgeschehen im Stadtgebiet. Theateraufführungen und Konzerte im Saal bieten Geselligkeit, Zer-

streuung und Entspannung. Krabbelgruppen von Kleinkindern oder Hausaufgabenbetreuung und Malatelier der benachbarten Albert-Schweitzer-Grundschule, Musikschulgruppen, Schwangerschaftsgymnastikkurse, Weight Watchers, Schachvereine und Fortbildungskurse bereichern das attraktive offene Angebot der Einrich-

tung. Die einzelnen Einrichtungen des Zentrums sind vielfach miteinander verwoben. Junge und rüstige Menschen erleben pflegebedürftige Personen. Bewohnern, die das Haus nicht verlassen können, wird pulsierendes Leben aus dem Umfeld nahe gebracht. Das so selbstverständliche Miteinander von Jung und Alt wurde in vielen Jahren erworben und erfährt im nachbarschaftlichen, kirchlichen und kommunalen Umfeld hohe Akzeptanz.

Einen entscheidenden Anteil an der erfolgreichen Entwicklung des Altenzentrums Haus Salem hat Heinz Barre, der mit großem persönlichen Einsatz und Herz das Haus 23 Jahre geführt hat. Er wurde für seinen unermüdlichen Einsatz für die Bewohnerinnen und Bewohner, aber auch für die vielfältigen Angebote für die Nachbarschaft und die Stadt vom Förderverein Haus Salem an seinem Geburtstag am 11. Oktober 2003 zum Ehrenmitglied des Vereins ernannt.

Wolfgang Diedrich

Holunder

wer kann sie denn verstehen
die Schönheit des Holunders
in einer Nacht
aus einem schlichten Busch erblüht

Frühsommer überschüttet ihn
mit abertausend kleinen Sternen
rahmweißen Wundern
die sich zu Dolden fügen
sie können die Verwandlung
selbst nicht fassen
und halten still

ein Stück ein Teil
der immer fortgesetzten Reihe
vom Sternbuschweg
der sich durch alle Sommer zieht

am Waldesrand
den Straßen Feldern Wegen
um schimmernd in die Dämmerung zu gleiten
und nachts sich zu verbinden
mit den Milchstraß'-Schwestern
die ihren Sternenweg den vorbestimmten
durch Ewigkeiten weiterziehen

Uta Asher

Wie die alten Homberger mit Heilkräutern sowohl Krankheit wie Gesundheit pflegten

Heilkräuter stehen heutzutage wieder ganz hoch im Kurs. Sie wurden ganz sicher schon seit Menschengedenken als Naturheilmittel eingesetzt, und man darf wohl annehmen, dass schon unsere frühen Vorfahren die Wirkung einzelner Kräuter und Pflanzen kannten und sie auch anwendeten. Ausführlich werden sie nach Vorkommen und Wirkung in den antiken vorchristlichen Überlieferungen beschrieben und erlebten eine Hochblüte in den Klöstern des Mittelalters. Auch in den folgenden Jahrhunderten waren die Menschen auf die Naturheilmittel angewiesen und pflegten das Wissen um ihre Bedeutung, bis schließlich mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts Chemie und Pharmazie ihren Siegeszug antraten und vor allem in den letzten Jahrzehnten sich immer mehr der „Wunderglaube“ an das Allheilmittel Chemie durchsetzte, bis dann schließlich der bekannte „Pendelschlag zurück“ wieder das Interesse an den Naturheilmitteln förderte. Informationen über Naturheilmittel und Heilkräuter gehören heute wieder in jede etwas auf sich haltende Illustrierte, und selbst in den Apotheken-Ratgebern wird ausführlich über Naturheilmittel und Heilkräuter berichtet, allerdings häufig mit der Empfehlung:



Pfefferminze (*Mentha piperita*)

„Wer bei der nächsten Erkrankung die Heilkraft dieser Kräuter testen möchte, wählt am besten ein Fertigarzneimittel aus der Apotheke, das den Extrakt der Pflanze in konzentrierter Form und geprüfter Qualität enthält“.

Auf solche fortschrittliche und komfortable Uralt-Medizin konnten sich allerdings die Menschen ein oder zwei Generationen vor uns noch nicht verlassen, sondern mussten selbst noch um die Heilkraft der Kräuter wissen und sie selbst suchen und zubereiten, wie es für Homberg festgehalten ist. Dort führten in der zweiten Hälfte der 30-er Jahre des vorigen Jahrhunderts Studenten der damaligen Medizinischen Akademie Düsseldorf im Rahmen einer Aktion des Reichsberufswettkampfes „Untersuchungen über die gesundheitlichen Verhältnisse des Dorfes Homberg“ durch. Und in diesem Zusammenhang stellten sich die jungen Mediziner natürlich auch die Frage, „welche Maßnahme die Bevölkerung von sich aus ergreift, um ihre Gesundheit zu erhalten, d. h. Krankheiten vorzubeugen oder sie zu heilen“. Wie überall in den ländlichen Gegenden sei auch hier das Prinzip der Selbsthilfe maßgebend gewesen, zumal - wie festgehalten wurde - „in Homberg selbst kein Arzt ansässig ist und der nächste erst in einiger Entfernung vom Dorf wohnt“.

Entsprechend der natürlichen Lage des Ortes und von der Naturgebundenheit der Bevölkerung bestimmt, beschränkte sich - wie die Studenten in ihrer Einleitung zur Untersuchung feststellen - die Anwendung auf Mittel, die auf einfachstem Wege ohne jegliche Schwierigkeiten aus der nächsten Umgebung zu beschaffen waren, nämlich auf Heilmittel aus der heimischen Pflanzenwelt. Entsprechend hatte sich in Homberg „das Wissen um die Heilkraft der Pflanzen von Generation zu Generation vererbt“. Diese Art der Volksmedizin sei, so die Feststellung der jungen Mediziner, „eine reine Erfahrungslehre und in keiner Weise



Kamille (*Matricaria chamomilla*)

von chemischen oder pharmakologischen Gesichtspunkten bestimmt“. Bei ihren Umfragen stellten die Studenten fest, dass die Kenntnis von der heilsamen Wirkung einzelner Pflanzen zunächst einmal in den Familien von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, dann aber auch durch den Austausch innerhalb der Dorfgemeinschaft erweitert wurde. Und zwar wird dabei an erster Stelle die Schule genannt, die einen wichtigen Faktor für die Erhaltung des Wissens um die therapeutische Nützlichkeit der Pflanzenwelt darstellte. Das Wissen wurde aber auch noch durch den Austausch mit Verwandten und Bekannten und vor allem solchen Dorfbewohnern gefördert, die sich eine besondere Erfahrung auf dem Gebiet der Heilkräuter erworben hatten und dies auch immer noch weiter durch eifriges Studium von Kräuterbüchern förderten. Darüber hinaus werden belehrende Unterweisungen auf diesem Gebiet durch die in der öffentlichen Gesundheitsfürsorge tätigen Personen genannt, womit vor allem die in den Kirchengemeinden im Bereich der Krankenpflege tätigen Gemeindegewestern gemeint waren.

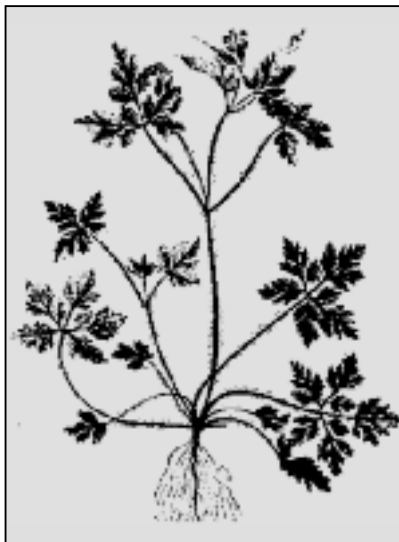
Ausdrücklich wird in der Untersuchung betont, dass die einzelnen zu Heilzwecken benutzten Pflan-

zen natürlich ausschließlich der heimischen Flora entstammen und dass diese ausschließlich von den Dorfbewohnern selbst gesammelt und nicht erst durch den Handel vermittelt wurden. Dazu wird hervorgehoben, dass die dazu erforderlichen botanischen Kenntnisse bei den Hombergern oft in erstaunlichem Maße vorhanden seien. Die jungen Mediziner beschränkten sich aber in ihrer Untersuchung nicht nur darauf, die in Homberg verwendeten Heilkräuter mit entsprechender Indikation aufzulisten, sondern zogen auch noch Vergleiche mit „altertümlichen mittelalterlichen und neueren Kräuterbüchern“ und versuchten damit, auch gewisse historische Beziehungen aufzuzeigen. Bemerkenswert ist, dass die Studenten bei dieser Untersuchung zumindest auf vier Heilpflanzen stießen, die in der von ihnen zum Vergleich verwendeten Literatur nicht auftauchen. Es scheint sich dabei um spezielle Homberger Heilmittel gehandelt zu haben, die aber von den Dorfbewohnern - so die Feststellung - sehr geschätzt und als „sehr gut und äußerst wirksam“ gewertet wurden. Dazu gehören die Sellerieblätter (*Apium graveolens*), die mit offenbar großem Erfolg bei Rheuma angewendet wurden, als Antirheumatikum aber in keinem der verglichenen Kräuterbücher auftauchen. Ebenso ist es mit den Weintraubenblättern (*Vitis vinifera*), die als äußerst wirksam bei Nieren- und Blasenleiden bezeichnet wurden, sich aber in keiner Literatur fanden. Weiter galt in Homberg die Lindenblüte (*Tilia platyphyllos*) als probates



Lindenblüten (*Tilia platyphyllos*)

schweißtreibendes Mittel bei Erkältungen mit Fieber, was aber nach Meinung der Studenten zumindest im Mittelalter noch nicht bekannt war, weil sie es nirgends verzeichnet fanden. Ähnlich war es beim Storchenschnabel (*Geranium robertianum*), der in Homberg als Rupprechtskraut bei Blasenleiden als Tee getrunken wurde, aber in der alten Literatur nicht



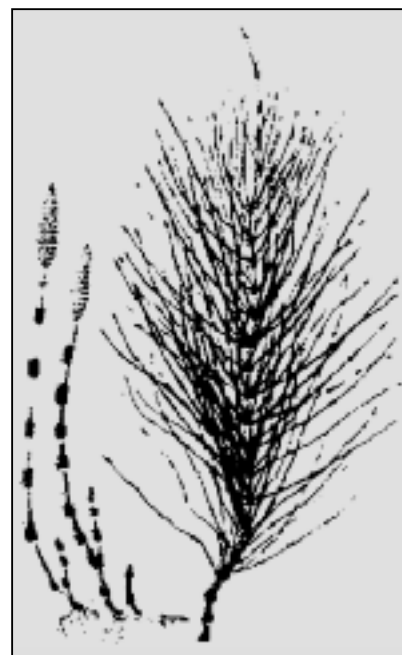
Storchenschnabel oder Rupprechtskraut (*Geranium robertianum*)

festgehalten war. Bei ihm waren die jungen Mediziner offenbar ein wenig skeptisch, meinten aber, wegen seines hohen Gerbstoffgehaltes könne seine Anwendung bei Blasenleiden vielleicht gerechtfertigt sein.

In der von ihnen gewählten Reihenfolge führten die jungen Mediziner folgende zumindest noch in den 30-er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Homberg angewendeten Heilkräuter mit den von ihnen beigefügten Kommentaren auf:

Schachtelhalm (*Equisetum arvense*): Anwendung bei Harnleiden, Blutstillung. *Equisetum* wird schon von Plinius und später von Albertus Magnus (12. Jahrhundert) gerühmt wegen seiner blutstillenden Kraft. Als harntreibendes Mittel und zur Linderung von Nieren- und Blasenschmerzen findet man es in den Kräuterbüchern des Mittelalters.

Wacholder (*Juniperus communis*): Anwendung bei Husten und Wassersucht. Im Altertum und im Mittelalter knüpft sich an den Wacholder manche abergläubische



Schachtelhalm oder Zinnkraut (*Equisetum arvense*)

Vorstellung. Seine eigentliche therapeutische Bedeutung wird erst später bekannt.

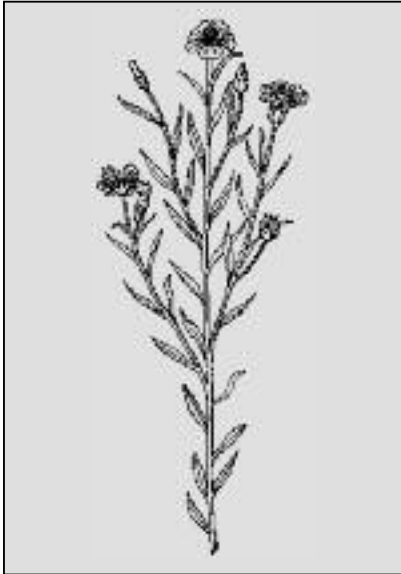
Brennnessel (*Urtica dioica*): Anwendung der Blätter bei Rheuma und als schleimlösendes Mittel bei Erkältungen, die Wurzel bei Wassersucht. Schon bei Plinius und Dioskorides erwähnt, hat sich in der Verwendung der Brennnessel kaum etwas geändert. Ursprünglich wurden Rheumakranke mit Brennnesseln geschlagen (*Urtikation*). Die heilsame Wirkung wird später sicher nicht mit Unrecht auch auf den Brennnesseltee übertragen, welche Art der Anwendung besonders von Kneipp empfohlen



Wacholder (*Juniperus communis*)

wird. Aufkochungen der Wurzel wurden früher auch gegen Wassersucht gebraucht.

Flachs (*Linum usitatissimum*): Anwendung des Flachssamens als Breiumschlag bei Geschwüren. Schon den Hippokratikern (5. und 4. vorchristliches Jahrhundert) bekannt, gerät der Flachs als Heilpflanze im Mittelalter wieder völlig in Vergessenheit. Seine Heilbedeutung speziell bei Geschwüren wird erst später wieder erkannt.



Flachs (*Linum usitatissimum*)

Petersilie (*Petroselinum sativum*): Anwendung bei Bronchialkatarrh und Gelbsucht. In den mittelalterlichen Kräuterbüchern als Mittel gegen Gelbsucht empfohlen, ist die Verwendung der Petersilie bei Bronchialkatarrh erst in der späteren Zeit gebräuchlich geworden.

Knoblauch (*Allium sativum*): Anwendung bei Würmern und Arterienverkalkung. Als Heilmittel gegen Würmer begegnen wir dem Knoblauch schon in den vorchristlichen Zeiten, aus denen er von Dioskorides und Plinius im ersten nachchristlichen Jahrhundert in ihre medizinischen Sammelwerke übernommen worden ist. Die Verwendung als Vorbeugungsmittel gegen die Adernverkalkung stammt erst aus neuester Zeit und hat durch eifrige Propagierung bei allen Volksschichten Eingang gefunden.

Rettich (*Raphanus sativus*): Anwendung bei Gallensteinen. Als steintreibende Heilpflanze findet man den Rettich vornehmlich in

den Kräuterbüchern des 16. Jahrhunderts.

Holunder (*Sambucus nigra*): Anwendung der Blätter zur Blutreinigung, Blüten als schweißtreibendes Mittel. Seiner Charakterisierung als wassertreibende Heilpflanze begegnet man bei den Hippokratikern und wiederum bei



Holunder (*Sambucus nigra*)

Dioskorides und Plinius, sowie in fast sämtlichen Kräuterbüchern des Mittelalters. Blutreinigungstee aus Holunderblättern wird besonders von Kneipp angegeben.

Schafgarbe (*Achillea millefolium*): Anwendung bei Magenschmerzen. Schon die Volksheilkunde des Mittelalters macht sich auf rein empirischem Wege den hohen Gerbstoffgehalt der Pflanze zunutze und schätzt ihre Wirksamkeit bei Magen- und Darmkatarrh.

Tausendguldenkraut (*Erythraea centaurium*): Anwendung bei

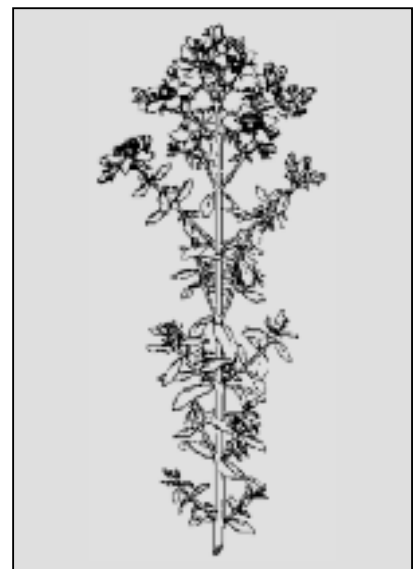


Schafgarbe (*Achillea millefolium*)

Diarrhoe, Gelbsucht und Fieber. Die Pflanze ist im Altertum und im Mittelalter ein besonderes Objekt des Aberglaubens, wird aber schon als blutstillendes Mittel empfohlen. Ihr Anwendungsgebiet hauptsächlich von Kneipp erweitert.

Knöterich (*Polygonum aviculare*): Anwendung bei Magenschmerzen und Diabetes. Seine Indikation bei Durchfällen findet sich allgemein in der mittelalterlichen Volksheilkunde. Gegen Diabetes wird die Pflanze von Kneipp verwendet, was nach neuesten Abhandlungen der Begründung entbehren soll.

Johanniskraut (*Hypericum perforatum*): Anwendung bei Durchfall, Gicht, Blasenleiden und Bettnässen. Von Dioskorides und Plinius ausgehend, über frühes und spätes Mittelalter hinweg bis in die heutige Zeit begegnen wir dieser „Wunderpflanze“ in allen Kräuterbüchern mit den verschiedensten Verwendungsmöglichkeiten, so dass sie fast als Allheilmittel erscheint.



Johanniskraut (*Hypericum perforatum*)

Wermut (*Artemisia absinthium*): Anwendung bei Appetitlosigkeit, Magenverstimmung und Kopfschmerzen. Nachdem Artemisia schon bei den Hippokratikern, bei Dioskorides und Plinius geläufig war, begegnen wir dieser Pflanze auf deutschem Boden zuerst im „Hortulus“ des Mainauer Abtes Walafridus Strabus im 9. Jahrhundert. In der Anwendung des Wermuts hat sich bis heute nichts geändert.

Stiefmütterchen (*Viola tricolor*): Anwendung zur Blutreinigung. Von seiner arzneilichen Verwertung erhalten wir erst durch die spätmittelalterlichen „Väter der Botanik“ Kenntnis. Es wird dort schon als hervorragendes Blutreinigungsmittel hoch geschätzt.

Quecke (*Agropyrum repens*): Anwendung zur Blutreinigung. Sie ist erst von der nachmittelalterlichen Zeit als Heilmittel erkannt worden.



Quecke (*Agropyrum repens*)

Hauswurz (*Sempervivum tectorum*): Anwendung gegen Fieber. Die Pflanze ist als Heilmittel sehr wenig bekannt, findet sich aber vereinzelt in spätmittelalterlichen Kräuterbüchern.

Schlüsselblume (*Primula officinalis*): Anwendung bei Kopfschmer-

zen und Nervenkrankheiten. Ihre erste Erwähnung findet die Primel in den Kräuterbüchern des 16. Jahrhunderts. Die Indikation bei Kopfschmerzen und Nervenkrankheiten wird hauptsächlich erst von den Homöopathen propagiert.

Wegerich (*Plantago lanceolata*). Anwendung zur Wundheilung. Die



Wegerich (*Plantago lanceolata*)

sich bei Dioskorides und Plinius findenden Angaben über die Heilwirkung des Wegerichs haben als getreulich kopierte Vorbilder für die gesamten Kräuterbücher des Mittelalters bis auf unsere Tage gedient.

Die gebräuchlichste Form der Darreichung dieser Heilkräuter war nach den Erkundigungen der jungen Mediziner in Homberg - wie allgemein üblich - der durch einfaches Aufkochen gewonnene Tee. Daneben wurde aber auch bei Kräutern mit dickfleischigen Blättern den Kranken der ausgepresste Saft gegeben. Bei äußerlichen Applikationen wurden die Blätter gewöhnlich in geriebenem Zustand auf die zu behandelnden

Körperteile aufgelegt, was im wesentlichen auch den in den Kräuterbüchern beschriebenen Anwendungsformen entsprach.

Ganz offensichtlich wurden die Heilkräuter in Homberg aber nicht nur zur Heilung von Krankheiten oder Wunden verwendet, sondern ganz gezielt auch zur Vorbeugung eingesetzt. Die Studenten berichteten von einer leider nicht namentlich genannten Dorfbewohnerin, die nach einem alten Brauch in der Familie an mehreren Abenden in der Woche ihre Angehörigen um sich versammelte. Und dabei wurde regelmäßig Tee getrunken, der - so die Untersuchung - teils nach Gutdünken, teils aber auch nach bestimmten Gesichtspunkten aus mehreren Kräutern hergestellt wurde. Maßgebend für die jeweilige Zusammensetzung war die Erkenntnis, dass jede Jahreszeit eine gewisse Anfälligkeit für bestimmte Krankheiten mit sich bringt. Und dazu sagten die jungen Mediziner: „Allen, die solchen Methoden der Gesundheitsvorsorge kritisch gegenüberstehen, muss entgegengehalten werden, dass es sich hier um eine ganz besonders gesunde Familie handelt.“ Abschließend wird es im Interesse der Volksgesundheit begrüßt, dass wieder mehr und mehr der Volksheilkunde das Wort geredet wird. Der Mediziner müsse sich bewusst bleiben, dass ihm „aus dem Ideenreichtum des naturverbundenen Volkes schon manche wertvolle Anregung zugeflossen ist und auch weiterhin zufließt“. Er werde damit ein sorgsamer Hüter uralten Volksgutes zum Segen der Nation und zum Wohl der leidenden Menschheit.

Dr. Richard Baumann



25 JAHRE

HERZLICH WILLKOMMEN IM ANGERLAND

IHR PERSÖNLICHES HOTEL IN LINTORF.

RUHIGE LAGE UND HOHER SCHLAFKOMFORT.

GOURMET-FRÜHSTÜCKSBÜFFET.

FAMILIENFREUNDLICHE WOCHENENDTARIFE.

HOTEL ANGERLAND GARNI

INH. MARIANNE BJELIC

LINTORFER MARKT 10

40885 RATINGEN-LINTORF

TEL. (02102) 3 02 40

FAX (02102) 3 64 15



Aus den Aufzeichnungen des Höselers Lehrers Peter Vogel

Fortsetzung des vierten Lernausflugs



Lehrer Peter Vogel mit dem Entlaßjahrgang 1918.
Die Lehrerin rechts neben ihm ist Fräulein Grünefeld

Nachdem wir den Kothfen Hinüber hinter uns gelassen haben, sehen wir vor uns den Nofenhof mit seinem großen Kastanienbaum, der mitten auf dem Hof steht und jetzt in der Sommerzeit für Mensch und Tier erquickenden Schatten spendet. Als wir näherkommen, sehen wir den Pächter Schriever unter dem Baum im Schatten sitzen und wollen ihn fragen, ob er uns über den Nofenhof einiges erzählen kann.

Der Nofener Hof oder das Gut ten Ofen

Im vorigen Jahrhundert war noch mit diesem landwirtschaftlichen Gut der eine von den beiden Höselers Gemeindebacköfen verbunden. Er war besonders für die sechs Bauernhöfe im Sonderstal dort eingerichtet. Der andere Gemeindebackofen befand sich am Stuten¹⁾, an dem Wege zum Sinkesbruch, wo die meisten Arbeiterfamilien wohnten. Wenn z.B. jemand gefragt wurde, der schwer beladen mit Backteig zu den Öfen hinstrebte: Wohin willst Du? Dann bekam er die Antwort: Zum Ofen oder in der damaligen Mundart: ten Ofen! Später nahmen die Besitzer dieser Öfen diesen Namen in verkürzter Form an: Nofen. Die heutigen Träger dieses Namens wissen kaum, daß ihre Vorfahren auf diese Weise an diesen Namen gekommen sind. In den Linneper Kirchenbüchern wird zum Unterschied von dem „ten Ofen“ im Sonderstale der Besitzer des Sinkesbrucher Ofens „ten Ofen am Stuten“ genannt, wo wahrscheinlich eine besondere und leckere Art von Weißbrot gebacken wurde. Das erste Häuschen an der linken Seite der Straße „Am Adels“, Nr. 15, trägt noch heute den Namen „Am Stuten“²⁾. Es gehört dem Kaufmann Schnitzler, der im Sommer in Nr. 17 am Adels wohnt³⁾.



Die große Kastanie auf dem Nofenhof um 1948. Foto: Rudi Vogel

- 1) Daß der zweite Gemeindebackofen sich in dem Haus „Am Stuten“ befunden haben soll, muß nach neuesten Erkenntnissen in Zweifel gezogen werden. Es gibt keine Unterlagen über einen öffentlichen Gemeindebackofen in diesem Haus. Das Gebäude „Am Adels Nr.15“ ist schon im Jahre 1553 erstmals erwähnt worden. In einer Hebeliste der Kellnerei Angermund heißt es: „Herrmann auf dem Stauten leistet Schüppendienste für die Kellnerei.“ Vielleicht ist aus dem Namen „Stauten“ im Laufe der Jahrhunderte der Name „Stuten“ abgeleitet worden, was nach Meinung der damals einfachen Leute darauf hindeuten sollte, daß hier Stuten (Weißbrot) gebacken wurde. Nachweislich hatten mein Urgroßvater Johann Nofen, mein Urgroßvater Wilhelm Nofen und mein Großonkel Karl Nofen an der heutigen unteren Sinkesbruchstraße, am alten und neuen Hohlenweg, von ca. 1840 bis 1920 eine Bäckerei und Gastwirtschaft. Siehe auch Quecke Nr. 62, Seite 62 bis 64: Einiges über den alten und neuen Hohlenweg in Hösel und die Familie Nofen. Und Quecke Nr. 65, Seite 75. Bild: Haus am Stuten im Jahre 1978.
- 2) Das Haus „Am Stuten“ ist das älteste Haus von Hösel, es wurde von Gerd Peters in Eigenleistung restauriert und steht heute unter Denkmalschutz.
- 3) Das Haus des Kaufmanns Schnitzler trug den schönen Namen „Haus am Bach“. Im Jahre 1913 erbaut und 1978 niedrigerissen. Siehe auch Quecke Nr. 65, Bild: Seite 74 unten. Und Anmerkung 65.

Am Stuten wohnte früher der Gärtner von Schnitzler, der die prächtige blumenreiche Anlage mit den Treibhäusern unterhielt. (Die Gartenanlage wurde 1913 von dem Düsseldorfer Gartenarchitekten Everhardt angelegt.) Seit seinem Tode hat Schnitzler dem in Düsseldorf wohnenden und bombengeschädigten Maler Becker mit seiner Frau den Stuten zur Notwohnung überlassen.

Der heutige Pächter von dem Nofener Hof ist Ernst Schriever. Der Besitzer ist Aldenhoff auf dem Sackerhof⁴⁾ bei Ratingen. Die Gesamtfläche des Gutes beträgt 15,75 Hektar, wovon 15 Hektar Nutzfläche ist.

Auf einer alten Tafel neben der Haustür war eingeschnitzt: „Wilhelm von Nonnenes und Margarete Einloos haben dieses Haus gebaut 1704. Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut im Himmel und auf Erden. Wer sich verläßt auf Jesu Christ, dem soll der Himmel werden. So geschehen 1704 den 2. Oktober“. Aldenhoff ließ das alte Haus 1935 abreißen und an seiner Stelle ein neues erbauen. Die alte Herdeinfassung mit dem Familiennamen seines Besitzers, dessen Ehefrau eine geborene Stinshoff war, wurde im Flur als Kleiderhalter neu angebracht. Darauf steht: Johann Schmalscheidt, Sophia Stinshoff Anno 1829. Anna Sophia Stinshoff wurde am 24.9.1790 am Gruiter's Aap⁵⁾ geboren und in Ratingen getauft. Ihre Eltern waren Johann Hermann Stinshoff, der 2. Erbe von Wetzels, und Anna Gertrud Nesenhaus. Der jüngere Bruder hieß Peter, der 3. Erbe Wetzels. Von den Eltern des Johann Schmalscheidt, nämlich Johannes Schmalscheidt und Anna-Maria Wetzels, die auf dem Nofener Hof in bedrängter Zeit wohnten, wird folgende Episode berichtet: Es war im Jahre 1803. An einem trübem Tage erschien plötzlich eine Gruppe fremder Soldaten, nachdem sie den naheliegenden Höfen bereits ihren Besuch abgestattet hatten, auf dem Nofener Hof. Frau Schmalscheidt, geborene Wetzels, hatte trotz des furchtbaren Schreckens über das Kommen der Soldaten just noch soviel Geistesgegenwart, den Sperrbalken vor die Haustür zu schieben. Doch der Widerstand der Tür reizte die fremdländischen

Söldner zur Wut. Sie lärmten und schlugen, Einlaß begehrend, mit ihren Waffen gegen die Tür. Da Johann und Anna Maria außer einem großen Rest von Schwein auch etliches bares Geld im Hause hatten, gerieten sie dieserhalb in große Besorgnis, denn bald würden die Marodeure eindringen. Darum schnell weg damit. Anna Maria blickte angstvoll im Raum umher, nach einem zweckdienlichen Versteck für die Silbersachen suchend. Dabei viel ihr Blick auf den großen, runden Stein inmitten der Küche, der den Brunnen deckte, der sich üblicherweise im Hause befand und heute noch hier und da zu finden ist. Mit vereinten Kräften hoben sie den Brunnendeckel ab. Anna Maria raffte ihre Taler und anderes Geld zu einem Bündel in ihrer Schürze zusammen und ließ es mit den Worten: „Ich lot et en der Pött fallen, du kannst et mit demm Grongdieser wieder ropholen.“ Als der Stein den Brunnen wieder deckte, war die Habe gerettet. Johann versteckte mit lässigem Schritt noch einiges vom Schwein ins Hosenbein, vielleicht Anna Maria auch. Dann ließ man die Soldaten herein, denn die Tür war schon arg gesplittert. Die Marodeure schimpften und fluchten, als sie weder Fleisch noch Geld fanden, ließen dann noch einiges mit sich gehen und verschwanden dann wieder.

Nofens Hof erfuhr nach den Befreiungskriegen 1819 einen Umbau. Vielleicht hat das so gerettete Geld mit dazu gedient. Nach den Schmalscheidts kam ein Hermann Bottbruch auf den Nofener Hof, der eine Schmalscheidt zur Frau hatte. Dieser vernachlässigte

das Gut, das bereits nach 10jähriger Mißwirtschaft unter den Hammer kam. Aldenhoff kaufte den Hof am 24. 6. 1891. Dazu gehörte aber auch noch ein Teil des Markenwaldes jenseits des Dickelsbaches bis zur Kohlstraße, was bei dem Verkaufe des Streifens an Schreinermeister Friedrich Nofen (Temmernofen) nicht mit in den Verkauf eingerechnet wurde. Das verkaufte Aldenhoff später an die Familie Lessing⁶⁾, die darauf eine Villa baute mit der Bezeichnung „Haus am Busch“ für den Preis, den er für den Hof gezahlt hatte. Somit hatte der Hof zu Nofen in seiner jetzigen Größe ihn nichts gekostet. Aldenhoff verpachtete den Hof „ten Ofen“ an Hermann Stollen. Nach 18jähriger Tätigkeit auf diesem Hofe starb Hermann Stollen an Wassersucht, und da sein einziger Sohn im 1. Weltkrieg 1915 vor Verdun den Heldentod fand, zogen Frau Stollen und ihre beiden Töchter nach Lintorf, wo Frau Stollen im Januar 1943 89jährig starb. Nach Stollen pachtete Ernst Schriever den Hof. Er hat nur eine Tochter, Alma. Sie heiratete den Bauer Rotthaus, und dieses Ehepaar hat den erwünschten Stammhalter erhalten. Da aber Rotthaus noch keinen Hof

4) Der Sackerhof liegt in Ratingen-Tiefenbroich an der Sohlstättenstraße.

5) Der Hof Gruiter's Aap liegt auf Düsseldorfer Stadtgebiet bei dem Ortsteil Knittkuhl.

6) Die Villa der Familie Lessing, auch „Haus am Busch“ genannt, stand in Hösel an der Kohlstraße und wurde 1973 abgerissen. Siehe auch Quecke Nr. 70, Seite 144, Anmerkung 61. Seite 145, Anmerkung 69 und Bild: Villa Lessing im Jahre 1955.



Der Nofener Hof um 1928

hatte und seinem Schwiegervater zu „ten Ofen“ bei den landwirtschaftlichen Arbeiten half, wurde er im Frühjahr 1943 nach der Ukraine als Inspektor berufen. Die Ukraine wurde von uns aber wieder geräumt. Sobald der 2. Weltkrieg für uns glücklich beendet ist, zieht Ernst Schriever auf den kleinen Hof am Tannenbaum⁷⁾, woher seine Frau, eine geborene Dellmann, stammt. Aldenhoff hat die Absicht, seinem ältesten Sohn den Sackerhof zu überlassen und seinem jüngeren Sohn den Nofener Hof. Aber das hängt alles von dem glücklichen Ausgang dieses Krieges ab und ob seine beiden Söhne aus dem mörderischen Krieg wieder zurückkehren. Der ältere Bruder ist bei Stalingrad in russische Gefangenschaft geraten⁸⁾. Wir wandern weiter und wollen nun den Schlippenhof besichtigen.

Auf der Schlippen in Hösel

Johann Großerlinden, der jetzige Besitzer vom Hof „Auf der Schlippen“ vollendete am 24. 7. 1942 seinen 80. Geburtstag. Das gibt uns Veranlassung, einen Rückblick nicht nur auf seinen Lebensgang, sondern auch auf den des ihm gehörigen uralten Gutes zu werfen. Auch dem flüchtigen Besucher des schönen Luftkurortes Hösel ist die Gaststätte Schlipperhaus⁹⁾ bekannt, die aber nicht mit dem genannten Gutshofe identisch ist, sondern nur wegen ihrer alten Zugehörigkeit zu diesem Hofe ihren Namen erhielt. Wie ist nun unser Altersjubiläum Großerlinden Besitzer auf der Schlippen geworden? Der letzte Besitzer des Hofes „Auf der Schlippen“, Peter von der Schlippen, war mit Irmgard Gerta Nesenhaus verheiratet und zeugte 7 Kinder. Davon wurden 6 Kinder auf der Schlippen geboren, das siebente zu Nesenhaus¹⁰⁾. Peter von der Schlippen, geb. am 22. 11. 1769, starb im Alter von 79 Jahren am 26. 7. 1847 zu Nesenhaus. Er hatte schlecht gewirtschaftet und von seinem Nachbarn Johann Stinshoff so oft Geld aufgenommen, daß schließlich sein Gut in die Hände von Johann Stinshoff auf dem Gützenhof¹¹⁾ überging. Sein 8. Kind, Friedrich Wilhelm Stinshoff, geb. am 8. 2. 1803, erbte den Hof. Der 3. Sohn des Peter von der Schlippen, Johann Peter von der Schlippen



Der Schlippenhof im Jahre 1910

zu Nesenhaus, verheiratete sich am 3. 8. 1838 mit Wilhelmina Stinshoff vom Gützenhof, dem 11. Kinde der verstorbenen Eheleute Stinshoff. Im Jahre 1844 strengte er einen Prozeß an und erlangte eine andere Vermögensverteilung, ließ sich auf einen Vergleich ein und kaufte den Hof „Auf der Schlippen“ zurück. Mit kluger Berechnung machte er alles, was sein Vater durch schlechte Bewirtschaftung verloren hatte, wieder gut und glich die Verluste aus. Er bezog aber nicht das wiedergewonnene Gut, weil es zu klein war, sondern verpachtete es. Die Ehe des Johann Peter von der Schlippen wurde nur mit einem Kinde gesegnet: Johanna von der Schlippen. Diese wurde auf Groß-Vogelbusch¹²⁾ einem größeren mit einer Brennerei verbundenen Gute in Laupendahl geboren, auf dem ihr Vater ein wohlhabender Mann wurde.

Die reiche, stark umworbene Tochter reichte im Jahre 1861 dem Gerhard Schrooten aus Friemersheim die Hand, den sie damit zum Besitzer des Gutes „Auf der Schlippen“ machte, zu dem damals das Gebiet von Schlipperhaus gehörte, das bei der Markenswaldverteilung 1811 an das Gut „Auf der Schlippen“ gefallen war. Johann Großerlinden heiratete am 26. 8. 1897 Anna Schrooten, Tochter von Gerhard Schrooten und Johanna von der Schlippen und erbte den Schlippenhof.

Zu Anfang haben wir die jüngste Geschichte des Hofes „Auf der Schlippen“ erfahren und kehren nun zu der älteren Geschichte

zurück. Diese leitet uns zu dem alten weitverzweigten bergischen Geschlecht der Bernsau, die mit ihren Ahnherrn zurückreichen auf das adelige Geschlecht der von Bernsau mit dem Sitze auf Schloß Hardenberg bei Velbert-Nevinges. Der Höseler Hof „Auf der Schlippen“ tritt uns im Gerresheimer Hofprotokoll von 1597 als Pacht-hof des Klosters Gerresheim entgegen.

7) Siehe Quecke Nr. 66, Seite 89. Bild: Der Kotten „Am Tannenbaum“ um 1978 und Anmerkung 30.

8) Schlußbemerkungen über den Nofenhof: Der Nofenhof wurde bis Mitte der 50er Jahre landwirtschaftlich genutzt. Danach wurde die Hofstelle aufgegeben, und die Ländereien wurden verpachtet. Von 1963 bis 1990 befand sich in dem früheren Bauernhof eine Gaststätte, die „Zur alten Kastanie“ benannt wurde. Der große wunderschöne Kastanienbaum mußte leider vor einigen Jahren gefällt werden. Die Gaststätte wurde zur Wohnungen umgebaut. Das Haus ist heute im Besitz der Familie Bruckhaus aus Homberg. Die früher landwirtschaftlich genutzten Flächen wurden zum größten Teil an den Golfclub Hösel verpachtet. Siehe auch Quecke Nr. 62, Seite 62 bis 64. Bild: Seite 62 oben: Der Nofenhof 1926.

9) Siehe Quecke Nr. 70, Seite 145, Anmerkung 70, Seite 146 oben, Bild: Die Gaststätte „Schlipperhaus“ um 1930.

10) Siehe Quecke Nr. 69, Seiten 169 und 170, „Das Nesenhaus“ Nr. 11. Seite 167, Anmerkung 22, und Seite 169, Anmerkung 35. Seite 170 Bild oben: Das Wohnhaus des alten Hofes Nesenhaus um 1950.

11) Siehe Quecke Nr. 69, Seite 170, Anmerkung 53. Der Gützenhof liegt in Hösel, in den Höfen Nr. 32.

12) Der frühere Hof Groß-Vogelbusch lag an der östlichen Grenze von Hösel, auf Heiligenhauser Gebiet, und wurde vor einigen Jahren abgerissen

Wir finden als Pächter auf dem Gute in den Jahren 1655 bis 1662 den gewesenen Rentmeister von Haus Anger¹³⁾, Gottfried Bernsau. Auf dem Gerresheimer Hofgeding vom 21. 1. 1657 „hat Godert Bernsau wegen des guets auf der Schlippen die Hand umb und auf sich setzen lassen, den Eid mit Erlangung dubbelten Zinss extense aufgeschworen und die Hofgerechtigkeiten bezahlt.“ Fortan ließ nun dieser Gottfried Bernsau seinen angestammten Familiennamen fallen und nannte sich nach dem Hofe. Als Goerdts auf der Schlippen lieferte er am 21. Januar der Jahre 1659, 1660, 1661 und 1662 die Pacht, bestehend aus einem Faß Hafer, einem Huhn und 1 Albus ab. Dieser Godert oder Goerdts Bernsau war bei einem Besitzerwechsel des Hauses Anger durch den neuen Eigentümer, einen Herrn von Quadts-Wickrath, aus dem Rentmeisterdienst entlassen worden, wurde aber um die Jahreswende 1663 rehabilitiert und zog wieder nach Anger. Während seines Wohnsitzes „Auf der Schlippen“ war ihm im Jahre 1658 von seiner Gattin Drutgen zu Wustoven ein Sohn Philipp Wilhelm geschenkt worden, der auf den Namen „uff der Schlippen“ im Taufbuch der reformierten Gemeinde Linneper Hösel eingetragen ist. (Die Kirchenregister von Linneper beginnen aber eigentlich erst im Jahre 1682). Unter dem 21. Januar 1663 „hat Peter Spindeck auf Bewilligung der Frau Äbtissin und Capitularen die Hand vom Guet auf der Schlippen empfangen“. Später erscheinen dann wieder die Bernsau, genannt von der Schlippen, bis das Gut über die Familie Stinshoff und Peter von der Schlippen bzw. dessen Tochter Johanna und Familie Schrooten an Familie Großterlinden übergegangen ist. Das Gut, gegenwärtig eine Gesamtfläche von 17 ha mit 16,37 ha Nutzfläche umfassend, wird in der Bewirtschaftung fortgeführt durch den ältesten Sohn des heutigen Altersjubilars, der im 1. Weltkrieg den Daumen der rechten Hand verlor. Dieser ist mit Laura Fänger vom Hofe Fernholz¹⁴⁾ verheiratet.

„Ein Menschenleben ist wie ein Tag im Dasein eines Hofes. Ja, der Hof ist der Herr, die Macht, der unbeirrbarer Wille zum Leben, und immer finden sich Hände, die ihm



Der Hoferbe Fritz Großterlinden auf dem Trecker bei der Getreideernte

dienen. Stirbt je ein Hof? – Seine Scheunen mögen in Flammen aufgehen, Ernten mißraten, seine Herden mit Seuchen ringen, die Menschen auf ihm mögen stöhnen unter der Arbeit Last, unter Krankheit und Kriegslast – sein Leben bleibt! Mit jedem Jahr kommt ein neuer Frühling über ihn. Irgendwo geht der Samen auf, blüht, treibt Frucht. Irgendwo flackert ein Lebenslicht, atmet, vereinigt sich, trägt neues Leben, das zum Lichte drängt. Glücklicherweise, der auch heute noch wie ein König auf seiner Ackerscholle lebt! Drum, ihr Glücklichen, haltet fest am Hofe, solange ihr vermögt! Dem alten Herrn Großterlinden aber möge vergönnt sein, daß er noch recht viele Jahre auf seinem Hofe sich eines ungetrübten Greisenalters erfreue. In diesem Sinne nochmals herzlichen Glückwunsch.“ – So schrieb Karl Heck, der Verfasser der Chronik von Ratingen-Land, zur Vollendung des 80. Lebensjahres von Herrn Johann Großterlinden am 24. Juli 1942 in der Zeitung, und zur Abschrift hat der Schreiber dieses Artikels dessen Ahnentafel hinzugesetzt¹⁵⁾.

Zum Abschluß unserer Hofbesichtigung und zu Ehren des Herrn Großterlinden sangen alle Kinder noch das schöne Lied: „Das Wandern ist des Müllers Lust“, das der Jubilar dankend entgegennahm. Wir brauchen jetzt nur noch eine kurze Wegstrecke zurückzulegen, um zum Gützenhof zu kommen, wo uns schon der Besitzer des großen Hofes, Herr Walter Theus, erwartet.

Der Gützenhof

Die Vermutung, daß der Name dieses Hofes auf eine altgermanische Opferstätte hinweise, entbehrt gesicherter Grundlage, da auch der Personennamen Götz oder Gottschalk zugrunde liegen kann. Außerdem erscheint er um 1687 zuerst urkundlich. Es ist auch nicht wie bei den vorgenannten Höfen in den Linneper Kirchenregistern festzustellen, daß einer der ersten Bewohner den Namen Gützenhof angenommen habe. Das trifft aber wohl wieder bei dem Bergerhof zu, der aber nicht mehr vorhanden ist. Die Stallungen und der Wohnraum lagen auf der Wiese links vom Wege, der sich in einem Bogen um den Giebel der Zehntscheune schlängelt, also dem Garten vom

13) Das alte Wasserschloß „Haus Anger“ liegt im südöstlichen Zipfel von Hösel im Angertal und wurde schon in einer Kaufurkunde aus dem Jahre 1148 urkundlich erwähnt.

14) Siehe Quecke Nr. 67, Seite 103, Bild oben: Der Fernholzhof im Jahre 1980 und Text sowie Anmerkung 47.

15) Schlußbemerkungen über den Hof „Auf der Schlippen“. Nach Aufgabe der Landwirtschaft im Jahre 1964 verkaufte die Familie Großterlinden den Hof an den Besitzer des Spindeckshofes, Karl Straßen. Die Ländereien wurden an den Landwirt Werner Theus vom Gützenhof zur Bearbeitung verpachtet. Die Scheune brannte 1980 durch zündende Kinder ab, sie wurde nicht mehr aufgebaut. Als der Höseler Golfplatz gebaut wurde, hat man auch die Ländereien des Schlippenhofes damit einbezogen. Das Wohnhaus ist noch vorhanden und die Wohnungen sind vermietet. Siehe auch Quecke Nr. 69, Seite 170, Anmerkung 54.



Der Gützenhof im Jahre 1954

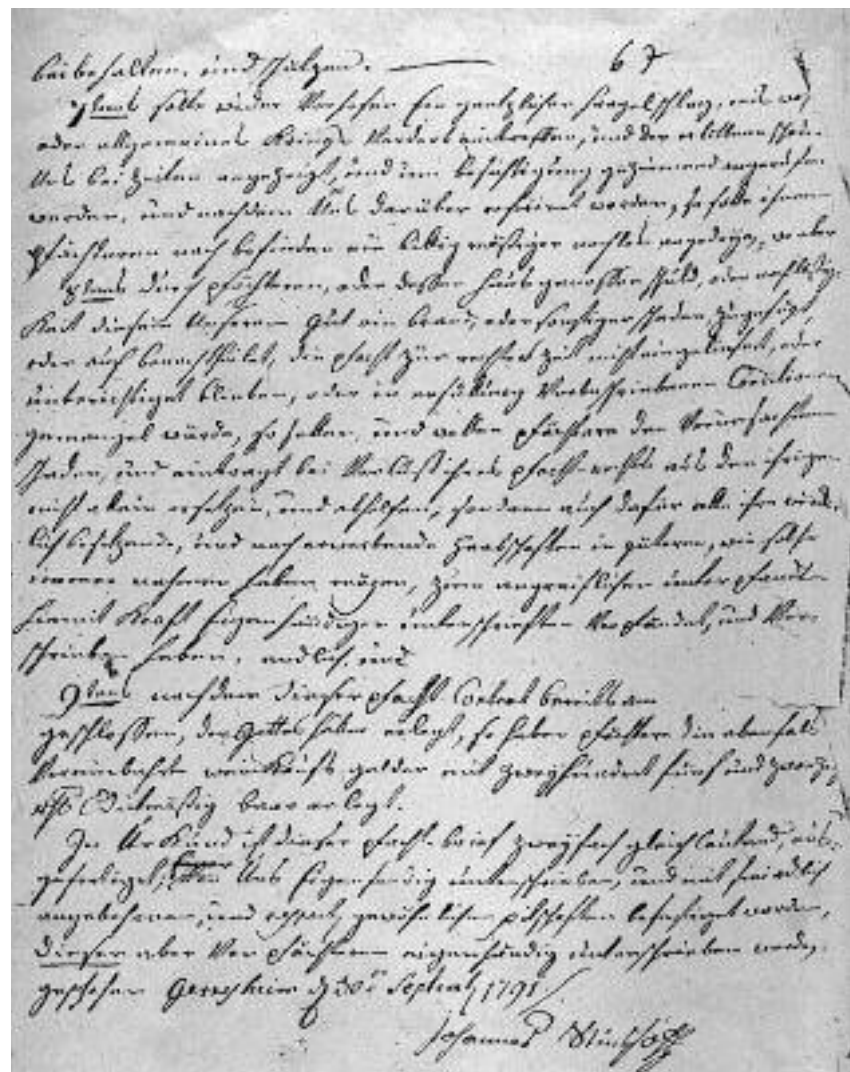
Gützenhofe gegenüber liegt. Als letzter lebender Zeuge stand dort noch vor Jahren ein alter Apfelbaum, der aber auch nicht mehr vorhanden ist. Aber der alte Brunnen ist noch an dem großen Stein, der ihn verdeckt, zu erkennen. Auf der Schlippen, Bergerhof und Gützenhof bildeten früher ein Gut. Und so wäre es heute noch, wenn nicht Johann Peter von der Schlippen, wie es zu lesen ist, in kluger Voraussetzung sich ins Mittel gelegt hätte. – Mein Urgroßvater mütterlicherseits, geb. am 10.3.1745 zu Homberg und gestorben am 1. Mai 1790, heiratete am 12.6.1766 Anna Gertrud Isenbügel aus dem Bergerhof. In ihrer Copulationsurkunde¹⁶⁾ heißt es: „Johannes zu Untenschrievers, Wilhelmi Schrievers und Agnes vom Orth, Eheleuten ehelicher Sohn, copoliert am 12. Juni 1766 mit Anna Gertrud Bergerhoff, Wilhelmi Bergerhoff und Gertrud Grashaus Eheleuten ehelichen Tochter Kirsfels Linnep“. In ihrer Taufurkunde heißt es: „Anno 1747 den 21.10. ist Gertrud durch den Tauf der Kirche Christi einverleibt. Die Eltern sind Wilhelm Bergerhoff und Gertrud Grashaus. Die Gevattern sind Lur auf der Schlippen, Gertrud zu Karpenhaus und Gertrud im Gützenhoff.“ Und ihre Sterbeurkunde ist standesamtlich wie folgt abgefaßt: „Daß die Anna Gertrud Isenbügel, genannt Bergerhoff, 82jährigen Alters, geb. in Hösel, in der Ehe der in Homberg verlebten Eltern Faßbinders Wilhelm Isenbügel, genannt Bergerhoff, und Anna Gertrud Karpenhaus, Witwe des in Homberg verlebten Ackermannes Johann

Schriever, am 23.9.1828 des Morgens um 11 Uhr, in dem in Homberg unter Nummer 43 befindlichen Wohnhause und daselbst wohnend, mit dem Tode abgegangen sey.“ Der Besitzer vom Güt-

zenhof war zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Bauer Jakob Knops und seine Ehefrau Maria Wüsten. Vielleicht stammte er von Knops in Bellscheid-Homberg und hat daher seinen Namen mitgebracht. Zu dem Hofe Knops gehört ein Wäldchen, das nur aus einigen Buchen und Eichen besteht, die die Kanzel einer Kuppe bedecken, die weithin sichtbar ist und Knopslühken¹⁷⁾ genannt wird. Lühken heißt Wäldchen. Die Tochter des Bauern Knops im Gützenhof mit Namen Gertrud, getauft am 9.8.1733 in Linnep, verehelichte sich am 18.4.1753 mit Johannes Wilhelm Stinshoff, dem 2. Ahnen von Bruchhausen. Er wurde noch im Stinshof zu Crumbach geboren und am 6.3.1729 in Ratin-

16) Heiratsurkunde

17) Die Bäume sind vor einigen Jahren durch Sturm zerstört worden.



Pachtvertrag von 1791 zwischen dem Stift Gerresheim und Johann Stinshoff vom Gützenhof

gen getauft. Johannes Wilhelm Stinshoff scheint, so lange sein Vater zu Bruchhausen das Zepter schwang, im Gützenhof tätig gewesen zu sein. Auch das 1. Kind seiner Ehe, Jakobus Henricus, wurde im Gützenhof geboren, dessen Taufeintragung in Linnepe heißt: „Am 17. Juni 1756 wurde Jakobus Henricus in die Kirche Jesu Christi aufgenommen. Die Eltern heißen Wilhelm Bruchhaus im Gützenhof und Gertrud Knops“. In der Fußnote steht die Bemerkung: „Bruchhaus wird auch Stinshoff geheißen haben.“ Auch in der Taufeintragung des 2. Kindes, Peter, wird der Vater Wilhelm von Bruchhaus im Gützenhof genannt. Erst beim 3. Kinde, Anna Maria, getauft am 2.8.1760, heißen die Eltern Wilhelm Stinshoff und Gertrud Knops. Obgleich sein Vater schon am 9.1.1756 starb, scheint der Erbe noch im Gützenhof gewohnt zu haben zur Aushilfe. Erst 1760 finden wir ihn in Bruchhaus. Mit dem Gützenhof ist er wohl sehr verwachsen gewesen, denn das 4. Kind, Johannes, in Bruchhausen geboren und getauft am 24.2.1764, finden wir wieder 25 Jahre später am 26.4.1789, verheiratet mit Sophie Thomashoff, als Bauern im Gützenhof. Das 8. Kind dieser Ehe war Friederich Wilhelm Stinshoff, der den Gützenhof erbte. Er heiratete seine Base, die Tochter einer Schwester seines Vaters, Margarethe Aldenhoff, die am 12. August 1814 geboren wurde und am 9.4.1870 starb. Die älteste Tochter dieser Eheleute, Amalie, heiratete Wilhelm Theus. Bei der Aufteilung des Gutes bekam Theus die Schlipp. Der einzige Sohn dieses Ehepaares, August Theus, wurde Anstreicher. Der Volksmund gab ihm den Namen „Pinsels-August“¹⁸⁾. Die 2. Tochter der Eheleute Stinshoff-Aldenhoff, Julie, verheiratete sich mit Jakob Buschmühlen zu Brockhaus im Vogelsangbachtal, und die 3. Tochter, Henriette, heiratete Wilhelm Buchmühlen. Bei der Erbteilung erbte dieser den Gützenhof. Jakob Buchmühlen und auch Wilhelm Kauls, der auch eine Tochter von dem Ehepaar Stinshoff-Aldenhoff heiratete, wurden mit Geld abgefunden. Fritz, der Sohn von Wilhelm Buchmühlen wurde Bauer auf dem Gützenhof und heiratete Wilhelmina Aldenhoff vom Sackershof. Diese Ehe

blieb kinderlos. Fritz verkaufte daher den Gützenhof an August Theus, dessen Sohn Walter ihn jetzt besitzt. An den Gützenhof fiel bei der Markenwaldverteilung 1811 der sogenannte Gützenbruch, der 1907-1908 an den Düsseldorf-Krankenkassenverband verkauft wurde und worauf das Genesungsheim¹⁹⁾ seinen Platz fand. Der Gützenhof ist nach dem Verkauf des Gützenbruches 31,25 ha groß und an benutzter Fläche weist er 30,50 ha auf. Nachdem uns der Bauer, Herr Theus, durch alle Scheunen und Ställe geführt hat²⁰⁾, bedanken wir uns und wandern weiter zum Stollshof.

Der Stollshof

In den Bergrücken, dem Wohnhause gegenüber, hat man vor langen Jahren einen Stollen gebrochen, um nach Bleinestern zu suchen. Daher soll der Hof seinen Namen erhalten haben. Darauf weist auch die anfängliche Schreibweise mit LL und S hin. Die Schreibweise mit einem L ist zur Vermeidung der Konsonantenhäufung zu vertreten, aber diejenige mit Z ist unzutreffend. Daß sich in dem Kalkgestein Bleinester befinden, beweist der Fund des Peter Stinshoff, der in seinem Steinbruch unterhalb des Sondershäuschens²¹⁾ beim Steinbrechen ein solches Nest mit reinen schweren Bleistücken entdeckte. Aus unseren Linneper Kirchenbüchern ist ersichtlich, daß die ältesten Besitzer von Stolls auch den Namen des Hofes annahmen. Die letzte Vertreterin war wohl Margarete Stolls. Sie heiratete am 26. 5. 1749 Wilhelm Schürberg. Danach verschwindet der Familienname Stolls. Das 2. Kind und 1. Sohn aus dieser Ehe, Adolf, verheiratete sich am 15.1.1788 mit Maria Katharina Lockenhoff aus Homberg. Während er auf Stolls Bauer war, wurde auch das behagliche und große Wohnhaus gebaut. Auf der Giebelseite, die man beim Betreten des Gehöftes von der Peddenkampstraße aus erblickt, stehen die Anfangsbuchstaben des Ehepaares, das die Wohnung errichten ließ: J-S-B / M-L-H, und auf der entgegengesetzten Giebelseite die Jahreszahl, wann das Haus gebaut wurde – 1839. Bei der Markenwaldverteilung 1811 fiel an Stolls der Waldstreifen, worauf jetzt das Stollshaus und die

Stollsheide liegen. Im Stollshaus²²⁾ hat lange Jahre hindurch die Familie Riegels gewohnt, die das Haus mit dem Garten käuflich erwarb. Heute noch bewohnt die Tochter des alten Karl Riegels dieses Haus Eggerscheidter Straße Nr. 83 mit Namen Henriette Riegels. Ihr Mann heißt Kopp. Das Haus an der Stollsheide²³⁾, das oft seinen Pächter gewechselt hat, besitzt jetzt Dr. Jatski. Es umfaßt 6 ha, aber nur 3,75 ha Nutzfläche. Frau Dr. Jatski bearbeitet mit ihren

18) Siehe Quecke Nr. 67, Seite 69, Bild oben: Der Kothen „An der Midell“ um 1925 und Text sowie Anmerkung 15.

19) Siehe Quecke Nr. 70, Seite 138/139, Text und Anmerkung 16. Bild: Seite 138 unten: „Das Genesungsheim“.

20) Schlußbemerkungen über den Gützenhof: Auch der Gützenhof hat wie alle anderen Höfe in Hösel die herkömmliche Landwirtschaft vor langer Zeit aufgegeben. Schon im Jahre 1976 wurde damit begonnen, einen Reitstall einzurichten, der durch den Bau einer großen Reithalle mit Pferdeställen und einer Gaststätte im Jahre 1981 gekrönt wurde. Auch der Höseler Golfclub hatte auf dem Gützenhof seinen Maschinenpark zur Pflege des Golfplatzes untergebracht. Nach dem Umzug der Golfer in ihr neues Domizil auf das Gelände des früheren Hofes Oberhösel und Unterhösel hat der Höseler Bürger- und Schützenverein in den Räumen unter der Gaststätte eine Schießanlage und einen Clubraum eingerichtet. Siehe Quecke Nr. 69, Seite 170, Anmerkung 53. Und Quecke Nr. 72, Seite 73, Anmerkung 33.

21) Das Sondershäuschen ist schon in der Ploennieskarte von 1715 eingezeichnet. Da es jahrelang unbewohnt und baufällig war, wurde es 1963 abgerissen. 1928 hatte die katholische Jugend aus Ratingen das Sondershäuschen angemietet, um in dem damals schon sehr alten baufälligen Objekt ein Jugendheim einzurichten. Über einen Zeitraum von mehreren Wochen wurde das Gebäude renoviert und wohnlich eingerichtet. Die damals aufkommende Hitlerjugend hat immer wieder versucht, das zu zerstören, was die Jungen und Mädchen der Katholischen Jugend aufgebaut hatten. 1933 wurden die kirchlichen Jugendorganisationen verboten, und das Sondershäuschen mußte aufgegeben werden. Im Jahre 1936 bezog die Familie Unkel das Haus, weil ihre Wohnung in Eggerscheidt durch einen Brand zerstört worden war.

22) Das Stollshaus steht in Hösel an der Eggerscheidter Straße Nr. 83. Siehe auch Quecke Nr. 70, Seite 137, Anmerkung 7, Seite 138, Bild: oben.

23) Die Stollsheide liegt in Hösel an der Straße Stollsheide Nr. 34. Siehe auch Quecke Nr. 70, Seite 137, Anmerkung 5 und Text.

beiden taubstummen Töchtern die angegebene Nutzfläche besonders durch Gartenbau und Geflügelzucht.

Als sich die Familie Schürberg zur Ruhe setzte, pachtete Johann Ritterskamp, der mit Henriette Schriever, einer Schwester meiner Mutter und der Tante Hanna von der Spindeck, verheiratet war, den Stollshof. Der Pachtvermittler war der Bauer Roßkoth. Fünfzehn Jahre lang, von 1867-1882, schafften sie auf diesem Gut. Drei Kinder wurden ihnen hier geboren, die aber alle im jugendlichen Alter starben. Dann kaufte er von seinem Bruder Wilhelm, der mit seiner Frau die Leibzucht²⁴⁾ am nassen Kamp²⁵⁾ bezog, die Spindeck. Hier wurde ihnen noch eine Tochter geschenkt, die in der Haustaufe den Namen Julie bekam. Das ist das letzte Glied der Familie Ritterskamp, mit ihr stirbt die Familie aus. Julie Ritterskamp ist die jetzige Frau von Ernst Tillmannshöfen. Dieser Ehe wurde nur eine Tochter geschenkt, mit Namen Margarete. Sie ist die Frau meines Sohnes Rudolf, der noch aktiv als Soldat dient. Den Stollshof übernahm nun Karl Schriever von der Bracht²⁶⁾, ein Halbbruder der drei nahe beieinander wohnenden Geschwister Wilhelmine an der Schule, Johanne am nassen Kamp und Henriette an der Spindeck. Karl Schriever nahm Luise Eichholz vom Sengelmannshof²⁷⁾ zu seiner Lebensgefährtin und wohnte als Pächter zu Stolls bis 1891. Dann kaufte er den Stollshof und bewirtschaftete ihn noch bis 1899. Dann siedelte er mit seiner Familie nach Umstand bei Kettwig über und übernahm den Sengelmannshof, den Geburtsort seiner Frau. Den Stollshof verpachtete er zuerst 5 Jahre an Wilhelm Theus von „auf der Schli-

pen“, dann 2 Jahre an Klein-Grase und zuletzt an Modderegger. Der letztere blieb als Pächter auf Stolls bis zum Jahre 1928, bis Karl Unterhansberg die jüngste Tochter des Karl Schriever und der Luise Eichholz, Luise mit Namen, heiratete und den Stollshof als Erbteil seiner Frau bezog. Aus dieser Ehe sind 4 Kinder, 2 Knaben und 2 Töchter hervorgegangen, die bereits alle die höhere Stadtschule in Kettwig besuchen.

Die Gesamtfläche des Hofes beträgt 22,83 ha und seine Nutzfläche 22,08 ha. Seit dem Tode des Peter Stinshoff im Jahre 1940 bewirtschaftet Karl Unterhansberg pachtweise die Hälfte des Wetzelhofes, und die übrige Hälfte hat Wilhelm Theus vom Gützenhof gepachtet. Der Stollshof hatte kein ordentliches Trinkwasser. Die angelegten Brunnen in dem Kalkgestein hielten kein Wasser. Man hatte eine kleine Schleuse im Sondersbach angelegt und daher bezog man das Wasser, was aber nicht einwandfrei war. Da entschloß sich Onkel Karl Schriever, eine kleine eigene Wasserleitung anzulegen. In der oberen Hälfte der Peddenkampschlucht ließ er einen Brunnen anlegen und leitete von demselben aus in einer Rohrleitung das Wasser bis in den 2. Stock seines Wohnhauses. Das Wasser aber zeigte sich zu stark eisenhaltig und war für den Haushalt nicht zu verwenden. Jetzt werden die Höfe im Sonderstal wohl alle angeschlossen an die Höseler Wasserleitung.

Zu dem Stollshof gehört noch eine Arbeiterwohnung, im Plattdeutschen „Songet“ genannt²⁸⁾. Sie liegt als einziges Haus im Sonderstal auf der rechten Seite des Sondersbaches unterhalb Wetzels,



Das Sondershäuschen als katholisches Jugendheim um 1929

des letzten Hofes, nahe am Walde. Der Name Sondershäuschen, stammt wohl daher, daß das Häuschen weit abgesondert vom Stollshof gelegen war. Da die Bauernhöfe jetzt keine verheirateten Arbeitskräfte halten können, ist das Sondershaus an den Fabrikarbeiter Unkel vermietet worden. Zum Abschluß unserer Hofbesichtigungen wollen wir noch den Wetzelhof aufsuchen. Bevor wir loswandern, bedanken wir uns bei Herrn Unterhansberg für die gute Führung durch den Bauernhof²⁹⁾.

Bearbeitung und Anmerkungen von Helmut Kuwertz

24) Leibzucht: Altenteil – Die bei Überlassung eines bäuerlichen Grundstücks getroffene Vereinbarung, durch die sich der bisherige Eigentümer Unterhalt und freie Wohnung auf dem Grundstück sichert.

25) Der frühere Kotten „Am nassen Kamp“ liegt in Hösel an der Heiligenhauser Straße 40. Siehe Quecke Nr. 72, Seite 69, Text und Anmerkung 12.

26) Die frühere Bauernschaft „Bracht“ befindet sich im Bereich der heutigen Auffahrt zur A3 und A44, Autobahnkreuz Ratingen-Ost, südlich der Brachter Straße.

27) Der Sengelmannshof liegt am Nordrand von Essen-Kettwig.

28) Siehe Anmerkung 21.

29) Schlußbemerkungen über den Stollshof: Die Landwirtschaft wurde 1972 aufgegeben. Zunächst wurden die landwirtschaftlich genutzten Flächen zur weiteren Bearbeitung verpachtet. Später hat auch die Familie Unterhansberg für den Bau des Höseler Golfplatzes auf der Basis eines Pachtvertrages einige Parzellen zur Verfügung gestellt.



Der Stollshof Anfang der 1960-er Jahre

Gottes Stimme lasst uns sein

120 Jahre Evangelischer Kirchenchor Hösel

120 Jahre alt? Das kann nicht sein. Die Höseler Kirche gibt es doch erst seit 1930 und viel später, 1956, wurde die Evangelische Kirchengemeinde Hösel, die vorher zu Linnep gehörte, schließlich selbstständig.

Wie kann der Chor dieser Gemeinde dann 120 Jahre alt werden?

Er ist nicht als Evangelischer Kirchenchor entstanden, sondern machte im Laufe der Zeit viele Wandlungen durch. Gegründet wurde er im Jahre 1883 von Hauptlehrer Julius Vogel, dem Leiter der hiesigen Dorfschule, der diesen „die ganze Gemeinde umfassenden kirchlichen Gesangsverein“ bis 1904 leitete. In der Chronik der Wilhelm-Busch-Schule finden sich etliche Einträge über die Aktivitäten dieses Chores. Als die männlichen Chormitglieder im Ersten Weltkrieg eingezogen waren, wurde aus dem gemischten Chor der „Jungfrauenchor“. Er trat recht häufig auf, beispielsweise 1919 anlässlich der Wiedersehens- und Begrüßungsfeier für die Kriegsheimkehrer.

Weihnachten 1930 hatte sich die Mitgliederzahl so stark reduziert, dass wieder ein Werben um männliche Chormitglieder begann. Zur Goldhochzeit des Ehepaares Graßhoff konnte Lehrer Peter Vogel, der den Chor von sei-

nem Vater übernommen hatte, am 9.6.1931 mit einem neuen gemischten Chor ein Ständchen bringen.

Am 11. 4. 1932 ging Peter Vogel in den Ruhestand. Sein Nachfolger als Lehrer und Chorleiter wurde Rudolf Suter. In den 30er Jahren erlebte der Chor eine Blütezeit. Er vereinte zeitweise über 40 Mitglieder bei geistlichen Konzerten und Volksliederabenden, die in der Boltenburg stattfanden.

Kurz bevor der Zweite Weltkrieg ausbrach, 1938, erkrankte Rudolf Suter, und seine Tochter Ilse Suter vertrat ihn. Der Krieg brachte erneut die Veränderung zum reinen Frauenchor. Dessen Leitung übernahm Ilse Suter etwa ein Jahr nach dem Tod (1941) ihres Vaters.

Sie erzählt noch heute über diese Jahre:

„Es war eine schwierige Zeit für alle, auch für den Chor. Das Geld für Noten und Notenpapier fehlte. So zerschnitt man Tapetenrollen, zog darauf Notenlinien, und Note für Note wurde per Hand eingetragen. Auf diese Weise erfolgte die Umsetzung des Repertoires vom gemischten Chorgesang hin zum mehrstimmigen Frauenchor.

Weil es in den Kriegswintern sehr kalt war, brachte jede Sängerin Briketts mit, damit der Kanonen-

ofen geheizt werden konnte, um den herum man sich zu den Chorproben versammelte.

Trotz Lebensmittelrationierung standen zu den Weihnachtsfeiern Leckereien auf dem Tisch. Alle steuerten Lebensmittelmarken bei oder brachten von zu Hause mit, was sie hatten. Es wurden Kuchen und Spekulatius gebacken und wahre ‚Wettessen‘ veranstaltet.

Als der Chor 1944 kurz vor Weihnachten gerade „Friede auf Erden“ probte, ging der Fliegeralarm los. Weihnachten fiel aufgrund eines schweren Sturms der Strom aus. Licht gab es nicht, jeder Gottesdienstbesucher hatte eine Kerze mitgebracht. Chor und Gemeinde sangen a capella, und plötzlich bei ‚O du fröhliche‘ ging das Licht wieder an.“

Kurz nach dem Krieg (1946/47) gab es eine Radioübertragung, bei der der Höseler Chor mitsingen durfte. Bei Konzerten war die Kirche voll und Sängerinnen sowie Chorleiterin ernteten viel Lob wegen des hohen Niveaus, das der Chor erreicht hatte. Häufig wurde auch in Linnep gesungen, wohin die „Fans“ dann mitkamen.

Ilse Suter leitete den Frauenchor bis zum Dezember 1965.

Am 1.1.1966 trat der heutige Leiter Klaus Simang seinen Dienst an. Unter seiner Führung wurde der Kirchenchor wieder zu einem gemischten Chor.

Neben regelmäßigem Singen in den Gottesdiensten und bei gemeindeeigenen Veranstaltungen beteiligte sich der Kirchenchor auch häufig an gemeinsamen Veranstaltungen mit anderen Chören wie bei der Kirchenmusik zur Advents- und Weihnachtszeit in der Pfarrkirche St. Peter und Paul.

Alle ein bis zwei Jahre gab er Konzerte. So auch am 15. März 1981 zusammen mit dem Kirchenchor Duisburg-Neumühl, zu dem der Musikredakteur Hans Isenberg in der Rheinischen Post schrieb: „Ein erfrischendes Kirchenkonzert in der Clarenbach-Kirche. Aus



Der Chor in den 1930-er Jahren vor der Gastwirtschaft „Boltenburg“

Mozarts Salzburger Zeit. (...) Klaus Simang gab den Einsatz zum ‚Kyrie‘ der beliebten Missa brevis B-dur von Joseph Haydn, wegen der Solopassagen im ‚Benedictus‘ auch als so genannte Kleine Orgelsolomesse bekannt. Der Dirigent zeigte unmissverständlich, was er wollte (...) und die Sänger gingen willig mit (...) Die Zuhörer quittierten diese Leistung mit spontanem Beifall (...).“

Im großen Jubiläumskonzert zum hundertjährigen Bestehen führte der Evangelische Kirchenchor Hösel zusammen mit Orchester und Solisten Mozarts Spatenmesse auf. Damals wurde auch noch Eintritt erhoben für den Konzertbesuch: Erwachsene zahlten 6 DM und Jugendliche 3 DM. Heute ist der Eintritt frei.

1987 wurde dem Chor die Zelter-Plakette verliehen, eine Auszeichnung für Chorvereinigungen, die sich in langjährigem Wirken besondere Verdienste um die Pflege der Chormusik und des deutschen Volksliedes und damit um die Förderung des kulturellen Lebens erworben haben. Die Urkunde zur Ehrenplakette unterzeichnete der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker. Ehrenplakette und Urkunde wurden Klaus Simang für den Chor von Landes-Kultusminister Hans Schwier in einer Feierstunde persönlich überreicht.

1991 war Klaus Simang 25 Jahre im Amt. Das Konzert anlässlich dieses Jubiläums wurde auf Musikkassette mitgeschnitten. Seitdem werden alle großen Konzerte des Kirchenchores auf Kassette und in den letzten Jahren auf CD aufgezeichnet.

Ein gemeinsames Konzert mit dem Katholischen Kirchenchor St. Bartholomäus fand am 2. Mai 1993 statt (s. Foto) und am 19. September 1993 schließlich das Jubiläumskonzert zum 110jährigen Bestehen. Hauptdarbietungspunkt war Wolfgang Amadeus Mozarts Missa in C, die Große Credo-Messe. Dieses Konzert bildet den bisherigen Höhepunkt der Kirchenchor-Existenz. Im Mittelpunkt des Chorschaffens steht jedoch immer das regelmäßige Singen im Gottesdienst.



Evangelischer und Katholischer Kirchenchor vereint in St. Bartholomäus

In den letzten 20 Jahren enthielten die Konzertprogramme viele Bach-Kantaten, Vivaldis „Gloria“ und Motetten von Schütz, Bach und Mendelssohn.

Der Kirchenchor umfasst heute etwa 30 Mitglieder. Auch das gesellige Chorleben kommt nicht zu kurz. Es gibt zweimal jährlich Chorfeiern, und jedes Jahr fahren die Mitglieder zusammen zu einer Rüstzeit, in diesem Jahr zum Proben, Wandern und Miteinander-Zeit-Verbringen in den Teutoburger Wald.

Das Jubiläum am 12. Oktober 2003 zum 120jährigen Bestehen wurde mit einem Festgottesdienst begonnen. Am späten Nachmittag

Gemeindehauses mit vielen geladenen Gästen gefeiert.

„Gottes Stimme lässt uns sein,
rufen in die Welt hinein:
Jesus lebt und Jesus siegt,
alles ihm zu Füßen liegt.“

Aus: eg Nr. 562

Dieser österliche Kanon steht als musikalisches und geistliches Thema über dem Wirken des Kirchenchores der Evangelischen Kirchengemeinde Hösel. Proben finden jeden Dienstag von 20 bis 21.45 Uhr im Raum hinter der Kirche statt. Herzliche Einladung an alle Interessierten, einfach vorbeizukommen und mitzumachen oder vorher den Chorleiter kurz anzurufen.



Feiern gehört auch dazu

krönte ein Konzert unter dem Motto „Befiehl dem Herrn deine Wege“ die Veranstaltung. Anschließend wurde im Großen Gemeindesaal des Evangelischen

„Liebt wer Musik, und singt er gern
zur Ehre und zum Lob des Herrn,
der sei gescheit und sei kein Tor,
er sing bei uns im Kirchenchor!“

Elke Klapdohr

40 Jahre Kantorei Lintorf-Angermund

Die Kantorei Lintorf-Angermund feiert in diesem Jahr ihren 40. Geburtstag. Im Frühjahr 1963 trafen sich elf sangesfreudige Damen und Herren mit ihrem Leiter Heinrich Arndt zu einer ersten Chorprobe. Und damit begann die erstaunliche Entwicklung eines Chores.

Aber bevor wir von dieser berichten, wollen wir mit interessierten Lintorfern und Angermundern noch weiter in die Geschichte der Evangelischen Kirchengemeinde zurückschauen. Die wenigen schriftlichen und mündlichen Überlieferungen lassen ahnen, dass seit dem Jahre 1854 die nunmehr selbstständig gewordene Evangelische Kirchengemeinde Lintorf eine singende Gemeinde gewesen ist. Davon berichtet Heinrich Arndt in seiner Chronik der Kantorei Lintorf-Angermund von 1963 bis 2003. Er verweist darin auf die 1973 veröffentlichte „Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Lintorf“ von Pfarrer Wilfried Bever, in der kurz auf die chorisches Kirchenmusik eingegangen wird. So ist „auf kirchenmusikalischem Gebiet ... zu erwähnen, daß 1955-63 der Lehrer Wilhelm Kreutziger in Lintorf Organist ... und Chorleiter war. Von 1963 ab wurde Kurt Poschinger Organist, und Lehrer Heinrich Arndt leitete die neugegründete Kantorei, die sich bis heute eines lebhaften Zuspruchs erfreut.“ Ein weiteres Zeugnis aus den Anfängen der singenden Gemeinde ist das Chorbuch „Alte Meister-Chöre“ aus dem Musikverlag Friedrich Hänbeler, Plieningen-Stuttgart, das wohl aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts stammt und mit einem Stempel versehen ist: „Evang. gem. Chor Lintorf (Rhld.).“

Neben diesen schriftlichen Zeugnissen gibt es mündliche Aussagen, die auf einen Chor hinweisen, der nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges von Studienrat Ernst Theiß gegründet worden ist. Dieser etwa 30 Sängerinnen und Sänger starke Kirchenchor widmete sich vorwiegend den Werken von Schütz und Bach. Nach dem Weggang des Kantors wurde diese Chorarbeit zunächst nicht fortgeführt.

Der Stillstand währte nicht lange, denn ein Schulleiter belebte diese Arbeit erneut. Und so schreiben wir wieder das Jahr 1963, das Gründungsjahr der Kantorei Lintorf-Angermund. In der Anwesenheitsliste der ersten Chorprobe vom 3. April 1963 sind folgende Namen verzeichnet: Sopran: Helga Heber, Christa Wagner, Marlis Gelbhardt, Alt: M. Ribbers, M. Siekmann, Erika Arndt, Sigrid Bever, Ursula Janssen, Männerstimmen: Heinrich Arndt, Eckart Wagner, Ribbers. Zur zweiten Chorprobe kamen das Ehepaar Christel und Friedhelm van Lohuizen sowie Hermann Wagner dazu. Mit Gottesdienstsingen und Geistlichen Abendmusiken stellte sich der kleine Chor der Gemeinde vor, wobei vorwiegend Kompositionen von Heinrich Schütz und Johann Sebastian Bach sowie Stücke zeitgenössischer Kirchenmusik erklangen. Ein Name für den Chor war rasch gefunden, aus der Kantorei Lintorf wurde die Kantorei Lintorf-Angermund, weil viele Sängerinnen und Sänger aus dem Gemeindeteil Angermund mitsangen. In den neunziger Jahren übernahm das Presbyterium der Gemeinde Lintorf diese Namensgebung und nennt sich seitdem Kirchengemeinde Lintorf-Angermund.

Der Chor entwickelte sich vom A-capella-Chor zum Oratorienchor. Geistliche Konzerte und Ausführungen bedeutender Oratorien, z. B. des „Weihnachtsoratoriums“

und der „Johannes-Passion“ von Bach machten den Chor in Ratingen und Umgebung bekannt; darüberhinaus erschienen Schallplatten und Funkaufnahmen. Damit erfüllte der Chor zwei Aufgaben: Dienst in der Gemeinde und Veranstaltungen von Kirchenkonzerten. Zahlreiche Freizeiten und Konzertreisen förderten die Gemeinschaft und ließen Sängerinnen und Sänger zu einer großen Chorfamilie zusammenwachsen. Sie wagten sich weiterhin an anspruchsvolle Werke, die in der Ratinger Stadthalle, in den katholischen Pfarrkirchen St. Peter und Paul sowie Herz Jesu aufgeführt wurden. Mit finanzieller Unterstützung der Stadt Ratingen und mit Hilfe anderer Spender konnten beispielsweise der „Messias“, die „Krönungsmesse“ und die „Cäcilienmesse“ zu Gehör gebracht werden.

Nach drei Jahrzehnten erfolgreichen Wirkens des Chorgründers Heinrich Arndt übernahmen in den neunziger Jahren Swantje Plath-Schroer, übergangsweise Jürgen Schmeer und darauf Konstanze Ruttloff die Leitung der Kantorei. Unter deren Leitung erweiterte der Chor sein Repertoire hin zur Klassik und Romantik. Mit Mozarts „Requiem“ und Brahms' „Ein deutsches Requiem“ machte der Chor sich weiterhin einen Namen. Ebenso erfolgreich waren die Ausführungen „Elias“, „Paulus“, die „Symphonie Nr. 2“ sowie „Psalm 42“ von Felix Mendelssohn-Bar-



Bei den großen Konzertreisen des Chores nach Namibia, Brasilien, Israel/Ägypten, Südafrika und in die USA waren die Chorsänger/-innen meistens bei deutschstämmigen Familien untergebracht. Das Bild zeigt den Chor auf den Stufen des Kapitols in Washington bei der USA-Reise 1978

tholdy. In ihrer fünfjährigen Tätigkeit (1998-2002) führte Konstanze Ruttloff darüber hinaus das umfangreiche Weihnachtssoratorium von Johann Sebastian Bach sowie „Die Schöpfung“ von Joseph Haydn auf; alle Veranstaltungen galten als musikalische Glanzlichter in unserer Region. In Konstanze Ruttloffs Kantorenzeit wirkte der Chor zudem mit an einer herausragenden Aufführung der „Jesus-Passion“ von Oskar Gottfried Blarr in der Düsseldorfer Tonhalle unter der Leitung des Komponisten.

Rund fünfzig aktive Sängerinnen und Sänger kommen mittwochs abends zu den Chorproben in das Gemeindezentrum Bleibergweg in Lintorf. Seit Juni 2003 setzt die neue Kantarin Tanja Heesen ihre Akzente. Bereits am Karfreitag dieses Jahres hat sie sich zunächst als kommissarische Leiterin des Chores mit der Aufführung der Markuspassion von Bach vorgestellt. Dieses selten zu hörende Werk ist nur in Teilen erhalten, und vorgetragen wurden die von der Bachforschung rekonstruierten Choräle, Eingangs- und Schlusschor sowie fünf Arien für Sopran, Alt und Tenor. Kantoreimitglieder und Leiterin hatten sich zuvor entschlossen, während der Aufführung die nicht auskomponierten Texte von Sprechern lesen zu lassen. Neben dieser Darbietung hat auch die Besetzung des Kantatenorchesters überzeugt: Zwei Viole da Gamba und zwei Lauten verstärkten als Continuo- und Soloinstrumente den barocken Klangeindruck.

Der 1978 gegründete „Freundeskreis der Kantorei Lintorf-Angermund“ unterstützt seit eh und je den Chor ideell, praktisch und finanziell. Gründungsvorsitzender war Dr. Michael Heber, der sein Amt bis in die neunziger Jahre zusammen mit seinem Vorstandsteam tatkräftig führte. Im Jahre 1994 übernahm Detlef Baumgärtner mit vollem Engagement dieses Ehrenamt, das mit großem Einsatz des gesamten Vorstandes erfolgreiche Arbeit leistete. Anschließend lag die Verantwortung für ein Jahr des Wandels und der Neubesinnung in den Händen von Heinrich Arndt, der sein Amt im Jahre 2003 niederlegte. Im Juni



Neben den großen und bedeutenden Oratorien hat sich die Kantorei auch stets der Pflege volkstümlicher Chormusik, wie Motetten, Madrigale, Kantaten und Choräle, gewidmet. Hier ein Open-Air-Konzert im Burghof der Wasserburg „Haus zum Haus“ am 12. Juli 1986

diesen Jahres wurden Dr. Renate Kurz-Rahe zur ersten Vorsitzenden des Freundeskreises, Martin Klose zum stellvertretenden Vorsitzenden und Jutta Heinrici zur Schriftführerin gewählt. Kassenswartin Ruth Daude bleibt weiterhin im Amt. Wie in der Satzung festgeschrieben ist, wird sich der neue Vorstand des Freundeskreises

weiterhin sowohl der Förderung der Kantorei als auch der Förderung diakonischer Aufgaben annehmen. Neue Akzente setzen und Bewährtes fortführen, das wird das Motto der nächsten Jahre sein!

Dr. Renate Kurz-Rahe

Der Schulgarten an der evangelischen Volksschule zu Lintorf

Vorgeschichte

Während meines Studiums an der Pädagogischen Akademie Kassel nahm ich vier Semester lang an einem biologischen Seminar teil, das von zwei ausgezeichneten Professoren, Baumann und Gruppe, geleitet wurde. Wir lernten nicht nur histologisches Arbeiten und Mikroskopieren, bei den wöchentlichen Exkursionen übten wir auch Pflanzenbestimmungen in der Natur. Ganz besonders legten unsere Lehrer uns den Naturschutz und die Erhaltung der Wälder ans Herz. Gruppe, ein hervorragender Pädagoge, wies immer wieder darauf hin, dass gründliches Wissen nur aus dem tätigen Umgang mit der Natur zu gewinnen ist, wie wir es an uns selbst erfuhren. Anstatt aus Bildern und Zeichnungen sollten Schüler in Schulgärten ihre naturkundlichen Kenntnisse erwerben. Pflanzen, säen, pflegen und ernten seien die beste Methode, Kenntnisse zu erwerben und Umgang mit Natur zu erlernen. Ich hatte das Glück, an eine Schule in Duisburg versetzt zu werden, die über einen großen Schulgarten verfügte, in dem auch noch zwei Bienenvölker zu Lehrzwecken waren. Da begann meine praktische Erfahrung mit Schulgärten.

Planung und Einrichtung eines Schulgartens in Lintorf

1950 wurde ich mit der Leitung der evangelischen Schule in Lintorf beauftragt. Ich fand eine Schule vor, deren Schulhof ohne Abgrenzung in ein ungepflegtes Gelände überging, auf dem Straßenbaumaterial und allerlei Gerümpel lag. Als ich mich mit den Verhältnissen vertraut gemacht hatte, plante ich, auf diesem Gelände einen Schulgarten anzulegen. Mein Antrag dazu wurde in Ausschüssen lange verhandelt und schließlich mit der Auflage genehmigt: „Es dürfen aber keine Kosten entstehen.“

Meine älteren Kollegen an der Schule konnte ich für das Vorhaben nicht gewinnen, aber der Junglehrer, Günter Völkening, zog mit.



Mädchen des Entlassjahrganges der evangelischen Schule pflanzen am „Tag des Baumes“ junge Birken auf dem Gelände des alten Friedhofs in der Nähe des Lintorfer Bahnhofs.
Aufnahme aus den 1950-er Jahren

Zunächst musste das Gelände durch einen Zaun vom Schulhof abgegrenzt werden. Von der Gesellschaft für Teerverwertung aus Duisburg-Meiderich, zu deren Direktoren ich gute Beziehungen hatte, besorgte ich 20 Rohre von 1,30 m Länge. Max Kolbe, der Schlossermeister in Lintorf, schweißte ein Tor, ein Lintorfer Bürger stiftete den Maschendraht, und mein Junglehrer, die Schüler und ich mischten Beton und setzten den Zaun.

Der Vater zweier Schülerinnen, Herr Habenicht, der von dem Vorhaben erfahren hatte, besorgte Einfassungssteine für die Wege. Diese waren bei einem Werksumbau weggefallen. Mit diesen Steinen fassten wir in der Mitte des Gartens ein großes Rund ein, in dem später die Schüler beim Unterricht sitzen sollten. Ein großer Teich mit einer Tiefe von einem Meter und auslaufend 30 Zentimeter wurde ausgehoben. Zum Glück wurde an der Duisburger Straße, nicht weit von unserer Anlage, gebaut, und man stiftete uns einige Karren Beton, so dass der Teich auch dicht wurde.



So sieht es an der gleichen Stelle heute aus. Die Birken sind zu stattlichen Bäumen herangewachsen

Die Bepflanzung

Es war ein großes Gelände und bot für Pflanzung viel Platz. In Großstädten wissen Kinder oft nicht, woher das Obst auf dem Markt kommt, es liegt ja in Kisten und Körben. Das war in Lintorf noch anders. Aber meine Schüler sollten Obstbäume kennen lernen. So besorgte ich Apfel-, Birnen-, Pflaumen-, Kirsch- und Pfirsichbäumchen, die wir pflanzten und pflegten. Natürlich pflanzten wir auch Beerensträucher mit roten und schwarzen Beeren und grünen Stachelbeeren. Außer einigen Ziersträuchern und einigen Birken setzten wir Tanne, Fichte, Kiefer und Eibe als Nadelgehölze. Einige pflegten noch ein kümmerliches Dasein im Schatten der Turnhalle. In unseren Teich setzten wir Wasserpflanzen ein. In Lintorf gab es damals die Samenzuchtfirma Paas u. Co. Der Chefgärtner Morgenthal, übrigens Verfasser eines bedeutenden Werkes über Koniferen, hatte uns in gärtnerischer Hinsicht gut beraten. Und er gestattete uns, die für die Samenzucht nicht benötigten Pflanzen für unseren Schulgarten zu holen. So hatten wir außer einigen Kräu-

terbeeten vor allem einen bunten Garten. Bei der Auflösung eines Schrebergartengeländes in Mülheim konnten wir uns 150 Weißbuchen-Heckenpflanzen abholen, die wir als Hecke an der Schulhofgrenze zur Duisburger Straße hin pflanzten und die heute noch wächst und grünt.

Alle Arbeiten wurden natürlich außerhalb der Schulstunden und, wie verlangt, ohne Kosten zu verursachen, geleistet. Für die Pflege war die besondere Gartenbaugruppe zuständig, zu der sich Schülerinnen und Schüler freiwillig meldeten.

Der pädagogische Ertrag

Zunächst waren die Schüler stolz auf ihren Schulgarten: wir haben einen schönen Schulgarten mit Bäumen, Sträuchern, Blumen und einem Teich, in dem Fische und Frösche leben. Schüler des siebten und achten Jahrgangs durften sich während der Pause im Schulgarten aufhalten. Es gab keine Zerstörungen, die Gartenbaugruppe wachte darüber.

Die Schüler lernten Pflanzen kennen, sie wussten, wie gezähnelte,

gekerbte, gesägte oder gewellte Blätter aussehen. Sie konnten die Blütenformen unterscheiden und waren vertraut mit Sträuchern und Bäumen. Wir beobachteten die Paarung der Frösche, beobachteten den Laich und verfolgten die Entwicklung der Kaulquappen. Übrigens beschwerten sich Nachbarn über das Quaken der Frösche. Da stellte ich ein Schild auf, dass den Fröschen das Quaken ab 22 Uhr verboten sei. Doch diese hielten sich nicht daran.

Bei der Reinigung des Teiches erschrakten die Mädchen, als der vor zwei Jahren aus unseren Aquarien ausgesetzte Wels mit seinem bärtigen Kopf auftauchte; mittlerweile war er mehr als 30 cm groß geworden.

Beim Umsetzen des Komposthaufens entdeckten wir das Eigelege einer Ringelnatter, die sich offenbar in unserem Garten wohlfühlte, die wir aber nicht zu Gesicht bekamen.

Zum Gartenbau gehört auch die Ernte. Im Sommer und Herbst brachten Mädchen jede Woche ein Blumengebinde zu Frau Gelb-

hardt, der Küsterin, die damit den Altar in der Kirche schmückte.

Wenn aber die Erdbeeren reiften, wachten die Gartenbauer eifersüchtig darüber, dass kein Unbefugter daran ging. Die Ernte erbrachte einen großen Eimer voll von diesen Früchten. Dann backte die Lehrerin Frau Debus im Hauswirtschaftsunterricht Tortenböden, die mit den selbst gezogenen Früchten belegt wurden. Und an einem Samstag in den letzten beiden Unterrichtsstunden wurde festlich geschmaust. „Aber die Sahne zur Torte müssen Sie stiften“, hieß es. Und das war auch selbstverständlich.

Als die Schule durch einen Bau erweitert wurde und eine Turnhalle bekam, musste der Schulgarten weichen. Schade! Als Mitglied der Schutzgemeinschaft deutscher Wald und in ihrem Auftrag habe ich einige Schulen bei der Schaffung von Schulgärten beraten. Doch die Computerzeit hat die Zeit der Schulgärten abgelöst. Hoffentlich wird in den Schulen die Natur nicht ganz vergessen!

Friedrich Wagner

Martha Gelbhardt

Langjährige Küsterin der evangelischen Kirchengemeinde Lintorf-Angermund

Die jungen Lintorfer kennen sie nicht, aber den alten ist sie noch gut in Erinnerung, die wieselflinke und stets freundliche Küsterin der evangelischen Kirchengemeinde, Martha Gelbhardt. Ihre Mutter war Witwe. Sie zog mit ihren drei Kindern in den Friedrichskoth, einstmalige Schule und Predigtstätte, und übernahm die Pflege der Kirche und des Gemeindehauses. Nach ihrer Wiederverheiratung mit dem Lintorfer Schneidermeister Bohns wurde dieser Küster der Kirchengemeinde. Das ging damals noch im Nebenamt. 1954 starb Bohns. Martha Gelbhardt, sie war seit 1932 mit Oswald Gelbhardt verheiratet und hatte drei Kinder, versah von 1954 bis 1965 zur großen Zufriedenheit von Pfarrer Bever und der Gemeinde das Amt der Küsterin. Im ehrwürdigen Friedrichskoth wuchsen die drei



Martha Gelbhardt (1901–2002)

Kinder, Günter, Irmgard und Marlies, auf. In diesem Hause blieb Frau Gelbhardt auch nach

dem Tode ihres Mannes und dem Auszug der Kinder, die eigene Familien gründeten.

Die Küsterin war mit der Kirche und allem, was dazu gehört, recht vertraut, keine Arbeit war ihr lästig oder zu schwer, und immer war sie fröhlich und hatte für alle ein gutes Wort. Schweren Herzens gaben ihre Kinder sie 1987 in das evangelische Altenheim an der Rosenstraße in Ratingen. Ihre Fröhlichkeit gewann auch dort schon bald die Herzen ihrer Mitbewohner und des Pflegepersonals. Menschen mit einer heiteren Grundstimmung werden alt. Martha Gelbhardt starb am 29.12.2002 im Alter von 101 Jahren. Sie war eine liebenswerte Lintorferin, die zeitlebens ihrer Kirche durch ihre Arbeit treu gedient hat.

Friedrich Wagner

Das letzte Blatt

In der Spitze einer Linde,
zwischen fahlem Laub,
verbarg sich klug ein Blättchen
vor den Böen
der Oktoberwinde.
Sein Ziel war
seine Lebensdauer zu erhöhen.
Unbedingt wollt' es von allen
welken Blättern
als letztes auf den Boden fallen.

„Wenn ich es schaffe,
im Verstecke zwischen meinesgleichen
den Novemberstürmen auszuweichen,
könnte ich vielleicht
mit List und Tücken
den ganzen Winter überbrücken!“

Kurzum: Das kleine Blatt
fühlte sich noch gar nicht matt,
hielt sich vielmehr verbissen
fest, als Stürme an dem Laubwerk rissen.
Es hatte einen Siegertraum:
nämlich wenn im nächsten Jahr
die neuen Blätter sprießen,
immer noch am Baum
zu haften, sie triumphierend zu begrüßen
und sich mit Wonnen
in Bewunderung zu sonnen.

Nun ist die Lindenkrone beinah leer
und durchzuhalten
fällt dem Blatt gar schwer.
Am Sankt-Niklaus-Tag
erlebt es einen großen Schreck:
rings umher sind alle Blätter weg!

Was für Gefahren wird der Winter bringen?
Kann die Verwirklichung
des Traumes noch gelingen?
So fällt es jetzt in Trance
– die einzige Überlebenschance.
Halb tot hängt's zwischen kahlen Ästen
und rettet sich fürwahr
gerade noch ins nächste Jahr,
bis zum ersten Januar,
nachts so gegen drei ...

Da faucht eine Bö aus Westen,
spottet dieses kümmerlichen bisschen Lebens,
trennt es ab –
und alles ist vorbei.

ALLES WAR VERGEBENS:
Vergebens Hoffen, Bangen, Schmerz:
das tote Blatt fällt bodenwärts,
wirbelt aus der Linde höchsten Spitze
und verschwindet, ganz banal,
in einer Gullyritze.

Ist das nun die Moral:
Kahl der Baum – aus der Traum?
Nein.
Zwar, Sieger blieb das Blättchen nicht,
jedoch – es hat nie aufgegeben!
Gebührt nicht auch dem Kämpfer
ein Gedicht?

Hartmut Krämer

Ein Volksschüler aus dem Angerland

Schulentlassung vor 50 Jahren

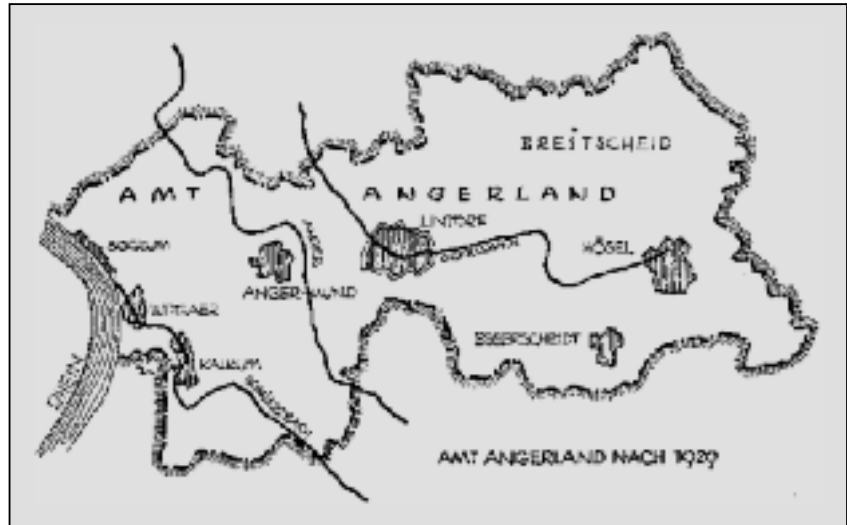
Prolog

Schlägt man die Zeitung auf, hört man Radio oder sieht Fernsehberichte, überall gibt es in letzter Zeit nur ein Thema: Pisastudie, Ländervergleich, Schulsysteme. Allein in der Rheinischen Post fand ich in einer Samstagsausgabe (27.7.2002) folgende Überschriften und Leitworte: „Pisa: Tausende Kinder auf der falschen Schule?“ „Brisante Daten werden geheim gehalten.“ „Was Moers bei der Suche nach Gärtnern erlebte.“ In dem zuletzt genannten Artikel wird geschildert, wie von 25 Kandidaten sich 24 als völlig untauglich erwiesen. Einige Beispiele aus dem Einstellungstest: Sechs deutsche Bundesländer (von insgesamt 16) sollten aufgezählt werden, keiner schaffte die Aufgabe. „Warum wollen Sie Gärtnern werden?“, lautete die Frage, die in einem kleinen Aufsatz beantwortet werden sollte. Fehlanzeige. Auch die Abkürzung DGB (Deutscher Gewerkschaftsbund) oder der Begriff Ultimatum (letzte, äußerste Aufforderung) stellte die meisten Teilnehmer vor unlösbare Probleme. Beim Rechnen sah es nicht anders aus.

Bei solchen Diskussionen erinnere ich mich an meine Schulzeit, die ich vor **50 Jahren als Volksschüler** beendete.

Die Schule

Wie sah eine solche Schulzeit damals aus? Einschulung in Oberschlesien, nach der Flucht dann eine kleine Schule in Sachsen und ab Herbst 1947 in meiner neuen und auch heutigen Heimat im Rheinland die **Katholische Volksschule zu Kalkum**. Kalkum gehörte zur Gemeinde Wittlaer mit den Ortsteilen Bockum, Wittlaer, Einbrungen, Kalkum und Zeppenheim und verwaltungsmäßig zum Amt Angerland mit Sitz in Lintorf. Wie bekannt, verlor das Amt Angerland 1974 seine Selbständigkeit. Am 1.1.1975 kamen Wittlaer und Angermund nach Düsseldorf. Die übrigen vier Gemeinden Breitscheid, Eggerscheidt, Hösel und Lintorf wurden Ratingen zugeschlagen.



Nun aber zu meiner Schule. Sie stand an der Edmund-Bertrams-Straße in Kalkum. Angrenzend an die Kirche St. Lambertus und das Pfarrhaus mit großem Garten, in dem ich in den Pausen immer das viele Obst begehrt bewunderte. Auf der anderen Straßenseite – etwas schräg versetzt – stand ein sehr kleines Feuerwehrgerätehaus (noch erhalten), an dem vorbei man den alten Kalkumer Sportplatz erreichte. Auf diesem Sportplatz hatten wir nicht nur Schulsport, hier spielte man in den Nachkriegsjahren beachtenswerten Feldhandball.

Heute ist dieses Gelände bebaut mit Wohnhäusern an der Straße

„Zum Hohen Bröhl“. Auch die Schule steht nicht mehr. Nach der Schulreform 1968 wurden die Grundschul Kinder aus Kalkum zur Schule nach Angermund, Am Litzgraben, gefahren. Das Schulgebäude wurde abgerissen und auf Beschluß der Gemeinde Wittlaer entstanden hier Wohnhäuser mit der Straßenbezeichnung „An St. Lambertus“, damals dringend erwünscht für die vielen Wohnungssuchenden.

Wie sah die Schule aus? Über einen großen Hof erreichte man über ein paar Stufen die im Erdgeschoß liegenden Klassenräume, zu meiner Zeit insgesamt drei. Später, in der Mitte der 1950-er



Die alte Kalkumer Schule an der Edmund-Bertrams-Straße

Jahre, wurde dann auf dem Hinterhof der vierte errichtet. Neu errichtet worden war das Schulgebäude 1870, es hatte damals zwei Schulräume. In den ersten Jahren nach der Jahrhundertwende (1900) wurde eine dritte Klasse dazu gebaut. Von der Errichtung bis zum Abbruch befand sich im oberen Stock eine Lehrerwohnung.

In den Räumen wurden jeweils mehrere Jahrgänge zusammen unterrichtet. Ich erlebte im 5. und 6. Schuljahr noch Schichtdienst, das heißt: abwechselnd Vormittags- oder Nachmittagsunterricht. In den für zwei Personen vorgesehenen Bänken saßen wir zeitweise mit drei Kindern. Die Klasse hatte drei Bankreihen hintereinander, einen öligen Holzfußboden (unangenehm, wenn man barfuß zur Schule kam) und einen sogenannten Kanonenofen größerer Bauart. Ich saß immer in der letzten Bank. Warum? Vielleicht wegen meiner Größe? Wurde ich doch während meiner Schulzeit „Langer“ genannt.

Der Schulweg

Wir wohnten am Bahnhof Kalkum. Unser Vater hatte einen früheren Aufenthaltsraum im Bahnhofsbereich für seine Familie, die in Sachsen „festhing“, zugewiesen bekommen, ihn notdürftig zu „Wohnraum“ ausgebaut und so die begehrte „Zuzugserlaubnis“ erhalten. Diese erst ermöglichte seiner Frau und den Kindern die Übersiedlung ins Rheinland (im September 1947).

Also führte unser Weg vom Bahnhof über die Chaussee, bei gutem Wetter auch über Feldwege, in Richtung Kalkum. Den Turm von St. Lambertus immer im Blick, am katholischen Friedhof vorbei – rechts den kommunalen Friedhof gab es noch nicht – zur Schule. Zu Fuß natürlich. Es gab in diesen Jahren in unserer Familie nur ein Fahrrad, reserviert für die Mutter, zum Beispiel für Einkaufsfahrten nach Kalkum, Angermund, Ratingen und Kaiserswerth. Busverbindungen, Schulbus – Fehlanzeige. Wir liefen täglich die 30 bis 35 Minuten. Wetter? Was spielt das in Kindheit und Jugend für eine Rolle? Nur unangenehm wurde es manchmal, wenn vom Rhein her, vom Westen, der Wind allzu kräftig ins Gesicht blies.

Allein ging ich fast nie. Im Bereich des Bahnhofes Kalkum wohnten in der Nachkriegszeit insgesamt 85 Personen, teilweise in notdürftig errichteten Bauten. Es waren also Kinder da, die mitgingen und – wir waren ja sechs Geschwister. In meinem letzten Schuljahr 1951/52 gingen alle sechs Zeitzugis gleichzeitig zur Schule. Der Jüngste in das erste, ich in das letzte Schuljahr. Auf dem langen Schulweg begegnete uns fast nie ein Auto, das uns vielleicht hätte mitnehmen können. Wer hatte schon eins? Als dann aber die Schrotthandlung Josef Schönauer sich auf dem Bahngelände niederließ und der Junior Helmut Schönauer hier auch wohnte, hatten wir ab und zu das für uns unwahrscheinliche Glück, ein Stück des Weges mit dem Auto zu fahren.

Das Bild vom östlichen Ortseingang von Kalkum hatte ich auf meinem täglichen Weg (der Kirchengang am Sonntag kam ja noch dazu) im Blick. Es stellt meiner Meinung unsere niederrheinische Landschaft so richtig dar: Feld, Bäume, alte Häuser und Wolken am Himmel. Vorbei ging ich auch am Friedhof, links hinter den drei Kiefern gelegen, auf dem wir unseren Vater beerdigt hatten. Ein halbes Jahr nach der sogenannten „Familienzusammenführung“ von der sowjetisch besetzten Zone in die britische Zone war er im Bahnhof Angermund tödlich verunglückt.



Blick auf Kalkum von Osten her. Aufnahme aus den 1950-er Jahren

Die Lehrer

Mein erstes Zeugnis im Westen ist von Lehrer Pötter unterschrieben, der aber bald die Schule wechselte.

Für ihn kam Leo Wellnitz. An den Unterricht bei ihm kann ich mich erinnern bis zum Ende des 6. Schuljahres. Den Hauptlehrer Wilhelm Schmitz hatte ich im 7., 8. und 9. Schuljahr, alle drei Schuljahre jeweils zusammengefaßt in einer Klasse. In der Volksschule damals schon ein 9. Schuljahr? Das war für Kinder, die im Kriege eingeschult wurden und aus mancherlei Gründen Unterrichtsausfall erlitten, zur Pflicht gemacht worden. Neben diesen beiden Lehrern gab es noch die Lehrerinnen Fräulein Bovers für das 1. und 2. Schuljahr und Frau Tenhaken für das 3. und 4. Schuljahr sowie Dechant Josef Brodmann. In dem Buch „Lintorf, Berichte, Bilder, Dokumente, 1815–1974“ habe ich ein Bild der Lehrer aus dem Angerland gefunden. Darauf sind Fräulein Bovers, Leo Wellnitz, Frau Tenhaken und Wilhelm Schmitz hinten in der Bildmitte nebeneinander stehend abgelichtet.

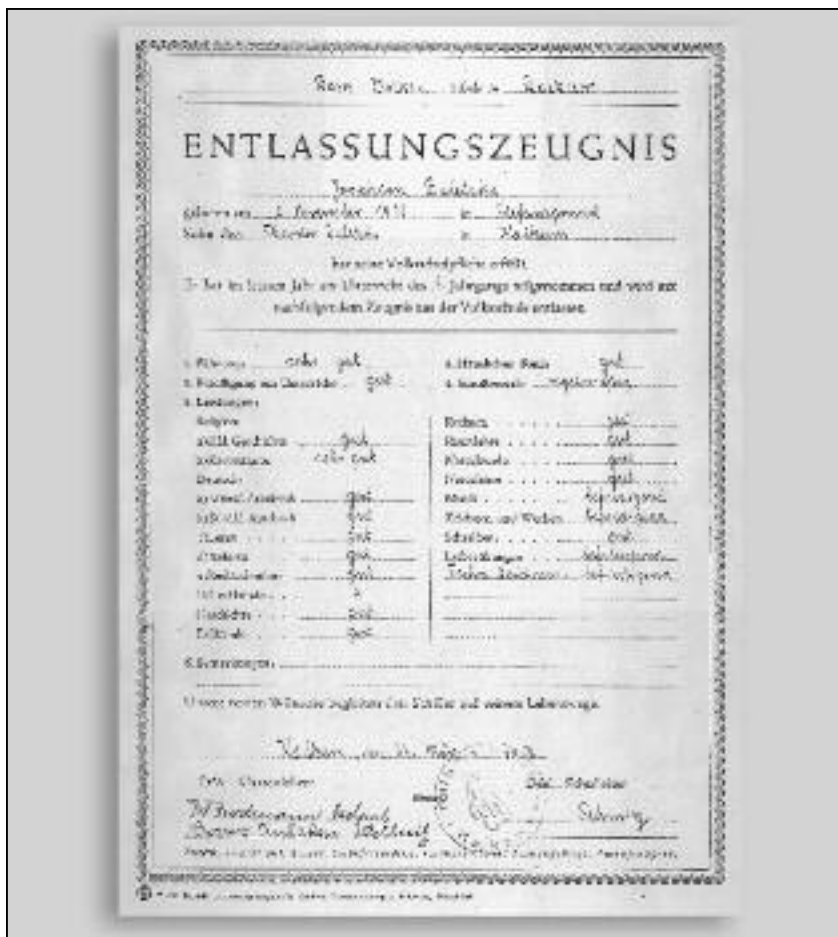
Insbesondere der Hauptlehrer Schmitz hat mir viel für mein späteres Leben gegeben. Sein unbegrenztes Wissen konnte er mir sehr gut vermitteln. Er hat sich auch persönlich um mich gekümmert und gesorgt. Noch später im Amt besuchte er mich oft und war stolz auf seinen Schüler. Vielleicht



Lehrerinnen und Lehrer des Amtes Angerland im Jahre 1954.
Stehend, siebter bis zehnter von rechts: Hauptlehrer Schmitz, Frau Tenhaken,
Herr Wellnitz und Fräulein Bovers aus Kalkum

sah ich ihn auch als Vaterersatz, weil ich ja meinen so früh verloren hatte. Jedenfalls habe ich ihm, solange ich zur Schule ging, jedesmal zu seinem Namenstag am 29. Mai (Wilhelm) Kornblumen vom Feld mitgebracht, die ich auf meinem Weg zur Schule gepflückt hatte.

Diese vier Lehrkräfte und der Dechant haben auch mein Entlassungszeugnis unterzeichnet, das ich hier nicht wegen der Noten abilde, sondern als Beweis dafür, daß ein Volksschüler eine Vielzahl von Fächern hatte und somit ein gutes Rüstzeug für Beruf und Alltag.



Lernen

Ich kenne nicht die Lernvorgaben oder Bildungsprogramme von Ministerien, Gesetzgebern und Ähnliches von 1947 bis 1952.

Ich weiß aber, daß ich alles, was ich später brauchte, vermittelt bekommen habe. Mit der Rechtschreibung, die ich damals lernte, habe ich mein gesamtes berufliches und privates Leben bestritten. Rechnen war mir eine Freude, noch heute benötige ich keinen Taschenrechner. Fundiertes Wissen brachten mir Geschichte und Erdkunde. Gern habe ich Länder und Kontinente per Hand gezeichnet. Aufsätze zu schreiben und Geschichten nachzuerzählen, für mich eine Lieblingstätigkeit, früher wie heute. Religion war aufgeteilt in a) Biblische Geschichte und b) Katechismus. Das waren Pflichtfächer. Sie konnten nicht abgewählt werden wie jetzt oft üblich. Ich bin froh darüber, daß es so war: Bis heute bilden sie das Rückgrat für mein religiöses Leben.

Freizeit

Der Bahnhof lag weit weg von bewohnten Orten. Um Freunde im Dorf Kalkum zu besuchen – oder umgekehrt –, mußten Fußwege von, wie schon erwähnt, über 30 Minuten in Kauf genommen werden. Das erschwerte auch den Besuch von Gruppenstunden, die Teilnahme an Sportveranstaltungen und so weiter. So blieben wir auf den Raum des Bahnhofes beschränkt. Kannten aber dafür jeden Weg und Steg, jeden Baum, jedes Baggerloch. Wir badeten in der Anger beim Forsthaus Schall und im Schwarzbach unter den Bahnschienen, diese Stelle ist jetzt mit der Startbahn überbaut. Ach ja, den Flughafen oder das, was man damals so nennen konnte, gab es ja auch (siehe dazu auch den nächsten Abschnitt). Wir benutzten die Startbahn zum Spielen, hatten wir doch ein paar Rollschuhe aus Eisen, auch einen Roller aus diesem Material. Rechts und links der Start- und Rollbahn wuchsen Beeren. „Himbeerfeld“ nannten wir es. Wir Geschwister hatten die Pflicht, wenn die Zeit der Reife da war, jeden Tag einen Eimer Himbeeren zu pflücken. Hitze, Brennesseln, Stechfliegen und Dornen waren kein Hindernis.

Am Abend brachten dann unsere Mutter oder ich als der Älteste diesen Eimer mit dem einzigen vorhandenen Fahrrad bis nach Kaiserswerth und verkauften ihn für 5 Mark. Oder der Bäcker Josef Dieregsweiler aus Angermund, der zum Bahnhof Kalkum mit seinem Brotwagen kam, nahm uns den Eimer ab, im Tausch gegen ein paar Brote. Rüben vereinzeln, Kartoffeln auflesen waren abwechslungsreiche Tätigkeiten, die wir Geschwister gern wahrnahmen. Gab es doch neben den 1,50 Mark, manchmal auch 1,80 Mark für den Nachmittag, auch noch Butterbrote mit Milch oder Muckefuck. Jedenfalls lernte ich die Kalkumer Bauern und ihre Höfe auf diese Weise kennen. Ich erinnere mich heute noch an die Landwirte Rechmann, Rebbelmund, Dahmen und vor allem an Ernst Brücker aus Zeppenheim, um nur einige zu nennen.

Die Kartause Hain besuchten wir vom Bahnhof aus zu Fuß an den Schienen entlang, kamen am Schlageter-Denkmal vorbei, um dann an der Pforte des Klosters etwas Obst zu erbitten.

Ohne Radio, ohne Fernseher, ohne Computer und die heutigen modernen Spiele und ohne Handy – Langeweile kannte ich nicht.

„Eine“ Leidenschaft aber hatte ich: „Lesen“.

Der Flughafen

Er hat mich schon zu Ende meiner Schulzeit beschäftigt. Anfang der 1950-er Jahre starteten die ersten Propellermaschinen. Wenn sie ihre Motoren anließen, fielen wir – besonders in den Abendstunden – am Bahnhof Kalkum förmlich aus den Betten. Wie wohltuend war dagegen die Glocke, die wir je nach Windrichtung hörten, wenn die Mönche der Kartause Hain zum nächtlichen Gebet gerufen wurden.

Die Zeitschrift „Die Heimat – Der Düssel entlang“ zeigt auf dem Titelbild den damals projektierten Großflughafen Düsseldorf. Daß der Ausbau dann anders erfolgte, spüren wir heute in Lintorf mehr oder weniger hautnah. Die Zeichnung zeigt sehr anschaulich alle von mir erwähnten Ortsteile der Großgemeinde Wittlaer.



Die Titelseite der Zeitschrift „Die Heimat“ von 1956 zeigt, daß man schon damals einen Großflughafen Düsseldorf plante

Mit dem Flughafen bin ich somit groß und älter geworden. Was in Kalkum begann, setzte sich in Lintorf fort, wohin unsere Familie im Jahre 1954 zog.

Die Entlassung

Es näherte sich der Tag, an dem für uns der Ernst des Lebens beginnen sollte, wie ich es in meiner Dankansprache an die Lehrer ausdrückte. Wir waren von der Zahl her kein großes Schuljahr. Ich komme beim Nachrechnen auf 12 Schülerinnen und Schüler, die entlassen wurden. Unsere Abschlusssfahrt brachte uns in ein Kloster in Vallendar am Rhein, für mich seinerzeit eine Weltreise.

Die Abschlusfeier mit den Eltern fand im Klassenraum statt. Eine Aula oder einen Aufenthaltsraum gab es nicht. Beim Vortragen meiner Rede war ich wohl so aufgeregt, daß ich immer mit dem Körper vor und zurück kippte. Ich höre noch heute die erschrockene

Reaktion meiner Mutter darüber – aber umgekippt bin ich jedenfalls nicht!

Jede und jeder bekam eine Lehrstelle oder Arbeit, wie schwer haben es dagegen die jungen Leute zur Zeit? Ich wollte unbedingt zur Bundesbahn. Daß es später dann ganz anders kam, wissen einige.

Über Kalkum, seine Geschichte, sein Schloß, seine Vereine, über die Schweigemönche von Haus Hain, die mir bei ihrem wöchentlichen Ausgang in ihrer weißen Kutte oft begegneten, gäbe es noch vieles zu erzählen. Aber Sie wissen ja: Die „Quecke“ wird jedes Jahr dicker! Dieser Bericht über eine Schulzeit vor 50 Jahren (vorgesehen für die Ausgabe 2002) wurde daher im beiderseitigen Einvernehmen um ein Jahr verschoben, ist aber hoffentlich auch im Jahr 2003 noch lesenswert.

Joachim Zeletzki

Verwaltungslehrling beim Amt Angerland

Eine Lehrzeit vor 50 Jahren

Als mein Hauptlehrer Wilhelm Schmitz aus Kalkum mich Anfang 1953 immer wieder in unserer Wohnung am Bahnhof aufsuchte und sagte: „Beim Amt in Lintorf suchen sie Lehrlinge, bewirb dich“, hatte ich keine Ahnung von einem Amt. Aber eine neue Lehrstelle für mich erforderlich geworden. Hatte doch die Bundesbahn auf Grund eines Fahrradunfalles mit dem Dienstrad des Bahnhofes mit bleibenden Schäden (Beinverkürzung) mein bestehendes Lehrverhältnis einseitig gelöst. Der Bahnhofsvorsteher Steininger teilte meiner Mutter mit gestochen scharfer Handschrift mit, „dass Ihr Sohn dauernd arbeitsunfähig für den Eisenbahndienst ist“.



Das Wappen des Amtes Angerland

Das Drängen des Lehrers und meiner Mutter hatten schließlich Erfolg, und so gab ich meine Bewerbung mit einigen von mir selbst herbeigeführten Hindernissen dann doch im Amt in Lintorf ab. Von der Einstellungsprüfung beim Kreis in Mettmann ist mir insbesondere noch die für mich erlebnisreiche Busfahrt durch das Schwarzbachtal erinnerlich. Ich weiß nicht, ob ich von den fünf Bewerbern (und -innen) aus dem **Angerland** allein die Prüfung bestand.

Am 1. April 1953 war ich jedenfalls der einzige Lehrling, der sich morgens um 7.30 Uhr in Lintorf einfand. Wie ich dahin kam? Vom Bahnhof Kalkum aus mit dem Fahrrad, dem zweiten in unserer

Familie. Mir geschenkt von den Geschwistern von dem Geld, das sie sich bei den Bauern auf dem Feld verdient hatten. Die Fahrt ging in Richtung Ratingen, der Zubringer (die B 1, heute A 52) wurde straßengleich überquert (Ampel kam 1954/55, die Brücke zehn Jahre später), durch Tiefenbroich, am alten Sportplatz Am Gratenpoet vorbei, auf die Landstraße, die von Ratingen nach Lintorf führte und die es heute so nicht mehr gibt, wieder den Zubringer überquert und über die Tiefenbroicher Straße/Bahnübergang zum Rathaus.

Rathaus? – Darunter stellt man sich wohl etwas anderes vor. Links die Gastwirtschaft „Peter Holt-schneider“, rechts daneben der dazu gehörende Saal, den man durch eine schmale Tür an der Seite neben der Gaststätte betritt. Dann ein Gang, abgeteilt mit etwa einem Meter hohen Theken. Rechts und links die verschiedenen Ämter, wiederum gegeneinander abgetrennt durch solche Besuchertheken. Am Ende des Ganges rechts ein mit Glas abgeteilter Raum. Hier saß der Beigeordnete Johannes Overmans, der auch meinen **Lehrvertrag** unter-

[illegible]

Der Lehrvertrag mit dem Amt Angerland wurde nicht vom Amtsdirektor,
sondern von dem damaligen Beigeordneten Overmans unterzeichnet.
Der Vertrag umfasste zehn Paragraphen auf vier Seiten

schrieben hatte. Auf der linken Seite am Ende des Ganges waren zwei „Glaspaläste“ für den Amtsdirektor und seine Vorzimmerdame Fräulein Helene Pallmann.

treppe nach oben. Unter dieser stand in einem engen dunklen Raum eine Abzugsmaschine, mit der man Matrizen abziehen konnte, eine Aufgabe für einen Lehrling

amt mit Wilhelm Claßen an der Spitze oder das Wirtschaftsamt und Ausgleichsamt, geleitet von Josef Schlosser. Ich kann nicht alle Namen nennen, nur die, die vielen Lintorfern vielleicht noch in Erinnerung sein werden.



Der frühere Saal der Gastwirtschaft Holtschneider war von 1950 bis 1956 provisorisches Rathaus des Amtes Angerland

Den im April noch amtierenden Amtsdirektor Dr. Rahn habe ich nie kennengelernt, die Verwaltung wurde von Johannes Overmans geführt. Amtsdirektor Josef Vaßen kam erst am 1. September 1953 neu zum Amt Angerland (aus Beverungen), 1960 wurde er Kreisdirektor in Mettmann. Ab dieser Zeit bis zur Neugliederung 1975 leitete dann Amtsdirektor Overmans das Amt.

Weiter zu den Räumen. Am Ende des Ganges führte eine Eisen-

wie mich. Oben kleine Zimmer für die Kämmerei (Kämmerer war Eugen Dammer) und das Steueramt (Amtsleiter Josef Tophoven).

Im Erdgeschoß des Saales auf dem Weg zu den Toiletten – nicht gerade vom Feinsten – fand man dann noch das Sozialamt mit seiner Leiterin Helene Fieweger. Ich kam zur Amtskasse, geleitet von Gottfried Bretz. Neben uns und gegenüber auf der anderen Seite befanden sich weitere Ämter. Zum Beispiel das Ordnungs-

Zeichnerisch ganz gut dargestellt ist der Saal mit dem Gang, den Theken der verschiedenen Ämter und den Glaskabinen rechts und links in der „Bierzeitung“, die zum Betriebsausflug 1952 (bei dem ich noch nicht dabei war) herausgegeben wurde.

Interessant ist auch der Bericht in dieser Bierzeitung über den geplanten Neubau eines Amtsgebäudes:

„Die letzte Sitzung über das gigantische Projekt fand wiederum unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Unserem Reporter gelang es jedoch, sich an einige Reinmachefrauen heranzuschleichen und sie mit wertvollen Scheuerbürsten und Aufnehmern zu bestechen. Nach diesen authentischen Angaben ist folgendes geplant:

- 1) *Das Bauvorhaben wird mit gesteigerter Intensität noch im 20. Jahrhundert fertiggestellt werden (Wird noch bezweifelt! Die Redaktion).*
- 2) *Als endgültiger Platz ist der Hof Hinüber oder eine andere Baustelle vorgesehen.*



Amtsdirektor Dr. Rahn
1946–1953



Amtsdirektor Josef Vaßen
1953–1960 – Ab 1960 Kreisdirektor



Beigeordneter Johannes Overmans
1960–1974 Amtsdirektor



Titelseite der Bierzeitung zum Betriebsausflug der Amtsverwaltung im Jahre 1952

- 3) *Sämtliche technischen Neuerungen wie Atombombenkeller, Beheizung mit Sonnenenergie und stoßfeste Gummizellen werden berücksichtigt.*
- 4) *Die Finanzierung wird den kommenden Generationen überlassen.“*

Nun war ich also **Lehrling beim Amt**. Am 1. Tag wurde ich rumgeführt, auch zu den Außenstellen. Das waren einmal in den Gebäuden Holtschneider hintenherum die seinerzeit bestehende Wasserversorgungsgemeinschaft Angerland mit Theo Speckamp und im Gebäude Angermunder Straße (vor der Gastwirtschaft Plönes) das Standesamt (Standesbeamter war W. Kaufmann) sowie das Bauamt, geleitet von Amtsbaumeister Alfred Ludewig. In die zuletzt genannten Ämter sollten mich als Lehrling später noch viele Botengänge führen, immer schön am Dickelsbach entlang und am Hof Mentzen vorbei.

Bei der Amtskasse lernte ich den Umgang mit der Rechenmaschine, sie manuell mit dem Hebel zu bedienen. Tagesbücher zusammenzustellen und endlose Zahlenreihen zusammenzuzählen, waren weitere Meilensteine. Wobei Wert darauf gelegt wurde, dies mit dem Kopf zu tun. Die Maschine durfte ich dann nur noch zur Kontrolle nehmen. Schreibtisch oder Bürostuhl – nein, mit einem Küchentisch und einem Holzstuhl ohne Armlehnen war ich zufrieden. So wie ich auch auf einmal sehr zufrieden mit meiner neuen Lehrstelle war. Mit dazu beigetragen hat der freundliche, familiäre Umgang untereinander. Saßen wir doch so eng zusammen, daß man alles sah, alles hörte, was in dem großen Saal geschah. Wenn sich „Frau ... in der Nase bohrte“ oder „Herr ... schon wieder mal auf die Toilette ging“, nichts blieb verborgen. Ich fühlte mich wohl in dieser großen Familie. Vielleicht auch

deswegen, weil einige Damen mir als jungem, hinkenden Burschen ihre mütterliche Fürsorge angedeihen ließen. Von der Kasse sind da zu nennen Ilse Dietrich und Doris Scherz und nicht zu vergessen, die von mir hochgeschätzte Helene Hagenkötter. Sie hatte die Telefonzentrale und die Poststelle zu besorgen, zwischendurch aber immer gute Worte und Ratschläge für mich – und Verständnis.

Lehrling! Ja, dazu gehörte die schon erwähnte Erstellung von Abzügen von der Matrizen; dazu gehörte der Zigarettenkauf für Kollegen und auch, was mir als 16-Jährigem rote Ohren bescherte, der Einkauf von Tampons für einige Damen. Zigarren Hamacher und die Drogerie Füsgen waren ja nicht weit weg. Täglich die Post zum Standesamt und zum Bauamt zu bringen empfand ich als Abwechslung. Manchmal nahm ich mir dabei viel Zeit, um auch noch am Dickelsbach eine Zigarette zu rauchen, heimlich versteht sich. Und noch eine ganz wichtige und ehrenvolle Aufgabe, die ich auch als solche wahrnahm: Ich habe jeden Mittag im ganzen Amt die Henkelmänner in einer hölzernen Trage eingesammelt, sie um das Gebäude außen herum in die Wirtschaftsküche von Peter Holtschneider gebracht, sie in heißes Wasser getan und dann zur Essenszeit wieder geholt und jedem/jeder auf den Platz gestellt. Und weil Peter Holtschneider Hunde hatte, für die er an gleicher Stelle das Futter kochte, roch – besser stank – es oft fürchterlich. Ich war froh, mit den Henkelmännern da wieder rauszukommen. Erst kürzlich hat der langjährige Lintorfer Schützenchef und Schulleiter Hans Lumer zu mir gesagt: „Ich sehe dich heute noch, wie du die Henkelmänner eingesammelt hast“ ... Und – hat es mir geschadet? Nein, im Gegenteil. So war sie eben, die damalige (gute alte) Zeit!!

Aber wo ist denn nun dieses Amt, dieser Saal, von dem ich berichte? Sie werden es nicht wiederfinden. Kein Stein ist übrig geblieben. Heute heißt der Platz Drupnas und viele Autos fahren über das Gelände des alten Amtes, wenn sie rechts in den Ulenbroich abbiegen.

Ich hätte noch so viel zu erzählen. Vom Berufsschulbesuch in Wuppertal mit dem Zug von Lintorf aus (der verkehrte in diesen Jahren noch mehrmals täglich). Von den wunderschönen Amtsausflügen mit dem Bus von Walter Schulz von der Duisburger Straße. Oder wie mich Amtsdirektor Josef Vaßen, der seinerzeit in Wittlaer wohnte, ehe er sein Haus auf der Krummenweger Straße 66 baute, oftmals mitnahm. Er fuhr einen Umweg, um mich am Bahnhof Kalkum, wo wir wohnten, rauszulassen. Damit ersparte er mir lange Fahr- und Wartezeiten. Kam ich doch im Winter nur mit dem Zug über Angermund und dann mit der Linie Liesenfeld, der einzigen Busverbindung von Düsseldorf über Kaiserswerth, Angermund und Lintorf bis nach Heiligenhaus, zum Amt. Als 1954 unsere Familie dann nach Lintorf zog, war auch das zu Ende. Ich könnte über meine Eindrücke von sechs Bürgermeistern von Wittlaer bis Eggerscheidt und den Amtsbürgermeister Hermann Thiele berichten. Oder davon, wie der Amtsdirektor persönlich meine Fähigkeiten in Steno und Schreibmaschine überprüfte. Die Lehrzeit war lang, drei Jahre, in denen man einiges erleben konnte.

Wenn es gefällt und wenn es die Schriftleitung wünscht, werde ich noch über meine folgenden Lehrlingsjahre beim Amt Angerland bis 1956 berichten. In dieses Jahr fällt dann auch der Umzug in das neu

gebaute Rathaus, Speestraße 2, was jetzt nicht einmal mehr als Verwaltungsnebenstelle (der Stadt Ratingen) genutzt wird, für uns Lintorfer aber immer „das Rathaus“ bleiben wird.

Zum Schluß ein Bild von zufriedenen Menschen vor 50 Jahren. „Betriebsausflug Amt Angerland am

Alfred Albrecht (damals Sozialamt – verstorben), den Ur-Lintorfer Wilhelm Steingen (Sozialamt, über den die angeführte Bierzeitung schreibt „... die täglich inhalierten Zigarren würden ausreichen, um einen ausgewachsenen Elefanten zu vergiften“ – verstorben), den Ur-Ur-Lintorfer Josef Frohnhoff (Versicherungsamt, allen Renten-



Betriebsausflug Amt Angerland am 9. 7. 1954 nach Braubach

9. 7. 1954 nach Braubach“ steht hinten drauf. Das Foto zeigt von links nach rechts: Den schwer kriegsbeschädigten Heinz Kutscher (Telefonzentrale – verstorben), Josef Moschall (im Hintergrund, erst Flüchtlingsamt, dann Kasse – verstorben), Annelie Richartz (Lehrling 1954, die spätere Frau Forstreuter – verzogen),

antragstellern bekannt, war lange Vorstandsmitglied im Heimatverein – verstorben) und den Schreiber dieser Zeilen, den Verwaltungslehrling Joachim Zeletzki, der die Aktentasche des Wilhelm Steingen unterm Arm hat (war wohl nötig wegen der vielen Zigarren?).

Joachim Zeletzki

Gasthof Gut Porz



Unsere Öffnungszeiten:

Mo. – Sa. 17.00 – 1.00 Uhr
Küche von 18.00 – 22.30 Uhr

An Sonn- und Feiertagen
sind wir ab 11.00 Uhr
durchgehend für Sie da.

Dienstag Ruhetag

**Besuchen Sie unseren Wintergarten!
– Gesellschaften bis 60 Personen –**

40885 Ratingen-Lintorf · Hülsenbergweg 10
Telefon 02102/93 40 80

40 Jahre

St. Georg Corps 1963 e.V. der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf 1464 e.V.

Schützentradiation wurde in Lintorf schon immer groß geschrieben. Das Vereinsleben wurde geschätzt (damals wie heute), garantierte es doch Geselligkeit, Kontakte zu Gleichgesinnten und natürlich viele Möglichkeiten zur Teilnahme an Aktivitäten.

Trotz der bereits bestehenden Schützenvereine, die alles das boten, was zu einem solchen Verein gehört, dachten zehn Lintorfer Jugendliche darüber nach, die Vereinswelt mit einem eigenen Corps zu bereichern. Und so gründeten Karl-Heinz Baldeau, Ewald Butenberg, Karl-Heinz Enk, Helmut Fußbahn, Volker Hirschmann, Franz Jüntgen, Gerd Mentzen, Peter Mentzen, Bernd Raschke und Wilfried Rosendahl am 27.12.1963 das St. Georg Corps. Als Protektor des Corps stellte sich der Vater von Wilfried Rosendahl, der Schneidermeister Josef Rosendahl, zur Verfügung.

Um alles unter Dach und Fach zu bekommen, musste natürlich zunächst ein Vorstand gewählt werden, was in der Praxis bedeutete, dass acht von zehn Vereinsmitgliedern ein Vorstandsamt übernahmen, nämlich 1. Vorsitzender Wilfried Rosendahl, Stellvertreter Helmut Fußbahn, 1. Kassierer Ewald Butenberg, Stellvertreter Gerd Mentzen, 1. Schriftführer Peter Mentzen, Stellvertreter Karl-Heinz Enk, 1. Hauptmann Franz Jüntgen und Stellvertreter Karl-Heinz Enk.

Ein Schützenverein ohne Königschießen? Undenkbar! So wurde bereits fünf Monate nach der Vereinsgründung das erste Königschießen am Vereinslokal Mecklenbeck zwischen Kegelbahn und Kino durchgeführt. Aus dem Wettbewerb ging Ewald Butenberg als bester Schütze hervor und wurde somit erster Corpskönig.

Erster Höhepunkt für das neu gegründete Corps war jedoch die Teilnahme am Festumzug im August 1964 zum 500-jährigen Bestehen der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf. Das Corps trug mit seinen neuen, schicken

Uniformen zur Verschönerung des Festumzuges bei. Franz Jüntgen sen. hatte vorher den Jungschützen das Marschieren beigebracht.

Zwei Jahre später 1966 konnte das Corps zum ersten Mal einen Kronprinzen stellen. Der treffsichere Schütze war Werner Michael. Seine Ehefrau ernannte er zur Kronprinzessin. 1970 stellten wir mit Siegfried Jussen wiederum den Kronprinzen der Bruderschaft und auch 1971 blieb die Kronprinzenwürde beim St. Georg Corps. Helmut Schmuck war der glückliche Schütze. Aber nicht nur „Schützenangelegenheiten“ hat das Corps im Laufe der Jahre verfolgt. 1972 veranstaltete das Corps ein Fußballturnier zu Gunsten der Aktion Sorgenkind, an dem alle Formationen der Lintorfer Bruderschaft und die Bruderschaft Tiefenbroich teilnahmen. 1.500 DM Reingewinn konnten wir an die Aktion Sorgenkind überweisen.

Die Zahl der Mitglieder war mittlerweile erheblich gestiegen, das St. Georg Corps war aus dem Lintorfer Vereinsleben nicht mehr wegzudenken. Und ehe man sich versah, waren zehn Jahre ins Land gegangen – Anlass genug, dieses kleine Jubiläum mit einer zünftigen Feier zu würdigen.

Über 400 Gäste konnte der Vorsitzende Herbert Hirsch beim bun-

ten Abend im Saal von Haus Anna begrüßen. Trauer brachte im Jubiläumsjahr der unerwartete Tod eines langjährigen Vereinsmitgliedes. Siegfried Jussen, der mittlerweile seit einem Jahr zum Jägercorps gewechselt war, verunglückte tödlich. Wie so oft liegen Freude und Leid nah beieinander.

1974 wurden wieder die besonders sportlichen Vereinsmitglieder gefordert. Für einen wohltätigen Zweck wurde noch einmal ein Fußballturnier durchgeführt.

Den Aufzeichnungen ist zu entnehmen, dass wir 1980 mit Peter Braun zum dritten Mal seit der Gründung des St. Georg Corps' den Kronprinzen der Bruderschaft stellten.

Die folgenden Jahre verliefen in „geregelten Vereinsbahnen“ und bedürfen keiner besonderen Erwähnung.

Erst im Jahr 1982 konnte wieder ein Meilenstein gesetzt werden. In diesem Jahr wurde auf Vorschlag des damaligen Vorsitzenden, Gerd Mentzen, die wichtige Entscheidung getroffen, der Bundesbahn das ehemalige alte Waschhaus am Lintorfer Bahnhof abzukaufen und zu einem Vereinshaus umzubauen. Nach über 3.000 Arbeitsstunden konnte dann am 15. Oktober 1983 die Einweihung des Clubheimes gefeiert werden. Heu-



Die Kompanie-Majestäten 1974/75: das Königspaar Rita und Wilfried Rosendahl und das Kronprinzenpaar Doris und Willi Jüntgen. An der Theke: Frau Schornstein



Umbau der Bundesbahn-Waschkäue zum Clubheim in den Jahren 1982/83

te ist dieses Clubhaus mit der Schießbahn, die wir in dem neben dem Clubhaus befindlichen Bunker einrichteten, der Dreh- und Angelpunkt unseres Vereinslebens.

Im Jahr 1988 feierten wir im Gemeindesaal von St. Johannes unser 25-jähriges Corpsjubiläum. Zu dieser festlichen Veranstaltung konnten wir zahlreiche Gäste aus Politik, Wirtschaft und Bruderschaft begrüßen. Anlässlich des Jubiläums schafften wir uns eine Schützenstandarte an, die am Schützenfestsamstag feierlich in der St. Anna-Kirche geweiht wurde.



Die zum 25-jährigen Vereinsjubiläum im Jahre 1988 angeschaffte Standarte des Corps'

Im Oktober 1992 verstarb leider und für alle völlig unerwartet unser damaliger 2. Vorsitzender Helmut Schmuck. Seine Kameradschaft und sein großer Einsatz für unser Corps werden für uns unvergesslich bleiben. Nach diesem traurigen Ereignis konnten wir dann im folgenden Jahr 1993 wieder jubeln. In unserem 30. Vereinsjahr wurde Ewald Butenberg der erste

Schützenkönig des Corps in der St. Sebastianus-Bruderschaft. Königin wurde seine Frau Angelika. Dieses Königsjahr wird mit dem Bundesschützenfest in Varel, Neujahrsempfang, Königsfest in Haus Anna und mit dem großen Festumzug beim Schützenfest 1994 in guter Erinnerung bleiben. Dieses Königsjahr 1993/1994 hat vor allem Alfred Jansen so gut gefallen, dass er beim Schützenfest 1995 wiederum für unser Corps die Schützenkönigswürde der Bruderschaft mit einem gezielten Schuss errang. Königin wurde seine Frau Monika, genannt Mo. Das Königsjahr wird vor allem Alfred und Mo in guter Erinnerung bleiben, da im Dezember 1995 ihre „Prinzessin“ Carag e - boren wurde. Im August 1996 bewies Alfred Jansen wiederum seine Treffsicherheit. Er wurde Bezirkskönig des Bezirks Düsseldorf-Angermund-Nord. Schützenfest 1998 war es wieder soweit. Herbert Rotermund wurde der 3. Schützenkönig des St. Georg Corps. Königin wurde seine Frau Doris. Höhepunkt des Schüt-

zenjahres war das Königsfest im Saal von Haus Anna. Dies war die letzte Veranstaltung der Bruderschaft im Haus Anna, das inzwischen leider abgerissen worden ist.

1999 stellten wir mit Ralf Hinkeldey den fünften Kronprinzen des Corps'. Das Jahr 2000 war für unser Corps leider ein sehr trauriges Jahr. Im Februar verstarb unser Exkönig Herbert Rotermund. Seine Hilfsbereitschaft, seine ausgeglichene Art und seine Kameradschaft werden ihn für uns unvergesslich machen. Unter großer Anteilnahme der Bruderschaft trugen wir ihn zu Grabe.

2002 wurden unser Corpsmitglied Alfred Jansen und seine Frau Monika Karnevalsprinzenpaar der Stadt Ratingen. Dies war für das St. Georg Corps eine große Ehre.

2003 feierten wir unser 40-jähriges Jubiläum. Der erste große Höhepunkt des Jubiläumsjahres war der Schützenfestmontag. Mit dem beliebten Brudermeister Herbert Hirsch und mit unserem Jungschützen Jens Jörgens hatten zwei Mitglieder unseres Corps die Doppelwürde Schützenkönig und



Herbert und Hilde Hirsch wurden im Jubiläumsjahr das Bruderschaftskönigspaar 2003/2004



Auch das Kronprinzenpaar der Bruderschaft kommt im Jubiläumsjahr 2003 aus dem St. Georg Corps: Jens Jörgens und Sabine Schäffer

Kronprinz errungen. Schützenkönig Herbert Hirsch nahm seine Frau Hilde zur Königin und Kronprinz Jens Jörgens wählte Sabine Schäffer zur Kronprinzessin. Un-

einer festlichen Messe in der St. Johannes-Kirche teil. Der Abschluss der drei Festtage war der Empfang am Sonntagmorgen in unserem Clubheim. Unser Vorsit-

zender Wilfried Kröll begrüßte eine große Anzahl von Fest- und Ehrengästen. Erster stellvertretender Bürgermeister Dieter Josef Rubner, Pater Chris Aarts und der Chef der Lintorfer Bruderschaft, Karl-Heinz Kipp, richteten Grußworte aus. Die Festansprache hielt der Bundesschützenmeister Hermann Macher. Ein hervorragendes Mittagessen rundete diesen festlichen Empfang ab.

Dies war ein kleiner Auszug aus 40 Jahren Vereinsleben im St. Georg Corps. Unser Dank gilt vor allem unseren Frauen, die in allen Jahren ein wichtiger Bestandteil unseres Vereinsleben waren und ohne deren Engagement, Toleranz und Arbeitsleistung manch eine Feier nicht in dem gewünschten Umfang hätte durchgeführt werden können.

Karl-Heinz Jörgens



CDU

Was die Menschen bewegt – wir handeln, unserem Stadtteil Lintorf zuliebe!

Ihre Ansprechpartner dafür sind:

Rolf Blumenkamp
Ratsherr und Fraktionsvorsitzender
Ruf 3 16 74

Karl-Heinz Jörgens
Ratsherr und Ortsverbandsvorsitzender
Ruf 3 36 93

Klaus Derichs
Ratsherr
Ruf 3 12 94

Ulrich Giegling
Ratsherr
Ruf 73 33 85

Jochem Noss
Ratsherr
Ruf 3 42 28

Josef Mentzen
Kreistagsabgeordneter
Ruf 3 20 93

Ingeborg Wanner
Kreistagsabgeordnete
Ruf 87 10 94
Handy 0172/9719848

Dr. Wilhelm Droste
Landtagsabgeordneter
Ruf Landtag 02 11/884 - 2905
oder privat 70 67 74

LINTORF

Aus der Geschichte des Lintorfer Fußballsportes¹⁾

Als Fußball in Lintorf noch als „Unart“ galt

Es ist betrüblich. Aber ohne Urkundenfälschung läßt sich daran kaum etwas ändern. Es war kein Eingeborener, der um die Jahrhundertwende auf den Gedanken kam, den ersten Lintorfer Fußballklub zu gründen. 1906 hatte der Landwirt Johann Mentzen vom Beekerhof am Dickelsbach einen Eleven verpflichtet: Paul Lescrigne. Er kam aus Bonn. Sein Vater war Redakteur beim „Bonner Generalanzeiger“ und er selbst Mitglied des bekannten Bonner Fußballklubs (BFC), der zur westdeutschen Zehnerliga gehörte.

Paul Lescrigne begann bald im Kreis seiner Lintorfer Freunde für den Fußballsport zu werben, und bereits 1908 fand im Restaurant Albert Kaiser (später Peter Holt-schneider) die Gründung des ersten Lintorfer Fußballklubs statt. Zu den Mitgliedern gehörten damals u.a. Ernst Schlömer, Erich Schmalhaus, Hubert Perpéet, Fritz Gallas, Franz Volmert, dann die Ratinger Hans Jarzembowsky, die Gebrüder Gottschalk und Karl Bröger. Später kamen noch hinzu Karl Dörenkamp, Kurt Heinz, Hubert Hamacher, Hennes Achterfeld, Hermann Steingen, Hermann Zerres und Emil Harte.

Hermann Zerres, Sohn eines Metzgermeisters vom heutigen Ulenbroich, wurde, wie man heute noch erzählt, die „Lintorfer Dampfwalze“ genannt, denn er spielte – glücklicherweise in der 2. Mannschaft – einen höchst furiosen und in seiner Art unwiderstehlichen Fußball. Wo er hintrat, berichtet die Fama, wuchs kein Gras mehr. Sicherlich war das übertrieben. Aber dem Fußballsport im allgemeinen und dem Lintorfer Fußballsport im besonderen fehlte es vor dem Ersten Weltkrieg nicht an übler Nachrede. Sogenannte seriöse Kreise lehnten ihn ab. Bei manchen galt das Fußballspielen sogar als ein Verstoß gegen die guten Sitten und ein Fußballverein als eine Zusammenrottung hoffnungsloser Raufbolde. Besonders Schüler und Lehrer, die sich dieser „Unart“ hingaben, machten sich verdächtig. Erst ganz allmählich

wurde das Fußballspielen auch in Lintorf wie Turnen, die Klimmzüge am Reck und die Schwünge am Barren salonfähig.

Der erste Fußballplatz befand sich an der damaligen Angermunder Straße, dort, wo jetzt das Einrichtungshaus molitors' steht. Der Platz wurde von den verhältnismäßig wenigen Klubmitgliedern selbst in Ordnung gebracht. Die Tore waren später sogar mit regelrechten Drahtnetzen ausgestattet. Johann Mentzen vom Beekerhof war schließlich bereit, als der Klub die ersten Erfolge aufweisen konnte, wochentags die Kühe und Kälber von der Rasenfläche fernzuhalten, weil sonntags vor dem Spiel die Zeit nicht ausreichte, den Platz auf Hochglanz zu bringen.

Zuschauergeld wurde nicht erhoben. Im Gegenteil, manche neugierige Zaungäste aus dem Busch und dem Dorf machten ein erstaunt-verdrießliches Gesicht, als ob sie erwarteten, für das Zuschauen noch bezahlt zu werden.

So ist es wohl verständlich, daß ein Antrag des Vereins auf öffentliche Unterstützung vom Lintorfer Gemeinderat geradezu als Provokation aufgefaßt wurde.

In der Lintorfer Mannschaft vor dem Ersten Weltkrieg spielten auffallend viele „Ausländer“, nicht zuletzt Schüler des bekannten Ratinger Lehrerseminars. Sie spielten in Lintorf „incognito“, da das Lehrerkollegium des Seminars sich noch nicht zu dem Gedanken hatte aufschwingen können, der Fußballsport habe etwas – mens sana in corpore sano! – mit Leibes- und Seelenertüchtigung zu tun.

1910 oder 1911 gab's im Spiel gegen die damals berühmten Torbrucher ein folgenschweres Malheur. Hubert Perpéet, Sohn eines ehrsamten Schneidermeisters und renommierten Mitgliedes des Dorfparlamentes, der zum großen Leidwesen seines Vaters im Lintorfer Klub als Verteidiger spielte, wurde von einem feindlichen Stürmer kampfunfähig gemacht und

1) Dieser historische Rückblick wurde von Theo Volmert verfasst für die Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum des SC Rot-Weiß Lintorf im Jahre 1978. Er wurde von der Schriftleitung geringfügig gekürzt.



Die älteste Lintorfer „Fußballaufnahme“, um 1911 entstanden. Im Hintergrund links der Beekerhof, die Fachwerkbauten rechts wurden durch einen Brand zerstört. Die Spieler: (obere Reihe v.l.n.r.) Karl Frings, Hans Jarzembowsky, René Garçon, Erich Schmalhaus, Karl Bröger, (mittlere Reihe) Gottschalk, Franz Volmert, Karl Dörenkamp, (untere Reihe) Paul Lescrigne, Walter Rütt, Hubert Hamacher

mußte unter großem Zulauf der Bevölkerung mit einem gebrochenen Bein nach Hause transportiert werden. Das Ungemach, das dem tapferen Verteidiger zugestoßen war, erregte in dem noch dörflich idyllischen Lintorf kein geringes Aufsehen und trug nicht dazu bei, dem Klub neue Freunde zu gewinnen. Der erste Beinbruch bei einem Lintorfer Fußballspiel sollte sich später allerdings als höchst bedeutungsvoll erweisen, denn im Ersten Weltkrieg wurde Hubert Perpéet, nun als Verteidiger des Vaterlandes, nicht zur Infanterie, sondern zur Artillerie eingezogen. Durch diesen Umstand, so darf man vermuten, ist der Lintorfer Mundartdichtung ihr poeta laureatus und späterer Mitarbeiter der „Quecke“ erhalten geblieben.

Emil Harte übrigens war der erste Lehrer, der vor dem Ersten Weltkrieg mit seinen Schülern an der Dorfschule am Heintges Fußball spielte und den Fußballsport in Lintorf populär zu machen versuchte.

Der Lintorfer Klub spielte gegen bekannte Vorkriegsvereine. Er spielte in Düsseldorf, Mönchengladbach, Krefeld, Neuss. Paul Lescrigne, der Gründer des ersten Lintorfer Fußballklubs, brachte aus seiner Heimatstadt Bonn manchmal Walter Rütt mit, der in der 1. Mannschaft des BFC das Tor hütete. Auch andere im westdeutschen Fußballsport nicht unbekannte Spieler verstärkten als Gäste gelegentlich die Lintorfer Mannschaft.

Der Verein für Rasensport Lintorf 1912

Der Ausbruch des Weltkrieges 1914 unterbrach die hoffnungsvolle Entwicklung des Lintorfer Fußballsportes. Viele Mitglieder des Klubs, der sich seit 1912 „Borussia“ nannte, kehrten nicht mehr von den Schlachtfeldern Europas zurück. Aber trotz der auch in unserer Heimat politisch und wirtschaftlich turbulenten Zustände fanden sich alte und neue Fußballbegeisterte zusammen. Bereits ein Jahr nach Beendigung des Krieges besaßen die „Borussen“ zwei Mannschaften. In der 1. Mannschaft spielten 1919 folgende Spieler: H. Christianhemmers, O. Karrenberg, H. Hüttenhoff, W. Kraus, O. Frohnhoff, H. Zerres, L.

Düssel, J. Achterfeld, F. Lohausen, W. Berlemann, B. Schwab.

Aber noch im selben Jahr schloß sich der Klub mit dem 1908 gegründeten Lintorfer Turnverein zusammen. Doch die Gegensätze zwischen Turnern und Fußballspielern waren so groß, daß bereits 1920 wieder die Trennung erfolgte und die Fußballspieler den „Verein für Rasensport 1912“ gründeten. Noch während der Vereinigung mit den Turnern hatte man sich dem Westdeutschen Spielverband angeschlossen. Mit der Übernahme der Satzungen des Verbandes war aus dem privaten, „wilden“ Klub 1920 ein richtiger Fußballverein geworden, der Meisterschaftsspiele austragen und bereits 1921 mit drei Mannschaften und einer 1. und 2. „Jugend“ antreten konnte.

Aber das größte Problem, das es nach dem Kriege zu lösen galt, war der zu kleine Sportplatz, die ehemalige Viehweide des Beekhofes. Mit der Unterstützung des fußballverständigen Angermunder Bürgermeisters Beck erhielt der Verein am Rande des Lintorfer Waldes, am Senken, einen Platz, der die vorschriftsmäßige Größe besaß. So hatte der Lintorfer Fußballsport endlich die offizielle Anerkennung der Amtsbehörde gefunden. Dafür sorgte zusätzlich in der damaligen Bürgermeisterei Angermund eine Sportzeitung, die der Großenbaumer FC Viktoria mit dem Lintorfer „Verein für Rasensport 1912“ herausgab. Die Zeitung hieß: Spiel und Sport in der Bürgermeisterei Angermund. Sie

erschien zum erstenmal im Mai 1921 in der Lintorfer Druckerei Perpéet & Holtschneider. Die Schriftleitung für den Lintorfer Verein besorgten der Lehrer Leopold Düssel und Willi Heidel.

Noch mehr als diese Zeitung sollte ein Flugblatt auch Nichtfußballspieler auf den Lintorfer Rasensportverein aufmerksam machen. Es hieß der „Weckruf“, und der Autor war kein anderer als der ehemalige tapfere Vorkriegsverteidiger Hubert Perpéet. Der „Weckruf“ dürfte unwidersprochen zu den originellsten und unterhaltsamsten Dokumenten der Lintorfer Fußballgeschichte gehören.



Wie es zur Gründung des „Sport-Club Rot-Weiß Lintorf“ kam

Trotz der lobens- und lesenswerten Zeitung „Spiel und Sport“ und des aufmunternden und gar witzigen „Weckruf“ zerstritten sich die Lintorfer Fußballer und ihre Anhänger. Vielleicht hatten die politischen Zeitumstände oder die böse Inflation sie nervös gemacht. 1922 existierten in Lintorf tatsächlich zwei Fußballvereine: der „bürgerliche“ Rasensportklub und der Ballspielverein „Einigkeit“, der sich dem damaligen Arbeiter Turn- und Sportbund anschloß.



Diese Aufnahme entstand 1920 in Wedau. V.l.n.r.: Hermann Hüttenhoff, Johann Achterfeld, Theo Volmert, Leo Düssel, Otto Frohnhoff, Hermann Zerres, Fritz Lohausen, Willi Kraus. Untere Reihe: Otto Karrenberg, W. Berlemann, Lindemann

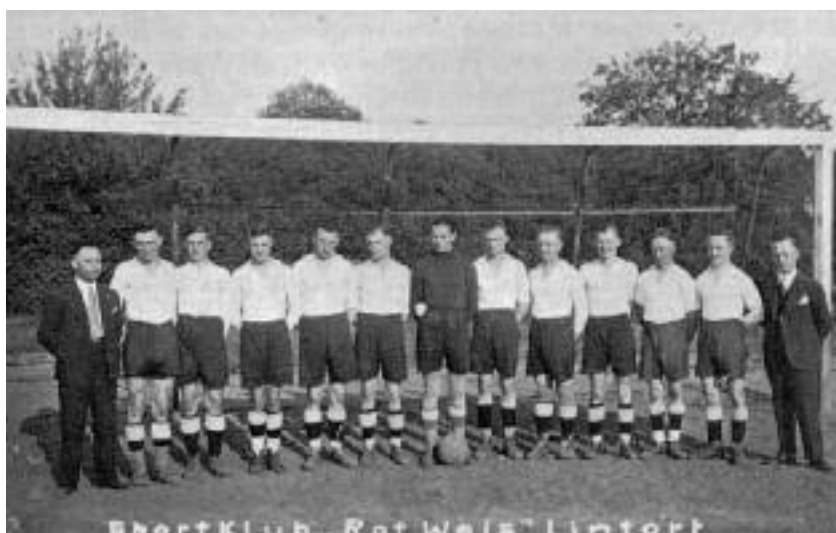
Zwei Klubs in Lintorf, das damals kaum 3000 Einwohner zählte, und die sich – mehr ideologisch als sportlich – spinnefeind waren. Glücklicherweise haben die beiden Vereine nie gegeneinander gespielt. 1927 nannten sich die beiden Klubs „SC Schwarz-Weiß“ und „Sportfreunde“. Da war es Hermann Hüttenhoff vor allem zu verdanken, der dieser heute kaum verständlichen Lintorfer Fußballmisere ein Ende bereiten sollte. Dabei unterstützten ihn Willi Kraus und Erich Etzrodt.

So kam, gut vorbereitet, am 29. Januar 1928, im Restaurant Jakob Mecklenbeck die Gründungsversammlung des neuen Lintorfer Fußballvereins zustande. Die anwesenden Sportler entschieden sich einstimmig für den Namen „Sport-Club Rot-Weiß Lintorf“. Freilich, die Entwicklung der neuen Sportvereinigung verlief anfänglich nicht ganz ohne Schwierigkeit. Doch der Initiative, dem Organisationstalent und dem nimmermüden Einsatz von Hermann Hüttenhoff gelang es, dem neuen Verein allmählich das nötige Prestige zu verschaffen und die Lintorfer zu überzeugen, welche Bedeutung für das leibliche Wohlergehen und schließlich auch für das Ansehen des Dorfes einem respektablen und gut organisierten Fußballklub beizumessen und für den nicht zuletzt auch die Jugend zu begeistern war.

Aus dem mit sorgfältiger Genauigkeit geführten Aufzeichnungen von Hermann Hüttenhoff geht hervor, daß der Verein bei seiner Gründung 39 Mitglieder zählte, die einen beträchtlichen Wochenbeitrag von 1,- RM zu zahlen hatten, beträchtlich genug, wenn man bedenkt, daß der durchschnittliche Stundenlohn eines Arbeiters damals weniger als eine Reichsmark betrug.

Die erste 1. Mannschaft des „Sport-Club Rot-Weiß Lintorf“ mag hier namentlich genannt sein: H. Hüttenhoff, W. Kraus, K. Reinhardt, J. Doll, W. Kohnen, E. Etzrodt, W. Wetterau, A. Ehrkamp, W. Bartkowiak, F. Tröster, H. Tröster.

Der neue Klubdreß der Spieler war auffallend, schmuck und werbend genug: rote Hosen, weiße Trikots und rote Stutzen, und zum ersten dramatisch fußballerischen Auf-



1930, 1. Mannschaft, v.l.n.r.: Trainer Heinrich, Hubert Tröster, Adolf Ehrkamp, Fritz Kehrmann, Willi Kohnen, Fritz Tröster, Heinz Grebe, Peter Doll, Hermann Hüttenhoff, Adolf Tröster, Fritz Sackenheim, Willi Kraus, August Rasper

takt auf dem Sportplatz am Senken hatte man die 1. Mannschaft des bekannten Rather Spielvereins verpflichtet. Vor zahlreich herbeigeströmten Lintorfer Fußballfreunden verlor Rot-Weiß ehrenvoll 2:1.

Wie die Chronik vermerkt, wählten die Sportler zum 1. Vorsitzenden Franz Schröder und zum Schriftführer Willi Kraus. Hermann Hüttenhoff, der unbestrittene Anreger und Pionier des Lintorfer Fußballsportes und damals selbst ein exzellenter Fußballspieler, wurde der Kapitän der 1. Mannschaft.

Für den Klub und seine beiden Mannschaften begannen nun im großen Verband des Westdeutschen Fußballbundes die obligaten Meisterschaftsspiele. 1928/29 belegte die 1. Mannschaft einen beachtlichen Mittelplatz. Auch die 2. Mannschaft schlug sich wacker. 1929/30 gelang bereits der Aufstieg in die 2. Bezirksklasse, und im folgenden Jahr spielte die 1. Mannschaft der Rot-Weißen, was kaum einer erwartet hätte, schon in der 1. Bezirksklasse.

Dann aber erfolgte, verursacht nicht zuletzt durch die weltweite verhängnisvolle Weltwirtschaftskrise, ein Rückschlag.

Der Verein verfügte nicht mehr über genügend brauchbare Reservespieler. Dazu schlossen sich einige gute Spieler aus finanziellen Gründen renommierten Nachbarvereinen an. So war der Abstieg

1932 unvermeidlich, worüber auch die Aufstellung einiger Jugendmannschaften kaum hinwegtrösten konnte.

Schließlich kam das Jahr 1933 mit den von den allmächtigen NS-Behörden verfügbaren sogenannten „Gleichschaltungen“, denen sich auch die Lintorfer Vereine nicht entziehen konnten. Immerhin, es wurde auch in Lintorf weiter Fußball gespielt, zumal die alten Klubmitglieder ihrem Verein treu geblieben waren. Übrigens mußte der ansonsten doch so ungefährliche Name „Vereinsvorsitzender“ den neuen Machthabern wegen seines zivilistisch-unmilitärischen Beigeschmacks zuwider sein, so daß sie ihn durch eine zeitgemäße Vokabel ersetzen und den damaligen Vereinsvorsitzenden Hüttenhoff offiziell zum „Vereinsführer“ deklarieren ließen.

Als 1938 der Verein „in bescheidenem Rahmen“ sein zehnjähriges Bestehen feierte, erhielten von den 39 Vereinsgründern elf eine Ehrenurkunde überreicht. So der Bericht der Chronik.

Dann kam 1939 der von Hitler verbrecherisch angezettelte Krieg, der Deutschland fast ausgelöscht hätte und auch in Lintorf seine blutigen Spuren hinterlassen sollte. Viele Rot-Weiße mußten Soldat werden. So blieb es nicht aus, daß während des Krieges auf dem Sportplatz am Senken vornehmlich Jugendliche, die noch nicht Soldat zu werden brauchten, zu sehen waren. Bald spielte bei den

Senioren nur noch eine reguläre Mannschaft, darunter mit altem Elan Hermann Hüttenhoff. Immerhin errang sie 1941 trotz mancher Ausfälle in der damaligen 3. Kreisklasse die Meisterschaft. 1943 erreichte die ersatzgeschwächte Mannschaft die 4. Pokalrunde gegen BV 04, wobei das Spiel in der Verlängerung plötzlich wegen Fliegeralarm abgebrochen wurde.

man in Lintorf wieder Fußball zu spielen trotz der bedrückenden Notlage der Nachkriegsjahre und des Verlustes der 30 Rot-Weißen, die aus dem Krieg nicht zurückgekehrt waren. 1946 verband man sich noch einmal mit dem Lintorfer TuS 08 unter dem Namen: „TuS Rot-Weiß 08“. Aber die Union löste sich bereits 1947 wieder auf, und die Rot-Weißen spielten wie-

Walter Perpéet. Im folgenden Jahr errang der Klub in seiner Spielklasse die Meisterschaft mit dem erstaunlichen Torverhältnis von 104:26!

In dieser Zeit fand die erste internationale Begegnung statt. Ein Spiel gegen den FC Emmenbrück Luzern aus der Schweiz.

1957 wurde Hermann Hüttenhoff Fußballobmann und gleichzeitig Trainer sämtlicher Mannschaften. Im Jahre 1951 wurde Walter Perpéet 1. Vorsitzender und bekleidete dieses Amt bis 1958.

Als einer der Höhepunkte in der Vereinsgeschichte gilt das Jahr 1960. Im Endspiel um die Bezirksmeisterschaft der 1. Kreisklasse verloren die Lintorfer im Ratinger Stadion vor 4000 begeisterten Zuschauern gegen ihren Erzrivalen Ratingen 04 recht knapp und mit ein wenig Pech 2:3.

1962 gab Hermann Hüttenhoff seinen Trainerposten an Peter Axler ab, mit dem der Verein dann 1963 den Aufstieg in die Bezirksklasse schaffte.

Mit fetten Lettern machten die Montagsausgaben der Rheinischen Post und der Düsseldorfer Nachrichten den Triumph der Rot-Weißen publik: *„Rot-Weiß Lintorf steigt auf“*. Nun sind auch in der 1. Fußballkreisklasse die Würfel gefallen. Zum Abschluß 6:3 Sieg bei DJK Rheinwacht Unterrath u.s.w. *„Endlich am Ziel“!* Jubel bei SC Rot-Weiß Lintorf. Nun ist die Meisterschaft in der Nordgruppe 1. Fußballkreisklasse Düsseldorf zugunsten von Rot-Weiß Lintorf entschieden. Für die Rot-Weißen war



1939/40. Kriegsmeister-Mannschaft, obere Reihe v.l.n.r.: Fritz Abels, Hermann Mecklenbeck, Willi Remus, Fritz Heidrich, Hermann Hüttenhoff, Erich Hüttenhoff, Fritz Kehrmann, Theo Bünten, unten: Leo Ehrkamp, Fritz Klasen, Hugo Becker, Adolf Wys, Willi Kibbat

Das letzte Spiel des Klubs während des Krieges fand statt oder besser spielte sich ab kurz vor der Ardennenoffensive und dem Anrücken der Amerikaner. Das war am 10. Dezember 1944. Der kriegsuntaugliche Rest der Rot-Weißen spielte gegen eine Mannschaft von Ratingen 04. Doch die Chronik verrät nicht, wie oft dieses merkwürdige „Kriegsspiel“ von den feindlichen Tieffliegern gestört wurde, die damals auch bei uns Jagd machten auf alles, was sich unter ihnen bewegte. Vielleicht, man weiß es nicht genau, waren es Fußballspieler aus London, Manchester oder Liverpool, denen es Spaß machte, auf deutsche Kicker zu schießen. Wie dem auch gewesen sein mag. Mit dem Lintorfer Fußballspiel war's seit diesem makabren Dezember-treffen vorläufig vorbei.

Rot-Weiß nach dem Zweiten Weltkrieg

Aber bereits ein Jahr nach der Kapitulation (8. Mai 1945) und der Besetzung unserer Heimat durch amerikanische Truppen versuchte

der unter ihrem bewährten Namen „Sport-Club Rot-Weiß Lintorf“. Die Optimisten behielten recht. Die Erfolge blieben nicht aus. 1949 wurde die 2. Kreisklasse neu gegründet. Vier Vereine, darunter auch Rot-Weiß, wurden dieser Klasse zugeteilt. 1950 hatte F. Raffael für Hermann Hüttenhoff den Posten des Vereinsvorsitzenden übernommen. 2. Vorsitzender war Wilhelm Molitor und Geschäftsführer



Rot-Weiß Lintorf, 1. Mannschaft, 1950-er Jahre.
Stehend, von links nach rechts: F. Raffael, H. Schwarz, H. Remus, H.P. Hümb's, P. Schwarz, F. Becker, Kerkhoff, H. Joch, T. Hoffmann, H. Hüttenhoff.
Kniend, von links nach rechts: F. Fantinel, A. Richter, G. Hümb's



Im Jahre 1951 fuhr der SC Rot-Weiß zu einem Gegenbesuch in die Schweiz, um dort gegen den FC Emmenbrück Luzern zu spielen. Unser Bild zeigt die Rot-Weißen mit Anhang kurz vor der Abfahrt mit einem Bus des Rater Busunternehmers Arthur Massot. Der Bus steht vor der Gaststätte Mecklenbeck

der Weg zur Meisterschaft sehr schwer. Erst der letzte Spieltag brachte die Entscheidung u.s.w.

Im gleichen Jahr gelang es auch der Elf der Lintorfer Handballabteilung TuS 08, die Meisterschaft zu erringen und in die 1. Kreisklasse aufzusteigen, und es war ein schönes Zeichen sportlicher Verbundenheit, daß beide Vereine sich im Haus Anna zu einer gemeinsamen Siegesfeier zusammenfanden.

In seinem Grußwort betonte der Vorsitzende der Rot-Weißen, Otto Thiede, das kameradschaftliche Verhältnis zwischen den Fußballspielern und den Handballern. Es sei beiden Vereinen zu wünschen, ihre Erfolge zu festigen und auszubauen. Der Vorsitzende überreichte 18 Spielern, die zur Erringung der Meisterschaft der Rot-Weißen beigetragen hatten, Ehrenurkunden. Es waren die Spieler: Axler, Kehrmann, H. und D. Fußbahn, Müller, Michael, Bröker, Weber, Gräfer, Mentzen, Klasen, Rübenkamp, Kohl, Berle-
mann, Peters und Lehmann.

Der Vorsitzende von TuS 08, Karl Schäfer, übergab seiner siegreichen Mannschaft je ein Bild der Meisterelf.

Den Reigen der Gratulanten eröffnete Dechant Veiders, Ehrenmitglied der Rot-Weißen. Er erinnerte daran, daß er selbst um die Jahrhundertwende die Entwicklung des Fußballsportes und dessen Siegeszug miterlebt habe. Wie sehr der Fußballsport in Lintorf ge-

sellschaftsfähig geworden war, das konnte die Anwesenheit des Dechanten und erst recht seine Ehrenmitgliedschaft bei den Rot-Weißen nicht besser beweisen. Eine Ehrenmitgliedschaft des Pfarrers Heinrich Zitzen, des Pastors Friedrich Kruse oder des Gemeindevorstehers Frohnhoff vom Drügen Emmer bei den Fußballspielern des Beekhofplatzes vor dem Ersten Weltkrieg wäre undenkbar gewesen! Die Glückwünsche der Gemeinde und der Amtsvertretung überbrachte der damalige Bürgermeister Wellenstein.

Die ersten Jahre in der recht starken Bezirksklasse waren für die Lintorfer kein reines Honigschlecken: doch bereits nach drei Jahren fehlte nur das Quentchen Glück, um weiter aufzusteigen. Größeren Erfolg hatte die von Günter Gräfer betreute A-Jugend, die als Gruppensieger triumphierte und Düsseldorf Stadtmeister wurde.

Wenn das Jahr 1963 als eines der besonders erfolgreichen in der langen Vereinsgeschichte gelten darf, möge man nicht vergessen, daß zu dieser Zeit das verantwortliche und gerade nicht bequem beschauliche Amt des Klubvorsitzenden Otto Thiede ausübte, der mit beachtlichem Sachverstand und dem erforderlichen Verhandlungsgeschick den Verein leitete und mit den neuen Aufgaben und Problemen, die auf den größeren Klub zugekommen waren, fertig zu werden verstand. Ot-

to Thiede hatte das Amt 1959 übernommen, nachdem er bereits seit 1956 als 2. Vorsitzender im Vereinsvorstand tätig gewesen war.

Von 1958 bis zur Jahreshauptversammlung 1959 wurde Willi Berle-
mann 1. Vorsitzender des Vereins, nachdem Walter Perpéet bei der Jahreshauptversammlung 1958 sein Amt als 1. Vorsitzender wegen Arbeitsüberlastung niedergelegt hatte. Otto Thiede war von 1959 bis zur Jahreshauptversammlung am 11. März 1972 mit geringen Unterbrechungen wegen Krankheit 1. Vorsitzender des Vereins. Bis heute hat der Verein auf ihn als treuen und zuverlässigen Berater nicht verzichten können.

Der großartige Aufschwung aller Lintorfer Sportarten wäre freilich kaum möglich gewesen ohne die verständnisvolle und generöse Unterstützung, die sie durch die damaligen Lintorfer Gemeindevertreter erfahren haben. So muß man auch, was die Geschichte der Rot-Weißen anbetrifft, den 8. März 1955 mit goldenen Lettern in die Vereinschronik eintragen. An diesem Tag beschlossen nämlich die Lintorfer Gemeindeväter einstimmig, nicht nur die recht enormen Geldmittel für den Bau einer Turnhalle zu bewilligen, sondern auch für die Anlage eines großräumigen Sportplatzes nördlich des Zubringers an der heutigen Jahnstraße.

Aus diesem Sportplatz entwickelte sich dann mit allem notwendigen Zubehör, Tribüne und Flutlichtanlage, das heutige Sportstadion, um das Lintorf von manchen größeren Städten beneidet wird.

Die von der Gemeinde errichtete Stadionanlage hatte die Voraussetzungen geschaffen für die kontinuierlichen Erfolge und vielseitigen Leistungen des Klubs, der zweifellos das oft ungenügende sportliche Erziehungsprogramm der Schulen wirkungsvoll ergänzte, und die kommunalpolitischen Instanzen wären schlecht beraten gewesen, einer Vereinigung, die im 4. Jahrzehnt ihrer Existenz fast 400 Mitglieder zählte, die offizielle Anerkennung und finanzielle Unterstützung zu versagen. Die Zeiten vor dem Ersten Weltkrieg, als der Fußballsport als eine Betäti-

gung exzentrischer Sonderlinge galt, schien der Lintorfer Vorgesetzte anzugehören.

1968 = 40 Jahre Rot-Weiß Lintorf

1968 feierte der Sport-Club Rot-Weiß unter dem Vorsitz Otto Thiedes und des Ehrenvorsitzenden Hermann Hüttenhoff sein 40-jähriges Bestehen. Wie sehr der Klub in der Lintorfer Öffentlichkeit an Ansehen und Bedeutung gewonnen hatte, demonstrierte der höchst offizielle Festakt im damaligen Rathaus.

Gemeinde und Amt erwiesen den Rot-Weißen sogar die Reverenz, indem sie vor dem Rathaus die Fahnen Lintorfs und des Angerlandes hissen ließen. Nachdem das Rater Collegium musicum im Festsaal des Rathauses die Feier eröffnet hatte, betonte Otto Thiede in seiner Begrüßungsansprache, daß man den Festakt zum 40-jährigen Bestehen des Vereins nicht als Abschluß, sondern als Aufforderung betrachte, zukünftig noch intensiver und zielbewußter die sportliche Arbeit fortzusetzen. „Wir werden“, sagte er, „nicht auf den Lorbeeren ausruhen.“

Welche nicht zu übersehende Bedeutung der Klub im Leben der Gemeinde gewonnen hatte, bezeugte die überwältigende Anwesenheit der Lintorfer und auswärtigen Prominenz, gleichgültig, ob sie sich in den Fußballregeln und der Rangordnung der Fußballklassen auskannte oder nicht.

Den würdigen Verlauf der Feier mit den Glückwünschen der Gemeinde- und Amtsvertretung und der befreundeten Vereine kann man in einer Festschrift nachlesen, die heute zu den wichtigen Dokumenten der Vereinsgeschichte gehört.

Vergessen wir nicht, daß während des Festaktes im Rathaus Klubmitglieder, die sich besonders um den Verein verdient gemacht hatten, geehrt wurden. So erhielten die goldene Nadel des Westdeutschen Fußballverbandes Walter Perpéet und Johann Doll. Hermann Hüttenhoff und Willi Kraus, die zu den Gründern des Klubs gehörten, und Hubert Perpéet und August Rasper, die „von Anfang an dabei waren“, empfingen aus der Hand des Vorsitzenden Otto Thiede Ehrenurkunden.

In der Jubiläumswoche spielten insgesamt neun Klubmannschaften gegen auswärtige Vereine. Höhepunkt dieser sportlichen Veranstaltungen war zweifellos das Spiel der Rot-Weißen gegen die 1. Mannschaft der Düsseldorfer Fortuna am 18. Mai. Darüber erschien ein fast halbseitiger Bericht im Sportteil einer bekannten rheinischen Tageszeitung:

Trotz Regen kamen 1000 Zuschauer - Rot-Weiß Lintorf unterlag Fortuna Düsseldorf. Alles war auf das sorgfältigste vorbereitet, den ganzen Samstag über noch rührte Rot-Weiß die Werbetrommel für das Jubiläums-Fußballspiel gegen Fortuna Düsseldorf, da machte das Wetter einen dicken Strich durch alle Erwartungen. Eine Stunde vor Spielbeginn öffnete der Maihimmel seine Schleusen, es regnete in Strömen. „Schade, dieser Regen hat uns mindestens 500 Besucher gekostet“, bedauerte der Rot-Weiß Vorstand. Immerhin, es kamen doch noch rund 1000 Zuschauer ins Lintorfer Stadion. Sie sahen eine spannende Partie. Lintorf verlor gegen die Bundesliga-Elf von Fortuna mit 2:7 Toren...

Der Reporter endete seinen ausführlichen, aufregend spannenden Bericht:

Geschlossen nahm die Fortuna am anschließenden Jubiläumsfestakt im Saal des „Haus Anna“ teil, zu dem Vorsitzender Otto Thiede als Ehrengäste Ehrendechant Veiders sowie den Vorsitzenden des Kreissportausschusses und des Ortsverbandes Ernst Dietrich willkommen hieß. Dann wurde es eine rauschende Ballnacht.

Die Spieler, die in der letzten Saison des Jubiläumsjahres in der 1. Mannschaft spielten, waren: Friedel Jehle, Hans Maleschka, Friedel Fink, Dieter Kohl, Heinz Werner Michael, Manfred Roth, Edgar Weber, Friedel Schinkheider, Günther Schmitz, Horst Felten, Werner Berlemann, Karl Heinz Berten, Willi Wintersig, Arthur Dimmel, Fritz Lehmann, Horst Bröker, Helmut Fußbahn, Willi Schröder, Udi Marci, Heinz Grüten, Peter Hajek, Helmut Schuh, Adolf Battefeld, Heinz Alders.

Zum Vorstand des Klubs gehörten 1968 Otto Thiede, Hermann Marx, Dr. Walter Thiele, Peter Scholzen,

Werner Uferkamp, Hans Fußbahn, Johann Doll und als Geschäftsführer Willi Hamacher.

Als Trainer war seit zwei Jahren vom Verein Helmut Rüben verpflichtet worden.

1968 zählte Rot-Weiß Lintorf: 74 aktive Jugendliche, 103 aktive Senioren, 201 passive Mitglieder. Dabei verfügte der Verein über die stattliche Zahl von neun Mannschaften, darunter vier Jugendmannschaften.

Einige Daten, Namen, Ereignisse aus den letzten Jahren der Vereinsgeschichte

Die 1. Mannschaft, die 1963 in die Düsseldorfer Bezirksklasse aufgestiegen war, hatte es zunächst nicht leicht.

In der Bezirksklasse spielten 16 Vereine. 1969/70 erkämpften sich die Rot-Weißen einen beachtenswerten 5. Platz.

Bei den Begegnungen Rot-Weiß Lintorf und Ratingen 04/19, den Angerland-Derbys, gerieten wohl jedesmal, wie die Reporter berichteten, „die Gemüter in Wallung“.

Am 28. September 1969 gelang den Lintorfern ihr erster Sieg der Saison ausgerechnet gegen den Spitzenreiter, den Rather Spielverein. Der Reporter Josef Schappe schwelgte in seinem Bericht über das Spiel der Lintorfer in Superlativen: „Die kämpferische Leistung der Rot-Weißen war einmalig. Der Trainer war begeistert von seiner Elf.“

Einen virtuos „Tanz der Zebras“, wie es hieß, erlebten Lintorfer und Rater, als eine Kombination des SC Rot-Weiß und der RSV 04/19 gegen die Bundesligelf des MSV Duisburg spielte. Die „Zebras“ gewannen, wie zu erwarten war, aber sie ließen es sich nicht nehmen und schossen zehn Tore vor 1.200 Zuschauern. Der Rater Fehling erzielte immerhin den viel bejubelten obligatorischen Ehrentreffer.

Seit eh und je zeigte sich die Vereinsführung bemüht um die Betreuung der Jugendmannschaften. 1968 hatte Werner Uferkamp den glücklichen Einfall gehabt, ein Flugblatt zu verfassen und in den Schulen verteilen zu lassen. Das Flugblatt wies auf die Bedeutung

sportlicher Betätigung für die Jugend hin und auf die Möglichkeiten, die der Klub in dieser Beziehung zu bieten hatte. Das Ergebnis war überraschend. Mehr als 50 Schüler schlossen sich dem Verein an! Wesentlicher Anteil am Erfolg der wichtigen Jugendarbeit ist zweifellos der intensiven und verständnisvollen Arbeit des Jugendtrainers Ludwig Pützer zuzuschreiben, der seit 1974 das Amt eines Jugendobmannes ausübt. Bei ihm dürfen sich nicht wenige Lintorfer Eltern bedanken, da er viele Jugendliche zu überzeugen verstand, daß es weit besser sei, gut und gern Fußball zu spielen als Bier zu trinken und Zigaretten zu rauchen, wenn man seine Männlichkeit beweisen will.

In den folgenden Jahren wurde auch die 1. Mannschaft immer erfolgreicher. Mehrmals wurde der Klub Vizemeister.

Mit Beginn der Rückrunde der Saison 1975/76 war Trainer Helmut Brücken, der 1973 nach Lintorf gekommen war, durch den Trainer Willi Wintersig abgelöst worden.

Bei der Jahreshauptversammlung am 26. Mai 1976 zählte der Klub 550 Mitglieder, darunter 224 Jugendliche, die bewährte Aktionsgemeinschaft Rot-Weiß und TuS 08 insgesamt ungefähr 1.700 Mitglieder, d.h., jeder 7. Lintorfer unterstützte wenigstens durch seine Mitgliedschaft die Bestrebungen der beiden Vereine!

1976/77, als die Rateringer bereits in der Landesliga spielten, am Ende der Saison aber gerade noch die Klassenzugehörigkeit behielten, hätten die Rot-Weißen bei etwas mehr Glück aufsteigen können. Der Klub erreichte den 2. Platz bei gleicher Punktzahl mit dem Rather SV und bei einem Tor- und Punktverhältnis von 71:41 und 43:17. Vier Punkte fehlten zur Erringung der Meisterschaft. Aber vielleicht wollten die Rot-Weißen sie erst 1978 gewinnen, im Jubiläumsjahr des Klubs!

50 Jahre Sport-Club Rot-Weiß Lintorf

Eigentlich hätte Rot-Weiß sein 50-jähriges Bestehen am 29. Januar 1978 feiern müssen. Genau an diesem Januartag vor fünfzig Jahren war ja der Klub im Restaurant Mecklenbeck gegründet worden,

als Lintorf kaum 3.000 Einwohner zählte und die Lintorfer von damals ihr heutiges Lintorf kaum wiedererkennen würden: ein Lintorf mit Bürgersteig und Müllabfuhr, mit Hochhäusern und Stadion, dem „Zubringer“, dem Schwimmbad und dem Drupnaspark. Es ist zudem nicht zu viel gesagt, daß der Klub nicht nur ein besonderes Kapitel der Ortsgeschichte darstellt, sondern die Entwicklung Lintorfs von einer halbbäuerlichen ländlichen Siedlung in eine moderne Industriege-
meinde, versehen mit allem städtischen und technischen Komfort, sich in der Geschichte des Klubs ein wenig widerspiegelt.

Am 29. Januar 1978, am Jubiläumstag, stand Rot-Weiß an der Tabellenspitze der Bezirksklasse nach 14 Spielen hintereinander ohne Niederlage. Gegner des Klubs war der Erzrivale, der traditionsreiche Rather Spielverein, der am Ende der verfloßenen Spielzeit noch mit Lintorf um den Aufstieg gekämpft hatte und nun das Schlußlicht der Tabelle war.

Zwar waren die Rot-Weißen am 4. Februar im DFB-Pokal-Spiel gegen den VFB Marathon Remscheid erwartungsgemäß ausgeschieden. Aber die Lintorfer hatten nicht schlecht gespielt und konnten sich nun ganz auf den Aufstieg in die Landesliga und auf die Klassenmeisterschaft konzentrieren. Die Chance, bald in der Landesliga zu spielen, war noch nie so groß, und selbst die Reserve-Mannschaft besaß noch alle Mög-

lichkeiten, von der 2. Kreisklasse in die 1. Kreisklasse aufzusteigen.

Ein doppelter Triumph im Jubiläumsjahr des Klubs war möglich geworden.

Nun, die Rot-Weißen enttäuschten nicht. Wer es am Sonntag, dem 9. April auf dem Oberbilker Sportplatz noch nicht erfahren hatte, konnte es am Montag in großer Aufmachung in den Sportberichten der Zeitungen lesen:

Jubel in Lintorf – 2:1 Sieg über Sparta. Aufstieg in die Landesliga.

Der 9. April 1978 wird von nun ab zu den bemerkenswertesten Daten der Vereinsgeschichte zählen, und der Chronist der nächsten Festzeitschrift – wahrscheinlich im Jahr 2003 – wird sich an das mit diesem Datum verbundene Ereignis des Jubiläumsjahres wohl erinnern müssen.

Der glückliche, aber auch verdiente Aufstieg in die Landesliga war also perfekt geworden, obschon noch vier Spiele vor Abschluß der Saison zu spielen waren. Sollten aus den restlichen Spielen nur drei Punkte gewonnen werden, dann hatte Rot-Weiß sogar den hoch begehrten Meistertitel der Bezirksklasse erkämpft.

Ein Blick auf die Schlußtabelle beweist, daß die Lintorfer Rot-Weißen verdient in ihrer Spielklasse die Meisterschaft gewonnen hatten.



Jubiläumsjahr 1978, 1. Mannschaft: Begleiter Peter Lacks, Horst Klinker, Wolfgang Chill, Bernd Herbowski, Gerd Tschuschke, Erwin Rucinski, Josef Reiter, Achim Peters, Werner Remitschka, Dieter Wienhusen, Helmut Brücken, Trainer Willi Wintersig, Olaf Ohlenmacher, Horst Tackenberg, Horst Nieporte, Hans-Joachim Stecher, Achim Hümb, Klaus Grunow, Friedel Jehle, Wolfgang Thönissen, Lothar Hasselberg

Bezirksklasse Düsseldorf 1

1. Rot-Weiß Lintorf	30	21	5	4	77:29	47:13
2. TuSA 06/08	30	18	8	4	64:29	44:16
3. Agon 08	3015	11463	4141	19		

Das Jubiläumsjahr 1978 des SC Rot-Weiß Lintorf wird in der Geschichte des Vereins, aber auch des Lintorfer Sportes nicht zuletzt einen besonders erwähnenswerten Platz behalten wegen des Aufstiegs und der Meisterschaft der 1. Mannschaft. Auch die Reservemannschaft belegte in der Kreisklasse den 2. Platz. Wetteifernd allerdings mit den Erfolgen der 1. Mannschaft errang die D-1-Jugend in der Sonderliga vor Wersten 04 und Turu 04 die großartig erkämpfte Meisterschaft. Die rot-weiße Jugendmannschaft war die einzige, die neben Jugendmannschaften des renommierten Bundesligisten Fortuna eine Meisterschaft in einer Sonderliga gewonnen hatte. Konnte sich die Vereinsführung für ihre sorgfältig geplante und sportpsychologisch

richtig betriebene Arbeit der Jugendbetreuung ein schöneres Jubiläumsgeschenk wünschen? Nun, ein Geschenk zusätzlicher Art war schließlich auch das neue Sportlerheim am Stadion an der Jahnstraße, das den Lintorfer Sportlern durch den sportbegeisterten Bürgermeister Dietrich am Sonntag, dem 5. Mai, übergeben wurde.

Zum Abschluß dieses Berichtes ein Wort noch über den jetzt amtierenden Vorstand und dessen 1. Vorsitzenden Werner Uferkamp. Ohne die Arbeit und den leidenschaftlichen Einsatz dieser Männer hätte der Klub im Jubiläumsjahr 1978 wohl kaum auf eine solch stolze Bilanz bemerkenswerter Erfolge verweisen können. Werner Uferkamp hat seit seinem

Amtsantritt im März 1972 und ab 1963 bereits im Vorstand und als Fußballobmann die ihm gestellten Aufgaben mit Geschick und dem ihm eigenen höchst temperamentvollen Elan erfüllt. Zum Ansehen des Vereins und seinen Erfolgen hat er wesentlich beigetragen. Recht und billig dürfte es sein, nicht zuletzt den aktiven Spielern wegen ihrer Leistungen ein Loblied zu singen und von den Spielern besonders Helmut Brücken zu erwähnen, den ehemaligen Vertragsspieler der Düsseldorfer Fortuna und von Bayer Leverkusen. Von seinem spielerischen Können und seiner Erfahrung profitierte, wie jeder weiß, die 1. Mannschaft. Welche Verdienste sich der Trainer Willi Wintersig für den SC Rot-Weiß erwarb, ist in unserem Bericht schon deutlich genug vermerkt worden. Er war und ist ein ausgezeichnete Trainer, der es, wie kaum ein anderer, versteht, den Kameradschaftsgeist der Spieler zu pflegen, Grundvoraussetzung kontinuierlicher Erfolge.

Theo Volmert

FDP

Die Liberalen

Ihre Ansprechpartner in Ratingen:

Detlef Parr

Bundestagsabgeordneter
Ratingen-Hösel · Telefon 68404

Harald Benninghoven

Kreistagsabgeordneter
Ratingen-Homberg · Telefon 708065

Hans-Joachim Uhde

Vorsitzender FDP Ratingen
Bezirksausschuss Ratingen/Mitte
Ratingen-Mitte · Telefon 26057

Horst Becker

Ratsherr · Fraktionsvorsitzender
Ratingen-Ost · Telefon 83454

Helga Glagow

Ratsfrau
Ratingen-Tiefenbroich · Telefon 443420

Jürgen Uferkamp

Bezirksausschuss Lintorf/Breitscheid
Schul- und Sportausschuss
Ratingen-Lintorf · Telefon 39231

Werner Uferkamp

Stellv. Bürgermeister · Stellv. Fraktionsvorsitzender
Ratingen-Lintorf · Telefon 31588

Am 26. September 2004 ist Kommunalwahl.
Bitte geben Sie der **FDP** Ihre Stimme – damit sorgen Sie
für ausgeglichene Verhältnisse.

Wir versprechen liberale Politik in Ratingen.

Der Sport-Club Rot-Weiß Lintorf feiert Geburtstag: 75 Jahre!

„Rot und Weiß, wie lieb' ich dich“

Als der Verfasser gebeten wurde, anlässlich des 75jährigen Jubiläums einen kleinen Nachspann zur Chronik zu schreiben, die sein ehemaliger Lehrer, der bekannte Heimatforscher Theo Volmert, zum 50jährigen Jubiläum in seiner bekannt unterhaltsamen Art verfasst hatte, fragte er sich, welche Beziehung er denn zu dem Lintorfer Fußballverein habe. Um es gleich vorwegzunehmen, es gibt eine ganze Reihe von mehr oder weniger intensiven Berührungspunkten. Sein Großvater Johann Mentzen verpflichtete 1906 Paul Lescrigne aus Bonn, der in Lintorf 1908 den ersten Lintorfer Fußballclub gründete. Fußball wurde damals auf einer Kuhweide seines elterlichen Bauernhofes gespielt. 1957 trat er dem Fußballverein Rot-Weiß bei und spielte zusammen mit seinem Bruder Hans-Georg, der später als „Charly“ Mentzen bei den Handballern des TuS 08 Lintorf eine ähnliche Rolle spielte wie Werner Uferkamp beim SC Rot-Weiß, in der C-Jugend, die zeitweise vom Lintorfer Pionier des Fußballs Hermann Hüttenhoff trainiert wurde. 1963 gehörte er als Torwart der Mannschaft an, die den Aufstieg in die Bezirksklasse schaffte. Der damalige Vorsitzende Otto Thiede war außerhalb des

Spielfeldes eine besondere Respektsperson für ihn. Auf dem Spielfeld besaß der Spielertrainer Peter Axler absolute Autorität.

Hinter den Kulissen zog aber schon ein zu dieser Zeit noch junger Mann die Fäden: Werner Uferkamp. In der Folgezeit war er der große Macher (vgl. Rheinische Post vom 3.1.2003). Bis 1998 führte er den Verein praktisch als Alleinunterhalter. Es würde den Rahmen dieses Artikels sprengen, wenn man alle seine Verdienste aufzählen wollte. Unter seiner Führung wurde der Kunstrasenplatz angelegt, das schicke Clubhaus wurde gebaut, die Flutlichtanlage wurde installiert, spektakuläre Transfers wurden vorgenommen. Im Raum Düsseldorf (Kreis 1) gibt es nur fünf andere Vereine, die nach dem Krieg nie tiefer spielten als in der Bezirksliga: die Fortuna, der DSC 99, der VfL Benrath, der BV 04 und die Tura. Mit diesen Traditionsvereinen steht Lintorf auf einer Stufe. Als Uferkamp aus beruflichen Gründen eine Pause benötigte, fanden sich kompetente Nachfolger, die den Verein seriös führten: Detlef Czoske, Ralf Esser und nun Wolfgang Chill. Letzteren unterrichtete der Verfasser zeitweise als Lehrer

an der Realschule in Lintorf, und beide spielten einige Zeit abwechselnd im Handballtor der zweiten Mannschaft des TuS 08 Lintorf. Anders als sein großer Vorgänger Werner Uferkamp baut er auf ein gut harmonisierendes Vorstandsteam, so dass die anfallenden Arbeiten auf mehrere Schultern verteilt werden können.

Mit der Verpflichtung seiner Trainer hatte Rot-Weiß Lintorf stets eine glückliche Hand. Peter Axler war es, der die 1. Mannschaft 1963 in die Bezirksklasse führte, indem er als unermüdlicher Rackerer seine Mannschaft nach vorn trieb. Im Jubiläumsjahr 1978 schaffte Willi Wintersig den ersten Aufstieg in die Landesliga, die allerdings nicht lange gehalten werden konnte. Der Verfasser hatte das Glück, einige Spiele unter seiner Führung absolvieren zu dürfen, und er bewunderte die Fähigkeit dieses Trainers, seine Mannschaft auf den jeweiligen Gegner einzustellen. 1984 war es Helmut Rueben, der mit der 1. Mannschaft den Wiederaufstieg in die Landesliga schaffte, doch auch jetzt konnte diese Klasse nicht langfristig gehalten werden. In diesem Jahr hatte Werner Uferkamp seinen Freund Josef Mentzen, den ältesten Bruder des Verfassers, als 2. Vorsitzenden in den Vorstand geholt. Nicht unerwähnt bleiben darf der ehemalige Fortuna-Profi Helmut Brücken, der sich als Spielertrainer seine Verdienste erwarb. Heute schwingt er auf dem Tennisplatz des Beekershofes den Tennisschläger. Dann folgte Norbert Baumann, der sich für den Verein zum Dreh- und Angelpunkt entwickelte. In der Saison 2003/2004 betreut Detlef Feldmann die 1. Mannschaft, und er belegt mit seiner Truppe in der laufenden Meisterschaft einen der vorderen Plätze. Es darf wieder einmal vom Aufstieg geträumt werden...



Torwart Peter Mentzen wird
von Trainer Hermann Hüttenhoff
„auf die Probe gestellt“



Wolfgang Chill,
im Jubiläumsjahr 2003 Vorsitzender
des SC Rot-Weiß Lintorf

Eine der Hauptaufgaben sieht der Verein in der Vereinigung von Jugend-, Breiten- und Leistungs-



Die Meistermannschaft der Spielzeit 1983/84, die den Wiederaufstieg in die Landesliga schaffte.
Fußballobmann K. H. Reinhardt, 2. Vorsitzender Josef Mentzen, Trainer H. Rueben, Norbert Baumann, Stefan Hinck, Thorsten Kunde, Norbert Schneider, Dieter Krieger, Konrad Hertel, Stefan Elias, Ralf Eßer, Udo Splittgerber, Jürgen Breitfeld, Norbert Tasler, 1. Vorsitzender Werner Uferkamp, H. J. Stecher, Gerd Hülsmann, Dieter Wienhusen, Michael Raddatz, Achim Hümbts, Jürgen Ohlenmacher, Wolfgang Chill, Horst Tackenberg, Klaus Wilkie



Die 1. Mannschaft des SC Rot-Weiß in der laufenden Spielzeit 2003/2004

sport. Jugendliche sollen Perspektiven erhalten. Ihnen soll die Möglichkeit geboten werden, auch im Leistungssport des Seniorenbereichs mitzuwirken. Heute umfasst der Verein rund 500 Mitglieder, von denen die Hälfte Jugendliche sind. Spielten 1993/94/95 noch alle Jugendmannschaften in der „Gurkenliga“, so haben fünf Jahre ausgereicht, um durch kontinuierliche Aufbauarbeit mehrere Aufstiege hintereinander zu feiern und einige Mannschaften in die Sonderliga zu bringen. Das Ehepaar Heike und

Klaus Brügel erwarb sich hierbei unschätzbare Verdienste. Wie wichtig eine erfolgreiche Jugendarbeit in der heutigen Zeit ist, lässt sich leicht aus der Tatsache absehen, dass eine ganze Reihe von Jugendspielern erfolgreich in den Kader der 1. Mannschaft eingebaut werden konnte. Andreas Kraus, Marco Bader, Stefan Baumann, Thomas Wolf und Pascal Ohlenmacher seien hier genannt. Ein solcher Erfolg ist aber nur möglich, weil über 50 ehrenamtliche Trainer(innen) und Betreuer(innen) sowie Helfer(innen) sich

die Arbeit teilen unter dem Motto: „Wir möchten mit Freude tolle Fußballspiele sehen. Also lieber mit Elan eine Klasse tiefer spielen. Wenn dann die Moral stimmt, kommt der Erfolg von allein.“

Abschließend möchte der Verfasser seiner Hoffnung Ausdruck verleihen, dass alle Mitglieder und Fans des Sport-Clubs Rot-Weiß Lintorf mit ihm das Gefühl teilen: „You'll never walk alone!“

Peter Mentzen

Lengtörper Kall

Adelsschäpp	Jaucheheber, Blechbehältnis mit Holzstiel
Backes	gemauerter Backofen zum Brotbacken außerhalb des Hauses
Bleek	Bleiche, Rasen zum Bleichen der Wäsche
Büth	Bund
Büth Strüh	Bund Stroh (ohne Frucht), ausgedroschen
Daak-Kall	Dachrinne
doh-jewäss	dagewesen
Dörp	Dorf
Dreckschöpp	Kehrblech
Duk	Tuch
Duwe	Tauben
en Fust en de Täsche make	eine Faust in der Tasche machen
Erpelskrud	Kartoffelstroh
Erpelsrief	Kartoffelreibe
et es e Weeder, do sollste kene Honk be rutjare	das Wetter ist so schlecht, dass man keinen Hund hinausjagt
et klört sech op	das Wetter klärt sich auf
et schmitt	vom Wind getriebener Regen
et träkt	es zieht
Etzeschülle	Erbsenschote
Ferkesremmel	kurzer Stock der Schweinehirten
Ferkestummel	Schweineauslauf
fure	füttern
Fust	geballte Hand / Faust
futele	fuschen
Gaast	Hocken, sechs Bund Getreide (siehe: Strüh Schobbe) zusammengestellt zum Trocknen
Hahnhölte	besonders kleines, hochgelegenes Zimmer in einem alten Haus
Hammerasch	umständlich, aufwändig
he letscht wie ne Oos	unkontrollierter Gang (letschen=gleiten)
Heuhust	Heu, aufgesetzt auf einem Heubock (Gestell, Dreibaum) zum Trocknen



Getreideernte bei Landwirt Andreas Molitor, Ratingen-Breitscheid, „Am Siepenkothen“, Essener Straße 51. Aufnahme von 1962. Von links: Paul Liermann (Schwiegersohn von Andreas Molitor), Walter Thönes (Schwiegersohn von Andreas Molitor), Anneliese Thönes, geb. Molitor, und Andreas Molitor tragen „Strüh Schobbe“, um sie zu „Gaast“ (Hocken) zusammenzustellen

Heusöller
Honk
Hönnerrhud
Humpott

Ider
Ime
Kaffee-pudel
Kall
Kallwers-keu
Kau
Kiel / en Kiel geschniede

Klinkeriem

Heuboden
Hund
Hühnerhort, hochgelegener Stall für Hühner
Kupferkessel, eingemauert, mit darunter befindlicher Feuerstelle
Euter
Biene
Feldflasche
Rinne
dummes Gerede
altes, kleines Haus
Keil, z.B. ein großes Stück Kuchen oder Brot geschnitten
Lederriemen mit Messinggriff an alten Haustüren



Heuernte bei der Familie Frohnhoff, An den Dieken 6. Aufnahme von 1930. Von links nach rechts: Wilhelm Frohnhoff, Christine Herdt, geb. Frohnhoff, Josef Frohnhoff mit „Seis on Wetzholt“ (Sense und Wetzholz)

Krud
Laake
läckisch
Löper
Mäkelsmann

Mestepuhl
met en Wusch noh en Sitt Speck schmierte

Mögge
Mösch
Mostert-Döppe
Neil
Nöhlut

Nück
Ooch
Opp-nehmer
op-rühme

Kraut/Rübenkraut
Bettuch (auch Schimpfwort für eine Person)
empfindsam, anspruchsvoll beim Essen
Auszubildender in der Forstwirtschaft
eine Person, die alles besorgen und verkaufen kann
Jauche und Stallmist in einer Grube
mit einem kleinen Geschenk nach einem größeren trachten
Mücken
Sperling, Spatz
Senftopf
Nagel
Gegenstand, den man neu bekommen hat und deshalb lieber und häufiger benutzt als seinen alten Vorgänger
Eigenart, eigenartig
Auge
Aufnehmer/Putztuch
aufräumen

Owespiep	Ofenrohr
Pann	Pfanne
pingelich	empfindlich
Pitsche	Pfirsiche
Plüme/Plümedeck	Tagesdecke oder Sofadecke mit langen Fransen
Plüne-honk	Hund mit zotteligem Fell
polwer-drüsch	sehr trocken/pulvertrocken
poote	pflanzen
Pootling	Pflanzleine
Pootstock	Pflanzstock
porkele	bohren, z.B. im Feuer herumstechen
Porkelieser	Stocheisen
Pött	Brunnen
Pott	Topf
Potz	Türe
Pricke	Fettgrieben
Proff	Stopfen
pröffe	zusammendrücken
Prumetaat	Pflaumenkuchen vom Blech
Quädd	kleine, gedrungene, rundliche Person
quette	zusammendrücken
Rotzduk	Taschentuch
Schang/Schäng	Rufname für Johannes, John, Hans
schänge	schimpfen
Schrom	Anriss, kann auch Beschädigung sein, Schramme
Schumlöpel	Schaumlöffel
Spülkomp	Spülschüssel
Stöwer	Handfeger
Strüh-Dogge	Strohwisch, besonders gebunden, kam früher unter die Hohldachziegel, als die Dächer noch nicht mit Unterspannbahnen bespannt wurden
Strüh Schobbe	Bund Getreide mit Frucht
Strünk	Rest vom Grünkohl, Stamm und Wurzel, wenn der Grünkohl abgeerntet ist
tagge	ärgern
Täng	Zähne
Tang	Zange
Troch	Trog
üre/ürisch	beleidigt (sein)
Uur	Ohr
Üwerhanduk	Überhandtuch
Wäpsche	Wespe
Wäschbütt	Waschwanne aus Blech oder Holz
wellmütig	unkontrolliert/ausgelassen
Wenn mer kleen Blare dor Welle det, dann hüllese och nit	Wenn kleine Kinder ihren Willen erhalten, weinen sie nicht
Zausjehr	Soßenschüssel
Zupp	Suppe
Zuppegrün	Allgemeiner Begriff für Suppenzutaten wie Petersilie, Porree usw.
Zuppelöpel	Suppenlöffel, Suppenkelle

Lorenz Herdt

Mer mott mähr dran jlöve!

De hellije Josef

De Motter on de Tant woren noch nie en Maria Laach jewese, hatten aver schon völl dovon jehu-et. Et wor Anfang der foffzajer Johr, do hant wir die zwei enjelade to ner Tour dorch de Eifel on nach Maria Laach. Sonndeis morjens hant wir die Motter on de Tant affjeholt. Die Tant stong schon op em Hoff on hatt e dick Strückske Pitterzellich enne Hank. „Watt wellse denn domet“, frochten ech. Drop die Tant: „Mech wüd et immer su schleit be-im Autofahre, ech han jehuht, wenn mer e Strückske Pitterzellich enne Hank hätt on dran rückt (rieht), dann passiert nix.“ Minne Mann seit: „Dann sett dech führe hen, dann mak ech et Fenster ope, dann sall et wahl ju-et jonn.“ Su fuhren wir loss. Et jing och alles ju-et, all freuden sech über de schüne Dach. Als wir nu en de Eifel kommen, op die Dörpstroote met all den Kurve, do jing et loss. Die Tant fing an te kühme on te wörje. „Haul en, haul en, ech mot breeke.“ De Willi hiel enn, on ech jing met de Tant e Stöck te Fu-et. No tien Minütte stiejen wir widder en. De Tant dröckden et Pitterzellich-Strückske anne Naas, aver et holp nix. Sie wor am kühme (stöhnen) on hiel sech de Hank vör de Mull, on wir moßten widder haule. Als se sech widder bekreje hätt on em Auto so-et, seit minne Mann:



„Bold simmer en Maria-Laach, noch e half Stöndche.“ Do seit de Motter: „Dat arme Weet de-it mech doch su leed, ech well enns tom hellije Josef beede, dat et dem arme Mensch besser jeht, nu hühnt op met em kalle on sied stell.“ Ech kiek nach de Motter erüber, do soht se do, de Häng gefault, de Leppe bewechten sech, on se wor stell vör sech am beede. Met Hange on Wörje komen wir en Maria-Laach an.

Te-iesch moßten se de Klusterkeerk besenn, dann jingen wir en de schattije Jade tön Kaffeedrenke. Die Tant bestellt sech e Pöttche Kaffee on zwei dicke Stöcke Sahnku-eke. Als ech dat huht, kreh ech ne Schreck. Wie sollen wir nach Hus ku-eme, wenn die dat all em Lief hätt? Aver die Tant liet et sech schmecke. „Frau Ehrkamp, Ihr had ju-et för mech jebett, ech han nix mieh.“ Nu fuhren wir op Hus an. Ech frochten ganz vürsechtich: „Trautche, wie jeht et dech?“ Drop die Tant: „Och, mech jeht et su ju-et, ech han nix mieh, ech könnt bes nach Amerika fahre, on die Pitterzellich schmiet ech em Fenster erut, die hätt nix jenötzt, aver et Beede tom hellije Josef.“ Mer mott mähr dran jlöve.

De hellije Antonius

All min Besorjunge miek ech met em Fahrrad. Su wor ech widder em Döör op de Sparkass. Ech hatt mie Sparkassebu-ek met on han mech e nö Scheckbu-ek jeholt. Alles enne Hanktäsch, die Täsch op em Fahrradständer on nach Hus. Te Hus wor Besü-ek, on ech moßt mech sufort dröm kömmere. No nem Viedeljohr, ech wollt mech watt Nöes koupe on et Scheckbu-ek metnehme, wor et fott, och et Sparkassebu-ek. Ech han alles affjesöckt, Schö-et on Schränk, alle Hanktäsch, aver nix, alles fott. Minnem Mann han ech nix jesäht, de hätt et nit verstange, dat mer su leechtsennich met Jeldkrom ömjeht. Do han ech tom hellije Antonius jebett on 50 Mark versprooke, wenn ich alles widderfeng. Aver ich fong nix. Ongertösche wor der Wenkter vorbei, on ech miek Hausputz. Do hing die aule



Täsch am Reck, sie wor schon su verschrammt on verschoote, do wollt ech se en de Mülltonn schmiere. Aver en ennere Stemm seit mech, kiek se noch mol noh. Die Täsch hat e bonkt Fuder (Futter) met nem feine Reißverschluß, mer konnt en koum senn. Ech miek de Reißverschluß ope, wat loch do: Et Sparkasse- on et Scheckbu-ek. Do hätt de hellije Antonius sin 50 Mark jekritt. Mer mott mähr dran jlöve.

De hellije Christopherus.

Et wor de 20. August 1963. Met em Kejelklub „Onger uns“ mieken wir die Kejeltour nach Bad Homburg. Schon fröh morjens stongen wir en Düsseldöör op em Hauptbahnhof. Kott bee us stong en feine Madam, opfällich anjetrocke, e ru-et Kostüm, schwatte Hoore, ne witte Strühhut op. Sie stong do on bekiek us. Ennije frochten die Kassiererin: „Hässe och et Jeld nit verjeete?“ „Nee, ech han alles dobee, 1.150 Mark, ech verdeel et em Zoch.“ Als de Zoch kom, wor e jru-et Jedräge, die feine Madam medde do tösche. De Zoch wor voll, wir stongen em Jang, et Lis-



Hl. Osterkommunion 1959
in der Pfarrkirche St. Anna
Läntorf

beth wollt die Platzkaate ut de Täsche hole, do wor die Täsche ope on et Portemonnaie wor fott met allem Jeld. Lange Rede, kurzer Sinn, wir woren von Täschediebe bestohle wode. Wir hant dem Schaffner sofort alles gemeldet, aver de säht: „Die Taschendiebe treiben schon lange ihr Unwesen zwischen Düsseldorf und Köln, sie sind nicht zu fassen, das Geld werden sie wohl nicht mehr wiedersehen. Melden Sie den Fall bei

der Kriminalpolizei in Bad Homburg.“ Die feine Madam hant wir em ganze Zoch jesöckt, aver die wor verschwunde. Nem angere Fahrgast wor och et Portemonnaie jestohle wode. De hatt neverem Jeld en jru-ete, selverne Medaille vom hellije Christopherus dren. De hellije Christopherus es de Schutzpatron vonne Autofahrer. Bee de Kriminalpolizei hannt wir dann Anzeige gegen Unbekannt erstattet. Als die Kriminalpolizei den Räubern op de Spur kom, fongen se en Düsseldorf en nem feine Hotel onger angerem die Medaille vom hellije Christopherus, on su konnten se überführt wede. No nem Jahr hätt use Kejelklub et ganze Jeld zurückjekrett. Dank dem hellije Christopherus. Mer mott mär dran jlöve.

Tien Mark, en Keez on beede

Wir mieken en Tour enne Eifel, alles äulere Semester, do kann flott watt passiere. Schü-en Weder, e ju-et Hotel, ju-et eete on drenke on ebene Spazierwege öm et Maar eröm. Met em Bus wuden jiede Dach Toure jemackt, dobei hant wir völl on Interessantes vonne Eifel jesenn. Mär et Lisbeth kom schleit en on ut em Bus. Als wir nu jemütlich bei de Brunnenwirtin so-

eten on use Dämmerchoppe nohmen, seit et Lisbeth för de Brunnenwirtin: „Hörense mal, ich kann so schlecht in den Bus ein- und aussteigen, der Tritt ist so hoch, haben sie vielleicht ein altes Fußbänkchen, was Sie uns leihen können?“ Do seit die Wirtin: „Ich will mal nachsehen, vielleicht habe ich noch eins auf dem Speicher.“ Am angere Dach kömmt se met nem ganz stabile Fuetbänkske an. „Dat schenk ich Ihnen, dat können se behalten.“ „Nee, nee, seit et Lisbeth, dat will ich nicht geschenkt haben, hier habense 10 Mark dafür.“ Drop die Brunnenwirtin: „Och, dat ist doch viel zu viel für sone alte Fußbank, wissense was, ich geh am Sonntag inne Kirch, dann opfere ich die 10 Mark, dann steck ich en Kerz an und bete für euch, damit euch nix passiert und ihr alle wieder gesund zu Hause ankommt.“ Nu mieken wir jiede Dach en schü-ene Tour, et Fuetbänkske immer met, on weil et su bequem wor, benotzten et och die angere. Als die Week öm wor, sind wir all widder jesonkt on monter te Hus anjekome, kenne es krank jewode on et es nix passiert. En ju-ede, liebe Frau, die Brunnenwirtin. Tien Mark, en Keez on beede, mer mott mähr dran jlöve.

Maria Molitor

Das gibts nur zum Jubiläum!

Aus 2 mach 3, aus 3 mach 2-102.
Bei "Divanetta", dem Avallumes-Sofa,
rechnen sich nicht nur die variationsreichen
Sitzgelegenheiten, sondern auch der Preis.



molitors
Haus für Einrichtungen
Konrad-Adenauer-Platz 17
40885 Ratingen-Lintorf
Tel: 02102. 35265 Fax: 02102. 37163
E-Mail: molitors@molitors.de
Mo-Fr 10-14, 15-19 Uhr Sa 10-15 Uhr

www.molitors.de



Möbel, die bewegen: 10 Jahre Divanetta von Brühl.



molitors' Haus für Einrichtungen

Auf Anregung unserer Autorin **Hanni Schorn** begannen wir im Jahre 1994 mit der Veröffentlichung einer Artikelserie zum Thema „Altes, ausgestorbenes Handwerk in Ratingen“. Nachdem Hanni Schorn selbst über die elterliche Stellmacherei an der unteren Düsseldorfer Straße geschrieben hatte, erinnerte sich **Gertrud Obels** 1997 an die Küferwerkstatt ihres Vaters an der Mülheimer Straße. Im Jahr 1998 berichtete **Josef Keusen** vom Gerberhandwerk, das er noch selbst erlernt hatte. In diesem Jahr nun bekam die Schriftleitung einen Zeitungsartikel aus der „Rheinischen Post“ vom 5. März 1947, der sich mit der Seilerei Lindenbeck auf der oberen Düsseldorfer Straße befasst. Seilermeister **Wilhelm Lindenbeck** betrieb seine Werkstatt und sein Geschäft dort noch bis 1963. Dann setzte er sich zur Ruhe. Seitdem befindet sich das Juwelier-Geschäft Lindner im Haus Düsseldorfer Straße 4.



So sah das Haus Düsseldorfer Straße 4 vor dem Umbau
Anfang der 1940-er Jahre aus

Wir wollen unsere Artikelserie fortsetzen, indem wir den interessanten Zeitungsbericht im Wortlaut abdrucken und mit einigen historischen Bildern anreichern, die uns durch Vermittlung von Hanni Schorn aus Familienbesitz zur Verfügung gestellt wurden:

Auch Ratingen hat eine „Reeperbahn“

Das alte Seilerhandwerk lebt noch – Besuch bei Meister Lindenbeck

Ratingen. Die „Reeperbahn“, die berühmte in Hamburg, trägt ihren Namen nach den zahlreichen Seilerbahnen, die sich ursprünglich im späteren Vergnügungsviertel dehnten. Zur Schifffahrt, zum Hafen und zur Fischerei gehört ein großer und laufender Bedarf an Seilen und Netzen, gehört unlösbar das traditionsreiche Seilerhandwerk. Aber auch Landwirtschaft und Industrie – vom Haushalt zunächst ganz abgesehen – brauchen Seile und Tauen. So ist denn die Seilerei in unserer Gegend ebenfalls bodenständig, wenn auch nur noch durch ganz wenige selbständige Handwerksmeister vertreten. Einen von ihnen, Seilermeister Wilhelm Lindenbeck, haben wir in seiner Ratinger „Reeperbahn“ besucht. Die Seilerei liegt bei ihm „in der Familie“. Auch der Vater war Seilermeister in Mülheim-Ruhr. In seinem Betrieb sind die Jungen in das Handwerk gleichsam hineingewachsen.



Seilermeister Wilhelm Lindenbeck beim Anfertigen von Seilen in der Seilerbahn. Die Seilerbahn lag hinter dem Geschäftshaus Düsseldorfer Straße 4. Das Foto entstand 1953/54

Zur Meisterschaft im vielseitigen Handwerk aber gehört, sich anderwärts umzuschauen. „Da muß man in die Fremde gehen“ sagt Meister Lindenbeck. Das hat er getan. Er ist zur See gefahren, hat in Hamburg gearbeitet, in Belgien,

Österreich und in der Schweiz. Und überall gab es noch etwas hinzuzulernen. Wie in jedem Handwerk, ist auch hier die möglichst umfassende Ausbildung bestangelegtes Kapital. Es verzinst sich durchs ganze Leben...

Lang muß so eine Seilerbahn sein, eine Halle von 60 bis zu 80 Meter Länge bei nur wenigen Meter Breite. Wenn die winterliche Temperatur geschwunden ist, läßt sich in der Ratinger „Reeperbahn“ wieder regelmäßig arbeiten. Dann geht der Seilermeister mit Elan ans Werk. Wir werfen einen Blick in die langgestreckte helle Halle. Da liegt ein Büschel Rohhanf, so ein richtiger Nikolausbart. „Das ist noch jugoslawischer Hanf, Friedensware“, erläutert der Meister. Außer dem Balkan sind Rußland und Italien Heimat dieser hochwertigen Weichfaser, neben der aus Übersee Sisal und der braune Manilahanf verarbeitet wurden. Um den Hanf spinnfähig zu machen, wird er über ein Brett mit Stachelzähnen gezaust. Es ist eine Hechel. So also sieht es aus, wenn man etwas gründlich „durchhechelt“. Nun bindet der Meister die blaue Schürze um, vor sich den Nikolausbart, der gesponnen wird. Früher im Handbetrieb, heute meist mechanisch, werden die Fasern zum Faden gezwirnt, mehrere Fäden mit der Schieblehre zur Schnüre gewickelt, eine Anzahl Schnüre zur Leine und zum Seil vereint. Während die Spinnmaschine, in deren Ösen die Fäden oder Schnüre eingehängt sind, rotiert, zieht der Seiler rückwärtsschreitend die neue Leine aus. So entstehen die Seile verschiedener Stärke für die verschiedensten Zwecke, die Acker- oder Wäscheleine, das Heuseil für den Bauern, die mancherlei Zugseile für die Industrie bis hinauf zum mächtigen Hebeseil für Maschinenteile. Von der Kordel bis zum 50-Millimeter-Seil reicht – oder besser: reichte – das Fertigungsprogramm der „Reeperbahn“.

Heute fehlt natürlich die oben erwähnte hochwertige ausländische Faser. Mangels neuen Rohstoffes hält der Seilermeister Umschau nach Altmaterial. Viel liegt davon unbeachtet umher, alte Taue und Seile auf den Höfen oder auch bei Bau- und Leitergerüstgeschäften. In ausgebombten Betrieben findet sich manches Brauchbare. Der Meister zeigt auf einen dicken Stapel solchen Altstoffs: „Hier lauter ehemalige Transmissionsseile. Und das da sind Quadratseile aus einer Düsseldorfer Mühle. Ich hole mir alles aus den Ecken heraus.“ Das Altmaterial birgt im Inneren



So sah das Geschäftshaus der Seilerei Lindenbeck an der Düsseldorfer Straße aus, als es im Mai 1963 aufgegeben wurde

meist erstklassige Fäden. Die brauchen nur herausgelöst und weiterverarbeitet und nicht erst gesponnen werden. Das ist sozusagen schon vorgetane Arbeit. Der Abfall des Altmaterials wird auch noch verwertet, ergibt, erneut versponnen, Werg.

Zuletzt schauen wir dem Meister noch beim Spleißen zu, dem kunstvollen Schließen des Seilendes bzw. Verbinden zweier Enden zur Schlaufe, in die man Lasten einhängen kann. Schwer ist die Arbeit mit dem Spleißnagel, wenn statt des Hanfseils etwa ein Drahtseil von drei oder vier Zentimeter Stärke zu „behandeln“ ist, wie dies ebenfalls zum Beruf unseres Seilermeisters gehört. Ist die Seilerbahn in der Winterkälte nicht be-

nutzbar, kommen kleinere Arbeiten in der Werkstube an die Reihe. Dann werden aus angeliefertem Material Netze für Pferde oder Fischerei, Marktnetze für die Hausfrau usw. hergestellt. So ist das alte Ratinger Seilerhandwerk noch in Meister Lindenbeck erhalten und in zeitgemäßer Umstellung nach Kräften tätig. Der Bedarf ist natürlich auch hier unbegrenzt. Die Herstellung neuer Seilerwaren hängt dabei vorläufig von der Anlieferung genügend großer Mengen guten Altmaterials ab. Um seine Beschaffung ist, wie gesagt, der Meister unablässig bemüht, und darin kann man ihm helfen.

„Rheinische Post“
vom 5. März 1947

100 Jahre Angertalbahn

„Durch die Eisenbahnstrecke, die sich dem landschaftlichen Bild des Angertales gut einfügt, hat jedoch das Angertal seinen Charakter als gern gesuchtes Ziel vieler Ausflügler und Erholungssuchender nicht verloren.

Die Eisenbahnstrecke windet sich in Kurven durch das laub- und nadelbaumreiche, stets ansteigende Angertal.“ So zu lesen in einer im Jahre 1953 zum 50-jährigen Streckenjubiläum herausgegebene Festschrift. Auch heute, 50 Jahre später, trifft dies trotz aller Veränderungen noch zu.

Die Strecke

Beginnen wir in Ratingen-West. Bei Inbetriebnahme der Strecke am 28. Mai 1903, der eine landespolizeiliche Abnahme mit Sonderzug am 25. April 1903 vorausging, war hier der Ausgangspunkt der eingleisigen Angertalbahn. In Ratingen-West wurden dafür die Gleisanlagen ausgebaut, da zum Weitertransport des Kalksteins ins Ruhrgebiet die Fahrtrichtung und die Lokomotiven gewechselt wurden. Am 15. Januar 1941 wurde schließlich eine Verbindungskurve zwischen Abzw Tiefenbroich (am Stellwerk an der Jägerhofstraße) und dem neugebauten Abzw Anger (Höhe Cromford) in Betrieb genommen. Damit entfiel der Richtungswechsel der Züge in Ratingen-West. Der Kalk konnte jetzt auf direktem Wege zur „kriegswichtigen“ Industrie im Ruhrgebiet gelangen.

Die Verbindungskurve wurde gegen Kriegsende zerstört. Der Kalkverkehr lief bis zum 28. Oktober 1949 wieder über Ratingen-West. 1963 wurde im Gleisdreieck ein Betonfertigteil-Werk errichtet, dessen Zufahrt genau zwischen den Gleisen am Bahnübergang der ehemaligen Lintorfer Straße lag. Am 9. Januar 1983 wurde dann der Gleisschenkel Ratingen-West – Abzw Anger stillgelegt und das Gleis zwischen Abzw Tiefenbroich und Abzw Anger, teilweise den alten Bahnkörper des stillgelegten Gleisschenkels nutzend, neu verlegt. Die Brücke über die Anger – ehemals die erste von insgesamt acht –, kurz hinter Ratingen-

West, wurde später abgebaut. Nach Bau des Mannesmann D2 (heute Vodafone) – Komplexes wurde ein Teil der ehemaligen Trasse zum Spazierweg, an dessen Rand, kurz vor dem ehemaligen Bahnübergang an der Lintorfer Straße noch heute der Kilometerstein 0,5 steht.



Der Schrankenwärterposten an der Lintorfer Straße wurde am 8. April 1986 abgerissen.

Seine Aufgaben übernahmen automatische Halbschranken, die nach Fertigstellung der Brücke im Verlauf des Blyth-Valley-Rings und des Rückbaus der Lintorfer Straße zwischen Freibad und Schönebeck entfernt wurden. Die Schließung des Übergangs rührt auch noch heute die Gemüter in Ratingen. Fußgänger und Fahrradfahrer waren plötzlich der kürzesten Verbindung zwischen Ratingen und Lintorf beraubt. Es wurde schließlich parallel zum Parkplatz am Freibad ein Fuß- und Fahrradweg auf der anderen Gleisseite gebaut. Für viele ist jedoch der verbliebene Umweg von rund 400 Metern noch zu weit, was man an zwei entstandenen Trampelpfaden über die Gleise sehen kann. Zwischen Gleiskörper und Weg ist noch eine Freifläche geblieben, die von der Deutschen Bahn AG bei Bauarbeiten im Angertal zum Zwischenlagern des alten Schotters bereits mehrfach genutzt wurde. Das „arbeitslos“ gewordene Stellwerk Abzw Anger fiel dem Vandalismus anheim, bis

es schließlich um 1990 an Privat verkauft wurde und heute als Wohnhaus dient. Bereits nach dem Krieg hatte jahrelang der untere Teil des Gebäudes als Notquartier für eine Familie gedient. Der Bahnübergang in der Nähe des Stellwerkes, der früher nur zu Feldern führte, wird heute von

vielen Spaziergängern aus Richtung Cromford-Park genutzt. Kurz dahinter befand sich der erste Gleisanschluss der Angertalbahn. Die Firma Brügelmann wurde darüber ab 1925 hauptsächlich mit Kohle und Baumwolle, später nur noch mit Baumwolle beliefert. Brügelmann besaß eine eigene 2-achsige Werkslokomotive, die die Waggons vom Zustellgleis über eine Verbindungskurve ins Werk schob. Die Verbindungskurve wird heute als Spazierweg genutzt, an den sich der letzte neugebaute



Güterzug geführt von 050 533-9 wartet am Abzw Anger aus Richtung Ratingen-West kommend auf die Freigabe zur Weiterfahrt nach Rohdenhaus

Übergang der Angertalbahn anschließt. Er liegt genau unter der Brücke Mühlheimer Straße (Baubeginn 1974 mit Neutrassierung der Mülheimer Straße / Freigabe 26.10.1976 zunächst einspurig und ab 10.11.1976 in voller Breite. Über den Plan eines Brückenbaues wurde bereits 1955 nachgedacht). An dieser Brücke befinden sich übrigens Schutzblenden für zwei mit Oberleitung versehene Gleise. Diese vorausschauende Baumaßnahme hat sich im Nachhinein als überflüssig erwiesen.

Nach Fertigstellung der Brücke wurde der mit einem Schrankenwärterposten ausgestattete Bahnübergang als Zugang zum Junkersbusch und zum Blauen See nicht überflüssig. Es verschwand jedoch das Schrankenwärterhäuschen, dafür kamen automatische Halbschranken zum Einsatz. Im weiteren Verlauf folgt der Übergang Brücker Mühle, der erst im Jahr 1961 eine Lichtzeichenanlage erhielt. Zwischen 1952 und 1954 gab es drei Tote bei zwei schweren Unfällen an diesem Übergang. 1955 wurde die Forderung nach einer Warnblinkanlage von der DB noch mit der Begründung, die tödlich verunglückten Menschen seien durch eigene Unvorsichtigkeit umgekommen, abgelehnt. Kurz dahinter befindet sich der einzige „Tunnel“ der Angertalbahn, die Unterführung unter der S-Bahn-Strecke Düsseldorf – Ratingen Ost – Essen. Im weiteren Verlauf gab es früher einen Anschluss für die Papierfabrik Bagel, von dem man heute noch das Tor und den Verlauf des früheren Gleises erkennen kann. Eine breite Brücke, die auch für diesen Anschluss genutzt wurde, führt die Bahn über die Anger, und der Bahnübergang Auermühle wird erreicht. Dahinter befand sich früher der dritte Anschluss der Angertalbahn auf Ratinger Gebiet (Inbetriebnahme- und Stilllegungsdaten unbekannt/nachweislich vorhanden 1926). Es handelte sich um ein Gleis, auf dem Homberger Formsand auf die Bahn verladen wurde. Die Zuführung erfolgte mit Loren über Feldbahngleise, die kurz vor der Angertalbahn sogar eine 1979/1980 abgerissene Brücke benötigten. Die Bahnlinie erreicht, nachdem die Seite wieder mit der Anger gewechselt wurde, die 38 Meter über

Talsole liegende Angertalbrücke der Autobahn A3, zu deren Bau man 1936/37, abweigend von der Angertalbahn, Behelfsgleise zum Transport der beim Bau benötigten Materialien anlegte. Heute befindet sich an deren Stelle ein Campingplatz. Nahe „Müschenu“ führt wiederum eine Brücke über die Anger und gleichzeitig über einen Spazierweg. In Höhe des Parkplatzes Steinkothlen befindet sich die erste Unterführung unter der Angertalbahn. Die darunter liegende Straße führt von Homberg nach Hösel. Vom ehemaligen Haltepunkt Steinkothlen (Inbetriebnahme 1. August 1911), der ein Abstellgleis und ein Schutzgleis (welches das Abrollen abgestellter Waggons auf der abschüssigen Bahn verhindern sollte), einen Geräteraum, eine Wartehalle und einen 120 Meter langen Bahnsteig besaß, sind keinerlei Spuren mehr vorhanden. Nach einer weiteren Brücke, nahe einer Kläranlage, wird bei Kilometer 9 der Strecke der ehemalige Bahnhof Hofermühle erreicht.

Die ehemals vorhandenen Anschlüsse der Rheinisch-Westfälischen Kalkwerke, der Gußstahlfabrik Friedrich Krupp mit Gutehoffnungshütte und später der Sandgruben Speiser und sowie etwas weiter östlich der Anschluss „Petersberg“ der Rheinisch-Westfälischen Kalkwerke in Dornap, die zum Bahnhof Hofermühle gehörten, sind längst verschwunden. Von neun Gleisen im Jahre 1926 ist nur noch das Streckengleis übrig geblieben, das sich heute schnurgerade durch die entstandene Brachfläche zieht. Bis zum

7. Dezember 1998 war das Stellwerk im ehemaligen Bahnhofsgelände noch zeitweise besetzt und machte Zugbegegnungen in Hofermühle möglich. Letztmalig hielten am 9. Juli 1995, im Rahmen von Sonderfahrten anlässlich des 90-jährigen Jubiläums des Gleisanschlusses der Rheinischen Kalksteinwerke, Personenzüge in Hofermühle. Im Bereich Hofermühle wird die Anger wiederum überquert. Am früheren Ende des Bahnhofs wird die Ratinger Straße (von Homberg nach Heiligenhaus) per Brücke über die Angertalbahn geführt. Es folgen die drei letzten Angerquerungen. Nach rund zweieinhalb Kilometern wird der „Bahnhof“ Flandersbach erreicht, heute noch 4-gleisig und mit einem Abstellgleis an der ehemaligen Ladestraße ausgerüstet. Die alten Bahngelände samt Bahnsteig und einem weiteren Gleis mit Rampe sind nicht mehr vorhanden. Der Fahrdienstleiterposten in Flandersbach ist während der Betriebszeiten durchgehend besetzt und für die gesamte Strecke zuständig. Während auf den meisten Güterzugstrecken der Deutschen Bahn nur montags bis samstags gefahren wird, ist auf der Angertalbahn selbst sonntags und feiertags Betrieb, zumindest bis kurz nach Mittag. Nach ungefähr einem Kilometer folgt die Weiche zum Anschluss Rohdenhaus der Rheinkalk GmbH & Co. KG (Lhoist-Gruppe), vormals Rheinische Kalksteinwerke GmbH. Die Werkbahn des Unternehmens verfügt über drei moderne Diesellokomotiven des Typs G 1200 BB (Maschinenfabrik Kiel) sowie über zwei Verschiebegeräte Typ



RW90DH (Fabrikat Windhoff, Rheine). Die erste Diesellok wurde bereits 1961 beschafft. 1970 war dann der Werksverkehr vollständig auf Dieselloks umgestellt. Das Schienennetz der Kalkwerke ist rund 20 km lang, umfasst rund 70 Weichen und besitzt 12 Signale sowie ein Stellwerk. Dieses wurde 1955 errichtet, gehörte zu seiner Zeit zu den modernsten und ist in der Folgezeit den technischen Neuerungen angepasst worden.

Hier endet auch der überwiegende Teil des Verkehrs auf der Angertalbahn. Diese führt ein Stück noch parallel zum Werksbahnhof, unterquert von einer Straße, weiter bis Wülfrath. Auf diesem Abschnitt befinden sich mit 20 % auch die größte Steigung und die letzte

Sträuchern und Bäumen sind noch etliche Gleise, Signalanlagen sowie die Laderampe vorhanden. Von Wülfrath aus konnte man früher Kettwig und Wuppertal-Vohwinkel per Eisenbahn erreichen.

Streckendaten aus der Umgebung der Angertalbahn

Düsseldorf-Rath – Ratingen-West – Duisburg-Wedau

Inbetriebnahme am 19.11.1874, Einstellung des Personenverkehrs am 25.9.1983.

Vohwinkel – Wülfrath – Velbert

Aufnahme des Gesamtverkehrs auf dem Abschnitt Aprath-Wülfrath am 1.2.1886. Auf dem Ab-

auf den Artikel „Kalkbahn oder Angertalbahn“ von Norbert Opfermann in „Die Quecke Nr. 64“ verwiesen.

Bahngesellschaften

Geplant und gebaut wurde die Strecke von der Königlich Preussischen Eisenbahnverwaltung. Nach Deutscher Reichsbahn und Deutscher Bundesbahn befindet sich die Strecke heute unter der Regie der Deutschen Bahn AG. Nach deren Umwandlung aus der Deutschen Bundesbahn am 1. Januar 1994 dauerte es auf der Angertalbahn nur bis zum 29. Mai 1994, dass mit der Eisenbahn und Häfen GmbH, Duisburg (EH), auch eine Privatbahngesellschaft die Angertalbahn befuhr. Diese Gesellschaft übernahm in der Folgezeit fast alle Kalkfrachten. Sie gehört zum Thyssen-Konzern. Ziele der EH-Züge waren Thyssen Stahl AG, Hüttenwerke Krupp-Mannesmann, Matthes und Weber in Duisburg sowie die Thyssen Edelstahlwerke in Krefeld und die Deutschen Solvay Werke in Millingen. Die EH-Züge fuhren bei den Kunden direkt die Kalkbunker an, um dann leer sofort wieder nach Rohdenhaus zurückzukehren. Nach dem Verkauf der Kalkwerke an die Lhoist-Gruppe kam es ab 2001 allmählich zu Veränderungen. Zwei weitere Privatbahngesellschaften, die NIAG (Niederrheinische Verkehrs AG mit Sitz in Moers) und die NE (Neusser Eisenbahn) wickeln heute zusammen mit DB Cargo den Güterverkehr ab.



Ein Teil des Werksbahnhofs am 4. Juli 1987

Brücke, diesmal über die Straße von Wülfrath nach Rohdenhaus. Nach Wülfrath kommen Züge nur noch im Rahmen der Bedienung des Anschlusses eines Schrotthändlers. Dann ist auch dort das Stellwerk besetzt. In dessen Nähe befindet sich der letzte, mit von Hand bedienten Schranken ausgestattete Bahnübergang. DB Cargo führt die Bedienung durch. Wülfrath bildet heutzutage außerdem den Endpunkt von auf der Strecke durchgeführten Sonderfahrten. Das ehemalige Bahnhofsgelände wurde verkauft und ist umgebaut. Im Gegensatz zu Ratingen-West und Hofermühle hat im Bahnhof Wülfrath noch nicht der Abräumbagger gewütet, obwohl im Gegensatz zu früheren Jahren die Anlagen nicht mehr zum Abstellen leerer Waggons für die Kalksteinwerke genutzt werden. Verdeckt unter Unkraut,

schnitt Wülfrath – Velbert folgte die Aufnahme des Personenverkehrs am 1.11.1888/des Güterverkehrs am 1.2.1889. Der Abschnitt Aprath – Wülfrath wurde 1988 abgebaut.

Velbert – Kettwig

Inbetriebnahme 1926 nach diversen Schwierigkeiten. Stilllegung des Abschnittes Kettwig – Heiligenhaus bereits am 29.5.1960. Der Abschnitt Heiligenhaus-Velbert wurde 1986 offiziell stillgelegt, aber gleichzeitig in ein Anschlussgleis des Bahnhofs Velbert umgewandelt und war bis 1. April 1995 für einzelne Güterzufuhren bzw. Sonderzüge noch erreichbar. Mit Abriss einer Brücke an der Abtskücher Straße in Heiligenhaus im November 1997 kam das endgültige Aus. Zur Planung und zum Bau mit seinen Schwierigkeiten sei



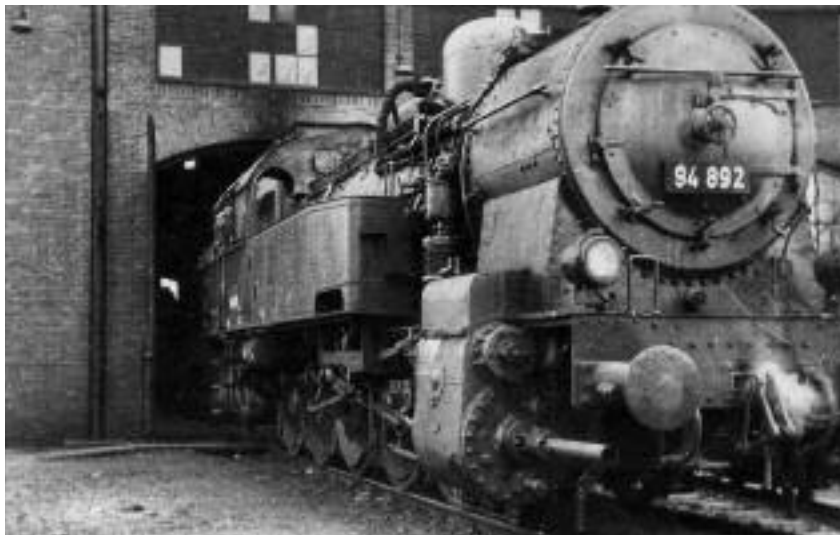
Lok EH 533 der Eisenbahn und Häfen GmbH am 6. September 1996 in Hofermühle bei der Ausfahrt Richtung Flandersbach

Güterverkehr

In den Anfangsjahren zogen 3-achsige preußische Tenderlokomotiven der Bauart T3, abgelöst von den Bauarten T 9 und T13, die Güterzüge durch das Tal. Ab Mitte der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurden Lokomotiven der Baureihe (BR) 94 eingesetzt,

ten von Eisenbahnfotografen geschätzt wurden, und ehemalige Schnellzuglokomotiven der BR 221 zum Einsatz, die schon wesentlich bessere Zeiten gesehen hatten und ihr Gnadenbrot im Ruhrgebiet und dessen näherer Umgebung verdienen mussten. Mit der Abstellung der BR 221 am 30. Mai 1988 endete für viele Eisenbahn-

der BR 365) der DB Cargo. Die NIAG fährt hauptsächlich mit 4-achsigen Dieselloks der MaK und mit umgebauten Lokomotiven der BR 216 der DB, die diese ausgemustert hat. Die Neusser Eisenbahn schickt Lokomotiven der MaK und der Vossloh-Schienenfahrzeugtechnik auf die Strecke. Hier sei angemerkt, dass im Jahre 2002 Züge der Neusser Eisenbahn einen Fahrtrichtungswechsel in Lintorf durchführten, heute aber mit Durchlauf über Duisburg ihre Ziele erreichen.



Lok 94 892 im Bahnbetriebswerk Ratingen-West im Jahre 1946
Foto: Willi Böntgen

die bis um 1955 die Hauptlast des Verkehrs abwickelten. Ein kurzes Gastspiel gaben von Oktober 1950 bis Ende 1951 bzw. Anfang 1952 insgesamt drei nagelneue Lokomotiven der BR 82 (82 026 bis 028) der Deutschen Bundesbahn, die sich aber nicht bewährten und an das Bahnbetriebswerk Siegen abgegeben wurden. Der Lok-Einsatz erfolgte vom Bahnbetriebswerk Ratingen-West aus, das zeitweise bis zu 15 Loks der BR 94 einsetzte. Dampflokomotiven der BR 50, nicht mehr wie bisher eingesetzt vom Bahnbetriebswerk Ratingen-West, sondern hauptsächlich vom Betriebswerk Düsseldorf-Derendorf, übernahmen die Transporte. Bis 1976 fuhrten diese „Veteranen“, zuletzt eingesetzt vom Auslaufbetriebswerk Duisburg-Wedau. Der letzte Zug begab sich am 25. August 1976, bespannt mit einer Dampflokomotive, durch das Tal.

Die Dampfloks der BR 50 mussten sich bereits in ihren letzten Einsatzjahren die Arbeit mit Diesellokomotiven teilen. Neben Loks der BR 215, 216 und 290 kamen Vorratslokomotiven der BR 216, die wegen ihrer besonderen Frontsei-



Lok 050 003-3 setzt sich um 1973
mit viel Dampf in Bewegung

fotografen die Begeisterung für das Angertal. Erst im Frühjahr 1993, bedingt durch den Einsatz der BR 232, einer russischen 6-achsigen Diesellokomotive der ehemaligen Deutschen Reichsbahn der DDR, und am 29. Mai 1994 gefolgt von den gelb-roten 4-achsigen Diesellokomotiven der Eisenbahn und Häfen GmbH (EH), wurde das Angertal für Eisenbahnenthusiasten wieder interessant.

Aktuell sind im Einsatz Loks der BR 232 und 225 sowie bis Wülfrath Loks der BR 294 (im Vorjahr noch 3-achsige Stangendieselloks

Die eingesetzten Güterwagen haben sich im Laufe der Jahre hauptsächlich durch Vergrößerung des Ladevermögens als auch wegen neuer Kalkprodukte verändert.

Farbtupfer kommen durch in den Firmenfarben gelb/rot gestrichene EH-Waggons und Leihwaggons der Belgischen Eisenbahn in Grün auf die Strecke.

Personenverkehr

Der Personenverkehr auf dieser Strecke war zu keiner Zeit rentabel zu betreiben. Nachfolgend das frühere Fahrplanangebot aus ausgewählten Kursbüchern, wobei folgendes anzumerken ist: Im Juni 1923 verlief zwischen Flandersbach und Hofermühle aufgrund der französischen Besatzung eine Zeitzonengrenze. Dies ist die Erklärung dafür, dass der Zug, der Wülfrath um 21.05 Uhr verlässt, Ratingen-West um 20.37 Uhr erreicht. Nach dem Zweiten Weltkrieg fuhrten selbst 1948 wegen Materialmangels noch keine Personenzüge auf der Angertalbahn. 1950 wurde nur noch ein Personewagon in Güterzüge eingestellt – ab 1. Dezember 1952 war nur noch die Mitfahrt mit Sonderbescheinigung im Güterzugbegleitwagen möglich. Im September 1955 wurde dann der Personenverkehr endgültig eingestellt.

Daneben soll es noch Ausflugsverkehr mit Halt in Höhe Auermühle gegeben haben. Davon ist leider bis heute kein Foto zu finden. Auf alten Postkarten findet man zwar Personenzüge, dabei handelt es sich jedoch durchweg um Zeichnungen. Pilgerzüge nach Neviges wurden über die Strecke geleitet.

Juni 1923

1461 Wülfrath-Ratingen West									
1. Juni 1923									
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00

Sommer 1938

202 g Wülfrath-Ratingen West									
1. Juni 1938									
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00

Sommer 1950

228 d Wülfrath-Ratingen West									
1. Juni 1950									
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00

Sommer 1955

228 d Wülfrath-Ratingen West									
1. Juni 1955									
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00

Sehr früh jedoch begann der Sonderzugverkehr auf der Angertalbahn, in der Anfangszeit meist aufgrund nahender Abstellung bestimmter Dampflokomotiven. Hier einige Daten:

25. 3. 1967: Lok 57 2559 mit sechs Plattform-Abteilwagen - Veranstalter Kölner Eisenbahnfreunde/Organisator Harald Vogelsang aus Langenberg. Fahrtverlauf: Wuppertal-Vohwinkel über Dornap - Wülfrath - Velbert - Heiligenhaus - Wülfrath- Ratingen-West - Düsseldorf - Rath - Gerresheim - Erkrath - Vohwinkel.

12. 4. 1969: Loks 094 638 und 094 653 mit historischem Wagenmaterial. Veranstalter Eisenbahn-Kurier (Eisenbahn-Zeitschrift). Fahrtverlauf wie 25. 3. 1967 mit Verlängerung bis Solingen-Gräfrath und wieder zurück nach Vohwinkel

22. 4. 1972: Lok 55 4455 mit Sonderzug und Lok 50 2484 mit Sonderzug - Veranstalter Interessengemeinschaft Historischer Schienenverkehr. Fahrtverlauf für 50 2484: Wuppertal-Elberfeld - Mettmann - Düsseldorf Hbf - Angertal - Wuppertal - Elberfeld und für 55 4455 entgegengesetzt.

10. 3. 1973: Lok 94 1730 Abschiedsfahrt mit einem Sonderzug der Zeitschrift Eisenbahn-Kurier.

1976 - 700 Jahre Stadt Ratingen. Mit Dampflo 50 3075 (ab 1968 mit Computernummerierung 053 075-8) wurden am 23. Mai 1976 Pendelfahrten ins Angertal durchgeführt. Diese Lok wurde am 29.

Dezember 1976 auf dem Werksgelände der Firma Vignold in Tiefenbroich als Denkmal aufgestellt, nachdem sie am Vortag mit eigener Kraft vom Bahnbetriebswerk Duisburg-Wedau kommend bis in



Intercity-Triebzug in Höhe des ehemaligen Anschlusses Brügelmann, der links im Bild noch am übriggebliebenen Schotter zu erkennen ist. Foto: Klepgen



Zugschild des Intercity Triebzuges

das Werksgelände der Firma Zapp in Tiefenbroich gefahren war. Die letzten Meter wurde sie, in Lok und Tender geteilt, per Schwertransport auf ihren „Denkmalsockel“ gebracht (und verließ ihn per Schwertransport am 6. 9. 1997 nach Bochum-Dahlhausen. Im dortigen Eisenbahnmuseum der Deutschen Gesellschaft für Eisenbahngeschichte - kurz DGEG - hat sie jetzt ihren Standplatz). Nachdem am 25. August 1976 die Dampflokomotive im Angertal zu Ende war (am 26. 10. 1978 bei der Deutschen Bundesbahn endgültig), wurden diese Pendelfahrten im Mai 1978 an zwei Wochenenden mit Triebwagen, die nicht mehr im Trans Europa Express (TEE)-Verkehr benutzt wurden, durchgeführt, um schließlich vom Museumszug der DGEG abgelöst zu werden. Der Museumszug am 1. 5. 1979 wurde von einer ehemaligen „Wehrmachtslokomotive“ der Baureihe V36 unterstützt von einer Lok der BR 221 der DB gezogen.

Mit Abbau des Gleisbogens Ratingen-West - Abzw Anger ist kein direkter Sonderzugverkehr mehr möglich.

Am 20. Juni 1987 fand dann nochmals eine Fahrt mit einem Triebwagen (allerdings nicht mehr TEE- sondern Nebenbahn-Triebwagen der NIAG) ab Ratingen statt. Ratingen Ost war nach dem Abfahrtsbahnhof Düsseldorf Hbf Zusteigebahnhof. Nach Fahrtrichtungswechsel dort ging es zurück bis Düsseldorf-Rath, nach Fahrt-

richtungswechsel von dort nach Lintorf und nach einem weiteren Fahrtrichtungswechsel von dort aus endlich ins Angertal. Dies war meines Wissens der einzige Sonderzug ab Ratingen Ost ins Angertal.

Es folgten u. a.:

13.5.1995: Akkutriebwagen Abschiedsfahrt.

9.7.1995: Lok 221 135 (Privat-Museumslok der Lokführerin Barbara-Birgit Pirch) und Lok 2 der Rheinischen Kalksteinwerke anlässlich des 90-jährigen Bestehens des Gleisanschlusses der Kalkwerke / Pendelfahrten Werksanschluss Rohdenhaus – Hofermühle.

11.9.1995: Vorkriegs-Diesel-Schnelltriebwagen 137 225 DGEG-Sonderfahrt.

28.9.1996: Triebwagen-Sonderfahrt „Die Bürgerinitiative Ratingen Heiligenhaus Velbert gegen die A44 / Dü-Bo-Do e.V.“ zu deren 10-jährigem Bestehen. Fahrstrecke Duisburg-Wedau – Wülfrath. Bei dieser Sonderfahrt waren Busse ab/an Ratingen Ost zum Transport der Fahrgäste nach und von Duisburg-Wedau eingesetzt.

29.3.1997: Lok DE 12 der Häfen- und Güterverkehr Köln AG (6-achsige Großdiesellokomotive vormals als Mietlok 240 002 bei der DB eingesetzt) mit Rheingoldwagengarnitur, veranstaltet vom Freundeskreis Eisenbahn Köln e.V.

24.5.2001: Historische MAN-Triebzugfahrt der Rhein-Sieg-Eisenbahn in Zusammenarbeit mit dem Niederbergischen Museum Köln – Wülfrath und zurück.

28.6.2003: Pendelfahrten des Triebwagens 1002 der Regiobahn (Stammstrecke Mettmann-Kaarst) zwischen Wülfrath und Duisburg Hbf anlässlich des Duisburger Stadtfestes.

26.7.2003: Sonderzug der Regiobahn von Mettmann nach Wülfrath zur Eröffnung des „Zeittunnels“ (im Rahmen der EUROGA 2002 PLUS), bestehend aus drei nagelneuen Triebzügen und bis auf den letzten Platz (rd. 300 Sitzplätze) ausgebucht.



Sonderzug bestehend aus den Zügen 1010, 1011 und 1009 am 26.7.2003 in Wülfrath

Dampfloksonderfahrten waren, nachdem die DB das generelle Dampflokverbot für ihre Strecken im Jahre 1985 wieder aufgehoben hatte, zwar mehrmals geplant, aber nicht durchgeführt worden.

Neben den Sonderfahrten sorgen Gleisbaumaschinen für Abwechslung. Bedingt durch den Verkehr

der schweren Kalkzüge und den teilweise feuchten Talgrund kommt es häufiger zu Bauarbeiten auf der Strecke.

Mehr zu diesem Thema finden Sie im Internet unter www.angertalbahn.de

Bernd Bastisch



Gleisstopfmaschine 09-32 CSM, dahinter Schnellschotterplaniermaschine SSP 110 am 27.5.1999 in Flandersbach

Fotos: soweit nicht anders angegeben Bernd Bastisch

Quellen:

Festschrift zur Erinnerung an das 50-jährige Bestehen der Angertalbahn von Ratingen-West nach Wülfrath, ausgestellt vom Bahnhof Flandersbach

29. Betriebsplan für die Nebenbahn Ratingen-West – Wülfrath, Ausgabe 29. Herausgeber Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft, Reichsbahndirektion Elberfeld

Wülfrather Akzente, Zeitschrift für die Mitarbeiter der Wülfrather Gruppe - Sonderdruck zum Tag der offenen Tür am 9. Juli 1995

Rheinische Post Lokalteile, vom 29.05.1948, 28.10.1949, 11.11.1954, 21.07.1955, 06.08.1955, 07.07.1956, 21.10.1970, 02.08.1974

Düsseldorfer Nachrichten Lokalteile vom 30.12.1960 und 22.04.1961

Eigene Sammlung und Aufzeichnungen

Ein halbes Jahrhundert für und mit uns unterwegs

50 Jahre Rheinbahn-Betriebshof Tiefenbroich

Der Rheinbahn-Betriebshof in Tiefenbroich feierte am 10. Mai 2003 sein 50jähriges Betriebsjubiläum. Das ist im Ortsalltag ein bisschen untergegangen. Obwohl der Betriebshof sich schon hatte einiges einfallen lassen, den Jubeltag gebührend zu feiern. Es fehlten weder die ‚Original-Rheinbahn-Live-Band‘ noch eine echte Eisrutschbahn für die Kinder. Von Kulinarischem ganz zu schweigen. Vielleicht lag es daran, dass zwischen Jubeltag und Jubelfete ein paar Monate zuviel lagen.



Der Rheinbahn-Betriebshof an der Sohlstättenstraße in Tiefenbroich heute

Vielleicht auch daran, dass der Standort Tiefenbroich nicht zu den größten zählt.

Die Tiefenbroicher hätten sich da gerne etwas mehr Ansprache gewünscht.

Denn erstens haben die Tiefenbroicher ein Herz für die Rheinbahn, und zweitens lässt man sich hier selten eine Gelegenheit zum Feiern entgehen.

Für die Tiefenbroicher gehört der Rheinbahn-Betriebshof zum Ort wie die ehrwürdigen Kirchen, die ja auch gerne als Orientierungshilfen benutzt werden, wenn es darum geht, Fremden den Weg durch den Ort zu weisen.

Als umweltproblematisch sehen die Tiefenbroicher den Betriebshof und die paar zusätzlich durch den Ort fahrenden Busse auch

nicht an. Ganz im Gegensatz zur Lärm- und Abgasproblematik, die uns die Flugzeuge durch den nahen Flughafen permanent bescheren.

Nein, zum Rheinbahndepot hat man hier eine fast wohlwollende Beziehung. Einmal als Arbeitgeber und natürlich der hervorragenden Busverbindungen wegen.

Und dass die Rheinbahn nun tatsächlich schon 50 Jahre hier ihren Standort hat, mag man kaum glauben, wenn man es nicht gele-

Oder an die Zeit, in der es hier in Tiefenbroich mit der Rheinbahn anfang: Nun - die damalige ‚Deutsche Reichsbahn‘, die bis dahin fast das Monopol auf den Personenverkehr hatte, bekam Konkurrenz auf der Straße. Die ‚Post‘, die ‚Rheinbahn‘ und einige Privatunternehmer verbanden mit ihren Buslinien verkehrstechnisch Orte, die außerhalb des Reichsbahnnetzes lagen.

Was die Privaten betraf, gab es z.B. die Busstrecke Ratingen – Langenberg, die von der Fa. ‚Hertfurth‘ betrieben wurde. Oder die uns sicher gut in Erinnerung gebliebenen grünen Busse der Fa. ‚Liesenfeld‘ auf der Linie 81 Heiligenhaus – Hösel – Lintorf – Angermund – Kaiserswerth – Düsseldorf Hbf.

Dem Unternehmer Liesenfeld sagte man damals sagenhaften Reichtum nach! Naja, wenn man sich eine private Buslinie leisten konnte... In Abwandlung eines Karnevalsschlagers sang man: „...wer soll das bezahlen, wer hat so viel Geld, hat soviel Pinke-Pinke wie der Liesenfeld“.

Zwar hatten diese Unternehmen auf Dauer keine Zukunft, (die Rheinbahn kaufte sie auf und integrierte deren Strecken in das Rheinbahnnetz), wird man sich der Namen der einstigen Buspioniere, die hier ein bisschen Verkehrsgeschichte schrieben, sicher auch nach vielen Jahren noch gerne erinnern.



Rheinbahnbus der 50-er Jahre

Die erste ‚Betriebsstelle‘ der Rheinbahn war in Heiligenhaus. Von dort kamen die Busse im nahen Bergischen Land, im damaligen ‚Amt Angerland‘, in Düsseldorf und darüber hinaus zum Einsatz. Durch den Bau der großen Industrieunternehmungen in Ratingen und später auch Lintorf musste der Busverkehr dort intensiviert werden. Vom Standort Heiligenhaus aus erwies sich dies als zunehmend unwirtschaftlich. Für Firmen wie die Calor-Emag in Ratingen oder später die Firma Hoffmann in Lintorf waren gute Busanbindungen lebensnotwendig.

Die Folge war, dass die Rheinbahn einen Teil der Busse von Heiligenhaus abzog und auf dem Gelände der Calor-Emag in Ratingen deponierte. Damit war man nun in der Lage, dem starken Personenverkehr auch kurzfristig gerecht zu werden. Wenn auch nur für einen relativ kurzen Zeitraum.

Denn die bedarfsnotwendige Ausweitung des Rheinbahn-Verkehrsnetzes machte eine Aufstockung des Fuhrparks notwendig, womit der Standort Calor-Emag schnell überfordert war.

Man suchte wieder nach Ersatz und fand 1952 in Tiefenbroich auf dem Gelände des Schützenvereines eine Stellfläche in geeigneter Größe. Zwar war die Fahrerunterkunft für Pausen usw. nach heutigem Standard denkbar einfach (eine schlichte Wellblechhütte), doch passte sie in jene Zeit des allgemeinen Aufbruchs und gab auch keinerlei Anlass zur Diskussion.

Schon nach relativ kurzer Zeit wurde auch dieser Stellplatz nicht mehr den Anforderungen gerecht. Woraus sich Kuriositäten ergaben, die noch heute gerne erzählt werden: So konnte es passieren, dass findige Busfahrer aus Platzmangel ihren Bus kurzerhand mit nach Hause nahmen und ihn dort an irgendeiner geeigneten Stelle abstellten. Was für den morgendlichen Start des Fahrers auch seine Vorteile hatte...

Folge: Die Rheinbahn erwarb 1966 an der Sohlstättenstraße in Tiefenbroich, gegenüber der Straße „Am Heimsang“ (Heute ‚Annastraße‘), ein Grundstück, das das Platzproblem auf Jahre zu lösen versprach. Zwar musste auch hier in den ersten Jahren eine einfache Baracke



Der erste Betriebshof von 1966 mit der Holzbaracke

als Aufenthaltsraum erhalten, doch kam es 1973 zur Freude aller Mitarbeiter dann endlich zum Bau eines stabilen Steingebäudes. Nicht sehr groß, aber mit allem ausgestattet, was die Mitarbeiter zur Überbrückung der Fahrpausen oder zur Vorbereitung ihres Fahrereinsatzes benötigten.

Man könnte sagen, dass die Größe des Gebäudes proportional in etwa dem hier stationierten Buskontingent von damals etwa 25 Bussen entsprach.

In den nächsten Jahren entwickelte sich der Betriebshof Tiefenbroich zu einem, allen Belangen gerecht werdenden Standort. Das Gebäude wurde beträchtlich erweitert. Es erhielt einen großzügigen Aufenthaltsraum, zeitgemäße Sanitärräume, eine weitläufige Unterkellerung und vor allem die dringend erforderlichen Büroräume.

Längst schon gehörten eine Tankstelle so wie die beeindruckende Bus-Waschstraße zum Betriebshof. Heute betreut Ralph Lachrath als technischer Mitarbeiter die Anlage. Er hält nicht nur ein Auge auf die Optik der Busse, sondern auch auf deren technisch einwandfreie Funktionalität: Gilt es doch täglich, dem Vertrauen der Passanten in die Rheinbahn gerecht zu werden. Schließlich steht Sicherheit ganz oben auf der Pflichtentabelle des Unternehmens Rheinbahn.

Mit der Erweiterung des Gebäudes war man für die Zeit der sich anbahnenden elektronischen und technischen Veränderungen gerüstet. Machte sich das anfangs vielleicht erst nur in der Fortentwicklung der Fahrscheindrucker bemerkbar (vom Blockfahrscheine-Buch zum heutigen Kasettendrucker), so fand diese Entwicklung letztlich im gesamten Fahrbetrieb ihre Fortsetzung.



Kontrolle im Dienst der Sicherheit

Heute gehören zeitgemäße Daten, Telekommunikations- und hochmoderne Funksysteme zum Betriebshof Tiefenbroich. Alle hier stationierten Busse sind durch das Multisicherheitssystem ‚IBIS‘ bzw. ‚IFIS‘ mit der zentralen Leitstelle vernetzt. Das nicht nur Notrufe automatisch leitet, sondern auch die Ortung der Fahrzeuge ermöglicht, Umleitungen veranlassen oder notfalls ungewöhnlich hohe Passagieraufkommen erkennen kann.

Alte Busse sucht man hier vergeblich. Im Gegenteil. 85% der hier stationierten 55 Busse sind aus Bauserien allerneuester Technik: Niederflurbusse (kneeling), mit erlesenem Sitzkomfort und höchstem Sicherheitsstandard. Alles im Dienste der Rheinbahnkunden.

Die Abwicklung des hochkomplexen Fahrplanes wäre ohne Datenvernetzung und das so genannte ‚Info-Terminal‘ nicht mehr möglich. Über diesen zentral gesteuerten Bildschirm erhält jeder Fahrer nach Eingabe seines persönlichen Codes Überblick über seine Fahr-einsätze, Fahrpausen, sein Stundenkontingent u.v.a..



Beim Betriebshofleiter Michael Schwarze laufen alle Fäden zusammen

Betriebshofleiter Michael Schwarze, der übrigens auch für den Betriebshof in Mettmann zuständig ist, stehen hier neben seinen Disponenten, etwa 140 geschulte Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen zur Seite. Man versteht sich als eingeschworenes Team im Dienste der Rheinbahnkunden, das seine Aufgabe mit einem großen Verantwortungsbewusstsein begreift.

Ich verließ den Betriebshof Tiefenbroich mit dem vertrauensvollen Gefühl, dass wir mit der Rheinbahn auch in den nächsten 50 Jahren noch gut fahren werden.

Und als „Wenigfahrer“ möchte ich, vielleicht nicht nur für die Tiefenbroicher, noch anfügen: Danke für die vergangenen 50 Jahre und ein nachträgliches: „Herzlichen Glückwunsch“!

Ewald Dietz



TÜNKERS® - Innovative Elektromobile



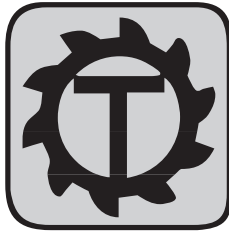
GOLFSURFER / E3

Das kompakte E-Mobil für den Golfer.

TÜNKERS® Maschinenbau GmbH · Am Rosenkoth 8 · D-40880 Ratingen
Telefon 0 21 02 / 45 17-0 · Telefax 0 21 02 / 45 17-99 99 · info@tuenkers.de · www.tuenkers.de

Tünkers – ein Ratinger Maschinenbauunternehmen

Die Mühle am rauschenden Bach – hier war quasi der Ausgangspunkt der Firma Tünkers, die anfangs als Konstruktionsbüro mit zwei Mitarbeitern in Spee'schen Gebäuden auf der Mülheimer Straße Nr. 75 am Blauen See gegründet wurde. Diese Gebäude beherbergten bis zum vorletzten Jahrhundert eine Ölmühle. Das im Maschinenbau befindliche Wasserrad wurde durch die Kraft der umgeleiteten Anger angetrieben. Vielleicht war es kein Zufall, dass gerade dieses Wasserrad bis heute das Firmenzeichen des Unternehmens schmückt, denn als Symbol für Hydraulik stand dieses Zeichen sinnbildlich für den Entwicklungsschwerpunkt des noch jungen Konstruktionsbüros, den Hydraulikzylinder.



Im Jahre 1962 waren die Gebäude der ehemaligen Ölmühle wahrlich kein Schmuckstück von Ratingen, sondern preiswerter Wohnungsraum für Großfamilien. Die ersten Kunden und Vertreter der Firma Tünkers mussten sich den Weg zum Büro mühsam durch die auf dem Hof aufgehängte Wäsche bahnen. Aber diese Besuche hielten sich in Grenzen, und so gestalteten sich die Anfänge äußerst schwer, zumal viele Firmen nicht bereit waren, das Risiko einzugehen, Aufträge an ein neu gegründetes Jungunternehmen zu vergeben.

Die Idee zur Selbstständigkeit hatte Josef Gerhard Tünkers schon sehr früh in jungen Jahren, als er als Konstrukteur bei einem Ratinger Maschinenbauunternehmen beschäftigt war und dort über viele Kundenkontakte verfügte. Von einigen dieser Firmen erhielt Josef Gerhard Tünkers Angebote, eine Abteilung für den Sondermaschinenbau aufzubauen. Das Resultat vieler Besprechungen war dann die Gründung einer eigenen Firma im Jahre 1962 mit zwei Gesellschaftern. Der Sitz des kleinen Konstruktionsbüros bestand aus einem Raum mit ca. 16 m², in dem

zwei Zeichenbretter aufgestellt wurden.

Obwohl Firmen, insbesondere Ofenbaufirmen aus dem Raum Düsseldorf, im Vorfeld eine Zusammenarbeit signalisiert hatten, blieben die erhofften und zugesagten Aufträge aus. Nur mit Ausdauer, Mut und viel Glück gelang es nach vielen Experimenten, Produkte mit einem attraktiven Marktpotential zu finden.

Auf einem völlig neuen Sektor gelang dann der Durchbruch.

Der Zuschlag bei einer Ausschreibung für die Konstruktion eines speziellen Stoßdämpferzylinders für schwere Kranfahrzeuge der Bundeswehr bildete den Grundstein für die weitere Geschäftsentwicklung überhaupt. Erste größere Aufträge über die Lieferung dieser Sonderhydraulikzylinder machten es schließlich erforderlich, eine eigene Fertigung aufzuziehen. Dazu wurde Ende 1962 auf der Mülheimer Straße 58 eine Halle mit 400 m² angemietet, in der die Firma Vogt Anlagen für Ballenpressen hergestellt hatte. Mit der Gebäu-

deübernahme wurde dieses Produktprogramm parallel zu den eigenen Aufträgen weitergeführt, was in den Anfängen zur Kapazitätsabsicherung der Produktion beitrug.

Auch wenn das Vorkriegsgebäude nicht dem damals aktuellen Stand entsprach und die Fertigung noch z.T. auf museumsreifen Drehmaschinen erfolgte, bedeutete die Verlagerung des Firmensitzes



Inneres der Halle
an der Mülheimer Straße



Firmenfahrzeug vor der angemieteten Halle der früheren Firma Vogt
auf der Mülheimer Straße

einen wichtigen Schritt für das junge Unternehmen. Man hatte sich im wahrsten Sinne des Wortes auf der Mülheimer Straße hochgearbeitet von der Ölmühle im Angertal zu den Gebäuden in der Ratinger Innenstadt. Hier firmierte man jetzt erstmals als komplettes Maschinenunternehmen mit eigener Konstruktion und Fertigung.

An diesem Standort waren von 1962–1966 zehn Mitarbeiter beschäftigt. Neben den Vogt-Ballenpressen für Papier und Holzwolle etc. bildeten die lukrativen Aufträge von Sonderhydraulikzylindern für Kranfahrzeuge wie Abstützzyylinder, Achsblockierzylinder und Auslegerzylinder den Schwerpunkt des Fertigungsprogramms.



Abstützzyylinder für Kranfahrzeuge

Zu den wichtigsten Kunden zählten damals alle namhaften Auto- und Kranhersteller wie Faun, Krupp und Harnischfeger. Darüber hinaus wurden viele Sondermaschinen für unterschiedliche Verwendungen hergestellt, wie z. B. Fassreinigungsmaschinen für Brauereien, eine komplette Fassabfüllanlage für Stella Artois in Belgien, Krananlagen, hydraulische Schrottpressen und Sonderanlagen für den Ofenbau.

Schließlich wurden die Umfänge für die beengte Fertigung in der Innenstadt zu groß, und man machte sich auf die Suche nach einer geeigneten neuen Betriebsstätte. Die fand man in den ehemaligen Fertigungshallen der Geldschrankfabrik Adolphs auf der Neanderstraße.



Umzug in die Fertigungshallen der Geldschrankfabrik Adolphs an der Neanderstraße

1966 erfolgte dann die Verlagerung des Betriebes an den neuen Standort am Stadtrand von Ratingen. Mit einer Belegschaft von zunächst 15 Mitarbeitern wurde das Lieferprogramm kontinuierlich ausgebaut und umfasste als weiteres wichtiges Standbein nun auch Sonderhydraulikzylinder für Betonpumpenfahrzeuge.

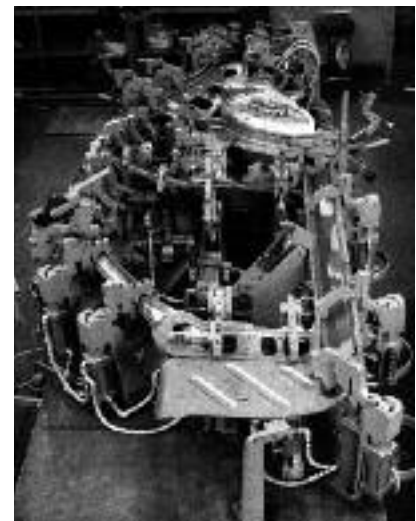
Einen weiteren Meilenstein stellte die 1965 zusammen mit Ford Köln vorangetriebene Entwicklung des pneumatischen Kniehebelspanners dar.



Prototyp des Kniehebelspanners

Dieses Werkzeug ersetzte die bis dahin in der Karosseriefertigung üblichen Handspanner und ermöglichte eine durchgängige Automatisierung und Produktionssteigerung der Schweißstraßen.

Nach den Erfolgen bei Ford fand diese Werkzeugtechnik schnell



Schweißstraße in einem Automobilwerk mit Kniehebelspannern der Firma Tünkers

auch Verbreitung bei den anderen Fahrzeugherstellern und entwickelte sich zum Industriestandard in der Automobilindustrie. Infolge der positiven Geschäftsentwicklung wurden die Kapazitäten an der Neanderstraße zunehmend ausgebaut und weitere Nachbargebäude hinzugemietet. Die vor der Jahrhundertwende entstandenen Maschinenhallen hatten sich im Laufe der Zeit wohl größeren Renovierungsmaßnahmen widersetzt. So waren die schönen Sheddächer z. B. nicht dicht, und in Regenzeiten fand man in der Produktion einige Wassereimer und Regenpfützen. Andererseits bot der Standort gerade für die Mitarbeiter einen hohen Freizeitwert, denn in Pausen wurde häufig im an der Gebäuderückseite angrenzenden See Schwarzes Loch zum Leidwesen der Pächter geangelt.

Extreme Absatzschwächen und Nachfrageschwankungen bei den Produktlinien Hydraulikzylinder und Kniehebelspanner führten Anfang der 70er Jahre zu der Überlegung, das Unternehmen auf verschiedene Standbeine unterschiedlicher Branchenzugehörigkeit zu stellen. Damit sollte ein krisensicheres Fundament für die weitere Entwicklung der Firma geschaffen werden.

Als erste Geschäftserweiterung wurde 1975 mit der Aufnahme der Ramm- und Ziehtechnik der Einstieg in die Bauindustrie vollzogen. In Zusammenarbeit mit dem Erfinder Boguth (dem Papst der „Rüttelbären“) wurden Vibrationsbären entwickelt, die ein nahezu geräuschloses Einrammen und Ziehen von Rohren und Spundbohlen im Kanal- und Tiefbau ermöglichen.



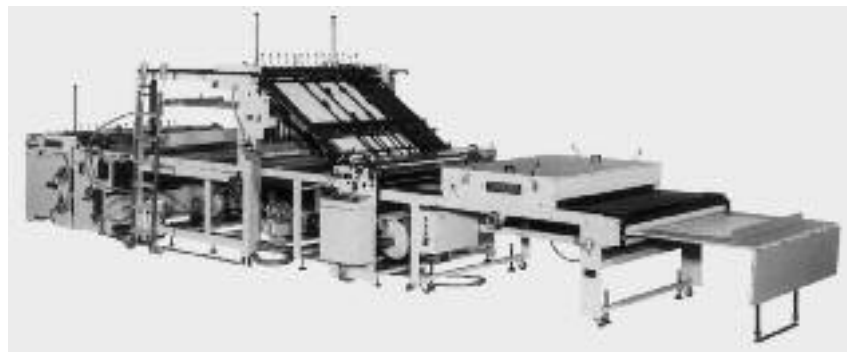
Vibrationsbär zum Einrammen von Spundbohlen im Kanal- und Tiefbau

Unter dem Einfluss stärkerer Umweltschutzmaßnahmen verdrängte die innovative Vibrationstechnik in kurzer Zeit die nach dem Hammerprinzip arbeitenden lauten Dieselrammen. Für die Fertigung dieser Großmaschinen wurden am Voisweg eine Montagehalle angemietet und neue Mitarbeiter eingestellt.

Die zweite wichtige Geschäftserweiterung erfolgte 1975 mit der Übernahme der Anleimsysteme von der Firma Jagenberg in Düsseldorf (heute in Neuss).

Dazu wurden die Halle und Büroräume auf der Lintorfer Straße angemietet, in denen vorher die Firma Jungfleisch tätig war.

Mit diesen beiden Geschäftserweiterungen war die Firma Tün-



Kaschiermaschine für die Papierverarbeitung

kers jetzt in den drei Branchen Automobilindustrie, Bauindustrie und Papierverarbeitung vertreten. Die Abhängigkeit von Schwankungen in den jeweiligen Absatzbereichen konnte erstmals nachhaltig reduziert werden.

Mehr aus Zufall als aus strategischer Entscheidung entstand im Unternehmen 1978 der Geschäftsbereich Elektromobile für Behinderte. Ein regelmäßig gewarteter Prototyp-Rollstuhl eines Bekannten erwies sich eines Tages als irreparabel. Kurzerhand wurde ein neuer Rollstuhl mit der Bezeichnung „Butler“ entwickelt und als Besonderheit mit einer Sitzhubverstellung ausgestattet. Damit erreicht der Behinderte wieder Stehhöhe und war erstmals wieder voll beweglich in den eigenen vier Wänden.



Rollstuhl „Butler“ mit Sitzhubverstellung

Da die Kundenresonanz äußerst positiv war, entschloss man sich wenig später zur Aufnahme der Serienfertigung in den Hallen auf der Neanderstraße.

Die über Ratingen verteilten Produktionsstätten auf der Neanderstraße, Lintorfer Straße und dem Voisweg führten zu anhaltenden Logistikproblemen. Ende der 70er Jahre beschloss man deshalb nach dem Motto „alles unter ei-

nem Dach“, ein neues Zentralgebäude zu errichten, in dem alle Bereiche zusammengefasst werden sollten. 1980 wurde der Neubau im Industriegebiet Tiefenbroich Am Rosenkothen bezogen.

Mit anfangs 80 Mitarbeitern wurden auf einer Produktionsfläche von 3.200 m² die Produkte Spann-technik, Vibrationsbären, Sonderhydraulikzylinder, Anleimmaschinen und Behindertenrollstühle gefertigt.

Ein Schock war der fünf Monate nach der Fertigstellung ausgebrochene Brand im Nachbargebäude, bei dem die gesamte Halle zerstört wurde. Unsere Gebäude wurden glücklicherweise nur zum Teil in Mitleidenschaft gezogen.

Während die Umsätze der drei Produktbereiche Vibrationsbären, Kniehebelspanner und Anleimmaschinen durch kontinuierliche Weiterentwicklung und Verbreitung der Produktpalette stetig ausgebaut werden konnten, wurde das Geschäft mit den Sonderhydraulikzylindern zunehmend schwieriger. 1980 beschloss man deshalb, die Produktion für die Kranfahrzeuge und Betonpumpen infolge nachlassender Absatzzahlen und unzureichender Wertschöpfung komplett einzustellen. Über einen Zeitraum von mehr als 30 Jahren hatten die in Kleinserien gefertigten Hydraulikzylinder als „Cash Cow“ das Einkommen des Unternehmens gesichert und damit gerade in den Anfängen die positive Geschäftsentwicklung möglich gemacht. Die Aufgabe dieser Produktlinie konnte ohne Entlassungen und ohne einen wesentlichen Umsatzeinbruch verkraftet werden.

Um der weiteren wirtschaftlichen und personellen Expansion ge-



Der Neubau der Firma Tünkers im Tiefenbroicher Industriegebiet Am Rosenkothen

recht zu werden, erfolgte 1993 der Zukauf der benachbarten Produktionshalle und 1995 ein zusätzlicher Hallenneubau auf dem eigenen Firmengelände. Im Januar 2003 wurden die Gebäude und Büros von Glaxo Smith Kline, einer Nachbarimmobilie, übernommen und damit für weitere Expansion „Raum geschaffen“.

Tünkers heute

Mit den Erweiterungen am Standort Ratingen-Tiefenbroich verfügt das Unternehmen heute über eine Bürofläche von 4.370 m² und eine Produktionsfläche von 11.350 m². In Ratingen beschäftigt die Firma Tünkers derzeit ca. 250 Mitarbeiter. In den Tochterunternehmen in Frankreich, Spanien, Brasilien, USA und seit April 2003 China sind weitere 70 Mitarbeiter tätig. Im Geschäftsjahr 2002 wurde im Stammwerk ein Umsatz von ca. 50 Mio. Euro erzielt.

Anleim- und Kaschiermaschinen bilden nach wie vor ein wichtiges Standbein mit Wachstumsperspektiven. Im Bereich der Elektromobile liegen die Hoffnungen auf dem verstärkten Absatz der vor einigen Jahren eingeführten Transportsysteme für Gepäckwagen am Flughafen und Einkaufswagen im Supermarkt.



Airport-Scooter

Mit einem Umsatzanteil von 80% ist der aus dem Produkt Kniehebelspanner hervorgegangene Automobilsektor heute dominant und damit entscheidend für die weitere Geschäftsentwicklung des Unternehmens. In Europa, Südamerika und China ist Tünkers in diesem Produktsegment Marktführer.

Vor fünf Jahren wurde das Angebot für die Karosseriefertigung um sogenannte Robotergreifer erweitert. Diese in Modulbauweise ähnlich einem Stabilbaukasten konzipierten Systeme bilden quasi die Arme und Hände des Roboters und ermöglichen es ihm, die jeweiligen Karosserieteile wie Dach, Tür oder Fahrzeugboden zu handhaben.



Robotergreifer für die Karosseriefertigung in einem Automobilwerk

Der zunehmende Einsatz von Robotertechnik in der Serienfertigung macht auch dieses Geschäftsfeld bisher zu einer neuen Erfolgsgeschichte. Aus der Kooperation mit dem Roboterhersteller KUKA fiel den Greifersystemen sogar eine ganz besondere Rolle zu, eine Filmrolle. Im aktuellen James Bond-Film „Die Another Day“ dient ein spezieller Tünkers

Robotergräfer den Gegenspielern von James Bond dazu, Hale Berry mit einem Roboter fast unter einem Laserstrahl zu sezieren.



Die Schauspielerin Hale Berry auf einem Tünkers-Robotergräfer im neuesten James-Bond-Film „Die Another Day“

Aber eben nur fast, denn der Film heißt nicht ohne Grund „Die Another Day“. Solche Rollen sind für Tünkers-Produkte eher selten. Denn es sind vorrangig Produkte, die das Licht der Öffentlichkeit scheuen und ihre Arbeit im Verborgenen verrichten.

Tünkers morgen

Die Firma Tünkers wird bis heute als Familienunternehmen in der jetzt zweiten Generation mit den Söhnen Olaf und André Tünkers geführt. Innovation und Flexibilität bilden nach wie vor die Leitlinien der unternehmerischen Tätigkeit. Mit täglich neuen Produktideen wird auf die sich immer schneller ändernden Anforderungen der Kunden reagiert. Und immer ist die Motivation dabei die Suche nach dem innovativen Produkt für die attraktive Marktlücke.

In diesem Sinne sind die Wünsche unserer Kunden der Antriebsmotor für täglich neue Herausforderungen, die letztlich den Fortbestand und die weitere Expansion des Unternehmens in der Zukunft sichern und dafür Sorge tragen, dass sich das Mühlrad der Firma Tünkers weiter dreht.

Olaf Tünkers

In Lintorf hat Hightech Tradition

30 Jahre Rechenzentrum der Mannesmann Datenverarbeitung / Vodafone Information Systems an der Rehhecke

Am Anfang stand ein Antrittsbesuch – wie unter guten Nachbarn so üblich. Ende 1971 klingelte es nach Feierabend bei den Anwohnern der Rehhecke. Ein großer Mann stand vor der Tür, stellte sich und sein Anliegen vor. „Ihr könnt bauen, wenn die Anwohner gegenüber einverstanden sind“, erinnert sich Dr. Werner Brack an die „Auflagen“ der Gemeinde Lintorf und ihres Bürgermeisters Edmund Wellenstein für den Bau des Rechenzentrums des damaligen Mannesmann-Konzerns. Damals gehörte Lintorf noch zum Amt Angerland. So richtig viel habe man damals noch nicht mit dem Begriff Rechenzentrum anfangen können, „aber da waren unsere Nachbarn nicht die Einzigen“, erinnert sich Brack schmunzelnd. „Aber ich konnte darstellen, dass dies ein ‚sauberer‘ Betrieb ist, wir nicht stören werden und vor allem, dass dies eine langfristige und gute Standortwahl ist“, so Brack, der erster Geschäftsführer der Mannesmann Datenverarbeitung GmbH (MDV) wurde. Und die Geschichte hat ihn bestätigt. 30 Jahre später rasen an der Rehhecke

vative Dienstleistungen im Bereich der elektronischen Datenverarbeitung das Produkt, immer noch stützt sich der eigene Konzern auf das Know-how aus Lintorf, immer noch nutzen externe Kunden die Kompetenz im Rechenzentrum. Und nach 30 Jahren passen Produkt und Standort immer noch zusammen – in der heutigen Zeit rasanter wirtschaftlicher Veränderungen, insbesondere im EDV-Bereich, fast eine Ewigkeit. Traditionell Hightech – wohl selten war diese Bezeichnung so treffend wie für das Rechenzentrum an der Rehhecke.

„Die Standortwahl war ein voller Erfolg“, sagt Joachim Bellinghoven, heute Sprecher der Geschäftsführung von Vodafone IS. Nicht zuletzt, weil man sich aufgrund der zahlreichen IT- und Telekommunikationsunternehmen in der näheren Umgebung „fast wie in einem kleinen Silicon Valley“ fühle. Und – fast schon traditionell – so ein wenig kämpft er mit den gleichen Problemen wie sein Vorgänger Brack, wenn es darum geht, „Normalsterblichen“ zu ver-



Joachim Bellinghoven,
Sprecher der Geschäftsführung von
Vodafone Information Systems

nungen erstellen wir.“ Erstellen, dahinter verbirgt sich ein ganzes Paket von Aufgaben, die absolut zuverlässig gelöst werden müssen: Zusammenstellen und Auswerten der Telefonverbindungen, die Rechnung erzeugen, im eigenen Druckzentrum auf Papier bringen, versenden. Aber eben auch durch strenge Sicherheitsvorkehrungen dafür zu sorgen, dass die Daten – beispielsweise wann man wen anrufen hat – nicht in unbefugte Hände gelangen können oder das Rechnerausfälle das ganze System lahm legen. Und da man die nötigen Computerprogramme, die dies alles leisten können, nicht einfach einkaufen kann, werden sie bei Vodafone IS selbst entwickelt. Kein Wunder, dass ein solch komplexes Know-how auch für Unternehmen außerhalb des Vodafone-Konzerns attraktiv ist, für Ruhrgas beispielsweise.

Die Wurzeln für die heutige Position klingen mit dem Abstand von 30 Jahren leicht sperrig. „Wir verstehen unsere Arbeit als aktives Dienstleistungsangebot mit dem Ziel, das Arbeitsmittel Datenverarbeitung wirtschaftlich zu nutzen“ – so beschrieb sich MDV (Mannesmann Datenverarbeitung) in einer Unternehmensbroschüre der „Gründerzeit“ selber. Man war stolz auf das „Service-Zentrum“ an der Rehhecke, dessen Bau im



immer noch Bits&Byte in einem High-Tech-Rechenzentrum. Heute indes unter dem Namen Vodafone Information Systems (VIS). Aber damals wie heute sind inno-

deutlichen, woran die rund 800 Mitarbeiter an der Rehhecke arbeiten. Bellinghovens Beispiel für die Komplexität der Dienstleistungen: „Die D2-Mobiltelefonrech-



Einweihung des neuen Rechenzentrums der Mannesmann Datenverarbeitung GmbH am 17. Januar 1973. Von links nach rechts: Architekt Georg Kieferle, Dr. Werner Brack (Geschäftsführer der Mannesmann Datenverarbeitung GmbH) und Dr. Egon Overbeck (Vorstandsvorsitzender der Mannesmann AG)

Oktober 1971 begonnen wurde. Nach dem Richtfest am 5. Mai 1972 war dann am 17. Januar 1973 der große Tag: Schlüsselübergabe für das 11-Millionen-Mark-Projekt. Den Platz von 7.142 Quadratmetern Netto-Geschossflächen bot der Neubau später für mehr als 500 Mitarbeiter/innen – und natürlich auch den damals noch überaus groß gewachsenen Rechnern. „Das Gebäude gehört zu den leistungsfähigsten Großrechenanlagen Deutschlands“, kommentierte die Mannesmann-Werkszeitung „aktuell“ den Neuzugang im Konzern.

In dieser EDV-Gründerzeit gab es reichlich Aufgaben für MDV. „Wir haben Software entwickelt als Hilfen für technische Planungen, beispielsweise, um für Ingenieure errechnen zu können, wie sich Werkstücke verhalten werden“, erinnert sich der damalige Geschäftsführer Dr. Werner Brack. Noch heute schwingt Stolz mit, wenn er sagt: „Wir haben die erste Stranggieß-Automation der Welt in Taiwan eingerichtet. Das hatte noch nicht einmal unser eigener Konzern.“ Viele Lösungen aus Lintorf hatten ihre Ursprünge natürlich im Bedarf des Mutterkonzerns Mannesmann. Für eine effiziente Lagerhaltung – „Stichwort chaotische Lagerverwaltung, bei der nur der Rechner weiß, wo etwas ist“, so Brack – beispielsweise, oder eben auch kaufmännische Software. Rund 40.000 Terminals in ganz Deutschland waren per Da-

tenleitung mit den Großrechnern in Lintorf verbunden. Brack: „Wir haben aber auch immer wieder nach vorn geschaut, uns Zukunftschancen überlegt und beispielsweise an einer Art übergreifender Unternehmenssoftware gearbeitet, so wie sie heute unter dem Begriff SAP bekannt und erfolgreich ist.“ Aber man sei wohl der Zeit noch zu weit voraus gewesen, denn statt der heute üblichen und unerwünschten Standardisierung von Prozessen waren noch individuelle EDV-Lösungen an der Tagesordnung. Die Zukunfts-Idee von damals wird dennoch an der Rehhecke umgesetzt: Die Vodafone IS ist Dienstleister für die Nutzung der Unternehmenssoftware SAP bei Kunden.

Schlaue Lösungen brauchen kluge Köpfe. „Das ist ein entscheidendes Thema. Wir leben von der Kreativität und der Leistungsbereitschaft der Mitarbeiter“, lässt Vodafone IS-Geschäftsführer Joachim Bellinghoven keinen Zweifel daran, dass auch im Bereich Personal-Entwicklung die Stärke des Standorts hochgehalten wird – traditionell. Betriebsrätin Angelika Wansleben bringt es auf den Punkt: „Wenn man in manchen Abteilungen alle vor die Tür schicken würde, die hier bei uns ausgebildet wurden, dann würde dort nichts mehr laufen.“ Sie muss es wissen, denn sie ist das beste Beispiel für ihre These: 1972 begann sie bei Mannesmann Datenverarbeitung ihre Ausbildung als

mathematisch-technische Assistentin, ist seitdem an der Rehhecke. „Wir haben viele junge Leute ausgebildet und behalten.“ Eines indes habe sich doch sehr geändert seit den Anfängen in Lintorf: „Damals gab es noch viele Möglichkeiten für Quereinsteiger. Unser erster Betriebsratsvorsitzender beispielsweise war gelernter Schneider, bevor er eine zweite Ausbildung machte und zu uns kam.“



Betriebsrätin Angelika Wansleben

Die Qualität der Ausbildung an der Rehhecke machten sich in den 80-er Jahren gleich rund ein Dutzend Unternehmen zu Nutze, als MDV Leiter einer Ausbildungsgemeinschaft für Datenverarbeitungs-Fachkräfte war. Schon damals verfügten über 50 Prozent der Mitarbeiter, so Erst-Geschäftsführer Brack, über einen Hochschulabschluss (Mathematiker, Physiker oder Ingenieure). Den Kontakt zum Nachwuchs sucht man auch unter dem Namen Vodafone IS mit mindestens gleichem Nachdruck. Beispielsweise in umliegenden Schulen, wo die IT-Experten über Berufschancen sprechen, Praktikumsplätze anbieten oder auch kleinere Projekte realisieren.

Dieses sind aber fast die einzigen „engen Berührungspunkte“ mit Stadt und Menschen. „Wir sind hier halt hinter der Hecke, uns nimmt man kaum wahr“, sagt die auch in der Kommunalpolitik aktive Betriebsrätin Angelika Wansleben – und bestätigt damit nach fast 30 Jahren das Versprechen von Erst-Geschäftsführer Brack, der ja bei seinen Antrittsbesuchen das „Nichtstören“ versprochen hatte. Zuletzt bei der Eröffnung

des Neubaus im Oktober 2002, der weitere 5.000 Quadratmeter für die Vodafone IS bereit stellt, gab es neuen Kontakt zu den Nachbarn. Die heutige Geschäftsführung brauchte indes nicht mehr auf „Klingeltour“ bei den Anwohnern zu gehen, man weiß, was man aneinander hat – und haben wird. Denn „die Investition in den Neubau war eine Investition in die Zukunft des Standorts. Wir bieten hier unseren Kunden Sicherheit, Zuverlässigkeit und technische Kompetenz auf höchstem Niveau“, zeigt Geschäftsführer Joachim Bellinghoven auch deutlich die Perspektiven auf. Das Leistungsspektrum: Komplette Planung, Realisierung und Betrieb von zukunftsicheren IT-Lösungen. Skalierbar und maßgeschneidert nach dem Full-Service-Prinzip. Das Ziel: „Wir wollen innerhalb des Vodafone-Konzerns die Trends setzen. Im Moment sind wir noch auf Deutschland fokus-



siert, aber die Globalisierung bringt neue Herausforderungen: Europa.“ Für den Weg von Lintorf dorthin gibt er die Maxime aus: „Nicht verzetteln. Wir werden nur ein paar Sachen machen, die aber richtig.“

Und diese Zukunfts-Beschreibung ist fast eine Charakterisierung der Standort-Geschichte des Rechenzentrums an der Rehhecke.

Thomas Klein

Liebe Nachbarinnen und Nachbarn,

Wir, die Mitglieder des SPD-Stadtbezirks Lintorf/Breitscheid, setzen uns aktiv für die Belange unseres Stadtteils Lintorf innerhalb der Stadt Ratingen ein.

Aber wir sehen uns Lintorfer, Ratinger, Deutsche auch als einen Teil eines vereinten, demokratischen Europas, in dem nicht nur die Wirtschaft, sondern auch die Menschen enger zusammenwachsen sollen.

Bitte unterstützen Sie uns bei der Europawahl im Juni und der Kommunalwahl im Oktober 2004.

**Für den Vorstand
Angelika Wansleben
Vorsitzende SPD Lintorf/Breitscheid
Mitglied des Rates der Stadt Ratingen**



Die Entwicklung der Menschheit

Einst haben die Kerls auf den Bäumen gehockt,
behaart und mit böser Visage.
Dann hat man sie aus dem Urwald gelockt
und die Welt asphaltiert und aufgestockt,
bis zur dreißigsten Etage.

Da saßen sie nun, den Flöhen entflohn,
in zentralgeheizten Räumen.
Da sitzen sie nun am Telefon.
Und es herrscht noch genau derselbe Ton
wie seinerzeit auf den Bäumen.

Sie hören weit. Sie sehen fern.
Sie sind mit dem Weltall in Fühlung.
Sie putzen die Zähne. Sie atmen modern.
Die Erde ist ein gebildeter Stern
mit sehr viel Wasserspülung.

Sie schießen die Briefschaften durch ein Rohr.
Sie jagen und züchten Mikroben.
Sie versehen die Natur mit allem Komfort.
Sie fliegen steil in den Himmel empor
und bleiben zwei Wochen oben.

Was ihre Verdauung übrig läßt,
das verarbeiten sie zu Watte.
Sie spalten Atome. Sie heilen Inzest.
Und sie stellen durch Stiluntersuchungen fest,
daß Cäsar Plattfüße hatte.

So haben sie mit dem Kopf und dem Mund
den Fortschritt der Menschheit geschaffen.
Doch davon mal abgesehen und
bei Lichte betrachtet sind sie im Grund
noch immer die alten Affen.

Erich Kästner

Bemerkenswerte archäologische Funde der Jahre 2002/2003

In den Jahren 2002 und 2003 wurden im Großraum Ratingen und dem nahen Umfeld durch intensive Feldbegehungen und Baustellenbeobachtungen erneut Funde und Fundstellen unterschiedlicher Zeitstellung zumeist gerade noch „vor dem Bagger“ oder „hinter dem Pflug“ aufgespürt. Darunter befinden sich auch überaus seltene Fundbelege aus der Zeit des Übergangs der späten Steinbearbeitung zur frühen Metallherstellung.

In Europa vollzog sich der technologisch-revolutionäre Schritt der Umstellung von der Steingeräte-technologie zur Metallverarbeitung über einen Zeitraum von mehr als eintausend Jahren. In Regionen, in denen es kaum oder keine obertägig abbaubaren Rohervorkommen gab, beschafften sich die Menschen zunächst nur wenige Fertigprodukte (Dolch, Schmuck usw.) aus Kupfer, Kupferlegierungen (Bronze) oder Gold durch Tausch und Handel über weite Distanzen. Früh zu datierende Metallarbeiten sind kaum überliefert, weil die seltenen Objekte als besondere Wertgegenstände und Statussymbole über Generationen hinweg weitergegeben und bei Beschädigungen in permanentem „Recycling“ ein- und umgeschmolzen wurden.

Eher finden sich noch Reste der aus Felsgestein (Beilklingen und durchbohrte Äxte) und Feuerstein (Sicheln, Dolche und Pfeilspitzen) gefertigten Nachahmungen von Metallgegenständen. Zuletzt wurde 1992 bei Lintorf der Nacken einer endneolithischen Streitaxt aufgefunden.

**Ratingen-Schwarzbach:
Eine Arbeitsaxt der Jungsteinzeit bis frühen Bronzezeit
(6. Jahrtausend bis um
1800 v. Chr.)**

Auf der Flur „Struxberg“, unmittelbar an der Stadtgrenze von Mettmann-Metzkausen zu Ratingen-Schwarzbach gelegen, wurde 2002 das große Bruchstück einer durchbohrten Steinaxt entdeckt.



Fragment einer durchbohrten Arbeitsaxt, Jungsteinzeit / frühe Bronzezeit
Fundort: „Struxberg“, Ortsgrenze Ratingen-Schwarzbach / Mettmann-Metzkausen

Es handelt sich um eine „Arbeitsaxt“ aus grau-grünem, schiefrigem Sedimentgestein (Geröll). Das Fundstück ist 10,1 cm lang, 5,9 cm hoch und 3,3 cm breit. Der Querschnitt des Gerätes bildete ein abgerundetes Rechteck. Der verjüngte Nacken weist eine rechteckige, leicht gerundete Nackenfläche auf. Auf der Nackenfläche finden sich Pickspuren der Zurichtung und durch kräftige Schläge im Gebrauch des Gerätes entstandene Schlagnarben. Der Fundbeleg ist am Schaftloch gebrochen. Die obere Lochseite ist leicht facettiert, die gegenüberliegende Partie ist weggebrochen. Die untere Lochseite ist plan. Das zylindrische, 5,9 cm lange Bohrloch hat einen Durchmesser von 2,2 cm. Der Innenbogen der oberen Lochseite ist durch den Gebrauch des Steingerätes an einem Schäftungsholm aus organischem Material glänzend poliert.

Es ist nicht sicher nachzuvollziehen, ob das Gerät bereits im Gebrauch oder erst in jüngerer Zeit durch den Kontakt mit Ackergerätschaften zerbrochen ist, die an mehreren Kontaktstellen Rostspuren hinterlassen haben.

In umfangreichen Versuchen der experimentellen Archäologie wurde eine Gesamtarbeitszeit von 80 Stunden zur Fertigstellung einer vergleichbaren „Felsgesteinaxt“ ermittelt. Zum Bohren wurde eine kombinierte Bohrvorrichtung aus Holz mit beschwerenden Steinen verwendet, deren Gebrauch für

Naturvölker aus der Völkerkunde belegt ist. Bei einem zeitlichen Aufwand von etwa 2,5 Arbeitsstunden pro Tag dauerte die Herstellung mehr als einen Monat. Je nach der Härte des Gesteins wurde unter Zuhilfenahme von Wasser und Quarzsand als Schleifmittel eine Bohrtiefe von 0,4 bis 0,7 mm pro Stunde erreicht. Eine deutlich höhere Stundenfrequenz pro Person und Arbeitstag ist unwahrscheinlich, da sich der Hersteller allein auf die Kraft seiner Hände und Arme verlassen musste und er sicher auch noch etwas anderes zu tun hatte, als mühsam ein Loch in einen Stein zu bohren. Zentrale Werkstätten zur Herstellung durchbohrter Steingeräte sind bislang nicht entdeckt worden.

Während des Bohrvorgangs bestand ständig die Gefahr, dass das Werkstück aufgrund von äußerlich nicht sichtbaren Unregelmäßigkeiten im Rohgestein noch vor der Fertigstellung zerbrach. Zerbrochene Halbfabrikate finden sich ebenso häufig wie Belegstücke mit nicht vollendeter Bohrung. In vielen Fällen hat der Bearbeiter entweder die Geduld verloren oder musste sich anderen Tätigkeiten zuwenden. Der außerordentlich hohe technologische und zeitliche Aufwand sowie die Beigabe durchbohrter Steingerätschaften in gut ausgestattete Gräber lässt auf einen weit überdurchschnittlich hohen Gebrauchs- und Statuswert schließen.

„Arbeitsäxte“ hatten eine doppelte Funktion. Mit der Schneide wurden sie als Spaltwerkzeuge benutzt, mit der Nackenfläche als Hammer. Der hier beschriebene Neufund zeigt in der vollständig erhaltenen Nackenpartie deutliche Spuren des tatsächlichen Gebrauchs als Schlagwerkzeug. Dennoch ist nicht zu bezweifeln, dass die lediglich nach moderner Typologie definierten „Arbeitsäxte“ auch im Verlauf von Kampfhandlungen eingesetzt werden konnten und traumatisierend schwere bis tödliche Verletzungen verursachten. Aus dem gesamten Niederrhein-Maasgebiet sind über einen Forschungszeitraum von 150 Jahren bis heute weniger als 150 Belegstücke (Fragmente und vollständige Stücke) unterschiedlicher Varianten von Arbeitsäxten dokumentiert worden. Dabei wird davon ausgegangen, dass insbesondere Stücke aus der Jülicher und Zülpicher Börde der älteren und mittleren Jungsteinzeit angehören. Die Funde aus dem Bereich der Rheinzone werden dagegen überwiegend der späteren Jungsteinzeit bis frühen Bronzezeit zugeordnet. Die geringe Nachweisdichte von weniger als 150 Arbeitsäxten für einen Zeitraum von über 3.500 Jahren in der riesigen Fundregion verdeutlicht die Seltenheit und besondere Bedeutung des Neufundes.

Arbeitsäxte gehörten im Maasgebiet und am Niederrhein zweifelsfrei nicht zur allgemein üblichen Grundausstattung der Ausrüstung einzelner Persönlichkeiten. Vielleicht gehörten sie eher zum Besitz einer größeren Gemeinschaft, die solche Stücke in Arbeitsteilung anfertigen konnte. Sie wurden möglicherweise in Ausnahmefällen besonders angesehenen Verstorbenen für die Reise ins Totenreich beigegeben. Sicher nachgewiesen ist, dass selbst noch Fragmente weiter aufbewahrt und als wertvoll angesehen wurden.

Vom Fundpunkt der Arbeitsaxt stammen noch eine kleine Feuersteinklinge, ein Abschlag aus selten anzutreffendem, grünem Kielesschiefer und ein lang-schmales, ganzflächig überarbeitetes Geröll mit „plankonvexem“ Querschnitt (grau-grünes Sedimentgestein). In über einhundert Metern Entfernung wurde an einer Quellmulde

ein großer spätneolithischer bis frühbronzezeitlicher Feuerstein-schaber aufgefunden. In Anbetracht der deutlichen Konzentration spätneolithisch datierbarer Steinwerkzeuge im näheren und weiteren Umfeld der Fundstelle ist auch für die „Arbeitsaxt“ eine Datierung in die Übergangsphase der späten Jungsteinzeit zur frühen Metallzeit (2.400 bis 1.800 v. Chr.) anzunehmen.

(Fundnummer der Außenstelle Overath OV 02 / 48)

**Breitscheid
Eine geflügelte Pfeilspitze
mit Schäftungsdorn der
späten Jungsteinzeit / frühen
Bronzezeit
(2.600 – 1.800 v. Chr.)**

Im März 2003 wurde bei Breitscheid auf einer dicht mit eiszeitlichen Geröllen überlagerten Ackerfläche eine beidseitig flächenretuschierte, geflügelte Pfeilspitze mit Schäftungsdorn aufgefunden. Als Rohmaterial wurde ein durch Eisenoxyd braun gefärbter, nordischer Geschiebefeuerstein verwendet, der vor etwa 250.000 Jahren durch einen maximalen Gletschervorstoß der vorletzten Eiszeit bei Breitscheid abgelagert wurde. Das Projektil ist 3 cm lang, auf Höhe der Flügel 1,5 cm breit und im Durchmesser bis zu 0,4 cm stark. Das Gewicht beträgt 1,47 gr. Die Seitenlinien der dreieckigen Spitze verlaufen annähernd gerade und treffen im spitzen Winkel zusammen. Die flache „Unterseite“ (Ventral- oder Trennfläche des verwendeten Abschlags) ist aus technologischen Gründen etwas ungleichmäßiger flächig retuschiert als die aufgewölbte Oberseite (Dorsalfläche).

Der Neufund aus Breitscheid gehört zu den weit überdurchschnittlich qualitätvollen und selten gut erhaltenen spätneolithischen bis frühbronzezeitlichen Geschosspitzen aus dem Rheinland. Bei genauer Betrachtung fällt auf, dass die exponierten Punkte des Fundstücks, die Spitze, die Flügelenden und der Schäftungsdorn in hell-transparente Partien des Gesteins gearbeitet wurden. Der Bearbeiter hat weit über den funktionalen Zweck hinaus in ausgezeichneter Technik ein auch heute noch ästhetisch ansprechendes Einzelstück geschaffen.



Beidseitig flächenretuschierte geflügelte Pfeilspitze mit Schäftungsdorn aus braunem Feuerstein.
Späte Jungsteinzeit / frühe Bronzezeit.
Fundort: Ratingen-Breitscheid

In vielen Publikationen vergleichbar fein gearbeiteter Pfeilspitzen, Dolche und Sicheln aus Feuerstein wird darauf hingewiesen, dass solche Objekte aufgrund der darin enthaltenen „Mehrarbeit“ auch als Prestigeobjekt in Betracht kommen. Der Breitscheider Neufund weist neben der Feinbearbeitung zwei weitere Merkmale auf, die diese Annahme nachhaltig unterstützen. Die braune Färbung und das Farbspiel erinnern deutlich an den in der späten Jungstein- und frühen Bronzezeit hoch geschätzten Bernstein. Der braunfarbige Feuerstein tritt im Vergleich zu andersartig gefärbten Feuersteinvarianten bei Breitscheid vergleichsweise selten auf. Dem Bearbeiter stand zunächst ein vielfältig gefärbtes Ausgangsmaterial zur Verfügung. Dass er sich unter Voraussetzung der hohen Materialqualität zuletzt für das seltene braun gefärbte Material mit hell-transparenten Zonen entschieden hat, spricht für eine selektive Auswahl. Die zweite Auffälligkeit bilden zwei Ausbruchnegative im Bereich des Mittelgrats. Sie haben sich so ungünstig überlagert, dass eine tiefgehende „Sollbruchstelle“ entstand. Im Gebrauch wäre die Pfeilspitze an diesem Punkt zerbrochen, gleichgültig ob sie einen Körper durchbohrt hätte oder nach einem Fehlschuss auf dem Boden aufgekommen wäre. Dass

das Projekt nicht verworfen, sondern weiter bearbeitet und fertiggestellt wurde, dokumentiert den besonderen Wert dieser Arbeit.

Die vollständige Erhaltung im mit Geröllen dicht durchsetzten Erdreich ist ein außerordentlicher Glücksfall und legt den Schluss nahe, dass das bruchempfindliche Projektil tatsächlich nicht verschossen wurde, wobei außer Zweifel steht, dass das Fundstück im Gebrauch auf der Jagd wie auch in feindlichen Auseinandersetzungen eine tödliche Wirkung entfalten konnte. Mit großer Wahrscheinlichkeit stammt das eindrucksvolle Fundstück aus einer bereits durch den Pflug weitgehend zerstörten Bestattung. Geflügelte und gestielte Feuersteinpfeilspitzen sind kennzeichnende Grabbeigaben der spätneolithischen „Glockenbecherkultur“ (2.600 – 2.200 v. Chr.) und wurden noch bis in die frühe Bronzezeit verwendet (bis ca. 1.800 v. Chr.).

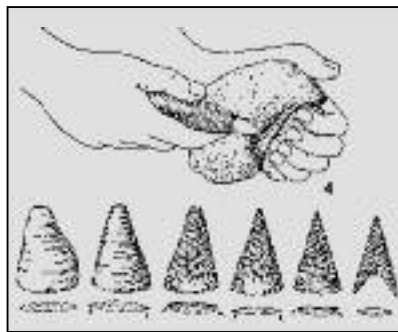
Vergleichsbelege aus der weiteren Region stammen aus Düsseldorf-Angermund (Neufund; vollständig erhalten; Länge 2,6 cm, Breite 1,4 cm, Dicke 0,3 cm, Gewicht 1,43 gr.), Duisburg-Huckingen (zwei stark beschädigte Belege aus eisenzeitlichen Abfallgruben) und Haan (Fundplatz Vogelsang: stark beschädigt; Fundplatz Elp-Ost: vollständig, Länge 2,2 cm).

Angermund „Beil und Pfeil“: Funde der späten Jungsteinzeit / frühen Bronzezeit (2.600 – 1.800 v. Chr.)

Im Jahr 2002 wurde auf einer Ackerflur westlich von Düsseldorf-Angermund eine kleine Beilklinge aus fein strukturiertem Quarzit aufgelesen (Länge 6,6 cm, Breite 3,9 cm, Dicke 2,1 cm, Gewicht 86 g). Das bemerkenswerte Fundstück wurde durch grobe Schläge und Schliff aus einem Geröll gearbeitet. Der Umriss des gedrunken proportionierten Beilkörpers ist der Form eines Trapezes angenähert, die Schmalseiten sind breit abgeschliffen, die Kanten betont und der rundliche Nacken kaum überformt. Der Querschnitt ist eckig-flach bis schwach konvex, die Schneide verläuft durch vielfaches Nachschleifen in der Aufsicht leicht diagonal. Unterschiedlich stark ausgeprägte Pick-

zonen auf den Breit- und Schmalseiten deuten auf eine sekundäre Nutzung des Stückes als Retuscheur hin. Aufgrund der geringen Größe des Beilkörpers ist eine Schäftung mit Hilfe eines Zwischenfutters aus Geweih anzunehmen.

Zusammen mit der Beilklinge wurde eine vollständig erhaltene, geflügelte Pfeilspitze mit Schäftungsdorn angetroffen (Länge 2,6 cm, Breite 1,4 cm, Dicke 0,3 cm, Gewicht 1,43 g). Die aus „Maasei-Flint“ gearbeitete Geschossspitze ist beidseitig flächenretuschiert. Als „Maaseier“ werden durch den Transport in Flüssen rundlich abgeschliffene Feuersteinstücke mit besonders harter innerer Struktur angesprochen. Das Rohmaterial stammt aus dem Maasgebiet. Die Pfeilspitze zählt zu den überdurchschnittlich qualitätsvollen Beispielen dieser Fundgruppe.



Druckretusche an einer Pfeilspitze und Abfolge der Herstellung einer Pfeilspitze vom Rohabschlag bis zum Fertigprodukt

Am Fundpunkt wurden noch das Bruchstück eines Mahlsteines aus Eschweiler Kohlensandstein mit abgearbeiteter Teilfläche, eine beschädigte, weiß patinierte Silexklinge und ein Klingenbruchstück aus hellgrau-belgischem Feuerstein aufgelesen. Das Fundensemble entspricht der Zusammensetzung von Beigabeninventaren gut ausgestatteter spätneolithischer Bestattungen. Möglicherweise wurde am Ort ein Grab aus der Zeit der Rheinischen Becherkulturen durch landwirtschaftliche Tätigkeiten zerstört.

Für das kleine Fundensemble lassen die Pfeilspitze, die Form und Machart der Steinbeilklinge sowie das aus dem Aachener Raum importierte außerordentlich seltene Rohmaterial des Reibsteins auf eine Datierung in eine spätere Pha-

se der Zeit des Übergangs des Endneolithikums zur frühen Bronzezeit schließen (ca. 2.200 – 1.800 v. Chr.). Aufgrund der Seltenheit solcher Funde wird der Fundkomplex in diesem Jahr auch im populären Jahrbuch „Archäologie im Rheinland“ des Landschaftsverbandes Rheinland vorgestellt.

Lintorf Neufunde der älteren bis späten Eisenzeit (8.-1. Jahrhundert v. Chr.)

In den Jahren 2002 und 2003 konnten südlich von Ratingen-Lintorf vor allem eisenzeitliche Keramikbelege und Fragmente eines Mahlsteins aus importiertem Mayener Basalt von einem bereits bekannten Fundplatz abgesammelt werden. An zwei Mahlsteinfragmenten finden sich noch Überreste der glänzend polierten Arbeitsfläche.

Im Bonner Jahrbuch 199 für das Jahr 1999, erschienen 2002, S. 424ff, wurden die Funde aus dem Umfeld einer eisenzeitlichen Siedlungsstelle im Soestfeld bei Lintorf mit Abbildungen wichtiger Einzelbelege vorgestellt. Das Fundmaterial umfasste noch 390 auswertbare Keramikfragmente von mindestens 55 Gefäßen, einen vollständigen, großen Spinnwirtel, zwei Webgewichte, sowie einige vermutlich jungsteinzeitlich zu datierende Feuersteinartefakte. Die Keramik stammt aus lokaler Produktion. Spinnwirtel und Webgewichte dokumentieren die regionale Textilherstellung in der Zeit des 7.-1. Jahrhunderts v. Chr.

Das Lintorfer Ortsgebiet war im Verlauf der Eisenzeit außerordentlich dicht besiedelt. Zu den wirtschaftlichen Grundlagen der hier lebenden Menschen gehörten neben der Viehzucht, Ackerbau, Töpferei und Textilproduktion vermutlich auch der Abbau und die Verhüttung des örtlich anstehenden „Raseneisenerzes“. Das vor einigen Jahren bei Lintorf entdeckte Bruchstück eines importierten, gravierten „Knotenarmrings“ aus Bronze (5. Jahrhundert v. Chr./Spätlatène), sowie das Vorkommen farbiger Glasarmringfragmente (3.-1. Jahrhundert v. Chr.) deuten nicht nur auf weitreichende Tauschbeziehungen, sondern auch auf einen gehobenen Wohlstand hin.

Breitscheid und Lintorf
Die wissenschaftliche
Anerkennung der mittelalterli-
chen „Breitscheider Irdenware“
(12. bis 15. Jahrhundert)

Im Band 199 des Bonner Jahrbuchs (Bericht 1999, erschienen 2002, S.473ff) wurde eine erste zusammenfassende Bearbeitung der hochmittelalterlichen Keramikproduktion von Ratingen-Breitscheid zusammen mit zahlreichen Abbildungen durch das Amt für Bodendenkmalpflege vorgestellt. Hervorzuheben ist insbesondere die Feststellung, dass die bei Breitscheid und Lintorf hergestellten „Warenart“ sehr einheitlich ist, „so dass man sie durchaus als eigenständig bezeichnen kann“. Durch diese Publikation ist die „Breitscheider Keramik“ endgültig in den kleinen Kreis wissenschaftlich anerkannter rheinischer Produktionszentren reduziert gebrannter Irdenware (unter Sauerstoffabschluss grau-schwarz gefärbte, feuchtigkeitsdurchlässige Keramik) des hohen Mittelalters aufgenommen.

Die Einbindung der „Breitscheider Irdenware“ in den überregionalen Keramikhandel des Mittelalters dokumentiert eindrucksvoll die Doktorarbeit von Lutz Jansen (Philosophische Fakultät der Otto-Friedrich-Universität zu Bamberg, erstellt 1999, veröffentlicht 2002). In seiner Dissertation über „Die archäologischen Funde aus der ersten Bauzeit der gotischen Kathedrale zu Köln (1248–1322)“ weist er nach, dass auch in Breitscheid und Lintorf gefertigte Keramik, insbesondere große Vorratsgefäße, zur Zeit des 13./14. Jahrhunderts der Versorgung der Arbeiter an der Dombauhütte gedient haben. Jansen regt im Übrigen an, auch die in Siegburg aufgefundenen Großgefäße aus reduziert gebrannter Irdenware auf eine mögliche Herkunft aus Breitscheid und Lintorf zu untersuchen. Keine Töpferregion des Rheinlands ist vergleichbar schnell wissenschaftlich anerkannt und in die fachwissenschaftliche Arbeit integriert worden.

Unter den neuen Keramikfunden aus Breitscheid befinden sich zwei überdurchschnittlich gut erhaltene Kleingefäße. Ein Kugelbecher von 7 cm Höhe, 7,2 cm Bauchdurch-

messer und einer Mündungsweite von 6,3 cm, datiert in die Zeit des 12./13. Jahrhunderts. Das durch einen Kühlungsriß unbrauchbar gewordene Fundstück war bei der Entsorgung in zwei Teile zerbrochen. Der zweite Fundbeleg ist ein 8,1 cm hoher Kugelpf, Bauchdurchmesser 10 cm, Mündungsweite ungleichmäßig von 7,7 cm bis 7,3 cm, mit an Mündung und Schulter angesetztem, gekehltem Bandhenkel. Das durch einen Hitzesprung beschädigte, dünnwandige Gefäß datiert in die Zeit des 12./13. Jahrhunderts.

Das reiche Formenrepertoire der Töpferwerkstätten von Breitscheid und Lintorf wurde 2003 noch durch den Nachweis einer „Napfkachel“ ergänzt. Es handelt sich um ein langgestrecktes, zylindrisches Hohlgefäß mit eiförmig gerundetem Boden und auf der Drehscheibe überformter Randpartie (12./13. Jahrhundert). Einzelne Fragmente von Hohlkacheln sind nur schwer von Bruchstücken üblichen Keramikgeschirrs zu trennen. So ist dieser erste zweifelsfreie Beleg von besonderer Bedeutung. „Napfkacheln“ gehörten zur mittelalterlichen Baukeramik. Sie wurden mit der Randpartie, den Gefäßkörper nach innen, in die Kuppel von Lehmöfen eingebaut. In den dünnwandigen Keramikgefäßen erwärmte sich die Luft und wurde gleichmäßig in den Raum abgegeben. Mit dieser erst im 12./13. Jahrhundert in Burgen, Klöstern und reichen städtischen Haushalten eingebauten, zentralen Raumheizung wurde die Brandgefahr durch offene Feuerstellen aufgehoben und eine gleichmäßige, langfristige Wärmeleitung ermöglicht. Kachelöfen, die im Winter als beheizte Lagerstatt und bei besonderen Gelegenheiten auch als Warmhaltevorrichtung für Nahrungsmittel dienen konnten, waren in der Zeit des 12. und 13. Jahrhunderts luxuriöse technische Einrichtungen in Haushalten der führenden Gesellschaftsschichten. Der Neufund der Ofenkachel ist ein deutlicher Hinweis der Ausrichtung der Breitscheider und Lintorfer Töpfereien auf einen breit gefächerten Markt mit einem quantitativ außerordentlich hohen Bedarf an vielfältigen Typen von Gebrauchsgeschirr in allen Formaten und einem Markt-

segment, das Keramik für den Bedarf gehobener Gesellschaftsschichten (Adlige, Klerus, vermöglicher Bürger) einforderte. Zu den bislang dokumentierten Keramikformen für den gehobenen Lebensstandard gehören „Feuerstülpfen“, die Glut im Ofen hielten und Funkenflug vermieden, „Fettfänger“, in denen sich das Bratenfett von einem am Spieß gedrehten Stück Fleisch sammelte, und besonders reich dekorierte Gebrauchskeramik, darunter vollständig auf der Scheibe aufgedrehte Kugelpföpfe mit Rollstempeldekoration. Noch nicht erfasst wurden Kerzenständer und Lampenschalen, Rasseln und Gefäße in Tier- und Menschenform, sogenannte „Aquamanile“, aus denen Wasser zum Händewaschen gegossen wurde.

Keramische Sonderformen wurden von den Töpfern mit besonderer Sorgfalt behandelt und an einem bevorzugten Platz im Ofen positioniert. In kleinen Stückzahlen angefertigt, gelangten sie nur vereinzelt in den Boden. Der Nachweis gelingt daher nur selten.

Ausblick

Zwei aus der Hand in offene Formen gegossene, feuervergoldete Bronzebeschläge und ein ungewöhnlich geformter, zugehöriger Verschlussring befinden sich seit längerer Zeit in der Fundbearbeitung und Restaurierungswerkstatt des Landschaftsverbandes Rheinland. Die Stücke stammen aus einer erodierten, mit mittelalterlichen Keramikresten angefüllten Grube des 12./13. Jahrhunderts aus Breitscheid. Durch die Einlagerung in ein feintoniges Sediment blieben die korrosionsanfälligen Fundstücke unter Sauerstoffabschluss besonders gut erhalten. Die Klärung der Frage, ob es sich um fränkische Grabbeigaben aus einer gestörten Bestattung, Stücke des 12./13. Jahrhunderts oder um Beschläge jüngerer Datums handelt, die durch einen nicht erkannten späteren Bodeneingriff in den Befund eingetragen wurden, ist mit Spannung zu erwarten.

Thomas van Lohuizen

„Lintorf hat viel Wasser, aber auch viel Erz“¹⁾

Die letzten Jahre des Lintorfer Bergbaues unter der „Gewerkschaft der Lintorfer Erzbergwerke“
(Fortsetzung)²⁾

5. Die Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke

Nach der im Jahre 1902 beschlossenen Einstellung des Lintorfer Bergbaues wurden aber noch bis Ende 1902 die auf Halde liegenden Erze aufbereitet, und bis Mitte 1903 musste die Grube rückgebaut werden, so dass die endgültige Stilllegung im Jahre 1903 – also vor genau 100 Jahren – erfolgte.

Die Lintorfer Erzbergwerke besaßen drei Hauptschachtenanlagen: Friedrichsglück, Lomanschacht und Broekmanschacht. Im Jahre 1890 hatte man auf Broekman- und Lomanschacht jeweils eine stehende Wasserhaltungsmaschine installiert. Beide Maschinen konnten je 25 m³ Wasser pro Minute aus 110 m Teufe heben. Im Jahre 1898 kam auf Broekman eine weitere stehende Wasserhaltung hinzu, die 24 m³, kurzzeitig aber bis zu 30 m³ Wasser pro Minute heben konnte.

Dennoch reichte diese Wasserfördermenge nicht aus, um einen gesicherten Abbau der Erze zu gewährleisten. Darum wurde in der Gewerkenversammlung vom 17. 10. 1898 eine weitere – diesmal unterirdische-Wasserhaltungsanlage genehmigt, die aus 110 m Teufe 30 m³ Wasser pro Minute zu heben vermochte. Mit dem Beschluss der Gewerkenversammlung vom 2. 2. 1899 konnte eine weitere unterirdische Wasserhaltungsmaschine mit gleicher Förderleistung gekauft werden. Beide Maschinen wurden auf Broekman in den Jahren von 1899 bis 1901 eingebaut.

5.2 Die letzten Jahre des Lintorfer Bergbaues unter der neuen „Gewerkschaft der Lintorfer Erzberg- werke“ (1897 – 1902)

Für die unterirdische Wasserhaltung musste ein neuer Pumpenschacht von 110 m Tiefe abgeteuft und eine neue Kesselbatterie von 9 Cornwall-Kesseln aufgestellt werden. Zu diesem Zwecke wurden ein 1 Hektar 1 Ar 59 m² großes

Gelände und ein Wohnhaus in der Nähe der Broekmanschachtenanlage für 7.857,60 M angekauft (Breuer sches Grundstück), und 90 m nordöstlich vom alten Pumpenschacht entfernt mit dem Abteufen des neuen Schachtes begonnen.¹⁹⁶⁾

Vorrangig wurde der neue Wasserhaltungsschacht in Angriff genommen. Bei einem kreisrunden lichten Durchmesser von 4 m konnte unter nicht allzu großen Schwierigkeiten am 18. September 1899 die erforderliche Teufe von 110 m erreicht werden. Nach vorhergehender Prüfung des Gebirges wurden in 107 m Teufe östlich des Schachtes Querschläge für die Maschinenkammern vorgegeben. Zunächst erwies sich das Gebirge als recht standhaft, doch nach 12 m stieß man auf ein bisher unbekanntes Gangtrum, welches Schwefelkies, Blende und Bleiglanz führte und 1 m³ Wasser in der Minute brachte. Da zudem das Hangende und Liegende des Ganges in Bewegung geriet, wurde von der Anlage der Maschinenkammer an dieser Stelle Abstand genommen und das zufließende Wasser durch einen Mauerdamm fast vollständig abgeschlossen. Diese Maschinenkammer auf der westlichen Seite des Schachtes anzulegen hatte mehr Erfolg, brachte aber einen Zeitverlust von über zwei Monaten.

Eine der beiden unterirdischen Wasserhaltungsmaschinen war bereits von der Herstellerfirma fertiggestellt, und die andere stand kurz vor der Vollendung. Die Fertigstellung der Tagesanlagen war ebenfalls weit vorangeschritten und ein dritter, erforderlicher Kamin im Herbst bereits fertiggestellt. Aufgrund dieser Fortschritte zeigte sich Direktor Landgraf sehr optimistisch und hoffte, im Oktober 1900 mit der Sumpfung beginnen zu können. Ebenfalls gab es für ihn keinen Zweifel, dass diese Wasserhaltungsmaschinen von je 30 m³ Förderleistung pro Minute nicht nur die anfallenden Wasser zu heben vermochten, sondern

mit den vorhandenen Tagesanlagen eine Reserve bildeten.¹⁹⁷⁾ Allerdings hatte diese Anlage den Kostenvoranschlag von 650.000,- M um 54.000,- M überschritten, und Landgraf schätzte, für Sumpfung und Vorrichtungen seien weitere 250.000,- M erforderlich, bevor die Einnahmen aus dem Betriebe die Ausgaben decken würden.¹⁹⁸⁾

Der Prüfungsbericht für das Jahr 1900 ist erhalten geblieben. Die Gewerken Hermann Schulte und Friedrich Unterhöbel waren als Rechnungsprüfer bestellt. Die Bilanz ergab auf beiden Seiten den Betrag von 2.588.836,64 M. Die beiden Rechnungsprüfer beantragten, dem Grubenvorstand die Entlastung für das Jahr 1900 zu erteilen.¹⁹⁹⁾ Das Zubuße-Kapital-Konto hatte mittlerweile eine Summe von 2.050.000,- Mark erreicht.²⁰⁰⁾

1) Aussage in einem Gutachten von Oberbergrat Köhler aus Clausthal über die Lintorfer Bergbauverhältnisse. Bergmännische und geologische Fachbegriffe wurden in der Quecke Nr. 71, Lintorf Dezember 2001, S. 250–252, in einem „Kleinen Wörterbuch der Bergmannssprache“ zusammengestellt und sind hier nicht mehr näher erläutert

2) Siehe hierzu: Michael Lumer, Lintorf hat viel Wasser, aber auch viel Erz. Die letzten Jahre des Lintorfer Bergbaues unter der „Gewerkschaft der Lintorfer Erzbergwerke“, in: Die Quecke Nr. 71 und Nr. 72, Hrsg. Verein Lintorfer Heimatfreunde (fortan: VLH), Lintorf 2001, S. 232–250 und Lintorf 2002, S. 228–238.

196) Archiv VLH: Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902. Bei dem Verfasser dieser Aufzeichnungen handelt es sich sehr wahrscheinlich um den Rechnungsführer Karl Kohl.

197) Archiv VLH, Haniel Archiv: Rudolf Landgraf, Betriebsbericht, Sonderdruck, Lintorf, 1.1.1900

198) Ebd.

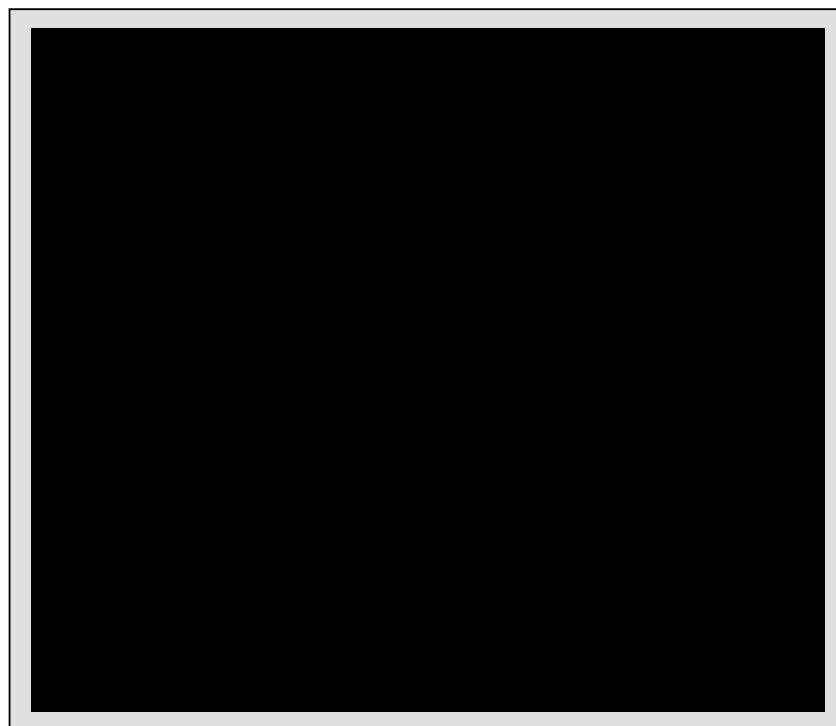
199) Archiv VLH, Haniel Archiv: Prüfungsbericht, Sonderdruck, Lintorf, 23.1.1901

200) Haniel Archiv: Bilanz vom 31. Dezember 1900, Lintorf 31.12.1900

Der Bericht des Direktors Landgraf vom 15.3.1901 über das Jahr 1900 lässt erkennen, dass Optimismus nicht angebracht war, und die geäußerten Erwartungen sich nicht erfüllt hatten.²⁰¹⁾ Hatte Landgraf in seinem Bericht vom 1. Januar 1900 die Hoffnung geäußert, im Oktober des gleichen Jahres mit der Sumpfung beginnen zu können, so musste er nun zugeben, dass diese Hoffnung nicht verwirklicht werden konnte. Dies führte er auf die außergewöhnlichen Schwierigkeiten zurück, die durch die großen hereinbrechenden Tonschieferstücke beim Bau der Maschinenkammer in über 100 m Teufe mit den außerordentlichen Dimensionen von 61 m Länge x 10 m Breite x 14 m Höhe hervorgerufen wurden. So konnte die Kammer erst am 10. Oktober fertig ausgewölbt und am 17. Dezember 1900 erst mit der Montage der nördlichen Maschine begonnen werden, da vorher noch rund 5000 m³ stehendes Gebirge herausgeschossen und die riesigen Fundamente für die Maschinen gegossen werden mussten. Landgraf schätzte, dass mit der Sumpfung der Schächte voraussichtlich erst im Mai 1901 begonnen werden könnte. Ein Ventilatorsystem „Capell“ lieferte für die Maschinenräume 500 m³ Luft in der Minute. Die Kesselbatterie von 9 Cornwellkesseln von je 100 m² Heizfläche und 12 Atmosphären Überdruck waren betriebsfertig. Mit den drei oberirdischen Wasserhaltungsmaschinen (zwei auf Broekman- und eine auf Lomanschacht), die imstande waren 65 m³ Wasser zu heben, kamen nun die beiden unterirdischen Maschinen mit einer Förderleistung von je 30 m³ hinzu, so dass dann theoretisch 125 m³ Wasser pro Minute gehoben werden konnten.

Landgraf musste in seinem Bericht zugeben, dass die aufgetretenen Schwierigkeiten seiner Meinung nach im ganzen Umfange nicht erkannt werden konnten und die Anlagekosten sich dadurch wiederum erhöht hätten. Statt der im Kostenvoranschlag errechneten Summe von 630.000,- M beliefen sich nunmehr die wirklichen Kosten der gesamten Anlage auf 764.092,45 M.²⁰²⁾

Im Mai des Jahres 1901 schien es so, dass bald die Arbeit auf dem



Planskizze für den neuen Wasserschacht und den unterirdischen Maschinenraum des Broekman-Schachtes

Betrieb voll aufgenommen und den ungeheuren Investitionen bald größere Förderleistungen entgegengesetzt werden könnten.

Nachdem Ende Mai die erste unterirdische Wasserhaltungsmaschine montiert und einige Schwierigkeiten mit dem Akkumulator beseitigt waren, konnten am 30. Mai 1901 die Arbeiten beginnen. Am 1. Juli war auch die zweite unterirdische Wasserhaltungsmaschine fertig montiert, so dass am 6. Juli ein geregelter Pumpenbetrieb auf den Schächten Broekman und Loman aufgenommen werden konnte.²⁰³⁾ Der Wasserstand im alten Schacht Friedrichsglück betrug an diesem Tage 14.440 mm unter der Hängebank. Am 14. Juli wurde mit allen fünf Maschinen und acht Pumpen gearbeitet und 68 m³ Wasser pro Minute gehoben. Da die Wasserhaltungsmaschinen zunächst noch nicht mit voller Kraft anlaufen konnten, war noch eine Steigerung zu erwarten. So wurden dann auch am 15. Juli 76 m³, am 25. Juli 82,07 m³ und am 28. Juli 83,08 m³ Wasser pro Minute gehoben. Dementsprechend lag auch der Wasserstand am 28. Juli auf Broekman bei 83.080 mm, Loman bei 60.320 mm, Georg bei 29.260 mm, Friedrich bei 28.610 mm und auf Diepenbrock bei

29.110 mm unter der Hängebank.²⁰⁴⁾

Doch am 29. Juli 1901 brach die Kolbenstange der nördlichen unterirdischen Maschine auf Broekman und musste durch eine neue ersetzt werden. In Folge dessen stiegen die Wasser und standen am 31. Juli 1901 im Broekmanschacht bei 60.200 mm, Loman bei 59.000 mm, Friedrich bei 27.920 mm und Diepenbrock bei 28.770 mm. Obwohl pro Minute bis zu 87 m³ Wasser mit allen Maschinen gehoben wurden, gingen die Wasser nur langsam herunter.²⁰⁵⁾

Seit dem 12. August 1901 arbeiteten die Maschinen eine Zeit lang ununterbrochen und hoben rund 81,4 m³ in der Minute. Obwohl dies nicht die maximale Leistung bedeutete, war nach dem Betriebsbericht das Resultat der Sump-

201) Archiv VLH, Haniel Archiv: Rudolf Landgraf, Bericht über den Betrieb auf den Lintorfer Erzbergwerken im Jahre 1900, Sonderdruck, Lintorf, 15.3.1901

202) Ebd.

203) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902, a.a.O.

204) Ebd.

205) Ebd.

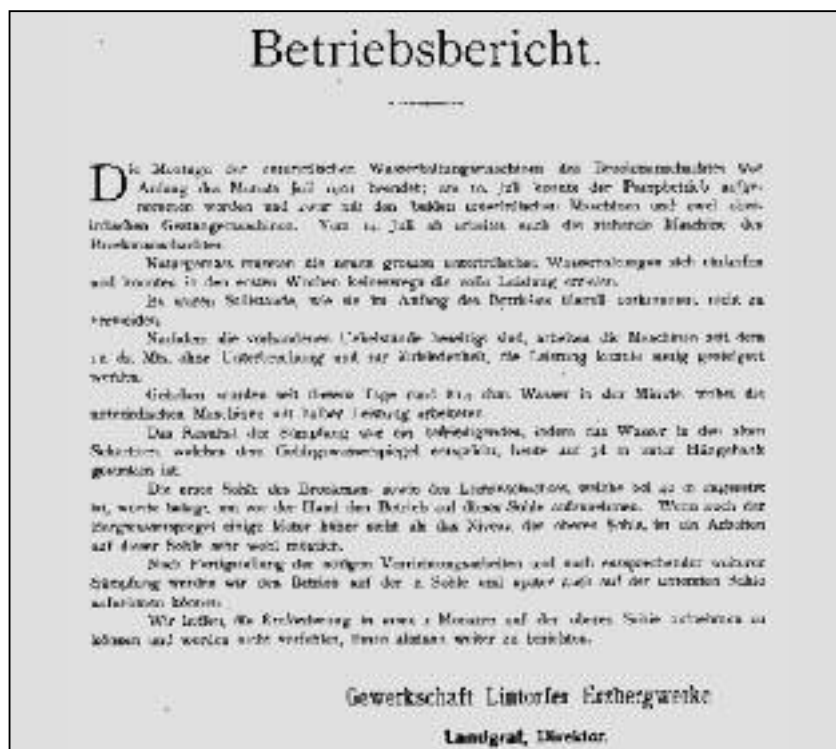
fung einigermaßen zufriedenstellend.²⁰⁶⁾

Da im August 1901 in allen Schächten das Wasser auf 34 m unter der Hängebank abgesunken war, konnte auf der ersten, der 40 m-Sohle des Broekman- und Lomanschachtes sowie auf Schacht Heinrich mit den Vorrichtungsarbeiten begonnen werden.²⁰⁷⁾ Auf Schacht Heinrich wurden auf der 26 m-Sohle die letzten anstehenden Mittel abgebaut und 125 m³ Haufwerk, meist Zinkblende, gefördert. Landgraf hoffte in etwa zwei Monaten auf der oberen Sohle mit der Erzförderung beginnen zu können.²⁰⁸⁾

Auch in den folgenden Wochen sank der Wasserspiegel stetig bei einer durchschnittlichen Leistung von 81 m³ in der Minute, so dass Mitte Oktober auch die 70 m-Sohle belegt werden konnte.²⁰⁹⁾ Am 9. Oktober allerdings musste der Pumpenbetrieb unterbrochen werden, um einen zerbrochenen Wasserschieber im Wasserkanal, der den unterirdischen Maschinen Wasser zuführte, durch einen neuen zu ersetzen. Diese Arbeit war am 18. Oktober ausgeführt, und die unterirdischen Maschinen waren wieder in der Lage, mit der vorgeschriebenen Umdrehungszahl zu arbeiten.²¹⁰⁾ Durch die Leistungen von 90,26 m³ am 20. Oktober und sogar 95,45 m³ am 21. Oktober konnte denn auch der Broekmanschacht auf der untersten, der 100 m-Sohle, gesümpft werden.²¹¹⁾

Auf dem Broekmanschacht war die Erzführung in ihrer Mächtigkeit unverändert geblieben, und auf dem Lomanschacht gingen die Arbeiten auf der 40 m-Sohle ungestört weiter. Bei Schacht Heinrich wurde mit dem Abbau des auf der obersten Sohle anstehenden Erzganges begonnen. Durch diese ersten Aufschlussarbeiten war so viel gefördert worden, dass nach Schätzung Landgrafs auf Broekmanschacht sechs Doppellader Bleierz, auf Lomanschacht fünf Doppellader Bleierz und auf Heinrich fünf Doppellader Blende lagen.²¹²⁾

Auch den weiteren Betrieb des Bergwerkes sah Landgraf sehr optimistisch, und sein Bericht kündigte den baldigen Betrieb auf allen Schächten an. Er schreibt:



Betriebsbericht vom 28. August 1901

„Der Fortschritt der Sumpfung wird es wohl gestatten, in der ersten Hälfte des nächsten Monats auch die 2. Sohle des Broekman- und Lomanschachtes zu belegen und die Schächte Georg, Friedrich, Heinrich und Auguste Catharine weiter abzuteufen, so daß auch auf diesen Schächten mit den Vorrichtungsarbeiten zum Abbau begonnen werden kann.“²¹³⁾

Dass aber nicht alles so günstig und reibungslos auf dem Lintorfer Bergwerk zugeht, geht nicht aus dem Betriebsbericht Landgrafs hervor. So verschweigt er, dass am 26. Oktober die Abnahme der unterirdischen Maschinen in Gegenwart des Ingenieurs Wiegler (Haniel & Lueg) und des Obergenieieurs Lempe (Gutehoffnungshütte) stattgefunden hatte. Dabei liefen die Maschinen mehrere Stunden mit voller Kraft von 60 Umdrehungen pro Minute, so dass das Bassin und der Kanal, die die gehobenen Wasser aufzunehmen hatten, diese nicht fassen konnten und der ganze Zechenplatz überschwemmt war.²¹⁴⁾

Mit dem Absinken des Wasserspiegels in den Schächten ging natürlich auch der Wasserspiegel in den Brunnen der Umgebung herunter. Anhand der Brunnenmessungen von Oktober 1900 bis April 1901 war der Wasserspiegel

in der Gemeinde Angermund zwischen 20 cm und 100 cm abgesunken, und zwei Brunnen in Angermund und einer in Großenbaum mussten zwischenzeitlich vertieft werden.²¹⁵⁾

Schlimmer war die Situation in Lintorf selbst, was ein Artikel der Rattinger Zeitung vom 10. Oktober 1901 mit dem Titel „Wasser-Calamität“ verdeutlicht:

206) Archiv VLH, Haniel Archiv: Rudolf Landgraf, Betriebsbericht, Sonderdruck, Lintorf, 28.8.1901

207) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902, a.a.O.

208) Archiv VLH, Haniel Archiv: Rudolf Landgraf, Bericht über den Betrieb auf den Lintorfer Erzbergwerken im 2. Halbjahr 1901

209) Ebd.

210) Rudolf Landgraf, Betriebsbericht, Sonderdruck, Lintorf, 28.8.1901, a.a.O.

211) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902, a.a.O.

212) Rudolf Landgraf, Betriebsbericht, Sonderdruck, Lintorf, 28.8.1901, a.a.O.

213) Ebd.

214) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902, a.a.O.

215) HSTAD: BR 1388/103, Brunnenmessungen vom 1. Oktober 1900 bis 1. April 1901

„In nicht geringer Verlegenheit befinden sich schon seit einiger Zeit die Einwohner unserer Gemeinde, die im wahrsten Sinne des Wortes auf das Trockene gesetzt sind. Die hies. Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke hat nämlich, nachdem sie umfangreiche Pumpenanlagen in ihre Schächte hat einbauen lassen, mit dem Wasserpumpen begonnen, um wieder in Betrieb zu kommen. Die Folge hiervon ist, daß die Brunnen im weiteren Umkreise -stundenweise- versiegen und nirgends Wasser aufzutreiben ist. Für die hies. Einwohnerschaft ist die Calamität um so größer, als unser Ort nirgends Anschluß an eine Wasserleitung haben kann. Die großen Werke, die hier bestehen, haben natürlich auch kein Wasser, und daher wurde der Betrieb theilweise eingestellt; zum Theil wird er, da das Wasser aus weiter Ferne angefahren wird, mit großem Kostenaufwand aufrecht erhalten. Daß dieser Nothbehelf zum größten Schaden für die Werke und auch für ihre Arbeiter ist, liegt auf der Hand, und wenn nicht bald eine Aenderung erfolgt, werden die Betriebe ganz still gelegt werden müssen. Auch beim Ausbrechen eines Feuers ist selbstredend ein Schaden ganz unberechenbar. Die Königl. Regierung hat auf eine Beschwerde, die schon vor Wochen erfolgt ist, bis heute noch keine Antwort ertheilt.“²¹⁶⁾

Bergrat von Bernuth vom Bergamt Werden sah die Situation in seinem Bericht an das Königliche Oberbergamt zu Dortmund etwas anders. Nach Wiederaufnahme des Pumpbetriebes auf dem Broekman- und Lomanschacht wurden bis zu 83 m³ Wasser in der Minute zu Tage gehoben. Der Erfolg dieser Wasserhebung war, dass in 24 Stunden der Wasserspiegel um durchschnittlich 400 mm sank und gleichzeitig alle im Kalkgebirge stehenden Brunnen in der nächsten Umgebung trocken gelegt wurden. Doch durch den Umstand, dass alle die in dem wasserundurchlässigen Schiefergebirge abgeteufte Brunnen durch den Pumpbetrieb nicht beeinflusst wurden, bot sich hier ausreichender Ersatz für den eingetretenen Brunnenwasserverlust. Trotz mehrfach seitens verschiedener Brunnenbesitzer sowie des Bürgermeisters zu Angermund erhob-

bener Klagen, die in der Folge teils zu gütlicher Verständigung, teils zur Beschreitung des ordentlichen Rechtsklageweges Anlass gegeben haben, konnte er seinerseits eine „gemeinschaftliche“ Einwirkung des Pumpenbetriebes nicht feststellen. Geplant war allerdings von der Zechenverwaltung aus die Anlage einer Wasserleitung.²¹⁷⁾

Durch Begehung des Abflusskanals und des anschließenden Dickelsbaches bis nach Duisburg wurde die Aufnahmefähigkeit dieses Abfuhrungsbaches für die oben bezeichnete Wassermenge ohne gemeinschädliche Störungen festgestellt.

Am 20. Oktober 1901 wurde mit der Hebung einer Wassermenge von rund 90 m³ in der Minute auf beiden genannten Schächten begonnen und in Folge dieses verstärkten Betriebes schon am 22. des Monats die 100 m-Sohle des Hauptförderschachtes (Broekmanschacht) trocken gelegt. Die Aufnahmefähigkeit des Wasserabflussbaches auch für diese Wassermenge wurde nach Berg-rat von Bernuths Aussagen dauernd überprüft.²¹⁸⁾

Ebenso kamen bisher die Lintorfer Erzbergwerke der bei der Verhandlung vom 24. Januar 1898

übernommenen Verpflichtung zur Reinigung der Wasserzuflussbäche zur Vermeidung von Überflutungen in gewissenhafter Weise nach.²¹⁹⁾

Der nächste Betriebsbericht vom 23. November 1901 gab an, dass die alten Förderschächte nun frei von Wasser waren. Die Schächte Georg, Heinrich und Auguste sollten weiter abgeteuft werden, um zwei neue Sohlen, wie sie den 40- und 75 m-Sohlen von Broekman- und Lomanschacht entsprachen, anzusetzen. Auch Schacht Friedrich sollte bis auf 75 m abgeteuft werden.

Die Erzführung des Georgganges zeigte keine Veränderung auf der 40 m-Sohle und hatte bei einer zweiten angehauenen Stelle „dieselbe schöne Erzführung.“²²⁰⁾ Auf Lomanschacht waren die Auf-

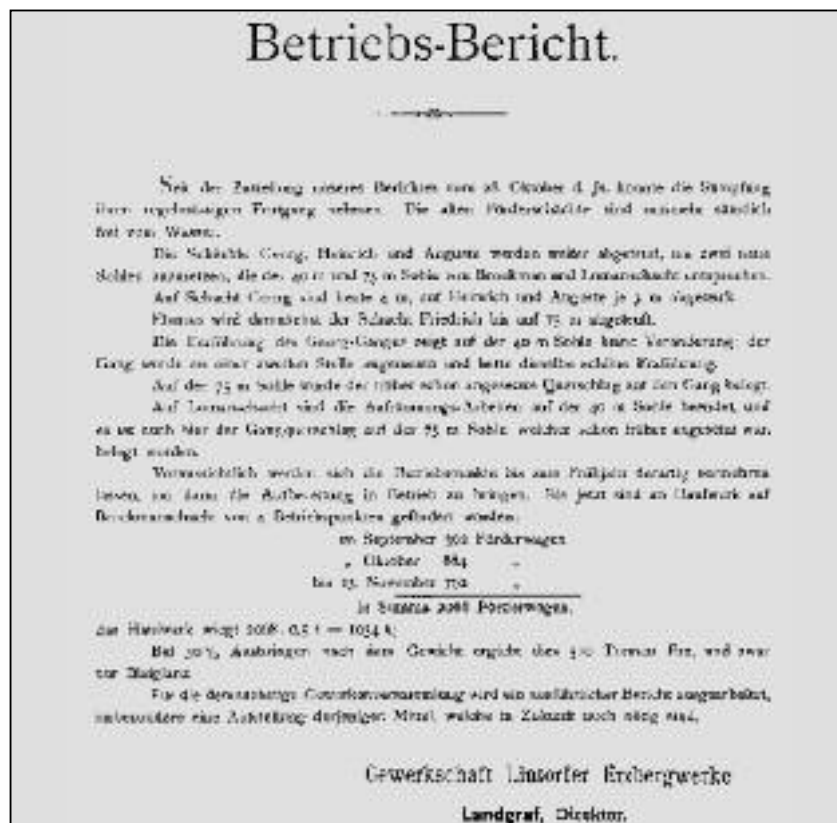
216) Rättinger Zeitung, Wasser-Calamität, 12.10.1901

217) HSTAD: BR 1388/103, Bergrat von Bernuth, Stand des Pumpbetriebes der Lintorfer Erzbergwerke betreffend, Verfügung vom 17.10.1901

218) Ebd.

219) Ebd.

220) Rudolf Landgraf, Betriebs-Bericht, Sonderdruck, Lintorf, 28.08.1901, a.a.O.



Betriebsbericht vom 23. November 1901

räumungsarbeiten auf der 40 m-Sohle beendet und die 75 m-Sohle war neu belegt worden. „Vorraussichtlich werden sich die Betriebspunkte bis zum Frühjahr derartig vermehren lassen, um dann die Aufbereitung in Betrieb zu bringen“²²¹⁾, schreibt Landgraf, um dann kurz auf die bis dahin geförderten Leistungen und die daraus zu erwartenden Erzmengen einzugehen. Von September bis zum 23. November waren 2.068 Förderwagen Haufwerk gefördert worden. Bei einem Gewicht von 0,5 t pro Förderwagen kam Landgraf auf 1.034 t Haufwerk. Bei einem Ausbringen von 30 % nach dem Gewicht erwartete Landgraf 310 t Erz und zwar nur Bleiglanz.

Da dieser Bericht, wie auch schon der vorherige, sehr kurz gefasst war, versprach Landgraf, zur nächsten Gewerkenversammlung einen ausführlichen Bericht auszuarbeiten und insbesondere noch „eine Aufstellung derjenigen Mittel, welche in Zukunft noch nötig sind.“²²²⁾

Da am 20. 1. 1902 die Gewerkenversammlung stattfinden sollte, erschien am 11. 1. 1902 der Jahresbericht für das Jahr 1901.

Seit Mitte Oktober war auch die 75 m-Sohle des Broekmanschachtes belegt. Auf der 100 m-Sohle konnte allerdings der Betrieb noch nicht aufgenommen werden, weil der gewaltige Wasserandrang die Arbeiten zu sehr erschwerte. Der Schacht Georg, der ja bis zur 70 m-Sohle weiter abgeteuft werden sollte, hatte Ende des Jahres eine Teufe von 51 m erreicht. Der Schacht Friedrich war bis zum Sumpf der 42 m-Sohle auf die Abmessung des Broekmanschachtes umgebaut. Auf Schacht Loman wurde nach beendigter Sumpfung die 40 m-Sohle aufgewältigt und belegt. Bei Schacht Heinrich konnten auf der 26 m-Sohle die letzten anstehenden Mittel abgebaut und 125 m³ Haufwerk, meist Zinkblende, zu Tage gebracht werden. Der Schacht wurde um 8,1 m weiter abgeteuft und das Füllort bei 40 m angesetzt. Schacht Augusta war bis 39 m Teufe aufgewältigt und auf die Abmessung des Lomanschachtes umgebaut.²²³⁾

Zur Gewerkenversammlung im Januar 1902 hatte Landgraf eine

Rentabilitätsberechnung aufgestellt und einen Reingewinn von 405.000,- M pro Jahr errechnet. Dabei ging er monatlich von 30.000,- M Wasserhaltung, 40.000,- M Löhnen, 20.000,- M Betriebskosten und von einem Erlös bei der Bleiförderung von 108.900,- M aus.²²⁴⁾

Wenn man nur die Wasserhaltungskosten mit den wirklichen Kosten vergleicht, erkennt man sehr leicht, wie diese Berechnung „geschönt“ wurde.

Wasserhaltungskosten von Juli 1901 bis Februar 1902:

Juli 1901	41.990,48 M
August 1901	43.987,88 M
September 1901	48.048,35 M
October 1901	46.431,58 M
November 1901	36.594,74 M
Dezember 1901	32.249,41 M
Januar 1902	36.428,07 M
Februar 1902	30.818,81 M
	316.549,32 M ²²⁵⁾

Der Rechnungsprüfungsbericht für das Jahr 1901 weist beim Stand vom 31. Dezember 1901 auf beiden Seiten 3.107.410,09 M auf. Da dieser Prüfungsbericht der letzte uns bekannte Bericht vor der Betriebseinstellung ist, seien hieraus einige Zahlen entnommen. Für die zweite, stehende Wasserhaltung waren 435.684,51 M und für die dritte unterirdische Wasserhaltung auf dem Broekmanschacht hatte man 934.853,22 M ausgegeben. Die Sumpfungskosten betrugen auf der Lomanschachtanlage 248.385,41 M und auf der Broekmanschachtanlage 425.454,91 M oder insgesamt 673.840,32 M. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten die Gewerken eine Zubeuße von 2.650.000,- M gezahlt und an Krediten standen noch einmal 57.007,45 M an.²²⁶⁾

Bei der Gewerkenversammlung am 20. 01. 1902 waren 11 Gewerke anwesend, die 810 Kuxe vertraten. Geleitet wurde die Versammlung vom stellvertretenden Vorsitzenden August Haniel, der sich offensichtlich auch in den kommenden Monaten sehr intensiv mit den Lintorfer Erzbergwerken beschäftigt hat.

Trotz der hohen Investitionen wird spätestens seit dieser Versammlung klar, dass die Aktionäre nun-

mehr Erfolge sehen oder den Betrieb einstellen wollten. Im Protokoll heißt es:

„Die weitere Hauptaufgabe sei jetzt, die Erzgänge aufzuschließen, um einen Anhalt für das Erzvorkommen zu haben und um beurteilen zu können, ob sich der Betrieb der Bergwerke zu einem rentablen gestalten würde.“ Um diese Frage zu klären, war hierfür ein Zeitraum von 5 bis 6 Monaten angesetzt.²²⁷⁾

Die weiteren von Landgraf verfassten Berichte sind nur sehr knapp gehalten. Aus dem ersten Halbjahr 1902 sind neben dem Halbjahresbericht noch zwei offizielle Betriebsberichte vom 23. Februar und 21. März und fünf, an den Geheimrat Haniel persönlich gerichtete Schreiben, vorhanden. Alle diese Berichte lassen nicht die nahe Einstellung des Bergwerkes erahnen und sind mit einem Optimismus verfasst, der hinsichtlich der Entwicklung und Rentabilität der Lintorfer Erzbergwerke keinen Zweifel aufkommen lässt. Man muss sich darum fragen, ob Landgraf, der ja die Verhältnisse und Probleme der Lintorfer Gruben kannte und zu Beginn seiner Tätigkeit leidenschaftlich eine rationelle und rentable Erzförderung zu beweisen versuchte, letzten Endes sich selbst, vor allem aber den Aktionären nicht etwas vorge-macht hat.

Denn auch sein Betriebsbericht vom 23. 2. 1902 beginnt mit der Bemerkung, dass „die Aufschluss- und Abbauarbeiten auf unseren Gruben ohne irgendwelche erheb-

221) Ebd.

222) Ebd.

223) Haniel Archiv: Rudolf Landgraf, Bericht über den Betrieb auf den Lintorfer Erzbergwerken im Jahre 1901, 11. 1. 1902

224) Ebd.

225) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902, a.a.O.

226) Archiv VLH, Haniel Archiv: Rechnungsprüfungsbericht vom 31. 12. 1901, Lintorf 13. 1. 1902

227) Haniel Archiv: Bericht über die ordentliche Gewerkenversammlung der Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke am 20. 1. 1902

liche Störung den planmäßigen Fortgang genommen“ hatten.²²⁸⁾

Auf dem Broekmanschacht war auf der 40 m-Sohle der Durchhieb mit dem Gegenort vom Georgschacht erfolgt und hatte neben der Bleiglanz auch Schwefelkies geführt. Die Gangmächtigkeit wechselte zwischen 6 und 1 m. Auf Lomanschacht wurde die nördliche Gangstrecke Richtung Schacht Auguste vorgetrieben und der Durchhieb demnächst erwartet. Auch hier auf der 40 m-Sohle wurden „schöne Bleierze“ gefördert.²²⁹⁾ „Ein Gesenk wird auf der 40 m-Sohle im Gang angehauen und hat heute eine Teufe von 14 m erreicht, ohne auf den Wasserspiegel zu stoßen. Der Bergwasserspiegel ist demnach auch auf Loman bis über 55 m heruntergezogen.“²³⁰⁾

Auf der 75 m-Sohle war es allerdings noch nicht gelungen, wegen des Wasserandrangs und insbesondere wegen des schlechten Gebirges im Gang aufzufahren. „Zwei weitere Querschläge werden voraussichtlich in kurzer Zeit nach Anhieb des Ganges das Aufahren in demselben ermöglichen, da einerseits das Zuströmen der Wasser verteilt und andererseits der Bergwasserspiegel weiter heruntergezogen wird.“²³¹⁾

Auf Schacht Heinrich war der Füllort auf der 40 m-Sohle angesetzt und im Streichen nach Norden und Süden einige Meter überfahren. Der Gang führte eine derbe Zinkblende von 0,5 m Mächtigkeit.

Die Maschinen, Pumpen und Kessel waren in Ordnung, und die unterirdischen Wasserhaltungsmaschinen wiesen sehr günstige Ergebnisse bezüglich des Dampfverbrauches auf. Die Wasserzuflüsse hatten sogar etwas nachgelassen und lagen nun bei 73 m³ in der Minute. Dennoch war der Wasserspiegel weiter heruntergegangen und dadurch, je nach Beschaffenheit des Gebirges, konnte ein weiteres Abteufen der Schächte Georg, Friedrich, Heinrich und Auguste vorgenommen werden. Die Teufen dieser Schächte betrugen im Februar: Georg 63 m, Friedrich 56 m, Heinrich 48 m und Auguste 44 m.

Ebenfalls war eine stetige Steigerung des geförderten Bleiglanzhauwerk auf dem Broekman-

schacht zu verzeichnen. Waren im November 1901 an Bleiglanzhauwerk 896 Förderwagen auf Broekman gefördert worden, so stieg diese Zahl von 1.460 im Dezember auf 3.618 Förderwagen Bleiglanzhauwerk im Januar 1902. Daneben waren im Januar 1902 auf Loman- und Heinrichschacht an Bleiglanzhauwerk 309 Förderwagen, Zinkblendehauwerk 150 und Schwefelkieshauwerk 75 Förderwagen gefördert worden.²³²⁾

Aus dem Betriebsbericht vom 21. März geht hervor, dass die Arbeiten im großen und ganzen ohne Störung verlaufen waren. Auf den abgetrockneten Sohlen der 40 m-Sohle und auf den oberen alten Sohlen förderte man „schöne Bleierze“ bzw. „schöne fast derbe Zinkblende“, während auf der zweiten Tiefbausohle – der 70 m-Sohle – der Gang aber wegen des noch immer anhaltenden Wasserandrangs nicht angehauen werden konnte. Dies lag daran, dass der Bergwasserspiegel bei einer Teufe von 58 m unter der Hängebank lag. Doch „es steht fest, daß der Bergwasserspiegel stetig fällt.“²³³⁾ Bei einer Wasserförderung von etwa 73 m³ / min liegen die Schachtteufen bei: Georg 63 m, Friedrich 67 m, Heinrich 48 m, Auguste 47 m.²³⁴⁾ Vergleicht man die Teufen der Schächte in den Betriebsberichten vom Februar und März, muss man feststellen, dass man lediglich Friedrich weitere 12 m und Auguste 3 m abgeteuft hatte; Heinrich und Georg dagegen überhaupt nicht.

Die Förderleistungen im Monat Februar betrugen insgesamt 4.358 Förderwagen Bleiglanzhauwerk,

354 Zinkblendehauwerk und an Schwefelkieshauwerk 7 Förderwagen. Die Erzaufbereitung wurde am 17. März in Betrieb gesetzt. Doch lag sie noch unter der erwarteten Leistung, da die Arbeiter einerseits noch ungeübt waren, andererseits die Maschinen noch genauer eingestellt werden mussten.²³⁵⁾

Diese Erzaufbereitungsanlage zur Trennung von Blende und Schwefelkies war nach dem Büttgenbachschen Verfahren aufgebaut, das nach dem ehemaligen Direktor Büttgenbach, der die Lintorfer Gruben von 1879 bis 1883 leitete, benannt ist. Eine Dampfmaschine mit 500 mm Zylinderweite und 800 mm Hub trieb die ganze Aufbereitung an. Die Anlage sollte in 12 Stunden 200 t erzhaltiges Gut verarbeiten können.²³⁶⁾

Landgraf hatte am 8. März 1902 und in kurzen Abständen (5. April, 12. April, 22. April) weitere drei an August Haniel gerichtete Schreiben verfasst. Wahrscheinlich wollte Haniel mehr wissen, als in den offiziellen Betriebsberichten stand. Auch diese Berichte zeigen sich optimistisch, bleiben nur oberflächlich und geben keine genaueren Hinweise, obwohl doch diese Monate über die Existenz dieses Unternehmens – wie auf der Gewerkenversammlung im Januar 1902 erläutert – entscheiden sollten.

228) Archiv VLH, Haniel Archiv: Rudolf Landgraf, Betriebs-Bericht, Sonderdruck, Lintorf, 23.2.1902

229) Ebd.

230) Ebd.

231) Ebd.

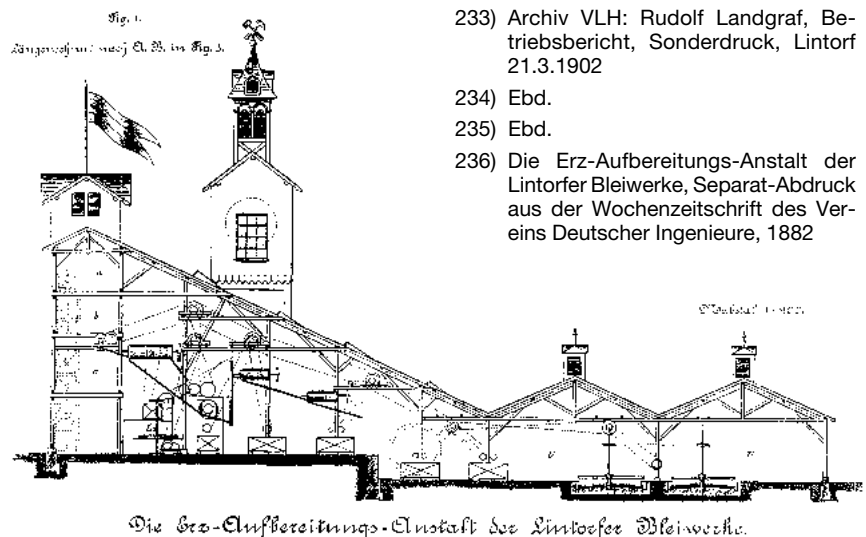
232) Ebd.

233) Archiv VLH: Rudolf Landgraf, Betriebsbericht, Sonderdruck, Lintorf 21.3.1902

234) Ebd.

235) Ebd.

236) Die Erz-Aufbereitungs-Anstalt der Lintorfer Bleiwerke, Separat-Abdruck aus der Wochenzeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure, 1882



Im letzten Schreiben an Haniel vom 22. April 1902 berichtete Landgraf:

„Sehr geehrter Herr Haniel!

In der letzten Woche nahm der Betrieb seinen ungestörten Fortgang. Auf der 45 m-Sohle des Broekmanschachtes ist der Gang nach Norden bedeutend besser geworden und führt mehr als 30 m derben Bleiglanz in einer Schnur. Auf Schacht Friedrich ist das Füllort der 70 m-Sohle angesetzt.

Auf Schacht Heinrich entwickelt sich der angehauene Gang recht gut im Streichen und führt nach Norden Blende, gegen Süden Bleiglanz. Die Abteufarbeiten auf Heinrich und Auguste wurden mit dem Sinken des Wasserspiegels weitergeführt. Beim Abteufen der Gesenke von der 40 m-Sohle des Broekman- und Lomanschachtes zeigt sich, daß der Wasserspiegel stetig fällt.

Auf Lomanschacht steht heute der letzte Gang-Querschlag im Norden 374 m vom Gang und führt etwa 3 m³ Wasser. Auch der entsprechende Querschlag im Süden hat die Grundwasser schon gelöst.

Ich erwarte, daß es nun mehr möglich wird, den Gang anzufahren und in demselben mit dem Streckenbetrieb vorzugehen.

Maschinen, Pumpen und Kessel sind bis auf die stehende Maschine des Broekmanschachtes in Ordnung; die Reparatur an letzterer ist im Gange.

In der Vorstandssitzung am 25. d.M. habe ich außer den Ihnen bekannten Vorlagen weiter keine zu machen; nur möchte ich Sie bitten zu befürworten, daß für Versuchsarbeiten in diesem Sommer Mk 5000 bewilligt werden.

Mit hochachtungsvollem Glückauf!

gez. Landgraf“ ²³⁷⁾

Ein Ereignis, das direkt nichts mit dem Lintorfer Erzbergwerk zu tun hatte, an dem Landgraf aber beteiligt war, könnte eine Erklärung für sein Verhalten geben und scheint für die weitere Betriebsführung der Erzbergwerke nicht ohne Einfluss gewesen zu sein. Im Frühjahr 1902 war die Gewerkschaft „Adler“ ziemlich überraschend und unter merkwürdigen

Umständen in Konkurs geraten. Die Gewerkschaft „Adler“ war zunächst im Kreis Halle verliehen worden, um das Kohlenfeld im Kreis Halle auszubeuten. Sie wurde dann aber im Jahre 1898 zu dem Zweck erworben, eine Falzziegelfabrik in Lintorf zu errichten. Die Kuxe wurden mit je 200 Stück von R. Landgraf, Direktor der Lintorfer Erzbergwerke, Artur Hartwig, Direktor der Westdeutschen Bank in Köln, Fritz Unterhössel, Otto Haagmann und Georg Starck erworben. Von der Aktienbrauerei (Fritz Unterhössel) wurde ein Grundstück von 40 Morgen zum Preis von 120.000,- M erworben und darauf die Falzziegelfabrik errichtet.²³⁸⁾ Man warf der Geschäftsleitung der Gewerkschaft „Adler“ Manipulationen vor oder zumindest „eine ganze Reihe von Einzelheiten“, die als „mindestens sehr anfechtbar“ zu bezeichnen waren.²³⁹⁾ Da Direktor Landgraf dieser Gewerkschaft nicht nur finanziell sehr nahe stand, dürfte dies sicherlich Einfluss auf den Grubenvorstand genommen haben und für die Aktionäre der Lintorfer Erzbergwerke wenig erfreulich gewesen sein.

Ob aus diesem Grunde der Betrieb auf den Erzbergwerken einer genaueren Kontrolle seitens der Aktionäre unterzogen oder ob in der Vorstandssitzung vom 25. April 1902 eingehend die Rentabilität der Erzbergwerke besprochen wurde, kann nicht gesagt werden. Aus einem an Haniel gerichteten Antwortschreiben, das allerdings nicht unterschrieben ist, geht jedoch hervor, dass genauere An-

gaben nunmehr verlangt wurden:

„... auf Ihr sehr Geehrtes v. 30. April erwiedere ich ergebenst, dass ich in dem Bericht detaillierte Zahlenangaben nicht gemacht habe, weil früher ein solch eingehender Bericht nicht gewünscht wurde.“²⁴⁰⁾

Dieser Bericht enthält weiter folgende Passagen:

„Auf Georg, Heinrich und Auguste ist bis heute die 2. Sohle noch nicht erreicht“, und „im April ist die Förderung gegen März etwas zurückgegangen“ sowie „auf Friedrich ist die 2te Sohle angesetzt aber der Gang noch nicht erreicht.“²⁴¹⁾

Diese Äußerungen zeigen, dass die Erfolge auf dem Lintorfer Bergwerk nicht so günstig waren, wie Landgraf sie vorher beschrieben hatte. Offensichtlich war der Grubenvorstand mit den von Landgraf verfassten Betriebsberichten nicht einverstanden und erkannte, dass Landgraf einige Sachverhalte verschwiegen hatte. Darum musste er den vorher verfassten Betriebsbericht ändern, was u.a. aus folgenden Passagen dieses Briefes hervorgeht: „Die erreichten Teufen gehen nunmehr aus dem verän-

237) Archiv VLH: Bericht: Rudolf Landgraf an August Haniel, 22. 4. 1902

238) Kölnische Zeitung, Nr. 41a, Gewerkschaft Adler in Lintorf, 30. 5. 1902.

239) Ebd.

240) Archiv VLH: Bericht: Rudolf Landgraf an August Haniel, 1. 5. 1902

241) Ebd.



dernten Betriebsbericht hervor.“ „Das Verhalten des Ganges auf Georg, Broekmanschacht, Heinrich und Auguste, (ebenso die Teufen von Friedrich, Georg, Heinrich und Auguste) habe ich in dem veränderten Bericht nunmehr angegeben.“ „Neben der Förderung im März habe ich nunmehr auch diejenige von April angegeben und um jeden Irrtum zu vermeiden, statt Zinkblende und Schwefelkies, Zinkblende- und Schwefelkieshaufwerk geschrieben.“²⁴²⁾

Der „Bericht über den Betrieb auf den Lintorfer Erzbergwerken in der ersten Hälfte des Jahres 1902“²⁴³⁾ ist der letzte Betriebsbericht über die Lintorfer Erzbergwerke, den Landgraf verfasst hat. Das Datum dieses Schriftstückes ist nicht bekannt, doch wird es wahrscheinlich Mitte Juli 1902 verfasst worden sein.²⁴⁴⁾

Dieser Bericht ist nicht mehr so optimistisch wie die vorhergehenden Landgrafs. Zum ersten Male gibt er zu, dass die Ergebnisse bezüglich der Aufschlussarbeiten und der Aufbereitung der geförderten Erze ausgeblieben sind. Er stellt sogar die zukünftige Rentabilität des Betriebes in Frage: „Die Voraussetzungen, auf Grund deren der Vorschlag für den Betrieb des laufenden Jahres erfolgte, haben durch die Ergebnisse der Aufschlussarbeiten und der Aufbereitung der geförderten Erze ihre Bestätigung leider nicht völlig gefunden. Die Erwartungen hinsichtlich des finanziellen Erfolges sind nicht eingetroffen; insbesondere ist es nicht gelungen, das Unternehmen mit den bewilligten Mitteln so weit zu bringen, daß es sich frei trägt.“ Und an anderer Stelle: „Die Aufschlussarbeiten sind in den Schächten Loman und Friedrich in vollem Gange und werden mit Sicherheit innerhalb des nächsten halben Jahres Gewissheit über die Rentabilität des Unternehmens bringen.“²⁴⁵⁾

Dabei hatte man mit den eigentlichen Abbauarbeiten der Erze nur an einigen Stellen begonnen und die Hauptarbeiten bestanden wie schon im Jahre 1901 vornehmlich aus Aus- und Vorrichtungsarbeiten. Darum war das Ausbringen der Erze auch sehr ungünstig.

Im ersten Halbjahr 1902 waren 24.774 Förderwagen Bleiglanz-

haufwerk, 2.419 Förderwagen Zinkblendehaufwerk und 109 Förderwagen Schwefelkieshaufwerk gefördert worden. Im April konnte die Aufbereitungsanlage in Betrieb gesetzt werden. Obwohl diese aus dem Jahre 1878 stammende Aufbereitungsanlage mit einer theoretischen Maximalleistung von 200 t angegeben war, konnten 150 t pro Schicht nicht überstiegen werden. Zunächst wurde der Aufbereitung Bleiglanzhaufwerk zugeführt. Landgraf musste zugeben, dass das Ausbringen des Erzes aus dem Rohhaufwerk längst nicht so günstig war, wie man aufgrund früherer Angaben angenommen hatte. So sollte nach diesen Berechnungen ein Ausbringen von 33 1/3 % aus dem Rohhaufwerk erzielt werden, wobei Blei und Zinkblende mit jeweils 20 % und Schwefelkies mit 60 % anteilig vorhanden sein sollten. Doch die Wirklichkeit sah anders aus. Man gewann aus einem Rohhaufwerk von 5.744,860 t bei der Aufbereitung 373,247 t Bleiglanz und 625,016 t Schwefelkies. Dies ergab ein durchschnittliches Ausbringen von 19,2 % Erz, und zwar aufgeteilt in 6,5 % Bleiglanz und 12,7 % Schwefelkies.²⁴⁶⁾

Die Zinkblende war noch nicht verarbeitet worden, und nur einige Doppellader des von Hand geschiedenen Erzes wurden verkauft. Dabei ist anzumerken, dass die Blei- und Zinkpreise im Zeitraum von 1898 bis 1913 in den Jahren 1901/02 am niedrigsten waren²⁴⁷⁾, so dass auch viele andere Gruben um die Jahrhundertwende allein aus diesen Gründen aufgaben.

Folgende Erze konnten im ersten Halbjahr 1902 verkauft werden:

<i>Bleischmelzerze:</i>	April	104,613 t	zu:	14.119,55 M
	Mai	137,344 t	zu:	18.286,57 M
	Juni	131,290 t	zu:	16.500,25 M
<i>Glasurerze:</i>	Mai	0,100 t	zu:	20,00 M
<i>Schwefelkies:</i>	April	30,000 t	zu:	300,00 M
	Mai	505,767 t	zu:	6.052,40 M
	Juni	89,245 t	zu:	1.006,00 M
<i>Nebenprodukte:</i>	Mai	35,000 t	zu:	87,71 M
	Juni	60,000 t	zu:	90,00 M

Summa: 56.462,48 M²⁴⁸⁾

Zum Vergleich seien hier nur die Wasserhaltungskosten von Juli 1901 bis zum Februar 1902 angeführt. Diese allein betrugen 316.549,32 M.²⁴⁹⁾

Dabei wurden in den ersten Monaten des Jahres 1902 rund 76 m³ Wasser in der Minute gehoben, wobei eine wesentliche Abnahme der Wasserzuflüsse nicht festzustellen war.²⁵⁰⁾

Obwohl die Gewerkenversammlung erst am 20. Januar 1902 eine weitere „Zubuße“ von 700.000,- M

242) Ebd.

243) Archiv VLH: Rudolf Landgraf, Bericht über den Betrieb auf den Lintorfer Erzbergwerken in der ersten Hälfte des Jahres 1902, Sonderdruck

244) Dieser Bericht ist den Gewerken einige Tage vor der Gewerkenversammlung zugesandt worden. Siehe hierzu: Bericht über die ausserordentliche Gewerkenversammlung der Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke am 5.8.1902

245) Rudolf Landgraf, Bericht über den Betrieb auf den Lintorfer Erzbergwerken in der ersten Hälfte des Jahres 1902, a.a.O.

246) Ebd.

247) Bergrat a.D. B. Kampers, Frühere Bedeutung und Zukunftsaussichten der Blei- und Zinkvorkommen auf der linken Ruhrseite im Bergrevier Werden, Essen 27.08.1938, in: Bergzeitschrift Glückauf, S.737, siehe auch: Ralf-Ulrich Lüttsch, Der Velberter Bergbau und das Bergrevier Werden, Bad Odesloe 1980, S. 71ff

248) Rudolf Landgraf, Bericht über den Betrieb auf den Lintorfer Erzbergwerken in der ersten Hälfte des Jahres 1902, a.a.O.

249) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902, a.a.O.

250) Rudolf Landgraf, Bericht über den Betrieb auf den Lintorfer Erzbergwerken in der ersten Hälfte des Jahres 1902, a.a.O.

bewilligt hatte²⁵¹⁾, schließt Landgraf seinen letzten, uns bekannten Bericht mit der Bitte, zum Aufschluss der Gruben und zum Ausbau derselben weitere Mittel zur Verfügung zu stellen.²⁵²⁾

Spätestens mit diesem Bericht wird deutlich, dass die Erzförderung auf die Dauer den hohen Kosten nicht entsprechen konnte. Ein rentabler Betrieb hätte demnach niemals aufgenommen werden können.

Darum lud der Grubenvorstand am Dienstag, dem 5. August 1902, zu einer außerordentlichen Gewerkschaftsversammlung der Lintorfer Erzbergwerke in das Hotel Royal zu Düsseldorf ein.²⁵³⁾

Anwesend waren 10 Gewerkschaften, welche 790 Kuxen vertraten. An Stelle des erkrankten Geheimrats Heinrich Lueg führte August Haniel den Vorsitz und referierte über die voraussichtliche weitere Entwicklung des Unternehmens und „verhehlte nicht, dass die Aussichten recht ungünstige seien.“ Weiterhin heißt es im Protokoll: „Die bisher gemachten Aufschlüsse seien nicht derart gewesen, dass man in absehbarer Zeit auf eine Rentabilität des Bergwerksbetriebes rechnen könne und deshalb sei auch der Grubenvorstand bezüglich des Antrages auf Bewilligung einer weiteren Zubusse geteilter Ansicht. So sehr es einerseits erwünscht sei, die Aufschlußarbeiten weiter fortzusetzen, um ein möglichst sicheres Urteil über das Erzvorkommen zu erlangen, so sei andererseits nicht viel damit gewonnen, wenn es nicht gleichzeitig gelinge, die dazu erforderlichen hohen Kosten, die doch durch Zubusse aufgebracht werden müssten, auf eine grössere Anzahl Gewerkschaften zu verteilen. Angesichts der bisher in Lintorf gemachten Erfahrungen und bei der heutigen ungünstigen allgemeinen Geschäftslage sei gar nicht daran zu denken, auch nach Durchführung der Aufschlußarbeiten zur Erreichung der Förderung und Aufbereitung von täglich 300 Tonnen Haufwerk, die rechnungsmässig seiner Zeit als mindestens erforderlich bezeichnet wurden, damit die Grube sich freibaue, noch ganz erhebliche Mittel für eine neue Aufbereitung, für Anlage einer Wasserleitung, für Beschaffung einer Reserve-Was-

serhaltungsanlage auf Loman-schacht, für Arbeiter-Wohnungen etc. aufwenden müsse, die weit über 1½ Millionen Mark betragen.

Bei der großen Unsicherheit über den Erfolg der Aufschlussarbeiten und mit Rücksicht auf die Zweifel, die dieserhalb in neuester Zeit von mehreren Gutachtern geäußert worden sind, seien im Grubenvorstande Bedenken entstanden, der Gewerkschaftsversammlung die Weiterführung des Betriebes und die Gewährung neuer Mittel zu empfehlen. Bei der Diskussion über diese Frage ergab sich, dass auch im Kreise der Gewerkschaften erhebliche Zweifel bestanden, ob mit der Fortführung der Aufschlussarbeiten etwas erreicht werde. Da die Wasserhaltungskosten ganz bedeutend größer geworden sind, als man ursprünglich in Ansatz gebracht hatte und der Erzgehalt des Haufwerks lange nicht so bedeutend ist, wie man auf Grund früherer Erfahrungen angenommen hatte, so befürchtete man, dass das Unternehmen sich nie lukrativ gestalten werde.

Der Vorschlag, noch ¼ Million Mark für Aufschlussarbeiten zu bewilligen, wurde daher mit 620 gegen 170 Stimmen abgelehnt, und in Konsequenz dieses Beschlusses wurde die sofortige Einstellung des Betriebes beschlossen. Das auf Halde lagernde Haufwerk soll noch aufbereitet werden, dagegen soll möglichst bald mit dem Ausbau der Pumpen und unterirdischen Maschinen begonnen werden. Der Vorstand wird mit der bestmöglichen Verwertung der vorhandenen maschinellen Einrichtungen, Materialien etc. beauftragt. Die Zahl der Beamten und Arbeiter soll den Fortschritten dieser Arbeiten entsprechend reduziert werden, auch sollen alle bestehenden Verträge gelöst werden.“²⁵⁴⁾ Somit wurde am 5. August 1902 die Einstellung des Betriebes beschlossen.

Nach Aussage des Büroangestellten Friedrich Benninghoff kamen damit 21 Angestellte und über 400 Bergarbeiter zur Entlassung.²⁵⁵⁾ Ihm selbst war bereits schon am 9. August 1902 „wegen Einstellung des hiesigen Betriebes“ gekündigt worden, wie dies aus einer Bescheinigung des Rechnungsführers Kohl hervorgeht.²⁵⁶⁾

Aus dem Zeugnis, das Landgraf am 27. August 1902 dem Angestellten F. Benninghoff ausstellte, geht dies ebenfalls hervor: „Er verläßt (sic! den Dienst) infolge Einstellung des Betriebes.“²⁵⁷⁾

Auch Rechnungsführer Kohl wurde 1902 entlassen.²⁵⁸⁾ Carl Heinrich Kohl stammte aus Dresden. Im Mai 1888 erhielt er eine Stelle als Bürogehilfe im Lintorfer Bleibergbau²⁵⁹⁾ und arbeitete sich schnell zum Rechnungsführer hoch.²⁶⁰⁾ Neben den „Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 – 1902“ sind eine Reihe von weiteren Schriftstücken, wie persönliche und offizielle Briefe, von ihm erhalten. Darunter befindet sich auch ein Schreiben, das er zwei Jahre vor der Betriebseinstellung, um 1900, verfasste.²⁶¹⁾

Hierin führte er die schlechte Lage dieses schwierigen Unternehmens darauf zurück, dass nach dem

251) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902, a.a.O.

252) Rudolf Landgraf, Bericht über den Betrieb auf den Lintorfer Erzbergwerken in der ersten Hälfte des Jahres 1902, a.a.O.

253) Haniel Archiv: Einladung zu einer am 5. August 1902 stattfindenden außerordentlichen Gewerkschaftsversammlung der Lintorfer Erzbergwerke, 15.7.1902

254) Haniel Archiv: Bericht über die außerordentliche Gewerkschaftsversammlung der Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke am 5. August 1902

255) Archiv VLH: Friedrich Benninghoff erinnert sich, Kierdorf 9.5.1967

256) Archiv VLH: Führungszeugnis des Angestellten F. Benninghoff, ausgestellt von Carl Kohl, 9.8.1902, Abschrift

257) Archiv VLH: Führungszeugnis des Angestellten F. Benninghoff, ausgestellt von Direktor Landgraf, 27.8.1902, Abschrift

258) Archiv VLH: Schreiben: Carl Kohl an Lindemann, 15.8.1902, Abschrift

259) Kohl selbst gibt den März 1887 für seine Einstellung durch Direktor Schmeißer an, dem er dadurch sehr verbunden war, und der Kohl vom „in Folge misslicher Familienverhältnisse geführten, unregelmäßigen Lebenswandel befreite“

260) Theo Volmert, Bekenntnisse eines Asylisten, in: Die Quecke, Hrsg. VLH, Nr. 3 u.4, Lintorf 1951, S. 55.

261) Archiv VLH: Schreiben von C. Kohl, um 1900



Rechnungsführer Karl Kohl (1836–1903)

Weggang Schmeißers sich in dem Grubenvorstand kein Fachmann des Bergbaus befand. Obwohl Direktor Schmeißer selbst Fachkenntnisse und praktische Erfahrung besaß, hatte er doch immer Oberbergrat Köhler aus Clausthal zu Rate gezogen, was der jetzige Vorstand nach Kohls Meinung besser auch getan hätte, „als immer nur den vielfach renommierten Angaben des Obersteigers Bosenius zu folgen.“²⁶²⁾ Weiterhin warf er Direktor Landgraf unter anderem vor, durch die Einstellung des Maschinenmeisters Kaienburg einen Missgriff getan zu haben, da dieser seiner Stellung in keiner Weise gewachsen war, weder die nötigen Kenntnisse noch die Erfahrungen besaß und mancher Maschinen- und Pumpenstillstand hätte vermieden werden können.²⁶³⁾

Bevor Kohl entlassen wurde, hatte er am 16. August 1902 allerdings noch ein vertrauliches Schreiben an Generaldirektor Haniel gesandt, in dem er anfragte, ob er den Forderungen Landgrafs in Höhe von 3.556,44 M Folge leisten solle.²⁶⁴⁾

Offensichtlich hatte Direktor Landgraf sein Guthaben von der Gewerkschaft auch schon für die kommenden Monate ausgerechnet, obwohl er noch Außenstände an die Betriebskasse in Höhe von 2276,89 M hatte. Er berechnete seine Forderungen wie folgt:

An Gehalt für 6 Monate vom 1. 9. 1902 bis 28. 3. 1903	Mk	3000,00
an Tantiemen für 1902	Mk	2000,00
an Tantiemen für Januar und Februar 1903	Mk	333,33
in Summe auf:	Mk	5333,33 ²⁶⁵⁾

Kohl zog dagegen unter Berücksichtigung des noch ausstehenden Augustgehaltes von 500,- M die 2276,89 M ab und fragte an: „Da ich erwarten muß, daß Herr Landgraf in Folge dessen, sehr bald größere Zahlungen aus der Betriebskasse beansprucht, so bitte ich sie ergebenst ... mir mittheilen zu wollen, ob ich jetzt schon Zahlungen für denselben nach Höhe von eventl. Mk 3556,44 leisten darf.“²⁶⁶⁾ Dieses Schreiben zeigt, wie wenig Vertrauen Kohl gegenüber Landgraf hatte.

In den Monaten nach August erfolgten die Aufbereitung des restlichen Rohhaufwerkes, die Demontage der Maschinen und Anlagen und das allgemeine Aufräumen auf dem Lintorfer Erzbergwerk. Die Arbeiter der Aufbereitung hatten sämtlich eine tägliche Arbeitszeit von 12 Stunden. In dieser Arbeitszeit war einbegriffen: eine Frühstück- und Vesperpause von je 30 Minuten und eine Mittagspause von einer Stunde.²⁶⁷⁾

Da keine Lohnlisten oder sonstige Schriftstücke aus dieser Zeit erhalten sind, die Aufschluss darüber geben, wann die Arbeiter entlassen wurden, können hierüber nur Vermutungen angestellt werden.

Doch existieren noch Listen von Rechnungsführer Kohl über „nicht erhobene Löhne“ aus den Jahren 1901/1902, die er sehr wahrscheinlich zur eigenen Orientierung während der Lohnauszahlung „in klingender Münze“ im Büro auf Schacht Friedrich oder am Schacht Loman, die er auf der schmalspurigen Pferdegربenbahn erreichte, führte.²⁶⁸⁾ Anhand dieser Listen können noch viele Namen der Arbeiter rekonstruiert werden, die auf dem Lintorfer Erzbergwerk in dieser Zeit gearbeitet haben.

Genauer sind die Angaben über die jugendlichen Arbeiter. Aus einem Bericht an das Bergamt Werden vom 13. 1. 1903 ist folgendes zu entnehmen: Im Jahre 1902 wa-

ren 22 jugendliche Arbeiter zwischen 14 und 16 Jahren auf dem Lintorfer Bergwerk beschäftigt und hatten hier vor allem als Aufbereiter (13) und Laufburschen (5), aber auch als Kesselreiniger (2), Schreinerlehrling und Schlosserlehrling eine Arbeit gefunden. Dem größeren Teil von ihnen wurde im August gekündigt. Bis auf den Laufburschen Peter Löven, den man in das Jahr 1903 übernahm, wurden alle anderen bis zum 24. 12. 1902 entlassen.²⁶⁹⁾

Aus Zeitungsberichten, Chroniken oder sonstigen Berichten des Lintorfer Raumes geht weder das genaue Datum der beschlossenen Betriebseinstellung, noch das Datum der endgültigen Stilllegung hervor. Doch schreibt die Ratinger Zeitung am 9. 8. 1902: „Lintorf, 7. August (Betriebseinstellung). Die „Lintorfer Erz- und Bleibergwerke“ haben sämtlichen Arbeitern gekündigt und werden den Betrieb einstellen. Es waren im ganzen circa 450 Arbeiter dort beschäftigt, von denen der größte Theil nunmehr brodlos wird.“²⁷⁰⁾

Die Schulchronik der Lintorfer Johann-Peter-Melchior Schule gibt für die endgültige Einstellung - wegen der Aufräumarbeiten - das Frühjahr 1903 an. Da die Chronik auch darüber Aufschluss gibt, dass diese Stilllegung nicht nur vorübergehend, sondern wahrscheinlich für immer war, sei diese Stelle zitiert:

„Die Lintorfer Bleiwerke, die durch die großartigen Anlagen und Verbesserungen der letzten Jahre zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, gingen im Laufe des

262) Ebd.

263) Ebd.

264) Archiv VLH: Carl Kohl an Generaldirektor Haniel, 16. 8. 1902

265) Ebd.

266) Ebd.

267) Hauptstaatsarchiv- Düsseldorf (fortan: HSTAD): Bergamt Werden, Nr. 28, Landgraf an den Königlichen Revierbeamten des Bergreviers Werden, 29. 1. 1903

268) Archiv VLH: Carl Kohl, Listen über „nicht erhobene Löhne“

269) HSTAD: Bergamt Werden, Nr. 28, Bericht: Weyrich an das Bergamt Werden, 13. 1. 1903

270) Ratinger Zeitung, Betriebseinstellung, Lintorf 9. 8. 1902

Frühjahres 1903 plötzlich ein. Wie verlautete, befanden sich in dem geförderten Material nur 6 % Blei, und es seien keine Aussichten auf bedeutende Mehrförderung. So ruht denn dieses großartige Unternehmen, das viele Millionen Mark verschlungen hat, wahrscheinlich für alle Zeiten. Mit sämtlichen Anlagen ist bis auf die Schornsteine und einige Gebäude vollständig aufgeräumt.“²⁷¹⁾

Diese Stilllegung war denn auch endgültig und blieb der letzte Versuch, in Lintorf Blei zu fördern. In der Zeit, in der Deutsche und Holländer alles daran setzten, die Lintorfer Erzgruben gewinnbringend auszubeuten, waren die Lintorfer selbst im Großen und Ganzen wenig wohlhabende Kleinbauern, Kötter und Handwerker geblieben. Als der Bergbau seine letzten großangelegten Pläne zu verwirklichen suchte, kam es zwar zu einem Bevölkerungsanstieg, der aber lange nicht so rasant ausfiel wie in den benachbarten Großstädten. Trotz der Bergbauversuche waren in Lintorf nur wenige Zuwanderungen zu erkennen. Dabei handelte es sich vorwiegend um Bergbauspezialisten. Ebenso sind auch nach der Einstellung des Bergbaubetriebes die Abwanderungen nur gering, selbst unter Berücksichtigung der Gewerkschaften „Adler“ und „Fürstenberg“, die ebenfalls außer Betrieb waren.²⁷²⁾ So besagt z. B. auch die Schulchronik der vor hundert Jahren im Jahre 1902 im Lintorfer Norden neu eingerichteten „Kath. Schule II“ „keine wesentliche Änderung in der Frequenz der hiesigen Schule“ aus.²⁷³⁾

Lintorfs Einwohnerzahlen waren von ca. 1.300 im Jahre 1871²⁷⁴⁾ auf 1.642 im Jahre 1890²⁷⁵⁾ und auf 2.116 im Jahre 1900²⁷⁶⁾ gestiegen. Die am 1. Dezember 1905 stattgefundene Volkszählung ergab für Lintorf 2275 Einwohner.²⁷⁷⁾

Ein gut gehendes Bergwerksunternehmen in Lintorf versprach zu dieser Zeit, der wachsenden Zahl der Bewohner Arbeit und Verdienst zu geben. Welche Hoffnungen in dieses Unternehmen gesetzt wurden, geht aus der Schulchronik der „Kath. Schule I“ hervor, als kurz nach der Wiedereröffnung 1898 folgende Eintragung erfolgte:

„Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so dürfte die diesmalige Inangriffnahme von großartigem Erfolge sein und dann Lintorf in wenigen Jahren in einen Industrieort umgewandelt werden.“²⁷⁸⁾

Genau das wurde mit dem Lintorfer Bergbau nicht erreicht. Wie viele Lintorfer letztendlich im Bergbau gearbeitet haben, kann nur schwer geschätzt werden, da die Belegschaftszahlen des Lintorfer Bergbaubetriebes sehr unterschiedlich waren. Ebenso muss hierbei das Selbecker Bergwerk berücksichtigt werden, das vielen Lintorfer Bergleuten - besonders in den Stillstandszeiten der Lintorfer Gruben- Arbeit gaben. Doch lassen sich anhand der Listen des Rechnungsführers Kohl „über nicht erhobene Löhne“ viele Lintorfer Namen ausfindig machen, und auch die Listen der jugendlichen Arbeiter auf dem Lintorfer Bergwerk weisen meist alte Lintorfer Namen auf. So ist für die letzte Betriebsperiode die Annahme, dass durchschnittlich mindestens 100 Lintorfer im Bergbau beschäftigt waren, nicht zu hoch gegriffen. Das macht einen Anteil von etwa 5% der Lintorfer Gesamtbevölkerung aus.²⁷⁹⁾ Rechnet man auch die Holzhändler, Fuhrunternehmer, Schmiede, andere Handwerker und selbst die Gastwirte hinzu, die von dem Bergwerksunternehmen profitierten, so war der Prozentsatz der durch Stilllegung Betroffenen noch höher. Alle diese bedauerten den Stillstand der Grubenarbeiten, erzwungen durch die gewaltigen Wasserzuflüsse.

Beunruhigend war es allerdings für viele Lintorfer, dass zu Anfang des Jahrhunderts viele Brunnen – da es noch keine Wasserleitungen gab – versiegten, was auf den Einsatz der großen Wasserhaltungsmaschinen zurückzuführen ist.²⁸⁰⁾

Doch kann man nicht darüber hinwegsehen, dass mit dem Ende des Zechenbetriebes viele Lintorfer und Bewohner der benachbarten Orte ihren begehrten Arbeitsplatz verloren.

Wie viele Arbeiter insgesamt auf dem Lintorfer Bleibergwerk beschäftigt waren, kann nicht präzise gesagt werden. Ihre Zahl ist sehr unterschiedlich gewesen. Doch kann man annehmen, dass nach Sumpfung der Schächte und

der Aufnahme eines geregelten Bergbaubetriebes Mitte des Jahres 1901 die Beschäftigungszahlen erheblich gestiegen waren und auch weiter bis zur Einstellung des Betriebes im August 1902 zugenommen haben. Berichte an das Bergamt Werden gaben für das Jahr 1901 eine durchschnittliche Gesamtbelegschaft von 158²⁸¹⁾ und für das Jahr 1902 die Zahl der Arbeiter mit 296 an, (erwachsene männliche Arbeiter: 278, Arbeiterinnen zwischen 16-21 Jahren: 5, Jugendliche zwischen 15-16 Jahren, männlich: 11, weiblich: 2)²⁸²⁾ während ein Schreiben an Haniel die Zunahme der Belegschaft von 147 im Juni 1901 auf 379 Beschäftigte im März 1902 angibt.²⁸³⁾

Das Führungszeugnis des Büroangestellten Benninghoff gab sogar die Belegschaft mit „über 400“²⁸⁴⁾ an. Benninghoff selbst be-

271) Josef Hamacher, in: Lintorfer Schulchronik 1886-1926, Johann-Peter-Melchior Schule, Lintorf, S. 27.

272) Anmerkung: Die Gewerkschaft „Adler“ wurde am 22.6.1904 am Gericht in Ratingen verkauft und von Herrn Scheid aus Kettwig für 121.000 Mk angesteigert, war aber 1905 noch nicht in Betrieb. Am 1.12.1905 wurde die Gewerkschaft Fürstenberg wieder in Betrieb gesetzt und beschäftigte Anfang 1906 ca. 100-150 Arbeiter, in: Chronik der Kath. Schule II zu Lintorf, S.2+4

273) Chronik der Kath. Schule II zu Lintorf, S.2

274) Adolf Schüttler, Der Landkreis Düsseldorf-Mettmann, Ratingen 1952, S.52.

275) Theo Volmert, Vom Lintorfer Bergbau im 19.Jahrhundert, in: Die Quecke, Hrsg. VLH, Nr. 40, S.41

276) Theo Volmert, Lintorf um die Jahrhundertwende, in: Die Quecke, Nr. 47, Lintorf 1977, S.34.

277) Chronik der Kath. Schule II in Lintorf, S.4

278) Josef Hamacher, in: Lintorfer Schulchronik 1886-1926, Johann-Peter-Melchior Schule, Lintorf, S. 24.

279) siehe hierzu: Theo Volmert, Vom Lintorfer Bergbau im 19.Jahrhundert, a.a.O., S.41.

280) Ebd., S.40

281) HSTAD: Bergamt Werden, Nr. 28, Bericht: Rudolf Landgraf an das Bergamt Werden, 14.1.1902

282) HSTAD: Bergamt Werden, Nr. 28, Bergrevier Werden, betreffend die Arbeitsverhältnisse

283) Archiv VLH: Bericht: Verfasser unbekannt (vermutlich Landgraf), an August Haniel, 1.5.1902

284) Führungszeugnis des Angestellten F. Benninghoff, ausgestellt von Carl Kohl, 9.8.1902, a.a.O.

richtet in seinen Erinnerungen, dass „21 Angestellte und über 400 Bergarbeiter zur Entlassung“ kamen.²⁸⁵⁾ Dies deckt sich in etwa mit den Zahlen der „Ratinger Zeitung“ vom 9. 8. 1902, die von „im ganzen circa 450 Arbeitern“ sprach. Im Bericht an das Bergrevier Werden vom 10. 1. 1903 ist allerdings für das Jahr 1902 die Zahl der Arbeiter mit durchschnittlich 296 aufgeführt,²⁸⁶⁾ was auf die Entlassungen nach dem August zurückzuführen ist.

Dass die Arbeit auf einem Bergwerk nicht ungefährlich ist, mögen nur zwei Begebenheiten auf der Lintorfer Grube verdeutlichen. Im Januar 1902 berichtete die „Ratinger Zeitung“: „Auf dem hiesigen Blei-Erz-Bergwerk verunglückte der erst 17-jährige Arbeiter Hermann Abels und war sofort tot.“²⁸⁷⁾

Schon im Juli 1898 war es auf dem Broekmanschacht zu einem ersten größeren Unfall gekommen. „Zwei Bergleute waren in der Arbeitspause mit der Fahrt (Leiter) in einen von der Bergbauinspektion noch nicht genehmigten, ganz in der Nähe liegenden Blindschacht eingestiegen, um auf der ersten Bühne (10m tief) wahrscheinlich ungestört zu frühstücken. Sie hatten keine offenen Lampen mitgenommen und deshalb nicht bemerkt, dass sich in dem Schacht sogenannte „matte Wetter“ gesammelt hatten, die bald ihren Tod herbeiführten. Bei Wiederinbetriebnahme der Arbeit vermisste man die beiden und fand sie bald tot auf der Bühne im Schacht.“²⁸⁸⁾ Ein Obersteiger, der die beiden retten wollte, musste bewusstlos wieder hinausbefördert werden.²⁸⁹⁾ Erst nach Herbeischaffung und Inbetriebnahme eines Ventilators konnten die Leichen zu Tage gebracht werden.

Über die Löhne der Arbeiter in der letzten Betriebsperiode können nur, da Lohnlisten für diese Zeit fehlen, einige Angaben dort beschäftigter Lintorfer Bürger Auskunft geben. Wilhelm Wilbs (geb. 1883), der bei der Zeche auf dem Broekmanschacht gearbeitet hatte, erhielt zuletzt einen Stundenlohn von 40 Pf. Johann Großhanten (geb. 1887) war 1901 als Laufjunge auf dem Lomanschacht und bekam einen Stundenlohn von 12 Pf. Nach seinen Angaben verdienten die Schlepper



Die Belegschaft des Broekman-Schachtes im Jahr 1902.
Untere Reihe (v.l.n.r.): August Ickelrath (219), Steiger Peter Lochem (71), Obersteiger Brosenius, Steiger Karl Wilbs (15), Daniel Issel (50).
Mittlere Reihe: August Rassel (57), Albert Blumenkamp (138), Hermann Langenberg, Josef Fischer (64 2/3), Heinrich Brinker, Wilhelm Blumenkamp.
Obere Reihe: Heinrich Angerhausen, Johann Herriger (24), Heinrich Kamphausen (?), Fritz Ropertz (94), Josef Trompeter (89), Johann Füsgen (61).
Die Zahlen beziehen sich auf die im Ratinger Adreßbuch angegebenen Hausnummern.
Im Hintergrund das Maschinenhaus des Broekman-Schachtes

unter Tage einen Schichtlohn von 3,20 M, und der Lohn der im Akkord arbeitenden Hauer lag noch etwas höher.²⁹⁰⁾

Friedrich Benninghoff (geb. 1882) gab dazu an, dass der Lohn für die unter Tage arbeitenden Bergleute für die achtstündige Schicht 4,- M betrug, im Akkord natürlich mehr; „gelöhnt wurde in klingender Münze.“²⁹¹⁾

Carl Kohl erhielt im April 1901 als Rechnungsführer des Bergwerkes ein Monatsgehalt von 180,- M. Doch wurden nach seiner Meinung „derartige Vertrauensstellungen wohl überall besser bezahlt“, wie er in einer Bitte um Gehaltserhöhung schrieb.²⁹²⁾

Direktor Landgraf erhielt 1902 ein Gehalt von 500,- M pro Monat, dazu Tantiemen für das Jahr 1902 von 2.000,- M.²⁹³⁾

6. Die Zeit nach der Einstellung des Betriebes der Lintorfer Erzbergwerke

Am 5. August 1902 war die Einstellung des Betriebes von der Gewerkenversammlung beschlossen worden. Schon am darauffolgenden Tag wurde dieser Beschluss umgesetzt.

Der Wasserhaltungsbetrieb musste aber noch einige Zeit aufrechterhalten bleiben, um die Pumpen der unterirdischen Maschinen auszubauen.

Den Beamten und Arbeitern wurde in gesetzmäßiger Weise gekündigt, und es blieben nur soviel Leute, als zum Ausbau der Pumpen der unterirdischen Wasserhaltungsmaschinen und zum Abbruch der oberirdischen Maschinen und der Kessel, sowie für die sonstigen Arbeiten unbedingt nötig waren.²⁹⁴⁾

285) Herr Friedrich Benninghoff erinnert sich, a.a.O.

286) HSTAD: Bergamt Werden, Nr. 28, Bericht: Neuhaus an das Bergamt Werden, 10.1.1903

287) Ratinger Zeitung, 18.1.1902

288) Herr Friedrich Benninghoff erinnert sich, a.a.O.

289) Ratinger Zeitung, 30.7.1898

290) Theo Volmert, Vom Lintorfer Bergbau im 19. Jahrhundert, a.a.O., S.41.

291) Friedrich Benninghoff erinnert sich, a.a.O.

292) Archiv VLH: Bittschrift: Karl Kohl an Generaldirektor Haniel, 11.4.1901

293) Bericht: Karl Kohl an Lindemann, a.a.O.

294) Haniel Archiv: Bericht über die Ergebnisse der Liquidation der Lintorfer Erzbergwerke, Lintorf 11.4.1903

Die Erzaufbereitung arbeitete noch bis Weihnachten, um das auf Halde lagernde Haufwerk zu verarbeiten.

Der Vorstand unternahm sofort die nötigen Schritte, um die maschinelle Einrichtung vorteilhaft zu verwerten. Nach ihrer Meinung war das Ergebnis „ein nicht ungünstiges“.²⁹⁵⁾

Die beiden großen unterirdischen Wasserhaltungsmaschinen konnten zu einem angemessenen Preis, der etwa 50 % des Anschaffungswertes betrug, an die Stadt Amsterdam verkauft werden, wo sie als Wasserhaltungsmaschinen Verwendung finden sollten. Die kleineren Maschinen, sowie die Kessel der neueren Batterie konnten ebenfalls verhältnismäßig günstig verkauft werden.

Vorhanden waren noch im April 1903 die drei obertägigen Wasserhaltungsmaschinen, sieben ältere Dampfkessel und ein Teil der Aufbereitung. Die Schächte mussten nach Anordnung der Bergbehörde „zugestürzt“ werden, was zum Teil schon geschehen war.

Ein Teil der älteren Gebäude wurde abgebrochen, um das Gelände als Industrie-Gelände wertvoller zu machen.²⁹⁶⁾

Beim Abbruch auf dem Bergwerksgelände wurden auch andere Mittel eingesetzt. So berichtet die „Ratinger Zeitung“ am 13.5.1903, dass Sprengübungen auf der Zeche „Friedrichsglück“ stattfinden sollten. Der Umkreis der Zeche von 500 Metern war zwischen 17 und 18 Uhr gefährdet und durfte daher nicht betreten werden.²⁹⁷⁾

Über den Verlauf dieser Sprengungen berichtete ebenfalls die „Ratinger Zeitung“: „Lintorf, 15. Mai. Bei den gestern Nachmittag vorgenommenen Sprengübungen waren außer den Kommandos anwesend Divisionskommandeur Generalleutnant von Voigt, Brigadekommandeur von Wechow und Regimentskommandeur von Bodeker. Die Sprengungen waren sehr interessante. Beim ersten Schuß fiel der Riesenschornstein, er sank vollständig in sich zusammen. Dann kam eine alte Ruine an die Reihe. Die 3 Meter dicken Mauern flogen mit großem Krach auseinander. Nach den Sprengun-

gen fand eine Besichtigung und Erklärung betreffs der Wirkung der Sprengladungen und über die Bedeutung von Sprengungen im Kriegsfall statt.“²⁹⁸⁾

Am 12. September 1903 fand dann nachmittags um 3 Uhr im Parkhotel zu Düsseldorf eine ordentliche Gewerkenversammlung statt, bei der es im Wesentlichen um die Liquidation der Lintorfer Erzbergwerke ging.²⁹⁹⁾

Es waren 7 Gewerken anwesend, welche 718 Kuxen vertraten. Den Vorsitz führte an Stelle des erkrankten Geheimrats Heinrich Lueg wieder August Haniel.³⁰⁰⁾

Aus der Liquidationsmasse konnten bis dahin pro Kux 200,- M Ausbeute verteilt werden. Das augenblickliche Bankguthaben betrug ca. 90.000,- M.

Von den drei großen obertägigen Wasserhaltungsmaschinen wurde die früher schon von der Zeche Helene als gebraucht gekaufte, stehende Wasserhaltung des Broekmanschachtes nebst zugehörigen Pumpen als Schrott zum Tagespreise veräußert, weil sich voraussichtlich keine Gelegenheit bot, diese als betriebsfähig zu verkaufen. Wegen des Verkaufs der liegenden Maschine mit Pumpen auf dem Broekmanschacht gab es Verhandlungen, deren Ergebnis noch ausstand. Auch die „wertvolle“ obertägige Wasserhaltungsmaschine des Lomanschachtes sollte zu einem angemessenen Preis verkauft werden, da sie tadellos gearbeitet hatte und vorzüglich erhalten war. Sechs alte Kessel waren noch vorhanden. Alle anderen wurden innerhalb des Jahres zu einem angemessenen Preis verkauft.

Die kleinen Gebäude und die alten großen Maschinengebäude, deren Erhaltung für den Verkauf des Geländes keinen Vorteil, vielmehr einen Nachteil bot, wurden auf Abbruch verkauft, sämtlich niedergelegt und abgeräumt. Verhandlungen wegen des Verkaufs des etwa 160 Morgen großen Geländes waren ebenfalls geführt worden.

Noch immer nicht geregelt war die Angelegenheit der Privatanschlussbahn. Der Vorstand hatte nunmehr die Rechte der Gewerkschaft auf dem Klagewege geltend gemacht.

Die Ansprüche auf Schadenersatz wegen Wasserentziehung, die von benachbarten Grundeigentümern gegen die Gewerkschaft erhoben wurden, konnten zum Teil durch Vergleich erledigt werden. Der Prozess, den die Gewerkschaft Christinenburg wegen Wasserentziehung angestrengt hatte, wurde jetzt in zweiter Instanz verhandelt.

Direktor Landgraf war am 1. Oktober 1903 ausgeschieden. Die Aufsicht konnte somit bis zur Abwicklung der Liquidation in „einfacher und billiger Weise besorgt werden“.³⁰¹⁾

Der „Bericht über das Geschäftsjahr 1903“ gibt Aufschluss über die weitere Liquidation des Unternehmens. Bis auf die liegende Wasserhaltungsmaschine auf Broekmanschacht und die stehende Wasserhaltungsmaschine auf Lomanschacht konnten die Maschinen-, Kessel-, Beleuchtungs- und sonstigen Anlagen nunmehr verkauft werden. Weil die gebotenen Preise für den Verkauf des Geländes bedeutend unter dem Wert lagen, waren die Verkaufsverhandlungen noch ohne Ergebnis. Die Förder- und Wasserhaltungsschächte waren sämtlich wieder zugeschüttet.

Zum Abschluss kamen folgende Prozesse:

*Rothkopf mit einer
Entschädigung von M 3200,-
Issel & Genossen mit 17 Wasser-
prozessen, beim Königl. Amts-
gericht zu Ratingen mit einer
Entschädigung von M 1829,85*

*Reinders & Genossen mit
4 Wasserprozessen, beim Königl.
Amtsgericht Düsseldorf mit einer
Entschädigung von M 794,11*

295) Ebd.

296) Ebd.

297) Ratinger Zeitung, 13.5.1903

298) Ratinger Zeitung, 16.5.1903

299) Haniel Archiv: Einladung zu der am 12. September 1903 stattfindenden ordentlichen Gewerkenversammlung, 25.8.1903

300) Haniel Archiv: Bericht über die ordentliche Gewerkenversammlung am 12.9.1903

301) Haniel Archiv: Bericht über die Ergebnisse der Liquidation der Lintorfer Erzbergwerke zur Gewerkenversammlung am 12. September 1903, Lintorf 20.8.1903

Die Prozesse gegen Jörger sowie Christinenburg konnten noch nicht entschieden werden und wurden fortgeführt. Eine neue, weitere Entschädigungsklage über 800,- M wegen eingegangener Pappeln lag von Rothkopf in Großenbaum vor.

Ende des Jahres 1903 wurde eine weitere Zahlung aus der Liquidationsmasse von 50,- M pro Kux verteilt. Somit wurde im Berichtsjahr insgesamt eine Zahlung von M 250,- pro Kux mit einer Gesamtsumme von 241.250,- M aus der Liquidationsmasse geleistet.³⁰²⁾

Der Bericht über die ordentliche Gewerkenversammlung am 30. Juni 1904 ist erhalten geblieben. 828 Kuxen waren vertreten, die eine einstimmige Abänderung des Statuts der Gewerkschaft beschlossen, die wie folgt lautete:

„Sofern die Lintorfer Erzbergwerke ausser Betrieb kommen und während der Dauer der Liquidation der Gewerkschaft, braucht eine ordentliche Gewerkenversammlung nur alle 5 Jahre stattfinden. Die Amtsdauer der Mitglieder des Grubenvorstandes und der Revisionskommission wird alsdann auf 5 Jahre festgesetzt. Ebenso sollten sämtliche Mitglieder des Grubenvorstandes und der Revisionskommission, wie sie zu dieser Zeit in den Ämtern waren, in ihren Ämtern bleiben.“³⁰³⁾ Damit enden auch die Archivalien des Lintorfer Bergbaus im Haniel-Archiv.

„Auf der Gewerkenversammlung am 4. Juni 1912 wurde der Vorstand ermächtigt, alle Immobilien einschließlich Berechtsame zu verkaufen.“³⁰⁴⁾ Sämtliche Kuxe der Gewerkschaft „Lintorfer Erzbergwerke“ gingen daraufhin zur Handels-Vereinigung AG in Berlin über. Am 1. Oktober 1916 wurden die 1000 Kuxe der Lintorfer Erzbergwerke zum Kaufpreis von 437.500,- M an die Hugo Stinnes GmbH abgetreten. „Im Kaufpreis wurde der Wert der Grubenfelder nicht berücksichtigt, sondern lediglich der Grundbesitz, bestehend aus 4.802,79 ha mit 64 Wohnhäusern.“³⁰⁵⁾ Ebenfalls ging am 1.10.1916 durch Ankauf der 933 Kuxen des Selbecker Bergwerksvereins von der Handels-Vereinigung AG in Berlin die Selbecker Grube in den Besitz der Hugo Stinnes GmbH über.

Die Gewerkenversammlung vom 30.11.1916 wählte Hugo Stinnes zum Repräsentanten der Gewerkschaften Lintorf und Selbeck. Die Kuxen - einschließlich der Grundstücksverwaltung- befanden sich seitdem mit allen Rechten und Pflichten im Besitz der Hugo Stinnes GmbH. Sitz der Gewerkschaft war Mülheim/Ruhr.³⁰⁶⁾

Einige Male hat man in den Jahren nach der Betriebseinstellung eine Wiedereröffnung der Grubenbetriebe im Lintorf-Selbecker Raum in Betracht gezogen. So soll 1913 die Handels-Vereinigung AG in Berlin die Wiederaufnahme des Bergbaus ernstlich erwogen haben.

Ende der 1920er Jahre hatte sich Dipl.-Ing. Unterhössel bemüht, Hugo Stinnes zu umfassenden Untersuchungsarbeiten zu bewegen.³⁰⁷⁾

Im Jahre 1933 wies der Bürgermeister von Ratingen erneut auf die noch nicht erschlossenen Erzvorräte hin, und ein Zeitungsartikel vom 8.9.1937 berichtet: „In letzter Zeit erörtert man hier und da die Möglichkeit, unsere alten Bleibergwerke wieder in Betrieb zu setzen.“³⁰⁸⁾

Diese Informationen der Ratinger Zeitung beruhen sehr wahrscheinlich auf einem Bericht von Oberberggrat Dr. Stahl, der im Jahre 1937 im Auftrag des damaligen Reichsamtes für Bodenforschung einen Bericht über die Grundlage und Aussichten einer Wiederaufnahme des Lintorf-Velberter Erzbergbaues erstellte. Von einem neuen Bergbaubetrieb wurde abgesehen, trotz der relativ reichen Vorkommen.³⁰⁹⁾

Zuletzt regte Anfang der 1950er Jahre das Bundeswirtschaftsministerium eine Untersuchung über die Rentabilität einer Wiedereröffnung der Grubenbetriebe an.³¹⁰⁾

Bis heute ist jedoch keine Neuaufnahme des Bergbaubetriebes erfolgt, und nach Auskunft des Oberbergamtes Dortmund ist die Berechtsame im Jahre 1961 gelöscht worden.³¹¹⁾

Das Gelände der ehemaligen Schachanlage Friedrichsglück wird auch heute noch für gewerbliche Zwecke genutzt. Am 30.10.1954 erwarb es die Firma

Hünnebeck mit einem Grundbesitz von rund 150.000 m². Neben einem Verwaltungshochhaus entstanden hier nach und nach neue Werkshallen, in denen Schalungsmaterialien und Gerüste für das Baugewerbe hergestellt wurden.³¹²⁾

Heute noch soll hier auf der Sohle des ehemaligen Hauptschachtes in einer Tiefe von etwa 45 m eine große Dampfpumpe stehen, die jahrelang die größte ihrer Art in Europa war und Fachleute auch aus dem Ausland zu Besuchen anlockte.³¹³⁾ Sie dürfte allerdings in der letzten Betriebsperiode (1897-1902) des Lintorfer Bergbaues schon nicht mehr betrieben worden sein, da zu diesem Zeitpunkt nur noch auf Broekman und Loman Wasser gehoben wurde. Auf dem Betriebsgelände der Firma Thyssen-Hünnebeck stehen aber heute noch das alte Büro und das Werkstattegebäude der Lintorfer Erzbergwerke als letzte Zeugen der bergbaulichen Vergangenheit Lintorfs.

Das Broekmanschachtgelände wurde nach der Besitzübernahme der Hugo Stinnes GmbH an eine Tochtergesellschaft verpachtet und als Lagerplatz genutzt. Jahrzehntelang lagerten auf dem

302) Haniel Archiv: Bericht über das Geschäftsjahr 1903, Lintorf 24.3.1904

303) Haniel Archiv: Bericht über die ordentliche Gewerkenversammlung am 30. Juni 1904

304) Friedrich Karl Blindow, Bericht über die historische Entwicklung des Erzbergbaus im Lintorf/Selbecker Bezirk, Essen 1958. S.20f

305) Ebd.

306) Rolf Kleinschmidt, Das Selbecker Zink- und Bleibergwerk im Kreis Mülheim an der Ruhr, Mülheim 1953, S.6

307) Blindow, a.a.O., S.4f

308) Zeitungsartikel: Als man in Lintorf Bleigrub. Erinnerungen an unsere alten Bergwerke, 8.9.1937

309) Dr. G. Stadler, Bergbaugutachten, Krefeld 27.7.1967

310) Blindow, a.a.O., S.5

311) Dr. G. Stadler: Bergbaugutachten, Krefeld 27.7.1967

312) Theo Volmert, Randbemerkungen und Daten zur Geschichte der Unternehmensgruppe Hünnebeck, in: Die Quecke, Hrsg. VLH, Nr. 40, S.55

313) Archiv VLH: Hünnebeck GmbH, Aus der Geschichte unseres Werksgeländes, Lintorf 6.2.1968

früheren Zechenhof die Geräte eines Tiefbauunternehmens. 1950 wurden das Gelände und die bestehenden Gebäude des Broekmanschachtes von der Firma Dr. Klippel und Walther zunächst gepachtet und später gekauft, die nach einem neuen Verfahren Spannbetonbretter – besonders für den Bergbau – herstellte.³¹⁴⁾

Auf diesem alten Zechenplatz stand noch bis 1932 ein Schornstein. Als keine Mauersteine für den Bau des ersten Lintorfer Stadions beschafft werden konnten, erklärte sich die Firma Stinnes bereit, diesen Kamin hierfür zur Verfügung zu stellen. Unter fachlicher Aufsicht wurde dieser Kamin gestürzt. Dieses spektakuläre Ereignis brachte am 18. Juli 1932 ganz Lintorf auf die Beine.³¹⁵⁾



Am 18. Juli 1932 wurde der letzte Schornstein der Lintorfer Zeche niedergelegt. Die Zeit der Arbeitslosigkeit ermöglichte es vielen Lintorfern, dieses Ereignis aus nächster Nähe mitzuerleben

Auf dem rund 70.000 m² großen Gelände am Zechenweg standen noch bis 1968 ein großes Backsteingebäude, das ehemalige Maschinenhaus des Schachtes Georg und vier weitere Firmengebäude, die aber der heutigen Bebauung weichen mussten. Bei der baulichen Ausnutzung dieser Wohnsiedlung mit 210 Wohnungen musste vor allem auf die verlassenen Schächte und Strecken, die nur annähernd nach alten Grubenbildern rekonstruiert werden konnten, Rücksicht genommen werden.³¹⁶⁾

Die ehemalige Zechenanlage Diepenbrock bzw. Loman und die ehemaligen Schächte Heinrich

und Auguste liegen heute auf Mülheimer bzw. Duisburger Gebiet. Das ehemalige Maschinengebäude der alten Zeche Diepenbrock war 1889 zu einem Logierhaus umgebaut worden. Dieses Gebäude diente bis in die 1960er Jahre hinein als Wohnhaus, bis es dann 1967 abgerissen wurde. Heute ist selbst die Ruine kaum mehr zu erkennen. Bis auf einige alte Halden und bei Loman einige Betonsockel ist von den Schachtanlagen Loman, Heinrich und Auguste kaum mehr etwas zu sehen. Doch weisen hier die noch heute zu erkennenden alten Pingen darauf hin, dass der Bergbau in Lintorf schon mehrere hundert Jahre alt ist.

Nach der endgültigen Einstellung des Bergbaubetriebes im Jahre 1903 wurden die Lintorfer gele-



Das ehemalige Maschinengebäude der Zeche Diepenbrock am Teufelshorn. Es wurde als Wohnhaus genutzt und 1967 abgerissen

ben, wird aus den Akten nicht ersichtlich. Man muss aber annehmen, dass –wenn überhaupt– nur in der Zeit vor 1872 der Bergbau Gewinne abgeworfen hat, da der Abbau bis zu diesem Jahr nur in geringer Teufe (höchstens 20 m unter der Hängebank) vorgenommen wurde und die Kosten für die Wasserhaltung noch nicht so ins Gewicht fielen. Nennenswerte Überschüsse scheinen allerdings auch in jener Zeit nicht gemacht worden zu sein.³¹⁸⁾ Dies gilt grundsätzlich auch für die Zeit vor 1850.

In den Jahren von 1879 bis 1883 fand der bis dahin umfangreichste Betrieb in der Geschichte des Lintorfer Bergbaues statt. Ob wenigstens in der ersten Zeit dieser Phase leichte Gewinne erzielt worden sind, ist nicht zu ermitteln. Nach Direktor Landgraf begannen die finanziellen Schwierigkeiten

gentlich unfreiwillig an diesen Erzbergbau erinnert. Alte Stollen brachen nach Jahrzehnten plötzlich ein und verursachten kleinere aber auch größere Erdbewegungen, so dass z. B., wie 1954 geschehen, rund 30 Quadratmeter Acker am Breitscheider Weg über Nacht verschwanden und einen etwa 10 Meter tiefen Krater hinterließen.³¹⁷⁾

7. Wirtschaftliche Lage des Unternehmens während der einzelnen Betriebsperioden und Gründe für die Betriebseinstellung

Ob die Lintorfer Gruben in den letzten 50 Jahren ihres Bestehens jemals mit Gewinn gearbeitet ha-

314) Rheinische Post (fortan: RP): Zeche mit Wasserkühlung, 4.5.1955

315) RP: DJK-Waldstadion war Lintorfs Stolz. In 2000 freiwilligen Tagewerken aufgebaut – Beispielgebende Tat, 28.4.1954. Siehe hierzu auch: Manfred Haufs, DJK- Handball in Lintorf von 1926 – 1935, in: Die Quecke, Hrsg. VLH, Nr.72, Lintorf 2002, S.218f

316) RP: Christa Römer-Reuther, Fabrikgebäude müssen 210 Wohnungen weichen, 3.1.1967

317) RP: Alter Erzpütt macht sich bemerkbar. Dreißig Quadratmeter Acker rutschten in die Tiefe, 17.3.1954

318) Blindow, a.a.O., S.21

1882.³¹⁹⁾ Allerdings waren die Schulden 1883 so hoch, dass die Gläubiger eine Zwangsversteigerung beantragten.

In den letzten beiden Betriebsperioden von 1888 bis 1892 und 1897 bis 1902 ist nachweislich mit hohen Verlusten gearbeitet worden. Bei der letzten Betriebsperiode kann von einer wirklichen Erzförderung kaum gesprochen werden, da u.a. die Jahre 1900 und 1901 nur für Vorrichtungsbauten und den Einbau von Wasserhaltungen genutzt wurden. Die Zubußen dieser Betriebsperiode lagen allerdings am 31.12.1901 bei der damals ungeheuren Summe von 2.650.000,- M³²⁰⁾, und weitere Zubußen waren für das Jahr 1902 bewilligt worden.

In dem Bericht des Bergamtes Essen-Werden vom 14. August 1902 an das Oberbergamt in Dortmund über die Betriebseinstellung der Lintorfer Gruben heißt es: „Die Lintorfer Erzbergwerke haben am 6. August ihre Förderung und damit ihren unterirdischen Betrieb eingestellt. Die in der 70 m –Sohle auf den Schächten Broekman und Loman in den Hauptgängen gemachten Aufschlüsse entsprechen durchaus nicht den Erwartungen, zu denen man durch die Anbrüche früherer Jahre in der 42 m-Sohle berechtigt war. Die enormen, in Höhe von 80 m³/min. den Bauen zuzusenden Wasserzuflüsse konnten nur durch gewaltige Maschinenkräfte bezwungen werden. Der Wert der unter den Dampfkesseln verheizten Kohlen mochte für das Jahr zwischen 350 bis 400.000,- M schwanken. Nachdem die Lintorfer Gewerkschaft nach Wiederaufnahme des Betriebes 1898 bis jetzt, innerhalb 4 Jahren, ein irgendwie befriedigendes Ergebnis nicht erzielt und auch ein solches nicht zu erwarten war, gab sie den Betrieb auf, in welchen annähernd 4 Millionen Mark gesteckt worden waren.“³²¹⁾

Dieser Bericht zeigt als Gründe für die Betriebseinstellung die zu geringe Güte der Erzvorkommen und die enormen Wasserzuflüsse auf. Bei Durchsicht der noch vorhandenen Unterlagen kommt man zu dem Schluss, dass in erster Linie die hohen Kosten für die Wasserbewältigung einen rentablen Betrieb unmöglich machten. Die wirklichen Kosten lagen wesent-

lich höher als 350.000,- bis 400.000 M, da Amortisation der Wasserhaltungsanlagen und ihre Bedienung, Wartung, Reparaturen, sowie Reinigung und Pflege der Kanäle und natürlichen Bachläufe hinzu zu zählen sind, nicht zu vergessen die Kosten für die Prozesse in Bezug auf die Wasserentziehung. Dazu kommt noch, dass infolge der hohen Wasserzuflüsse ein regelrechter Abbau auf längere Zeit nicht stattfinden konnte. Oft mussten aufgeschlossene Gangpartien wieder verlassen werden, weil der Wasserandrang so groß wurde, dass die Pumpen die Wasser nicht bewältigen konnten. Wegen der Gefahr von Wasserdurchbrüchen mussten alle Arbeiten mit großer Vorsicht ausgeführt werden. Darum waren die Schichtleistungen entsprechend gering.

Die Einstellung des Lintorfer Bergbaubetriebes muss aber auch vor dem Hintergrund der Entwicklung der Erzpreise gesehen werden. Viele Gruben kamen um die Jahrhundertwende deshalb zum Erliegen, weil damals die Metallpreise stetig fielen und so sich ein Betrieb nicht mehr lohnte. Im Zeitraum von 1898 bis 1913 hatten die Blei- und Zinkpreise in den Jahren 1901/02 den niedrigsten Stand vor dem Ersten Weltkrieg erreicht und geben die Krise für den damaligen Blei- und Zinkbergbau deutlich wieder.³²²⁾

In Bezug auf die gemachten Aufschlüsse gibt Stockfleth (1896) an, dass „der Erzgehalt seiner Zeit auf den Lintorfer Gruben nach der Gesamtförderung im grossen Durchschnitt zu etwa 35 Prozent der ganzen Gangmasse ermittelt“ worden sei, von diesen entfielen 74 % auf Schwefelkies, 20 % auf Bleiglanz und 6 % auf Zinkblende.³²³⁾

Dieses Verhältnis hat sich in der Folgezeit sehr geändert. Das Ausbringen –das ist der Prozentsatz von Verkaufserzen an dem von der Aufbereitung verarbeiteten Rohhaufwerk – betrug nämlich in den letzten drei Monaten des Betriebes 1902:

PbS (Bleiglanz)	6,09 %	7,66 %	5,34 %
FeS ₂ (Schwefelkies)	20,09 %	15,00 %	8,36 % ³²⁴⁾

Die Angaben für die letzten drei Monate entsprechen aber nicht den wirklichen Verhältnissen; denn nach dem Betriebsbericht für das Jahr 1901 war die Erzführung auf der 70 m-Sohle der beiden Schächte Broekman und Loman gut.

„Auch das Sinken des Erzausbringens von 52,2% in den Jahren 1880/81 auf 19,2% im letzten Betriebsjahr 1902 kann nicht als Beweis für schlechte Aufschlüsse in den letzten Jahren des Betriebes herangezogen werden. Denn wurde eine Trennung des Rohhaufwerkes Untertage in Erze und taubes Ganggestein durch die starken Wasserzuflüsse in den Abbaubetrieben fast unmöglich gemacht und waren z. B. im Jahre 1902 47% aller Betriebspunkte, die für die Förderung des Rohhaufwerkes in Frage kamen, Vorrichtungsbetriebe, die das Erzausbringen im Rohhaufwerk naturgemäß beträchtlich senkten.“³²⁵⁾

Hinzu kommt, dass ein Erzausbringen von 19,2% immer noch ganz beachtlich ist.

319) Archiv VLH: Rudolf Landgraf, Bericht über die Lintorfer Erzbergwerke, a.a.O.

320) Rechnungsprüfungsbericht vom 31.12.1901, a.a.O.

321) zitiert nach Blindow, a.a.O., S.22

322) Bergrat a.D. Kämpers, Frühere Bedeutung und Zukunftsaussichten der Blei- und Zinkvorkommen auf der linken Ruhrseite im Bergrevier Werden, a.a.O., S. 733 u. 737, siehe hierzu auch: Ralf-Ulrich Lüttsch, Der Velberter Bergbau und das Bergrevier Werden, a.a.O., S.181; Hado Heckmann, Hans-Peter Schertl, Der Niederbergische Erzbergbau und seine Mineralien, in: Emser Hefte, Jg. 11, Nr. 2, Übersdorf 1990, S.15.

323) Friedrich Stockfleth: Der südlichste Theil des Oberbergamtsbezirks Dortmund, Bonn 1896, S. 54

324) Bergreferendar H.E. Böker, Die Mineralausfüllung der Querverwerfungen im Bergrevier Werden und einigen angrenzenden Gebieten, in: Glückauf, Berg- und Hüttenmännische Zeitschrift, 42.Jg., Nr. 33, Essen 1906, S. 1081

325) Blindow, a.a.O., S.24

Trotz der leistungsstarken Wasserhaltungsanlagen konnten die zusitzenden Wässer nicht bewältigt werden. Da für weitere Neuanschaffungen keine Mittel mehr bewilligt wurden, musste der Betrieb eingestellt werden. Somit führten die hohen Wasserzuflüsse schließlich zur endgültigen Betriebseinstellung auf den Lintorfer Gruben.

Darum haben sich mehr oder weniger alle Gutachter mit der Herkunft und Höhe der Zuflüsse beschäftigt und die verschiedensten Theorien über dieses Problem aufgestellt.

Schrader (1880), Behrens (1881) nahmen ein unterirdisches Becken an, aus dem die Wasser den Lintorfer Grubenbauen zugeflossen seien. Köhler (1883) war der Ansicht, dass die Gangspalten mit Kalksteinhöhlen in Verbindung ständen. Dabei sollte es sich jedoch nicht, wie Behrens annahm, um ein einziges Wasserreservoir handeln, sondern um ein ganzes System von größeren und kleineren Höhlungen, die unter sich in Verbindung ständen. Naumann (1903) vertrat die Ansicht, dass die Wässer außer als Oberflächenwasser zum größten Teil durch unterirdische Flussläufe den Grubenbauen zuflössen. Heckmann (1891), Friedensburg (1911) u.a. nahmen an, dass das Wasser des Rheins durch die Gänge den tieferen Sohlen der Grube zufließe.³²⁶⁾

Neuere Untersuchungen vom Amt für Bodenschutz in Krefeld (1951) und von Dr. Schaub, Bergschule Moers (1954) kommen zu dem Ergebnis, dass als Wasserspeicher für die enormen Wassermengen unzweideutig der Kohlenkalk anzusehen ist.³²⁷⁾ Diese Tatsache spiegelt sich auch in den Betriebsakten wieder, in denen an mehreren Stellen auf ein starkes Ansteigen der Zuflüsse beim Anfahren des Kalksteins hingewiesen wird:

„In einer neu aufgefahrenen Strecke vermehrten sich die Wasserzuflüsse je mehr man sich dem Kalk näherte von 1,3 auf 16 m³/min.“ „Der Wasserandrang von 14 m³/min. stieg sofort nach Anhieb des Kalkmassivs auf 25 m³/min. an.“³²⁸⁾

„Es wurden neue Wässer in einem Querschlag angehauen, der in sehr klüftigem Kalkstein steht. Aus

dem Ortsstoß brachen ca. 40 m³/min Wasser herein ...“³²⁹⁾

Friedensburg stellte ferner fest: „Die Gangstellen im Schiefer führten nur wenig Wasser, z.B. hatte der Lomanschacht im Schachtsumpf und in den Blendetrümmern nur 0,1-0,4 m³ Wasser (1889 und 1899). Erst das Anfahren des Kalkes oder der vom Kalk nicht durch wassertragende Schichten getrennten Gangteile brachte überall Wasser bis zu Mengen von 100 m³/min und mehr. Alle diese Gangteile haben nach Behrens wahrscheinlich durch den Kalk miteinander in Verbindung gestanden.“ Und an anderer Stelle: „Die Wasserdurchlässigkeit der Kalke, die auf ihrer leichten Löslichkeit beruht, ist überall sehr auffällig. Wo der Bergbau Kohlenkalk antraf ..., wurden stets große Wassermengen angefahren, so daß man die Nähe des Kalkes allmählich sehr fürchtete und mied...“³³⁰⁾

Oberlandesgeologe Dr. Hese-
mann (1951) führte dazu aus:

„Als Hauptlieferant bleibt ... der Kohlenkalk übrig, wobei die Querstörungen ebenfalls namhafte Wassermengen mindestens von Norden und Nordwesten her (Salzwasser) herbeibrachten. Die Belieferung der Gruben mit Rheinwasser erscheint infolge der Abdichtung durch den Septarienton im Rheintal und auf den ostwärts anschließenden Höhen unwahrscheinlich. Für die jährliche Wasserförderung von Lintorf in Höhe von rund 40 Millionen m³ ergäbe sich unter den gegebenen Boden- und Klimaverhältnissen bei einem versickernden Niederschlag von 150 mm im Jahr ein Nährgebiet von rund 25 km².

Der Kohlenkalk nimmt zwar im Streichen des variskischen Gebirges westlich der Linie Werden-Velbert eine viel größere Fläche ein, aber es fragt sich, ob er wirklich als die einzigartige Sammelschicht für das Grundwasser im Karbon fungieren kann. Er ist gewöhnlich zu dicht, als daß man ihm ein nennenswertes Porenvolumen zusprechen kann. Aber er ist wie kaum ein anderes Gestein zur Klüftigkeit und dank seiner leichten Angreifbarkeit besonders zu Klüfterweiterungen geneigt. Er erfüllt also die Voraussetzungen für die Speicherung und Zirkulation so großer Wassermengen, wie

sie Querströmungen und Spaltensysteme höchstens zeitweilig zu liefern vermögen.

Dem Kohlenkalk innerhalb des karbonischen Schiefergebirges muß man also wohl eine überraschende Rolle als Grundwasserleiter von großen Dimensionen zugestehen. Falls diese deduktive Ableitung richtig ist, findet man auch eine Erklärung für den sonst unerklärlich hohen Wasserstand (14 m über dem Rheinspiegel und 14 m unter dem Gelände) und die Schüttung von 37 m³/min. Das zutage ausreichende Einzugsgebiet des Kohlenkalks liegt nämlich am Velberter Sattel bei rund +200 m NN (gegenüber Lintorf 45-75 m NN) und kann auf diese Weise den hohen Wasserstand und den starken Wasserandrang auf den Lintorfer Gruben bedingen.“³³¹⁾

„Genaue Angaben über die Größe des Grundwasserreservoirs zu machen, ist nicht möglich. Die Zuflusswege sind infolge des Karstcharakters des Kohlenkalks unkontrollierbar und die maximale Leistungsfähigkeit des Reservoirs ist daher nicht zu ermitteln. Für einen Grundwasserkörper von großen Dimensionen sprechen folgende Beobachtungen:

Die vollkommene Kommunikation des Grundwasserspiegels in allen Lintorfer Schächten, die immerhin bis zu 5 km voneinander entfernt

326) siehe hierzu: Bergmeister Schrader: Das Bleierzvorkommen bei Lintorf, Verhandlungen des naturhistorischen Vereines der preussischen Rheinlande und Westfalens, Jg. 37, Bonn 1880, S.60ff Archiv VLH: Gutachten Bergrat Behrens, Lintorfer Bleiwerke, 1. April 1893 Archiv VLH: Gutachten Oberbergrat Professor Köhler, Clausthal 25.8.1896 Bergreferendar H.E. Böker: Die Mineralausführung der Querverwerfungsspalten im Bergrevier Werden und einigen angrenzenden Gebieten, a.a.O., S. 1078ff Bergreferendar Friedensburg: Bleiglanz und Blende in den Gängen am Nordrande des Rheinischen Schiefergebirges, in: Glückauf, Berg- und Hüttenmännische Zeitschrift 47.Jg. Breslau, 25.11.1911, S.1825-1832.

327) Blindow, a.a.O., S.26

328) Zitiert nach Blindow, a.a.O., S.26

329) Haniel Archiv: Betriebsbericht, 27.7.1898

330) Bergreferendar Friedensburg, Bleiglanz und Blende in den Gängen am Nordrande des Rheinischen Schiefergebirges, a.a.O., S.1832

331) zitiert nach Blindow, a.a.O., S.28f

lagen. Dadurch konnte die spätere Wasserhaltung für alle Grubenbaue durch die beiden Anlagen auf den Schächten Broekman und Loman zusammengefasst werden.

Die langsame Absenkung des Grundwasserspiegels und seine schnelle Erholung bei Stillständen.“³³²⁾

8. Zusammenfassung und Schluss

Mit der am 5. August 1902 beschlossenen Einstellung des Betriebes und der endgültigen Stilllegung der Lintorfer Erzbergwerke in der Mitte des Jahres 1903 ging eine mehr als 350-jährige Geschichte des Lintorfer Bleibergbaues zu Ende. Das Projekt war nicht nur für die Lintorfer Einwohner von Wichtigkeit, da es ihnen eine Arbeitsstelle verschafft hatte, sondern war auch von überörtlicher Bedeutung, da durch die großen Wassermassen Wasserhaltungsmaschinen benötigt wurden, die zu den größten und modernsten der jeweiligen Epoche gehörten.

Der Erreichtum auf Lintorfer Ge-

biet ist auch heute noch beträchtlich. Doch die Erfahrung zeigt, je tiefer man in das Erdreich dringt, um so größer werden die Wasserhaltungskosten und machen eine Erzförderung in Lintorf unrentabel.

Weder Heinrich Kirschbaum im 18. Jahrhundert, noch der Bergbau in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren in der Lage, über einen längeren Zeitraum die Lintorfer Gruben gewinnbringend auszubeuten.

Der Bergbau war die erste größte Industrie in Lintorf. Doch schaffte er es nicht, bedingt durch die vielen Stillstände und Rückschläge, Lintorf in einen Industrieort umzuwandeln.

Aus der Struktur ist zu ersehen, dass Lintorf bis 1902 trotz des Bergbaus weiterhin ein Dorf vorwiegend armer Kötter geblieben war. Jeder Bergbauversuch führte jeweils zu einem neuen Aufschwung. Die Kötter fanden dann in den Bergwerken Arbeit, Lintorfer Handwerker und Händler verdienten als Zulieferer. Deshalb brachte jeder Rückschlag oder Stillstand Not in die Gemeinde.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde durch die Ansiedlung kleinerer und mittlerer Unternehmen der Ansatz gemacht, Lintorf zu einer Industriegemeinde umzuwandeln. Neben der verkehrsgünstigen Lage spielte dabei auch das ehemalige Bergwerksgelände Friedrichsglück für die Firma Hünnebeck, angrenzende kostengünstige Ländereien und der Gleisanschluss eine Rolle, der neben dem früheren Bergwerk die ehemaligen Gewerkschaften „Adler“ und „Fürstenberg“ an das öffentliche Eisenbahnnetz anschloss.

Hier konnten sich 1945 die ehemaligen Hoffmann-Werke niederlassen. Teile des Betriebsgeländes der Hoffmann-Werke wurden wiederum 1957 an die Firma Constructa verkauft, die bis 1968 hier ihre Waschmaschinen baute und 1959 allein in Lintorf über 1000 Mitarbeiter beschäftigte und 1963 mit insgesamt über 3000 Mitarbeitern der größte Industriebetrieb im damaligen Angerland war.

Lintorf hätte sich sicherlich anders entwickelt, wenn der Bergbau erfolgreicher gewesen u.U. mehrere Tausend Bergarbeiter beschäftigt hätte.

Nach 1902 wurde mehrfach überlegt, den Lintorfer Bergbaubetrieb wieder aufzunehmen. Aber die Stollen dürften weitgehend zerfallen sein und die Neuanlagekosten zu hoch, wenn auch heutige moderne Wasserhaltungsmaschinen das zuströmende Wasser meistern dürften. Aber der Schaden nicht nur für die Wälder, Landwirtschaft und die Wasserversorgung des Gebietes würde beträchtlich sein. So wird es sich bei dem Lintorfer Bleibergbau wohl auch weiterhin um eine geschichtliche Tatsache handeln.

Aus den ehemals rohstofforientierten Industriebetrieben entwickelte sich – besonders nach dem Zweiten Weltkrieg – eine arbeitsorientierte Industrie. Heute ist Lintorf – neben einigen Industrieansiedlungen – eine beliebte Wohngemeinde, deren bergbauliche Vergangenheit man ihr nicht mehr ansehen kann.

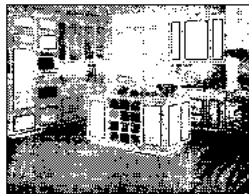
Große PORTAS-Ausstellung für Ihre Modernisierungswünsche!



Türen



Haustüren



Küchen



Badmöbel

Erleben Sie die Perfektion und Vielfalt der PORTAS-Renovierungstechnik am Beispiel von original renovierten und modernisierten Türen, Haustüren, Küchen und Badmöbeln. Wir beraten und demonstrieren. Sie werden von der Qualität und Verarbeitung begeistert sein.

PORTAS

Gutes erhalten. Neues gestalten.

Besuchen Sie uns. Erleben Sie PORTAS. Der weiteste Weg lohnt sich!

Konrad Mende GmbH
Breitscheid, An der Pönt 51, ☎ 02102/17730
zwischen „Blumen Schley“ und dem SB-Warenhaus „real“

PORTAS – Ihr Renovierer Nr. 1 – 500 x in Europa

332) Blindow, a.a.O., S.29f

Fritz Wachendorf

Am 21. September 2003 starb unser langjähriges Vorstandsmitglied Fritz Wachendorf im Alter von 78 Jahren an den Folgen einer tückischen Krankheit, die er mit großer Geduld und ohne Bitterkeit ertrug. Noch wenige Tage vor seinem Tod hatte er mit seinem Freund Kurt Tappeser an einer Feierstunde des Vereins Lintorfer Heimatfreunde teilgenommen.



Fritz Wachendorf war eigentlich ein waschechter „Dumeklemmer“, den erst die Liebe zu einem Lintorfer Mädchen in das Dorf am Dickelsbach gebracht hatte. Dass er Ende der 1980-er Jahre dem Lintorfer Heimatverein näher trat

und schließlich Beisitzer im Vorstand unseres Vereins wurde, verdanken wir einer seiner beiden Leidenschaften: der Fotografie. Durch einige hervorragende Aufnahmen Lintorfer Gebäude wurden wir auf ihn aufmerksam. Als wir dann auch noch seine wunderschönen Natur- und Landschaftsaufnahmen kennen lernten, baten wir ihn, seine Bilder in Vorträgen des Heimatvereins zu zeigen.

Seine zweite Leidenschaft, das Reisen, war dann noch ein größerer Glücksfall und Gewinn für die Lintorfer Heimatfreunde. Als der langjährige Organisator der Studienfahrten unseres Vereins, Leon Juressen, aus Altersgründen sein Amt aufgeben wollte, fanden wir in Fritz Wachendorf einen bereitwilligen und sehr kompetenten Nachfolger. Von 1991 bis 1997 plante und leitete er als ideenreicher und stets humorvoller „Reisemarschall“ nahezu 60 Tages- und Halbtagsfahrten des VLH, die sich großer Beliebtheit bei den Mitgliedern erfreuten. Erst seine Krankheit zwang ihn dazu, sein Amt in andere Hände zu legen.

Große Verdienste erwarb sich Fritz Wachendorf aber auch auf einem ganz anderen Gebiet: er sorgte dafür, dass das Zeitalter moderner

Medien Einzug in die Verwaltung des Heimatvereins hielt. Als sein Schwiegersohn sich einen neuen PC zulegte, übernahm er das Altgerät und erlernte noch als Rentner den Umgang mit Bildschirm, Maus und Festplatte. In kurzer Zeit verwandelte er das alte Mitgliedsverzeichnis der Lintorfer Heimatfreunde in eine zeitgemäße PC-Datei und erleichterte damit den Mitarbeitern der Geschäftsstelle ihre Arbeit.

Lobenswert waren auch seine Bemühungen, die Titel aller erschienenen „Quecke“-Artikel zu registrieren, zu speichern und auf Abruf zu bestimmten Stichwörtern bereit zu halten – eine wertvolle Hilfe für die Redaktion der „Quecke“.

Wir danken Fritz Wachendorf für das große Engagement, mit dem er sich als Vorstandsmitglied stets für die Belange des Vereins eingesetzt hat.

Durch seinen Humor, sein offenes Wesen und seine Hilfsbereitschaft erwarb er sich viele Freunde. Wir haben ihn sehr gemocht und werden uns oft und gern an ihn erinnern.

Manfred Buer

In eigener Sache

An anderer Stelle konnten wir in dieser „Quecke“-Ausgabe bereits lesen, wie reichhaltig das Angebot an Veranstaltungen war, das der Verein Lintorfer Heimatfreunde zum „Kultursommer“, dem Stadtteilkulturprojekt Lintorf 2003, beigetragen hat. Auch die Vitrienen des Heimatvereins im Treppenaufgang des Rathauses zeigten in den Sommermonaten, was die Heimatfreunde im Lintorfer Kultursommer „zu bieten“ hatten. Im Frühjahr hatten Bärbel und Norbert Kugler die Vitrienen gestaltet. Sie zeigten Bilder und Dokumente aus der 100-jährigen Geschichte des Kirchenchores „Cäcilia St. Anna Lintorf“. Zum Schluss des Jahres sollen das Ulenbroich-

Haus und seine Renovierung Thema einer kleinen Ausstellung in den Vitrienen sein, die nach wie vor bei Besuchern des Rathauses auf großes Interesse stoßen.

Die neuesten Nachrichten und Ankündigungen des Vereins kann man seit einiger Zeit auch (außer im Internet) im Schaukasten vor dem Rathaus nachlesen, den der Heimatverein zusammen mit der Bruderschaft wieder instand gesetzt hat und gemeinsam nutzt.

Neben den Ereignissen des „Lintorfer Kultursommers“ bewegte uns natürlich der Abriss des Hauses Anna sehr. Mehrere Vereinsmitglieder dokumentierten den

Sommer über fotografisch das langsame Sterben des traditionsreichen Hauses. In einer gemeinsamen Rettungsaktion versuchten der Heimatverein und der Kirchenvorstand von St. Anna und St. Johannes, wenigstens den Mosaikengel im Aufgang zum großen Saal im ersten Stock zu retten. **Max Christens**, der Architekt von Haus Anna, hatte vorgeschlagen, die Firma Derix aus Kevelaer um Rat zu fragen. Hein Derix, Seniorchef der Firma, fand wie wir, dass der Engel erhaltenswert sei, und machte ein günstiges Angebot zur Bergung. Nach der Zustimmung des Kirchenvorstandes versuchten dann Mitarbeiter der Firma Derix, das Mosaik in einem be-

währten und vielfach praktizierten Spezialverfahren, bei dem Knochenleim und starkes Papier auf das Mosaik aufgetragen werden,

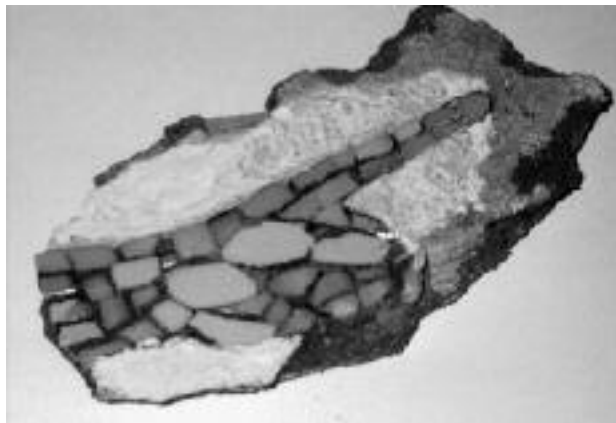


Mitarbeiter der Firma Derix aus Kevelaer bei dem Versuch, den Engel aus Haus Anna zu bergen

aus der Wand zu lösen. Doch da der Künstler im Jahre 1960 die Mosaiksteine nicht in normalem Mörtel verlegt hatte, sondern dem Mörtel zur schnelleren Trocknung und Erhärtung Kunstharz beigemischt worden war, war es nicht möglich, den Engel von der Wand zu nehmen, ohne ihn dabei zu zerstören. Ein anderes Verfahren wäre zu aufwendig und zu teuer gewesen. So bleiben uns nur einige Bruchstücke, die sich mit Hammer und Meißel ablösen ließen, darunter auch die erhobene Hand des Engels, zu dem Dechant Veiders bei der Einweihung des Hauses 1960 gesagt hatte: „Möge er

hinaufführen zu den Höhen des Geistes.“

Während unseres Sommerurlaubs in der wunderschönen Mark Brandenburg besuchten meine Frau und ich auch Ratingens Partnerstadt **Beelitz** südlich von Potsdam, die ja in der vorigen Ausgabe der „Quecke“ unseren Lesern vorgestellt wurde. Natürlich besuchten wir **Antje Lempke**, die Verfasserin unseres „Quecke“-Artikels, in ihrem Amt für Kultur und Sport, das im historischen Gebäude der ehemaligen Posthalterei untergebracht ist. In diesem Gebäude befinden sich auch die Bücherei und das mit viel Liebe eingerichtete kleine Heimatmuseum von Beelitz. Nach einer persönlichen Führung durch den Leiter des Museums, **Manfred Fließ**, vereinbarten wir eine engere Zusammenarbeit. Das Museum wird in Zukunft regelmäßig von uns die „Quecke“ als Ansichtsexemplar bekommen, Herr Fließ konnte im Gegenzug als „Quecke“-Autor gewonnen werden.



Die gerettete Hand des Engels



Antje Lempke in ihrem Amtszimmer in der alten Posthalterei in Beelitz

Unser diesjähriger Unterhaltungsnachmittag am 8. November stand unter dem Motto „40 Jahre Elysée-Vertrag – 40 Jahre deutsch-französische Freundschaft“. Die aus Monte Carlo stammende französische Sängerin **Nadia Meroni**, die seit längerer Zeit in Ratingen lebt und arbeitet, sang für die Lintorfer Heimatfreunde französische

und deutsche Chansons, bei denen sie von der ausgezeichneten Pianistin **Natalia Hildebrandt** begleitet wurde. Zum Abschluss des Programms erfreute die temperamentvolle und charmante Französin die etwa 300 Gäste mit einer Reihe fran-

Nadia Meroni

Musik & mehr...

- 🎵 *Gesangsunterricht*
- 🎵 *Musik-Therapie & Atemtechnik*
- 🎵 *Schulung & Beratung in*
Meditations- / Entspannungstechniken
- 🎵 *Musik für private Anlässe & Konzerte*

Grabenstraße 3 · 40878 Ratingen
Tel./Fax: 0 21 02 / 87 18 84



Unterhaltungsnachmittag der Lintorfer Heimatfreunde am 8. November 2003

zösischer Volkslieder, die sie a capella vortrug.

Zwei prominente und vielen Lintorfern wohlbekannte „Quecke“-Autoren konnten in diesem Jahr mit ihren Frauen das Fest der Goldenen Hochzeit feiern. Den An-



Hans und Ruth Lumer

fang machten **Hans und Ruth Lumer**, die am 12. April nach einer von Pater Chris Aarts zelebrierten, feierlichen Dankmesse in St. Anna mit Familie und Freunden feierten. Hans Lumer, Ehrenchef der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft, die er 31 Jahre leitete, war 1947 als Junglehrer von Essen-Borbeck nach Lintorf gekommen. Seine Frau Ruth, die er bald darauf kennen und lieben lernte, fand er, wie andere Lehrer vor und nach ihm, in der weit verzweigten Lintorfer Familie Steingen. Bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1986 war Hans Lumer als Pädagoge an Lintorfer Schulen tätig, zuletzt als Leiter der Johann-Peter-Melchior-Schule.

Als **Wolfgang Kannengießer**, der frühere Organist, Chorleiter und Rendant der Pfarre St. Anna, und seine Frau **Elisabeth** am 19. Oktober in der St. Anna-Kirche ihren Dankgottesdienst feierten, waren mehr Priester am Altar versammelt als Messdiener: Wolfgang Kannengießer, der sein ganzes Berufsleben in Lintorf verbracht hat, konnte viele Bekannte begrüßen, die ihn in dieser Zeit begleitet hatten. Frühere Kapläne der St. Anna-

Pfarre sowie mehrere ehemalige Messdiener, deren Ausbildung zum Dienst am Altar er ebenfalls geleitet hatte und die nun Priester geworden waren, hatten es sich nicht nehmen lassen, an diesem Tag nach Lintorf zurückzukehren. Im Kreise der Familie und vieler Freunde wurde anschließend im evangelischen Gemeindezentrum am Bleibergweg gefeiert. Als Wolfgang Kannengießer im Jahre 1953 seinen Dienst in St. Anna antrat, brachte der gebürtige Düsseldorfer seine Elisabeth aus dem nahen Kalkum mit nach Lintorf, das damals noch zum Amt Angerland gehörte. Auf den beiden Fotos erkennt man unschwer, wie ernst es den Beiden 1953 am Tage ihrer Hochzeit war, heute können sie darüber lachen!

Freud und Leid liegen eng beieinander. Am 22. Oktober starb der Mundartdichter **Ludwig Soumagne** aus Neuss-Norf, der dem Lintorfer Heimatverein seit vielen Jahren freundschaftlich verbunden war. In der vorigen „Quecke“-Ausgabe konnten wir ihm noch zu seinem 75. Geburtstag gratulieren, seine „Litanei II“ war das weihnachtliche Schlussgedicht der „Quecke“ Nr. 72. Viele Lintorfer Heimatfreunde erinnern sich an seine Lesung in der St. Anna-Kirche vor einigen Jahren oder an den Besuch einer Gruppe Lintorfer in seiner Klausur auf der Insel Hombroich. Wie kein Zweiter verstand

es Ludwig Soumagne, mit den Alltagsprüchen und Schlagworten der Menschen zu spielen. Er nahm sie wie selbstverständlich auf in ihrer ursprünglichen Bedeutung und stellte sie in einen ganz neuen Zusammenhang – verblüffend für uns und oft unsere Sprachgewohnheiten entlarvend. Nun ist „Volkes Mund“ verstummt, wie die „Rheinische Post“ vom 25. Oktober 2003 schrieb. Wir wollen ihn noch einmal mit einem seiner Kurzgedichte in landkölnischer Mundart zu Wort kommen lassen, die aus der Zeit stammen, als er noch als Handwerksmeister jeden Morgen in seiner Bäckerei in Norf beruflich tätig war.

Manfred Buer

TRUUS

eemol wore mer och
em Kölner Dom

vüll wärmer
wor et do
ävver och net

doch do
stunge mer winnstens
em Drüje



10. Oktober 1953



... und so sehen wir heute aus

Dem Vorsitzenden des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ und Schriftleiter des Jahrbuches „Die Quecke“, **Manfred Buer**, wurde am 16. September 2003 im großen Saal der katholischen Pfarrgemeinde St. Anna und St. Johannes in Lintorf der „Rheinlandtaler“ verliehen. Mit dem vom Landschaftsverband Rheinland im Jahre 1976 gestifteten „Rheinlandtaler“ werden alljährlich Frauen und Männer ausgezeichnet, die sich in der Denkmalpflege, in der Archiv- und Museumspflege, in der Landesgeschichte, Volkskunde, Mundartpflege und Sprachgeschichte sowie im Naturschutz besondere Verdienste um ihre rheinische Heimat erworben haben. Über die Verleihung entscheidet der Kulturausschuss der Landschaftsversammlung.

Nach den Begrüßungsworten des Ratinger Bürgermeisters **Wolfgang Diedrich** sprach die stellvertretende Vorsitzende der Landschaftsversammlung Rheinland und Bürgermeisterin der Stadt Düsseldorf, **Ursula Schiefer**, die Laudatio auf den neuen Träger des „Rheinlandtalers“:



Verleihung des „Rheinlandtalers“ im Saal der Pfarrgemeinde St. Anna und St. Johannes am 16. September 2003. Von links nach rechts: Erika Cebulla, Mitglied des Kreistages und des Kulturausschusses der Landschaftsversammlung, die Manfred Buer zur Verleihung vorgeschlagen hat, Horst Masanek, stellvertretender Landrat des Kreises Mettmann, Manfred Buer, Ursula Schiefer, stellvertretende Vorsitzende der Landschaftsversammlung und Bürgermeisterin von Düsseldorf, und Bürgermeister Wolfgang Diedrich

*Sehr geehrter Herr Buer,
sehr geehrte Familie,
meine sehr verehrten
Damen und Herren,
liebe Gäste,*

wer Gutes tut, tut es in der Regel nicht, damit darüber gesprochen wird. Aber manchmal sollte man dennoch darüber sprechen, wenn sich Menschen engagieren. In Ihrem Fall, sehr geehrter Herr Buer, ist es Zeit, dass nicht nur über Ihr Engagement gesprochen wird, sondern Sie auch dafür geehrt werden. Insofern freue ich mich, Sie heute in den verdienstvollen Kreis der Persönlichkeiten aufzunehmen, die wir mit dem Rheinlandtaler auszeichnen. Und so begrüße ich Sie alle recht herzlich hier im Pfarrsaal der katholischen Pfarrgemeinde St. Anna und St. Johannes in Lintorf.

Ganz besonders freue ich mich über die Anwesenheit des stellvertretenden Landrats des Kreises Mettmann, Herrn Horst Masanek. Als Vertreterin des Kulturaus-

schusses der Landschaftsversammlung begrüße ich Erika Cebulla, die als Ratingerin das Engagement von Herrn Buer zu schätzen weiß und ihn deswegen auch für den Rheinlandtaler vorgeschlagen hat. Last, but not least, begrüße ich ganz herzlich den Bürgermeister der Stadt Ratingen, Wolfgang Diedrich. Für Sie, sehr geehrter Herr Bürgermeister, ist dies ein Heimspiel im doppelten Sinne: einerseits natürlich als Bürgermeister dieser Stadt. Andererseits haben Sie ja selber lange Jahre Ihre Brötchen beim Landschaftsverband Rheinland verdient und kennen aus dieser Tätigkeit natürlich auch die Ehrung durch den Rheinlandtaler.

Sie alle, meine sehr geehrten Damen und Herren, haben es sich nicht nehmen lassen, hier und heute mit dabei zu sein, und ich darf Ihnen die besten Grüße des Landesdirektors des Landschaftsverbandes Rheinland, Herrn Udo Molsberger, überbringen.

Doch nun zu Ihnen, sehr geehrter Herr Buer: Dieser Ort, diese Kirchengemeinde ist sicher auch eine Reminiszenz an Ihre schöne Zeit als Messdiener sowie als in der Jugendarbeit Aktiver in der Ratinger Pfarrgemeinde St. Peter und Paul. Immerhin – so darf ich erinnern – gab es schon im Mittelalter enge Verbindungen zwischen Ratingen und Lintorf, denn bevor Lintorf Mitte des 15. Jahrhunderts Pfarrrechte erhielt, gehörte der Ort zur Ratinger Pfarre St. Peter und Paul. Wie man sieht, wandelt Herr Buer also gleichsam auf historischen Wegen.

Mit dem Rheinlandtaler zeichnet der Landschaftsverband Rheinland Persönlichkeiten aus, die ehrenamtlich unter anderem im Bereich der Regional- und Heimatpflege wirken. Trotz seiner großen zeitlichen Belastung durch seine Tätigkeit als Lehrer hat Herr Buer sich viele ehrenamtliche Verdienste auf dem Gebiet der Heimat- und Regionalgeschichte erworben



Die Schauseite des „Rheinlandtalers“ zeigt das Gesicht der Medusa, das, in der Antike als Amulett getragen, Unheil und Gefahren vom Träger abhalten sollte

und widmet diesen Aktivitäten einen großen Teil seiner ohnehin knapp bemessenen Freizeit. Hier findet man einen Charakterzug, der in der heutigen Gesellschaft alles andere als selbstverständlich ist. Ohne so engagierte Mitbürger wie Herrn Buer wäre unser kulturelles Umfeld um vieles ärmer!

Doch zunächst ein Blick zurück: Am 15. April 1941 in Ratingen geboren und in der dortigen Innenstadt aufgewachsen, hat Herr Buer nach dem Abitur und seiner Bundeswehrzeit in Köln das Studium in den Fächern Englisch und Französisch begonnen. Dieses Studium und Vorlesungen in seinem Neigungsfach Geschichte legten auch das solide Fundament für seine spätere fruchtbare Tätigkeit als Lehrer, Historiker und Publizist.

Nach Lintorf – den Ort seines besonderen historischen Interesses – „verschlug“ es den gebürtigen Rater aus ganz persönlichen Gründen: Seine Gattin Monika stammt aus einer alten Lintorfer Familie, so dass es für Herrn Buer nahe lag, nach Lintorf umzuziehen und sich bald intensiv mit der Geschichte dieses Ortes sowie mit der des Amtes Angerland zu beschäftigen.

Herr Buer setzte dieses historische Interesse um, indem er bereits 1976 Mitglied des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ und schon wenige Monate nach seinem Vereinseintritt als Schriftführer in den Vorstand berufen wurde. Von 1986 bis 1990 fungierte er als stellvertretender Vorsitzender, und

seit nunmehr 13 Jahren leitet er in bewährter Weise den Verein.

Der „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ kann auf eine lange Tradition zurückblicken: Ziel des 1950 gegründeten Vereins ist es, den heimatlichen Gedanken zu fördern, die Geschichte Lintorfs und des gesamten Angerlandes zu erforschen sowie die heimatliche Mundart zu pflegen. Darüber hinaus verschrieb man sich dem Naturschutz und der Denkmalpflege. Zudem fördert der Verein den Kontakt zu Jugendlichen und Schulen, um das Interesse an der Heimatgeschichte wach zu halten. Noch im Gründungsjahr erschien die erste Ausgabe der „Angerländer Heimatblätter“. Sie wurde benannt nach einem hier weit verbreiteten Wildkraut – der Quecke! Die Quecke war das Synonym für Armut, Bodenständigkeit, Hartnäckigkeit und Zählebigkeit. Die Mitgliederliste im Gründungsjahr wies stolze 38 Einträge aus.

Zum Programm des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ gehören bis heute regelmäßige, heimatkundliche Wanderungen und Studientagesreisen. Der Verein organisiert ferner die beliebten monatlichen Veranstaltungsabende mit Reiseberichten und Vorträgen zu kulturellen und historischen Themen. Die Geschichte des Vereins war eine Zeit der Kontinuität und der Expansion. So zählte der Verein im Jubiläumsjahr 2000 mehr als 700 Mitglieder! Es ist auch das Verdienst der vielen unentgeltlich mitarbeitenden Autorinnen und Autoren, das aus der „Quecke“ mit ehemals 13 Textseiten – nicht zuletzt dank Herrn Buer – einen Bestseller mit weit über 240 Seiten werden ließ. „Die Quecke“ entwickelte sich über die Jahrzehnte zu einer Fundgrube vieler Fachrichtungen.

Die Beiträge der Autoren in der „Quecke“ reichen von der Poesie über die Kunst-, Welt-, Kommunal- und Kirchengeschichte, Biografien, Architektur, Kriegszeugnisse bis hin zu Berichten zur Geologie, zum Bergbau- und Hüttenwesen, zu Industrieansiedlungen und zum Eisenbahnbau. Auch mundartliche Erzählungen sind hier vertreten – zu verstehen als ein Stück erlebter Lintorfer Sozialgeschichte. Neben den jährlich erscheinenden „Quecke“-Ausgaben

veröffentlicht der Verein Sonderausgaben mit Dokumenten zur Lokalgeschichte.

Seit 1976 ist Herr Buer regelmäßiger Autor und Redakteur der „Quecke“. Nachdem er 1991 die Schriftleitung übernommen hatte, erlebte das Blatt einen weiteren Aufschwung – gewann nochmals an Umfang und Qualität. Neben der redaktionellen Betreuung der Aufsätze verfasste Herr Buer zahlreiche eigene Beiträge. Zu diesem Zweck stöbert er unermüdlich im Archiv der Lintorfer Heimatfreunde sowie in den Stadtarchiven der näheren und weiteren Umgebung, um alte Text- und Bilddokumente zu bergen und der interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Das von Herrn Buer abgedeckte Themenspektrum ist weit: So schrieb er über den MGV Eintracht Lintorf, Ortschroniken, das Tambourcorps, ein Jubiläum der Reservistenkameradschaft Ratingen, den Club Ratinger Freizeitmaler, die gesellschaftlichen Gepflogenheiten im Jahre 1925, Grabsteinfunde aus dem Helpenstein Mühlenteich, den Kulturkreis Hösel, neue Straßennamen sowie unzählige Jahresrückblicke des Vereins. Zudem erforschte er die Geschichte von Ratinger Unternehmen wie die der Spedition Pönsgen. Darüber hinaus darf man als ein Steckenpferd des heute zu Ehrenden die vielen biographischen Studien nennen: So porträtierte er Persönlichkeiten wie den Schriftsteller Otto Brües, Friedrich Kroll, den Dichter Georg Britting, den Maler Heinz Busch, den Hofbildhauer Johann Peter Melchior, Ludwig Soumagne und Pfarrer Franz Mezen. Zudem bearbeitete er eine Festschrift zur Benediktion der heutigen St. Anna-Kirche.

Doch belässt es Herr Buer nicht nur bei diesen geistigen Arbeiten. Denn er kümmert sich darüber hinaus um die Drucklegung, Auslieferung und Verteilung der Hefte. Seine Frau Monika – mit der er auch zusammen Aufsätze verfasste – unterstützt ihn und die Zeitschrift bei der Akquirierung von Anzeigen, damit die Publikation finanziert werden kann.

Dabei vermag der Preisträger nicht nur die Quellen zu eruieren, zu lesen und zu deuten, sondern er kann zudem die aus dieser Forschung heraus gewonnenen Er-

kenntnisse in didaktisch geschickter Weise einem großen Publikum nahe bringen. Mit seiner Doppelqualifikation als Historiker und Pädagoge vereint er zwei wichtige Schlüsselqualifikationen, um historische Forschung betreiben zu können und den heutigen Zeitgenossen Geschichte näher zu bringen. Der angenehm lesbare Stil verschafft ihm eine große Lesergemeinde. Auf diese Art und Weise konnte Herr Buer vielen in der Region lebenden Menschen deren eigene Heimat- und Regionalgeschichte, die ja immer auch ein Stück der eigenen Geschichte ist, vertraut und verständlich machen.

Darüber hinaus vermochte er durch eine ganze Reihe von Vorträgen die eigene Geschichte zu vermitteln. Denn er beherrscht nicht nur die Feder, sondern vermag es, einem breiteren Publikum Heimatkundliches, insbesondere in Mundart geschriebene Texte, zu präsentieren und deren Hintergründe zu erläutern. „Gelernt“ hat der gebürtige Ratinger das Lintorfer Platt übrigens beim Lintorfer Mundarterzähler Jean Frohnhoff. So wusste Manfred Buer 1994 das Publikum im Rahmen des Büchereifestes mit der „Mundart zur Mittagszeit“ gekonnt zu unterhalten. Als man im September 2001 den ersten ökumenischen Ratinger Kirchentag feierte, steuerte er ebenfalls in heiterer Weise Mundartliches aus der Breitscheider Gegend zu.

Bekannt und sehr beliebt sind die zahlreichen Führungen, die Sie, Herr Buer, in Lintorf und Umgebung anbieten. Noch vor zwei Tagen – am „Tag des offenen Denkmals“ im Rahmen des Lintorfer Kultursommers 2003 – präsentier-

ten und erläuterten Sie interessierten Bürgerinnen und Bürgern denkmalgeschützte Bauten im Lintorfer Ortskern: Hier wurde dank Ihrer Schilderungen, lieber Herr Buer, die wechselvolle Geschichte der beiden Kirchen, des Hauses „Ulenbroich“, des „Friedrichskothens“ und der „Helfensteinmühle“ wieder plastisch und lebendig.

Im nächsten Monat werden Sie sicher vor einem großen und sehr interessierten Publikum über den wohl bekanntesten Sohn Lintorfs – Johann Peter Melchior – referieren. Dieser Lintorfer stieg vom Hütungen bis zum Hofbildhauer und Modellmeister in den Porzellanmanufakturen Höchst, Frankenthal und Nymphenburg auf.

Wie Sie, Herr Buer, schon in einem Beitrag der Quecke 1995 treffend geschrieben haben, „will Kultur gepflegt sein“. Nicht zuletzt durch Ihre Ausbildung und Erfahrung als Pädagoge vermögen Sie mit Ihren außerordentlichen didaktischen Fähigkeiten die niederbergische Regional- und Heimatgeschichte einem größeren Publikum, aber vor allem auch einem jungen Publikum, zu vermitteln und auf diese Weise zum Nachdenken und Mittun anzuregen.

Diese Aktivitäten zur lokalen Geschichte, wie Herr Buer sie anbietet, sind gerade in der heutigen Zeit, die von Globalisierung und Anonymisierung geprägt ist, von entscheidender Bedeutung zur regionalen Identitätsbildung. Denn die Kenntnisse der regionalen Historie vermögen den Bürgerinnen und Bürgern Orientierungsmarken in einer globalisierten Gesellschaft zu geben.

Erst der Blick auf die Regionalgeschichte trägt zum Verständnis historischer Strukturen und Abläufe bei – werden diese viel besser zugänglich.

Aus diesen Gründen möchte ich betonen, dass der heute zu ehrende Rheinlandtaler-Preisträger mit seinem unermüdlichen Engagement sicher zu der in den letzten Jahren und Jahrzehnten immer kleiner gewordenen Gruppe von Lehrern gehört, die sich über ihr schulisches Wirken hinaus für die Kultur- und Regionalgeschichte ihrer Heimat einsetzen.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Familie Buer, ich darf Ihnen, verehrter Herr Buer, nun mit den besten Wünschen den Rheinlandtaler des Landschaftsverbandes Rheinland überreichen....

Nach der Überreichung des „Rheinlandtalers“ und den Grußworten von Horst Masanek, dem stellvertretenden Landrat des Kreises Mettmann, und Andrea Töpfer, der Vorsitzenden des mit dem Lintorfer Heimatverein eng befreundeten „Vereins für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen“, bedankte sich Manfred Buer für die große Ehrung, die ihm zuteil wurde. Er betonte, er wolle den „Rheinlandtaler“ nicht für sich allein in Anspruch nehmen, sondern stellvertretend für alle, die am regelmäßigen Erscheinen der „Quecke“ mitwirken: Autoren, Archivare und Korrektoren, Vorstandsmitglieder des Heimatvereins, und vor allem für seine Frau, die jedes Jahr als Beraterin, Kritikerin und Ideengeberin einen großen Anteil am Gelingen der „Quecke“ hat.



Bau- und Kunstschlosserei Kolbe

Inh. Dieter Linke · Schlossermeister

Gegr. 1949

Fenstergitter · Geländer
Türen · Tore

Wir fertigen nach Ihren und
unseren Vorlagen

Siemensstraße 13 · 40885 Ratingen
Telefon 02102 - 3 58 78 · Fax 3 91 78



„Standardwerk der Erziehungsliteratur“

Zwei Lintorfer schreiben Sachbuch-Bestseller

Wann schläft unser Kind endlich durch? Das ist eine der häufigsten und brennendsten Fragen in jungen Familien. Von nervenaufreibenden Nächten mit schreienden Babies, von Tricks und Tipps dazu hören täglich auf dem ganzen Globus Kinderärzte in ihren Praxen und beraten gestresste Eltern.

Schon in den 1970-er Jahren hatte sich der US-amerikanische Arzt Prof. R. Ferber in einer Bostoner Klinik mit dem Schlafproblem beschäftigt und leitet dort das Kinderschlafzentrum. In Prof. Ferbers Buch „Solve Your Child's Sleep Problems“¹⁾ zeigt er eine Methode zum Einschlafen und Durchschlafen von Babies und Kleinkindern auf.

Schlafpapst Prof. R. Ferber zusammentraf und auch eine Schlafberatung mitmachte.

Der engagierte Ratinger Kinderarzt war von dem Ferber-Prinzip so überzeugt, dass er mit großer Hoffnung und dem Ferber-Buch im Koffer nach Hause fuhr.

Als dann im Dezember 1990 Annette Kast-Zahn mit ihrer sechs Monate alten Tochter Andrea zur Vorsorgeuntersuchung in die Ratinger Kinderarztpraxis kam, wieder klagend über die gestörten Nächte, bot Dr. Hartmut Morgenroth der erschöpften Mutter das amerikanische Schlafbuch an. Die kleine Andrea wurde ihre erste erfolgreiche Patientin. Das Prinzip klappte hervorragend und Annette

sie es lernen. Sogar schnell.²⁾ Dr. Hartmut Morgenroth und Annette Kast-Zahn werden ein Arbeits- und Autoren-Team.

Hartmut Morgenroth wurde 1940 in Berlin geboren. Er studierte Medizin in Deutschland und Irland. In den 70-er Jahren war er Kinderarzt in Tansania. Seinen Sohn hat er als Säugling mitgenommen, seine Tochter wurde in Afrika geboren. Als er 1979 in der Kaiserswerther Kinderklinik eine Oberarztstelle antrat, zog die Familie Morgenroth nach Lintorf. Frau Susanne Morgenroth war an mehreren Ratinger Schulen Lehrerin und bis zum Sommer 2003 an der Eduard-Dietrich-Schule in Lintorf tätig. Von 1982 bis 1998 hatte Dr. Hartmut Morgenroth eine eigene Kinderarztpraxis auf der Düsseldorfer Straße in Ratingen.



Annette Kast-Zahn und Dr. Hartmut Morgenroth

Annette Kast-Zahn ist Diplom-Psychologin und ausgebildete Verhaltenstherapeutin. Sie wurde 1956 in Dortmund geboren, absolvierte ihr Studium an der Universität Bochum und lebt seit 1982 mit ihrer Familie in Lintorf. Mit zwei Kleinkindern an der Hand und einem Säugling auf dem Arm arbeitete sie Anfang der neunziger Jahre an Vorträgen und Aufsätzen über das Schlafproblem und die Behandlungsmethode. Ihre psychologische Praxis befindet sich am Schelenkamp im Norden Lintorfs.

Ein weiterer Schritt zur Entstehung des Schlafbuches kam 1993, als Frau Monika Oberstebrink mit ihrer kleinen Tochter in Dr. Morgenroths Praxis kam. Arzt und Mutter sprachen über das leidvolle Schlafthema. Jetzt konnte Dr. Hartmut Morgenroth seine Patientin zielgerecht beraten. Da entschied sich Monika Oberstebrink spontan : „Das machen wir als Buch!“³⁾ Dieser Entschluss war so-

Auch dem Ratinger Kinderarzt Dr. Hartmut Morgenroth und der Diplom-Psychologin Annette Kast-Zahn brannte das Schlafproblem unter den Nägeln.

Beide hatten durch ihre eigenen Kinder und durch die hilfesusenden Eltern ihrer kleinen Patienten das Erschöpfungsgefühl wochenlanger schlafgestörter Nächte erlebt.

Dr. Hartmut Morgenroth suchte nach sachlicher Hilfe. Er flog im Oktober 1990 zu einer Fortbildung nach Boston, wo er mit dem

Kast-Zahn und Dr. Hartmut Morgenroth entschlossen sich, diese einleuchtende Schlaftherapie anderen Vätern und Müttern weiter zu geben.

Im Jahre 1991 fing Annette Kast-Zahn in ihrer Lintorfer Praxis mit Schlafberatung an. Der Behandlungsplan „Nähe, Zuwendung, Grenzen setzen und ein festes Einschlafritual“ zeigte große Erfolge.

„Wir wissen jetzt : Alle gesunden Babies, die mindestens sechs Monate alt sind, können durchschlafen. Wenn sie es nicht tun, können

1) Annette Kast-Zahn und Dr. Hartmut Morgenroth „Jedes Kind kann schlafen lernen“ Ratingen 1995, S. 158

2) ebenda, S. 13

3) Gespräch mit Anette Kast-Zahn und Dr. Hartmut Morgenroth am 18. Juli 2003

zusagen die Geburtsstunde des Lintorfer Verlages „Oberstebrink“. Eine Erfolgsgeschichte begann : Mit einer Auflage von 5.000 Büchern erschien „Jedes Kind kann schlafen lernen“ im Jahre 1995. Die höchste Verkaufsrate brachte das Jahr 1998 mit 93.000 verkauften Büchern.

Die beiden Autoren, Annette Kast-Zahn und Dr. Hartmut Morgenroth, hatten eine Vielzahl von Fernseh-Auftritten, z.B. in den Talkshows von M. Schreinemakers und Bärbel Schäfer (RTL), bei Sat1, im ZDF und WDR. Im Focus war das Buch Bestseller-Sachbuch.

Noch im Juli 2003 bezeichnete der SPIEGEL das Schlafbuch als „Standardwerk der Erziehungsliteratur“⁴⁾.

In den Sprachen Englisch, Spanisch, Serbokroatisch, Japanisch und Polnisch wird das Buch weltweit gelesen, z.Zt. ist sogar eine chinesische Ausgabe in Arbeit.

Annette Kast-Zahn schrieb bald ihr zweites Buch „Jedes Kind kann Regeln lernen“, das Buch des „Positiven Lenkens“ erschien 1997 im Oberstebrink-Verlag.

Erziehungs-Probleme und fachkundige Beratung dazu für hilfe-

suchende Eltern motivierten Dr. Hartmut Morgenroth und Annette Kast-Zahn, ein weiteres Buch zu verfassen. Mit „Jedes Kind kann richtig essen“ kam 1999 im gleichen Verlag wieder ein wichtiges Erziehungsbuch auf den Markt.

Beide Autoren forschen, beraten und helfen nach wie vor in medizinisch-therapeutischen Fragen zur Kindererziehung und zu Kindererkrankungen.

Walburga Fleermann-Dörrenberg

4) DER SPIEGEL 7.7.2003

Buchbesprechungen:

Eckhard Bolenz: Textilfabrik Cromford in Ratingen

Seit einigen Monaten liegt der kleine Führer „Textilfabrik Cromford in Ratingen“ vor. Das Titelbild ist wie eine Einladung an den Leser, über die Freitreppe das Herrenhaus zu betreten. Der Besucher von Cromford wird sich gerne bei der Lektüre der Schrift daran erinnern und nachsehen bzw. nachlesen können, was er in dem Museums-komplex erlebt hat. Beim ersten Durchblättern des 24-seitigen Heftes fallen sofort die zahlreichen Bilder auf, zum Teil ganzseitig und in der Mitte sogar doppelseitig mit einer Darstellung des schönen Ensembles vom Park aus mit Herrenhaus und Arbeiterwohnungen. Pläne und Skizzen ergänzen die Fotografien. Der Text von Eckhard Bolenz, dem Leiter des Industriemuseums, beschreibt in kurzen Kapiteln anschaulich und kenntnisreich die Geschichte der ältesten Fabrik auf dem Kontinent. Zunächst stellt er ihre Gründung dar. Instrukтив in dem Zusammenhang ist das Bild der Baumwollspinnerei Cromford in Derbyshire (England), wo alles seinen Anfang

nahm. Als nächstes lenkt der Autor den Blick auf den historischen Lageplan von Cromford in Ratingen und vergleicht ihn mit der heutigen Situation. Es ist eine lange Geschichte, die sich hier auf tut. Eine historische Darstellung aus dem Jahre 1910 veranschaulicht die Größe der damaligen Fabrik. In einem weiteren Kapitel wendet sich Bolenz der „Hohen Fabrik“ zu, einem Gebäude, dem für die Wirtschaftsgeschichte eine große Bedeutung zukommt. Das Haus wird in seinem jetzigen Zustand und seiner heutigen Funktion als Industriemuseum beschrieben. Eine Besonderheit der Industrieanlagen in Cromford thematisiert Bolenz in einem weiteren Kapitel: Die Arbeiterwohnungen. Im letzten Kapitel stellt der Autor das Herrenhaus genauer vor, das Johann Gottfried Brügelmann, der Begründer von Cromford, ab 1787 in der Tradition des Spätbarock und Rokoko erbauen ließ. So schließt die Darstellung mit der Beschreibung des Gartensaals mit seiner aufwändigen Ausmalung. Der

neugierig gewordene Leser kann anhand der Literaturhinweise beginnen, Cromford noch genauer kennen zu lernen.

Die kleine Schrift ergänzt auf ansprechende Weise die zahlreiche Literatur zur Stadt- und Heimatgeschichte. Dem Besucher, aber auch dem alteingesessenen Ratinger wird somit ein wichtiges Zeitzeugnis in seiner offenkundigen Vielfalt vorgestellt, an dem sich Baugeschichte, Kunstgeschichte, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Region und der Stadt festmachen lassen - und das Ganze höchst anschaulich in Text und Bild.

Eckhard Bolenz: Textilfabrik Cromford in Ratingen – Die älteste Fabrik auf dem Kontinent. In der Reihe DKV-Kunstführer Nr. 607/2 – 1. Auflage (24 Seiten) München – Berlin (Deutscher Kunstverlag GmbH), o.J.

Hans Müskens

Frank Nitsche
Malermmeister

Thunesweg 14
40885 Ratingen
Telefon
0 21 02 / 39 91 77
Telefax
0 21 02 / 89 35 21

GARTENGERÄTE-SERVICE **STRACK GMBH**
Inh. Roman Gibbels

Verkauf, Verleih und Service von Gartengeräten
Mühlenstraße 3 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (0 21 02) 9 31 40 · Fax (0 21 02) 9 31 51

Erika Münster-Schröer – Achim Blazy: Ratingen – Fotografien von gestern und heute

Gestern – heute: Diese häufig anzutreffende Art von Büchern, in denen sich Städte in ihrer Geschichte darstellen, findet immer wieder interessierte und auch begeisterte Leser/Betrachter, denn hier wird Erinnerung wach gerufen und in Beziehung gesetzt zur heutigen Lebenswelt. Man kann sich wiederfinden: „Das weiß ich noch, als ich klein war.“ Oder: „Der Großvater hat mir immer erzählt, so sah das früher hier aus.“ Und die aktuellen Bilder? Man schaut gerne und genau hin, denn vielleicht ist man ja gerade dem Fotografen ins Objektiv gelaufen.

Jetzt hat der Wartberg Verlag in bewährter Weise auch für Ratingen ein entsprechendes Buch heraus gegeben und dafür kompetente Autoren gefunden, Kommentare und Bilder zu einer Einheit zusammenzuführen.

Erika Münster-Schröer, Leiterin des Stadtarchivs und Autorin vieler Beiträge zur Stadtgeschichte, hat in knappen Bildunterschriften und begleitenden Texten die jeweilige Situation beschrieben und den historischen Kontext hergestellt. So ist ein kleines Geschichtsbuch entstanden, das die Entwicklung der Stadt, ihrer Häuser und Plätze und vor allem auch das Leben der Menschen hier vor Ort in knapper Form darstellt. Die Texte sind aber auch kurze Beschreibungen der Bildinhalte, was die Veränderung oder auch den Bestand über die Zeit deutlich werden lässt. Kritische Untertöne im Hinblick auf Veränderungen klingen durchaus mit.

Das Buch lebt natürlich in erster Linie vom Bild. Somit spielt der Fotograf eine entscheidende Rolle, wenn er versucht, den gleichen Standort zu wählen wie damals seine Vorgänger. Achim Blazy – vielen als Fotograf der Rheinischen Post bekannt und aufgrund seiner „Bildkunst“ sehr geschätzt – hat auch hier den richtigen Blick gefunden, das charakteristische Merkmal eines Bauwerks, der Straßenecke, eben die konkrete Gegebenheit im Vergleich zu früher im Bild festzuhalten. Wenn es ihm in einen oder anderen Fall nicht so gelingt, dann liegt das ganz einfach an der veränderten baulichen Situation. Die Bilder sagen eine ganze Menge aus über „gestern und heute“. Beim genauen Hinsehen findet der Leser Details wie z. B. die veränderte Verkehrssituation, das andere Straßenpflaster, die Kleidung der Menschen, die Gestaltung des Straßenraumes. Es ist immer die gleiche Stadt, und doch hat sich vieles verändert, wie die Bilder verraten.

Für den Leser und Betrachter bietet das Buch einen Gang durch die Stadt mit hohem Erinnerungswert. Es fordert aber auch heraus, die Orte selbst noch einmal aufzusuchen, um so der eigenen Erinnerung nachzuhelfen. Und noch eines: Man sieht die Veränderung zum Guten und zum weniger Guten hin. Man erkennt die Bemühungen, Altes zu erhalten oder in den ursprünglichen Zustand zurückzusetzen, was im Lauf der Zeit

aus unterschiedlichen Gründen verdeckt wurde.

Schließlich ist auch anzumerken, dass das Buch – gerade auf dem Markt – schon wieder „veraltet“ ist, denn das eine oder andere Bild macht deutlich, dass in den wenigen Wochen oder Monaten nach seinem Erscheinen die Ratinger Welt sich schon wieder verändert hat.

Ein kleiner Nachteil: Das Buch bezieht sich im Wesentlichen auf die Innenstadt. Wenn schon Ratingen, dann könnte man sich auch in Hösel oder Homberg und Breitscheid (Lintorf und Tiefenbroich, Ratingen-West sind durch einige wenige Beispiele vertreten) solche Vergleiche anstellen. Vor allem würde dann auch das Interesse der Bürger aus diesen Ortsteilen geweckt. Trotzdem: Der Blick in die „Altstadt“ lohnt sich auf jeden Fall. Und beim Rezensenten ist so manche Erinnerung wach gerufen worden. Für den, der die Stadt besucht, gibt das Buch eine Menge an Informationen, ist wie ein guter Begleiter durch die Stadt und ihre Geschichte, darüber hinaus eine schöne Erinnerung an den Besuch in Ratingen.

**Erika Münster-Schröer –
Achim Blazy
Ratingen – Fotografien
von gestern und heute –
Gudensberg-Gleichen
(Wartberg Verlag), 2002
(60 Seiten)**

Hans Müskens

Erika Münster-Schröer – Joachim Schulz-Hönerlage: Ratinger Wappen – Entstehung – Bedeutung – Rezeption

Leuchtend rot auf weißem Untergrund mit den Wappen der Stadt und der Ortsteile ist der Umschlag der kleinen Schrift gestaltet, und der Rücken zeigt den Ratinger Löwen mit Rad vom Brunnen auf dem Marktplatz. Die Arbeit der beiden Autoren ist eine kurz gefasste Wappenkunde am Beispiel

des Ratinger Stadtwappens. So führt der stellvertretende Leiter des Stadtarchivs, Joachim Schulz-Hönerlage, zunächst ganz allgemein in die Wappenkunde ein, aus welchem Bedürfnis heraus Wappen im Mittelalter entstanden sind und warum sie bis heute wie ein „Logo“ wirken.

Vor diesem Hintergrund beschreibt der Autor im 2. Kapitel das Ratinger Wappen mit Rad und Löwe, weist die lange Geschichte dieses Wappens nach und auch die mehrfachen Veränderungen, bis es die heutige Gestalt gefunden hat. Den Leser wird interessieren, wieso Löwe und Rad ins

Wappen gelangten. Ist es ein Gerichtsrat? Ist es das Rad der heiligen Katharina oder verbirgt sich dahinter der Name der Stadt Ratingen? Der Autor bietet diese drei Möglichkeiten an, ohne sich genau festzulegen zu können.

Der Mittelteil ist den farbigen Darstellungen gewidmet. Hier findet der Leser in guter Wiedergabe ganzseitig neben dem Stadtwappen die Wappen der Ortsteile sowie die Wappen des Kreises Mettmann und von Nordrhein-Westfalen. Erika Münster-Schröer, die Leiterin des Stadtarchivs, geht nach diesem Bildteil auf die einzelnen Wappen der Ortsteile ein, die alle in den 30-er Jahren des vorigen Jahrhunderts entworfen

wurden. Sie beschreibt ausführlich, warum die Gemeinden sich gerade in der NS-Zeit Wappen zulegten und ordnet dieses Thema in den größeren Zusammenhang der „Heimatgeschichte“ und kultureller Veranstaltungen in dieser Zeit ein.

In einer Dokumentation zum Schluss des Heftes kommt Wolfgang Pagenstecher zu Wort, der die Wappen der Gemeinden des Amtes Angerland in den Jahren 1937 und 1938 entworfen hatte. Eine kurze Biografie des Heraldikers Wolfgang Pagenstecher schließt sich an.

Es liegt ein gut gestaltetes Heft mit viel Wissenswertem über die Wap-

pen in der Stadt vor. Die Autoren machten an diesem konkreten Beispiel ein Stück Geschichte und Zeitgeschichte deutlich. Jeder wird mit Interesse die Ausführungen lesen und die zahlreichen Abbildungen anschauen.

Erika Münster-Schröer / Joachim Schulz-Hönerlage
Ratinger Wappen – Entstehung, Bedeutung, Rezeption
Herausgegeben vom Stadtarchiv Ratingen: Schriftenreihe des Stadtarchivs Ratingen (Reihe A, Band 6), Ratingen 2002 (34 Seiten)

Hans Müskens

Kirchenchor Cäcilia St. Anna Lintorf 1903–2003

Die Festschrift zum 100-jährigen Bestehen des Kirchenchores der Pfarrkirche St. Anna in Lintorf ist auf dem Titelbild mit dem Turm der Pfarrkirche und einem Bild der heiligen Cäcilia von der Vereinsfahne aus dem Jahre 1910 geschmückt. Die Chronik – redaktionell von Norbert Kugler betreut – übermittelt anschaulich das Leben einer Chorgemeinschaft im kirchlichen Raum. Mitgestaltung der Liturgie ist die Hauptaufgabe, aber daneben und darüber hinaus zeigt sich auch ein reges Vereinsleben mit Festen, Chorkonzerten sowie Begegnungen mit anderen Chören. Die Arbeit eines Kirchenchores wird weiterhin durch den jeweiligen Chorleiter bestimmt. Hier werden Namen erwähnt und Persönlichkeiten beschrieben, die bis heute einen guten Klang in Lintorf haben. Aus den Berichten wird ersichtlich, wie die Zeitumstände mitspielen, z.B. die beiden Weltkriege, die Veränderungen in der Liturgie oder die Entwicklung vom Männerchor zum gemischten Chor. Die Schrift gibt weiterhin einen Einblick in die Kirchengeschichte der letzten 100 Jahre vor Ort mit ihren Pastoren. Eine ausführliche Würdigung erfährt Dechant Wilhelm Veiders aus der Fe-

der von Wolfgang Kannengießer. Bilder erinnern an die lange Zeit seiner Tätigkeit in Lintorf. Der Leser erfährt auch, dass der Musiktheoretiker und Komponist Professor Dr. Ernst Tittel Ehrenmitglied des Chores war und für die Lintorfer eine Messe komponiert hat. Theo Volmert, der frühere Schriftleiter der „Quecke“, hatte diesen Aufsatz für die Festschrift zum 75-jährigen Jubiläum des Chores verfasst. Der Beitrag von Barbara Kugler „Vom Mädchenchor zum Kirchenchor“ wird optisch eingeleitet durch das Bild des jungen Dirigenten und Chorleiters Wolfgang Kannengießer, der ab 1958 eine Singgemeinschaft für Mädchen aufbaute und sie allmählich an die Kirchenmusik heran führte. Norbert Kugler berichtet über 50 Jahre aktives Singen im Chor, und von Karl Heuser erfährt man, wie er als Neulintorfer Mitglied des Chores wurde. Ergänzt wird die Schrift durch ge reimte Textbeiträge, die zu verschiedenen Anlässen entstanden sind. Eine Fleißarbeit ist die abschließende tabellarische Chronik „Von den Anfängen bis zur Gegenwart“. Neben den Textbeiträgen geben die zahlreichen Bilder einen Einblick in die lange Chor-

geschichte. Es sind Bilder, die auch Ortsgeschichte dokumentieren, wenn sie Personen darstellen oder z. B. den Chor in den verschiedenen Jahren zeigen: vor der St. Anna-Kirche, im Innern der renovierten Kirche oder vor Haus Anna (das es inzwischen nicht mehr gibt).

Die Festschrift ist ohne Zweifel für die Mitglieder des Chores interessant und wichtig, weil die Chorgemeinschaft einem etwas bedeutet. Das wird hiermit dokumentiert. Darüber hinaus kann sie aber auch für alle Pfarrmitglieder und jeden Lintorfer von großem Interesse sein, da sie hier viele bekannte Namen und Persönlichkeiten finden. Es werden aber auch Häuser erwähnt, die es heute längst nicht mehr gibt. Eine Festschrift, die ein Aha-Erlebnis vermittelt.

Kirchenchor Cäcilia St. Anna Lintorf 1903 – 2003
Festschrift zum 100jährigen Bestehen
Redaktion: Norbert Kugler, Ratingen-Lintorf 2003 (56 Seiten)

Hans Müskens

Christus ist geboren

Gedanken zu Weihnachten anhand eines alten Bildes

Auf einem Messgewand, das in der Pfarrkirche St. Peter und Paul seit 100 Jahren aufbewahrt und bis heute an hohen Festtagen benutzt wird, befindet sich ein Bild von der Geburt Christi. Eine Darstellung in gewohnter Weise und doch auch ungewöhnlich: Das Kind in der Mitte auf Stroh in einer Krippe mit ausgebreiteten Armen. Kein Neugeborenes. Ein Kind, das „schon“ den Kontakt zum Betrachter selbst herstellen kann. Rechts und links knien Maria und Josef in anbetender Haltung und schauen auf das Kind. Ochs und Esel sind ebenfalls aus ihren Ecken heraus Beobachter dieser Szene. Hinter der Stallmauer über dem eigentlichen Geschehen leuchtet in tief-dunkler Nacht der Weihnachtsstern. Die „Lichtquelle“ ist aber nicht dieser Stern, sondern das Kind. Es hat eine „Ausstrahlung“, die das Stroh

„vergoldet“, das Holz des Stalles „warm“ erscheinen lässt und auch erst Maria und Josef „ins rechte Licht rückt“. Die „Lichtquelle“ leuchtet über den Stall hinaus auf den Betrachter, der selbst wie durch ein gotisches Fenster auf die Szene schaut. Durch das



weiteren Durchblick. Denn es ist Mittelpunkt eines Kreuzes. Durch den Kreuzungspunkt der beiden Balken hindurch „leuchtet“ die Weihnachtsbotschaft auf. Ein Gedanke, der nicht neu ist, der einen aber auch immer wieder darüber nachdenken lässt, dass Christus in unser ganzes Leben mit seinen Höhen und Tiefen hinein geboren wurde. Krippe und Kreuz, Geburt und Tod stehen nahe beieinander.

Wir kennen nicht die Namen derjenigen, die am Anfang des 20. Jahrhunderts das Bild von der Geburt Christi gestickt haben. Die vielen Fäden, zu einem Bild „komponiert“, der Blick durchs Fenster in das Geheimnis der

Menschwerdung sind hinreichende Kennzeichen dafür, dass sie sich die Zeit genommen haben, Bethlehem als Beginn der Gottesherrschaft zu deuten.

Hans Müskens

Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein.

Das hab' ich auserkoren,
sein eigen will ich sein.

In seine Lieb' versenken will ich mich ganz hinab,
mein Herz will ich ihm schenken
und alles, was ich hab'.

O Kindelein, von Herzen, dich will ich lieben sehr,
in Freuden und in Schmerzen,
je länger mehr und mehr.

Dazu dein' Gnad' mir gebe, bitt' ich aus Herzensgrund,
daß dir allein ich lebe
jetzt und zu aller Stund'!

Dich, wahren Gott, ich finde in meinem Fleisch und Blut,
darum ich fest mich binde
an dich, mein höchstes Gut.

Laß mich von dir nicht scheiden! Knüpf' zu, knüpf' zu das Band,
die Liebe zwischen beiden!
Nimm hin mein Herz zum Pfand!

Aus: Geistliches Psalterlein, Köln, 1637

Bildnachweis

Titelbild: Udo Haafke	Beitrag: „Nach 60 Jahren am Grab meines Bruders“ Wolfgang Kannengießer
Beitrag: „Der Ulenbroich“ Archiv des VLH, Irmgard Schmitz, Zeichnungen von Theo Sternberg aus: Heinrich Schmitz „Angermunder Land und Leute“, Duisburg 1926	Beitrag: „Erinnerungen an das Lintorf Camp“ Herbert Krug
Beitrag: „Neues Leben im Ulenbroich“ Josef Melchert, Edi Tinschus, Manfred Buer	Beitrag: „40 Jahre Elysée-Vertrag“ Stadt Ratingen, Manfred Buer
Beitrag: „Ein altes Haus im Lintorfer Norden“ Heinz Fink, Manfred Buer	Beitrag: „Partnerschaft Felix – Lottchen“ Michael Baaske
Beitrag: „Klosterweg 2 – Saalanbau mit Restauration“ Archiv des VLH, Wolfgang Kannengießer	Beitrag: „Das Ratinger Rathaus“ Stadtarchiv Ratingen
Beitrag: „Ein Hort des Geistes und der Freude“ Archiv des VLH	Beitrag: „Sein Herz schlug links“ Landespresse- und Informationsamt Düsseldorf, Privatbesitz
Beitrag: „Haus Anna - Das lange Sterben eines Mythos“ Manfred Buer	Beitrag: „Orden und Ehrenzeichen“ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Privatbesitz
Beitrag: „Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens“ Rheinisches Urkundenbuch, Bd. II, W. Müller, Urkundeninschriften des deutschen Mittelalters, Kallmünz 1975, Postkarte der katholischen Kirchengemeinde St. Jacobus d.Ä. in Homberg	Beitrag: „Seniorenzentrum Haus Salem“ Stadtarchiv Ratingen, Archiv des Altenzentrums Haus Salem und des Förderkreises Haus Salem
Beitrag: „Der Reichsdeputationshauptschluss von 1803“ Essen, Geschichte einer Stadt, Essen 2002. Rheinische Geschichte von F. Petri und G. Droege, Düsseldorf 1978. Hugo Weidenhaupt, Kleine Geschichte der Stadt Düsseldorf, Düsseldorf 1979. Hans Ferres, Das Dekanat Ratingen, Hösel 1954	Beitrag: „Wie die alten Homberger...“ Heilkräuter-Fibel, Bruckmann-Verlag, München 1943 Gesundheit durch Heilkräuter, DAK-Gesundheitsdienst
Beitrag: „Aufhebung des Ratinger Minoritenklosters“ Johann Peter Melchior (1747-1825), Katalog zur Ausstellung im Museum der Stadt Ratingen, Gelsenkirchen 1997, Stadtarchiv Ratingen, Dr. Kurt Holzapfel	Beitrag: „Aus den Aufzeichnungen des Peter Vogel“ Helmut Kuwertz
Beitrag: „Das Medizinalpersonal der Mairie Ratingen“ Hauptstaatsarchiv NRW	Beitrag: „120 Jahre Evangelischer Kirchenchor Hösel“ Elke Klapdohr, Privatbesitz
Beitrag: „Ratingen nach dem Ersten Weltkrieg“ Stadtarchiv Ratingen, Manfred Buer	Beitrag: „40 Jahre Kantorei Lintorf-Angermund“ Eldor Koreneef, Festschrift zum 30-jährigen Bestehen der Kantorei
Beitrag: „Lebenserinnerungen“ Peter Tieves, Familie Schwaab, Manfred Buer	Beitrag: „Der Schulgarten der evangelischen Schule in Lintorf“ Manfred Buer, Privatbesitz
Beitrag: „Soziale Not zwischen den beiden Weltkriegen“ Rudolf Rickes, Stadtarchiv Ratingen	Beitrag: „Martha Gelbhardt“ Familienbesitz
Beitrag: „J.G. Brügelmann – Größter Dieb oder anerkannter Unternehmer?“ Rheinische Post, Rosemarie Roßberg, Landschaftsverband Rheinland, Die erste Fabrik – Ratingen Cromford, Köln 1996	Beiträge: „Ein Volksschüler aus dem Angerland“ und „Verwaltungslehrling im Amt Angerland“ Joachim Zeletzki, Archiv des VLH
Beitrag: „Baumwollspinnereien – Parallelen“ Ewald Dietz	Beitrag: „40 Jahre St. Georg Corps“ Archiv des St. Georg Corps, Privatbesitz
Beitrag: „Leute machen Kleider (Martin Schmidt)“ Rheinisches Industriemuseum Euskirchen	Beitrag: „Aus der Geschichte des Lintorfer Fußballsports“ Archiv des VLH
Beitrag: „Leute machen Kleider (Katja Stromberg)“ Rheinisches Industriemuseum Cromford, Zeitschrift „Vogue“ 2/84, Hiltrud Hoffmann, Martha Brückersteinkuhl	Beitrag: „Rot-Weiß Lintorf 75 Jahre“ Peter Mentzen, Archiv Rot-Weiß Lintorf
Beitrag: „Ein strahlender Sommer und viel Kultur“ Manfred Haufs, Manfred Buer, Archiv des VLH	Beitrag: „Auch Ratingen hat eine Reeperbahn“ Familienbesitz
Beitrag: „Farbe als ästhetisch-sinnliches Phänomen“ Erika Maria Riemer-Sartory	Beitrag: „100 Jahre Angertalbahn“ Archiv Bernd Bastisch
Beitrag: „Schalom. Jüdischer Kulturverein Ratingen“ Rita-Maria Habermann	Beitrag: „50 Jahre Rheinbahn-Betriebshof“ Rheinbahn AG, Ewald Dietz
Beitrag: „Marktplatz 12“ Stadtarchiv Ratingen, Hans Müskens	Beitrag: „Tünkers – Ein Ratinger Maschinenbauunternehmen“ Firmenarchiv
Beitrag: „Wie ein Paradies“ Zeichnungen aus: Lange/Strauß/Dobers „Biologie“, Bd. 1, Schroedel-Verlag 1967. Garms „Pflanzen und Tiere Europas“, dtv 1969	Beitrag: „30 Jahre Rechenzentrum an der Rehhecke“ Vodafone Information Systems, Archiv des VLH
Beitrag: „Kurt Ehrkamp wurde 95“ Familie Ehrkamp, Manfred Buer	Beitrag: „Bemerkenswerte archäologische Funde“ Thomas van Lohuizen
Beitrag: „Meine Erinnerungen an die Kriegsjahre in Lintorf“ Archiv des VLH, Werner Frohnhoff, Manfred Buer	Beitrag: „Lintorfer Erzbergwerke“ Archiv des VLH, Michael Lumer
	Beitrag: „In eigener Sache“ Manfred Buer, Privatbesitz
	Beitrag: „Laudatio zur Verleihung des Rheinlandtalers“ Ewald Dietz
	Beitrag: „Christus ist geboren“ Hans Müskens



**EIN BLICK IN IHRE ZUKUNFT. MIT
DER SPARKASSEN-PRIVATVORSORGE.**



Sparkasse

HILDEN • RATINGEN • VELBERT

Mit unserer privaten Altersvorsorge können Sie der Zukunft unbeschwert entgegensehen. Und sich dank Ihres individuellen Vorsorgeplans auf starke Renditen für das Alter freuen. Mehr Informationen in Ihrer Sparkassen-Geschäftsstelle oder unter www.sparkasse-hrv.de